Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

THE NEW YORK
PUBLI
ASTOR, LENOX A
TILDEN FOUNDATIONS.

KAYAK

Travels

Erdumsegelung

der

Königl. Schwedischen Fregatte Eugenie.

In den Jahren 1851 bis 1853

ausgeführt unter dem

Befehl des Commandeur-Capitains C. A. Virgin

Behufs

Anknüpfung politischer und commercieller Beziehung und wissenschaftlicher Beobachtungen und Entdeckungen.

Nach

der amtlichen von O. Hoginan redigirten Ausgabe

übersezt von

Anton von Etzel.

Mit 7 Bildern in Farbendruck, Karten, Plänen u. vielen in den Text gedruckten Holzschnitten.

Erster Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Otto Janke.

OTTO JANKE

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Vorrede.

Durch den großartigen Erfolg des in Stockholm bei Adolf Bonnier erschienenen Werkes: Fregatten Eugenies Resa omkring jorden, åren 1851—1853, under befäl af C. A. Virgin. Redigerad och utgifven af C. Skogman, auf dasselbe aufmerksam gemacht, wandte sich der Verleger, Herr Otto Janke, an den Unterzeichneten um eine Uebertragung desselben in die deutsche Sprache. Vor Uebernahme der Arbeit stellte derselbe eine genaue Vergleichung des Originales mit dem inzwischen erschienenen Berichte über dieselbe Reise, in dem Verlage der Carl B. Lorck'schen Hausbibliothek, an, die den Titel trägt: „Eine Weltumsegelung mit der schwedischen Kriegsfregatte Eugenie von R. J. Anderssson." — Es stellte sich sogleich heraus, daß diese Arbeit des Botanikers der Expedition, sowohl im schwedischen Originale, als auch in der deutschen Uebersetzung einen völlig anderen Zweck, als die vorliegende Arbeit hat, und in Folge dessen auch etwas vollkommen Anderes ist. Das Anderssson'sche Werk geht lediglich darauf hinaus in einer leichten, anmuthigen Lectüre die individuellen Ansichten, Auffassungen und Erlebnisse dem großen Publikum zur Kenntniß zu bringen; der Skogman'schen Herausgabe der Reiseberichte verschiedener Offiziere der Königlichen Fregatte, so wie der amtlichen Rapporte während der Zeit der Expedition, liegt aber eine höhere Absicht zum Grunde, nämlich die, aus den gesammelten, nautischen Erfahrungen und gewissenhaften Beobachtungen, so wie aus den gesammelten Details über die handelspolitischen und merkantilischen

Verhältnisse der besuchten und auf der Fahrt von der Fregatte berührten Länder zum Allgemeingut zu machen. In diesem sind daher die reichhaltigen Facta die Hauptsache, während die individuelle Anschauung des Darstellers mehr in den Hintergrund tritt. —

Was die Uebersetzung betrifft, so entging dem Veranstalter derselben keineswegs eine gewisse Schwerfälligkeit, und ein Mangel an Einheit des Styles, wohl herbeigeführt durch den Umstand, daß der Autor als Basis seiner Arbeit, die Berichte verschiedener Personen zu verschmelzen und mit einander in Einklang zu bringen hatte, bei gewissenhafter Erwägung der Frage aber: ob ein derartiges Werk, das seinen höheren Werth in der Reichhaltigkeit und Neuheit seines factischen Inhaltes hat, um einer leichteren stylistischen Flüssigkeit halber umgestaltet werden dürfe, entschloß sich der Unterzeichnete gegen diese Ansicht, und blieb bei einer getreuen Uebersetzung des Originales stehen, in der Ueberzeugung, daß das Publikum derartiger Werke in dieser Ansicht ihm beipflichten wird.

Mit seltener Liberalität von dem Herrn Verleger ausgestattet, wird vielleicht ohnehin durch seine künstlerisch ausgeführten und interessanten Beilagen dem Buche auch ein Eingang in größere Kreise gesichert sein. Mannigfache, oft sogar das leichte Verständniß störende Druckfehler sind durch Abwesenheit des Uebersetzers zur Zeit und vom Orte des Druckes gütigst zu entschuldigen.

Berlin, den 1. November 1855.

Anton von Etzel.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

I. Ausrüstung 1

Anordnungen an Bord. — Befehl und Besatzung. — Wissenschaftliche Mitglieder der Expedition. — Proviantirung. — Chronometer.

II. Fahrt von Carlskrona nach Portsmouth und Aufenthalt daselbst 7

Musterung. — Abfahrt. — Aufenthalt in Kopenhagen. — Sturm in der Nordsee. — Ankunft in Farsund. — Abfahrt von dort. — Vögel an Bord. — Ankunft in Portsmouth. — Werften, Schiffe im Bau, Maschinen, Holzvorräthe ꝛc. — Abnehmende Bewegung. — Proviant-Einkauf. — Instrumente aus London und Paris.

III. Fahrt von Portsmouth nach Madeira. Madeira. Fahrt nach Rio de Janeiro und Aufenthalt daselbst 15

Abfahrt. — Kühle. — Günstiger Wind. — Strömung nach Südost. — Porto Santo und Madeira in Sicht. — Lage. — Desertas. — Ankunft in Funchal. — Landungsart. — Gassen und Häuser. — Fuhrwerk. — Ausflüchte, Pferde, Kleidertracht, Berge, Regenströme, Krankheiten, Klöster, künstliche Blumen, Weine, Volksmenge, Abwurf des Handels. — Abfahrt von Madeira. — Die Corvette Lagerbjelke außer Sicht. — San Antonio. — Passirung der Linie, Maury. — Feuchtes Wetter, Ankunft in Rio. — Kriegsfahrzeug im Hafen. — Ankunft der Corvette. — Trübselige und unangenehme Beschaffenheit der Stadt. — Botafogo. — Der botanische Garten. — Die Sclavenbevölkerung. — Paço do Largo. — Rua Direita. — Gelbes Fieber. — Naturalien u. künstliche Blumen. — Wege, Handel u. Bewegung — Staatsverfassung, der Kaiser, Besteuerung, Kriegsheer und Flotte. — Aufruhr in Rio Grande, Paulistas. — Politische Stellung des Landes. — Klima. — Mißgeschick mit den magnetischen Instrumenten.

IV. Fahrt zum La-Plata-Strome und Aufenthalt in Montevideo und Buenos Ayres 40

Seite

Abfahrt. — Wechselnde Winde. — Meeresvögel. — Ankunft in Montevideo. — Fahrzeuge auf der Rhede. — Capitain Werngren. — Pamperos. — Landung. — Straßen und Bauart. — Bevölkerung. — Ausflucht um die Stadt herum, Lazo, Viehjagd. — Ball. — Pamperos und Gewitter. — Fahrt nach Buenos Ayres. — Ankunft daselbst. — Landungsart. — Alamedan. — Straßen, Bauart und Kirchen. — Clubbs und Hôtels. — Bevölkerung. — Sclaven. — Standpunkt der Sittlichkeit. — Kleidung, Promenaden, Palermo, Baracas. — Schlächtereien, Mataderos und Saladeros, Magazine. — Viehzucht. — Schaafzucht. — Pferde und Rindviehpreise. — Reitzeug. — Acker- und Gartenbau. — Industrie. — Klima, Pamperos, Gewitter, Sturzregen. — Wild und Jagd. — Das politische Verhältniß, Rosas, die Emancipation, Föderale und Unitarier. — Rosas Jugend und erstes Auftreten, Lavalle, Quiroga, Krieg gegen die Indianer 1832—1833, Lavalle und La Madrids Fall, Krieg gegen die Banda Oriental, Oribe, Urquiza, Grausamkeiten, Erfolg. — Fahrt nach Colonia und Montevideo. — Abschied vom La-Plata-Strome.

V. Fahrt von Montevideo durch den Magalhaens-Sund nach Valparaiso 102

Wechselnde Winde. — Die Patagonische Küste, Guanolager. — Verschiedene Wege. — Cap Virgenes, Küste, Seevögel, Kelp, Sonnenuntergang. — Verschiedene Expeditionen in den Magalhaens-Sund, Sarmiento ꝛc. — Seehundsfang. — Karten dieser Fahrwasser. — Possessions-Bay, Seelöwen, Guanakos. — Unglücksfälle. — First Narrow. — Second Narrow. — Magdalenen-Insel, Vögel, Kelp. — Veränderung im Aussehen der Ufer. — Begegnung mit dem Dampfschiffe Virago. — Ankunft in Port Famine. — Dessen Klima und Lage, Wälder, Sedger Strom, Wild, chilensische Colonieen, Meuterei der dorthin deportirten Verbrecher. — Abfahrt von Port Famine. — St. Niclas-Bucht, Fallschauer, Jagd. — Cap Froward. — Woods Bay. — Schöne Aussichten, Wale. — Yorks Rhede und Bachelor-Fluß. — Borja-Bucht, guter Wind, Schwierigkeit unter Segel zu kommen. — Wüste Ufer. — Eisberge, Eintritt in's stille Meer. — Bewohner der Ufer des Magalhaens-Sundes, Missionäre unter ihnen. — Gardiner. — Betrachtungen über die Fahrt im Sunde. — Ansicht der chilensischen Küste, Strömung. — Ankunft in Valparaiso.

VI. Aufenthalt in Valparaiso, Fahrt nach Callao und Aufenthalt daselbst 144

Fahrzeuge auf der Rhede. — Aussehen des Landes Aconcagua. — Lage der Stadt, Berge, Treppen, Straßen, Gebäude, Almendral. — Theater. — Wege, Karren, Art zu fahren. — Chiles Klima, Wind, Staub. — Bevölkerung, Umgang, Ausländer. — Gesellschaftliches Benehmen, Stellung des Landvolkes, Präsident, Aufruhr, Kriegsmacht, Producte und Handel, Rindvieh und Pferde. — Bergbau. — Bälle und Vergnügungen. — Abfahrt. — Peruanische Küste, Chinchas Inseln, Guano. — Ankunft in Callao. — Die Stadt und ihre Bevöl-

Seite

lerung, Festung, Eisenbahn. — Lima, Bauart, Straßen, Gallinazos, Rimac, Promenaden, Bad. — Bevölkerung, Damen, Kleidung, gemischte Raçen, Umgang. — Kirchen, Spiel, Straßenräuber. — Klima und Producte Perus, Bergwerke, Handel mit China. — Flores Expedition. — Abfahrt.

VII. Fahrt nach Puná und Aufenthalt daselbst. Fahrt nach Panamá und Aufenthalt dort und bei den Perlinseln . . 183

Rothes Wasser. — Stromversetzung. — Lobos-Inseln. — Aussehen der Küste. — Payta. — Santa Clara. — Veränderung im Aussehen des Landes. — Walfischfang. — George Howland. — Ankunft in Puná. — Hinrichtung der Räuber. — Dorf Puná, Häuser, Wälder, Jagd, Vögel, Kaymane. — Fahrwasser nach Guayaquil. — Klima. — Flores. — Tod des Proviant-Verwalters Bagge. — Abfahrt. — Begegnung mit dem Geschwader Flores, sein Schreiben an den Chef der Eugenie. — Isla de la Plata. — Stille Freitag. — Cap Corrientes. — Perl-Archipelagus. — Ankunft in Panamá. — Naos, Seevögel, Fische. — Auswanderung nach Californien. — Handel. — Fahrt zu den Perlinseln, Regenwetter, Wasserfüllung, Perlfische, Wild, Jagd. — Bemerkungen über die Fahrt in diesen Fahrwassern.

VIII. Fahrt nach den Galapagos-Inseln. Aufenthalt daselbst und Fahrt nach Honolulu 218

Abfahrt. — Regenwetter. — Strömung nach Ost. — Galapagos-Inseln in Sicht. — Stephans-Bay. — Kicker Rock. — Chatham-Insel. — Landung, Lavaklippen, Krabben. — Einwohner, ihre Freude über Gefangennahme der Räuber. — Schwierigkeit der Wanderung, Vögel, Eidechsen, Seehunde, Schildkröten. — Fahrt zur Charles-Insel, Landung. — Ein entlaufener Matrose. — Floriana, Gebäude, Quelle, Saddle Hill. — Vieh, Jagd. — Paddys Abentheuer. — Fahrt zur James-Insel. — Boots-Expedition nach den Albemarle- und Indefatigable-Inseln. — Lavafelder. — Seehunde, Eidechsen, Vögel, ihre geringe Scheuheit. — Klima der Inseln. — Walfischfang. — Commodore Porter. — Abfahrt. — Strömung nach Osten. Widrige Winde. — Nordostpassat. — Ankunft in Honolulu. — Der Tod des Bootsmannes Broms.

IX. Honolulu 244

Ein hawaiischer Offizier an Bord. — Kanots. — Einlegung in den Hafen. Seine Beschaffenheit. — Aussehen der Insel von der Seeseite. — Landung, badende Jugend, Markt, sonderbare Trachten, Festung. — Straßen und Bauart, Kirchen, Wege, Bäume, Pflanzen, Vieh. — Salzsee Alia-paakai. — Salzlagunen. — Nuuanu-Thal, Pali. — Bevölkerung, Kleidung, Wohnsitze, Hausgeräth, Nahrung. — Lebensmittel und ihre Preise. — Pferde. — Abendgesellschaft bei Mr. Allen, Notabilitäten, Damen. — Audienz beim König Kamehameha. — Königlicher Besuch an Bord. — Abschied von Honolulu. — Entdeckung der hawaiischen Inseln. — Abnahme der Bevölkerung. —

Seite

Allgemeine Charakterzüge des hawaiischen Volkes. — Schulen. — Geographische Lage der Inseln, Größe, Höhe, Klima und Naturerzeugnisse. — Aeltere Traditionen und gesellschaftliches Leben, Häuptlinge, Religion, Tabu, Kindermord, Cooks Ankunft, Kamehameha, John Young, Liloliho, Ankunft der amerikanischen Missionäre, Einführung des Christenthumes, Kamehameha III., katholische Missionäre, Zwiste mit England und Frankreich, Lord George Paulet, die Missionäre im Allgemeinen, Aufhebung des Bodenmonopoles, Hindernisse für die Zunahme des Ackerbaues. — Walfischfang.

Als Kunst-Beilagen sind dem Werke beigegeben:

A. Geographische Karten.

Karte zum Nachweis der Hauptcourse am Schlusse.
Karte vom Magalhaens-Sund 102
Karte von den Galapagos-Inseln 218

B. Zeichnungen mit Farben-Buntdruck.

Mulattin in Rio de Janeiro 30
Soldat und Landleute in Buenos-Ayres 58
Der Dreispitzen-Berg (Magalhaens-Sund) 133
Yorks Rhede und die Mündung des Bachelor-Flusses 135
Aussicht bei Honolulu 248
Kanak in Honolulu 251
Frau von den hawaiischen Inseln 252

C. Zeichnungen mit Holzschnitt.

Botafago-Bucht 28
Chilenisches Fuhrwerk 148

I.

Die Ausrüstung.

Nachdem der schwedische Handel und die Frachtfahrt nach der Westküste von Amerika, nach Ostindien und China, eine solche Ausdehnung gewonnen hatte, daß auf den vornehmsten Handelsplätzen dieser Gegenden Consuln angestellt wurden, beschlossen Seine Königl. Majestät, daß im Herbste 1851 ein größeres Orlogsfahrzeug abgesendet werden sollte, theils um den Handel in diesen Fahrwassern zu schützen und zu sehen, wie die betreffenden Consuln ihre Obliegenheiten erfüllten, theils um Handelsvortheile für die Flaggen der vereinigten skandinavischen Reiche an solchen Plätzen herbeizuführen, an denen sie noch nicht aller der Vorzugsrechte genössen, welche den mehr begünstigten Nationen gestattet wurden.

Zu dieser Expedition wurde die Fregatte Eugenie von vierzig Kanonen ausersehen. Dieses Fahrzeug, erst sieben Jahre alt, und in völlig gutem Zustande, was den Rumpf betraf, wurde mit besonderer Sorgfalt auf den Werften von Karlskrona ausgerüstet. Es wurde ver-

fuchsweise am Steuerbord mit Avestad-Kupfer und am Backbord mit englischem Kupfer neu beschlagen, mit einem Theile neuer Wasserzisternen versehen, und überhaupt in vollständigen Schick gebracht. Ein neues Ruder wurde angefertigt und eingesetzt, und das alte, mit Fingerlingen festsitzende, wurde als Reserve in den Wasserraum hinabgelassen. Die zwei Bombenkanonen auf jeder Seite der Batterie, welche bei der Armirung der Fregatte eingehen, wurden auf das darüber eingereichte Ansuchen des Chefs durch dieselbe Anzahl Vierundzwanzigpfünder, die den übrigen Batteriekanonen glichen, ersetzt. Die dadurch leergewordenen Bombenkammern wurden zu Vorrathsräumen bestimmt. Auch von der Deckarmirung wurden vier Kanonen auf den Werften zurückgelassen. Ein neues Gangspill von verbesserter Konstruktion wurde unter der Leitung des Lieutenant Sasse angefertigt und eingesetzt. Es zeigte sich während der Reise als sehr zweckentsprechend. Der Pflichtanker wurde im Voraus mit Aufbugten von Ketten von dreißig Faden Länge versehen.

Durch Allergnädigstes Schreiben hatten Seine Königliche Majestät die Aufmerksamkeit der Königlichen Akademie der Wissenschaften auf die beabsichtigte Expedition gerichtet, und die Vorschläge derselben zu einer Benutzung der günstigen Gelegenheit verlangt, welche dadurch für die Veranstaltung aller Arten Beobachtungen und zur Vermehrung der naturhistorischen Sammlungen der Akademie geboten wurde. Der von der Akademie hierauf eingereichte Vorschlag wurde am 25. Juli von Seiner Königlichen Majestät in Gnaden bewilligt. Um für die dadurch vermehrte Anzahl Personen, deren Stellung und Beschäftigung es erforderte, daß sie eigene Hütten erhielten, Raum zu beschaffen, wurden auf jeder Seite der Batterie, unmittelbar vor dem Kajüttenverschlage, zwei dergleichen errichtet. Die dort befindlichen Kanonen wurden auf dem Deck unter den Pforten niedergelegt und festgesorrt*) und ihre Lavetten in dem Raume untergebracht, wodurch diese vier Hütten sehr geräumig wurden und überdies gutes Licht durch die mit Fenstern versehenen Kanonenluken erhielten. Die weggenommenen Kanonen waren außerhalb des Bords durch Holzstücke ersetzt, die dem entsprechenden Theile der wirklichen Kanonen völlig glichen, wodurch das gewöhnliche Aussehen wieder hergestellt wurde, ohne daß irgend eine Ungelegenheit dadurch entstand.

Zur Besatzung diente eine junge und frische Mannschaft, deren größerer Theil das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Der Wunsch, an der Expedition Theil nehmen zu dürfen, war unter der Mannschaft der Flotte so lebhaft, daß die meisten Compagniechefs mit Gesuchen um Zulassung überhäuft wurden, und dieser Umstand dürfte

*) Festsorren, eine seemännische Art Dinge festzulegen. Uebersetzer.

in nicht geringem Maaße dazu beigetragen haben, den merkwürdig guten Gesundheitszustand zu erhalten, der, trotz des häufigen Klimawechsels, fast ununterbrochen während der ganzen Expedition gedauert hatte. Mit Ausnahme von verdorbenem Proviant, trägt vielleicht Nichts so sehr zu den meisten an Bord vorkommenden Krankheiten bei, als Heimweh und Niedergeschlagenheit.

Den Oberbefehl der Fregatte hatten folgende Personen:

Der Commandeur-Capitain C. A. Virgin (als Chef),
- Capitain-Lieutenant J. B. Klemann (als Sekondechef),
- Premier-Lieutenant O. Trägord,
- - - C. A. Snndin,
- - - Graf C. R. Cronstedt,
- - - C. Skogmann, mit der besonderen Obliegenheit die nautisch-astronomischen Beobachtungen zu verrichten, und nach dem Auftrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften die physikalischen zu unterstützen;
- Sekonde-Lieutenant A. Fries,
- - - N. A. Fischerström,
- - - E. B. Theorell,
- - - K. O. M. Rahm (zum Exercitium),
- - - Freiherr C. A. Falkenberg (desgleichen),
- Oberarzt J. G. Kinberg M. D. und C. M. (Zoolog der Expedition, im Auftrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften),
- Unterarzt M. Cornell, M. C.,
- = E. Ekströmer, M. C.,
- Expeditions-Prediger S. B. Pontén, P. M.,
- Proviant-Verwalter F. A. Bagge (Buchhalter beim Werft-Comtoir),
- Kanzlei-Chef C. E. Virgin (Sekonde-Lieutenant bei Sr. Königl. M. Flotte).

Zum Botaniker der Expedition war von Seiten der Königl. Akademie der Wissenschaften der Dozent der Botanik an der Universität Upsala und Arzt an der neuen Elementarschule in Stockholm Magister N. J. Anderssson bestimmt worden.

Herr K. J. Johanssson hatte sich dem Auftrage unterzogen, die physikalischen Beobachtungen im Vereine mit dem Premier-Lieutenant Skogmann vorzunehmen.

Als Cadetten waren kommandirt:

A. Molander,
C. Petré,

• Freiherr O. G. Cederström,
A. H. Rundquist,
N. Adlercreutz,

von denen die vier ersten während des Laufes der Reise zu Sekonde-Lieutenants ernannt wurden.

Den Unterbefehl hatten folgende Personen:

Ober-Steuermann C. F. Bergstrand,
Flaggen-Constapel C. G. Lagermann,
Flaggen-Schiffer A. W. Bergenstjerna,
Schiffs-Ober-Zimmermann W. Bergström,
Fahnenjunker des Marine-Regiments O. Jansson,
Ober-Steuermann C. J. Söderberg,
Unter-Steuermann J. P. Bäckström
- - N. L. Frick,
Ober-Constapel C. W. Lindquist,
- - A. Carlsstedt,
- - O. Offermann,
Unter-Constapel C. R. Dahlström,
- - G. O. Enebuske,
- - C. C. Ekmann,
- - J. E. Lindahl,
Unter-Schiffer C. F. Carlsson,
- - G. A. Agge,
- - C. M. Lomann,
- - W. E. Tingberg,

Vom Handwerker-Stande waren ein Segelmacher, ein Tonnenbinder, drei Zimmerleute und ein Schmid commandirt.

Die Mannschaft der Fregatte war aus folgender Anzahl Leute zusammengesetzt:

Marine-Soldaten	25	Mann,
Matrosen	18	-
Jungmänner	18	-
Artillerie-Bootsmänner (3. Bleking. Comp.)	41	-
Bootsmänner: 6. Blek. Compagnie	65	Mann,
1. Södra Möre -	3	-
1. Ölands -	41	-
2. - -	42	-
1. Gottlands -	15	-
2. - -	12	-
	178	-

Transport	280	Mann,
Musikanten	7	-
Schiffsjungen	12	-
Handwerker	6	-
Summa	305	Mann.

Um der Mannschaft zuweilen eine nützliche Zerstreuung zu verschaffen, verlangte und erhielt der Chef die gnädige Erlaubniß, statt der entsprechenden Anzahl Bootsmänner, in der Musterrolle sechs Musikanten zur Besoldung und Kost an Bord aufführen zu dürfen, wie auch die Erlaubniß ertheilt wurde, unter der übrigen Besatzung sechs andere auszuwählen, die geneigt sein würden, sich mit den ersteren gegen eine kleine Soldzulage zu vereinigen. Der außerdem von der Krone bewilligte Sold und die Kost, in dem und für das Musikcorps noch erwachsenden Kosten sind aus den Privatmitteln des Chefs bestritten worden. Die Instrumente wurden aus dem Vorrathe der Flotte entnommen, aber ihre schlechte Beschaffenheit machte zum Theil den Ankauf neuer unumgänglich nöthig.

In der Absicht, die Mannschaft in den Stand zu setzen, ihre freien Stunden nützlich anwenden zu können, wurde eine kleine Bibliothek gebildet, die unter Aufsicht des Schiffspredigers Pontén gestellt wurde, und aus welcher zu gewissen Zeiten in der Woche nach Begehr Bücher verabreicht wurden.

Die Fregatte, in Begleitung der Corvette Lagerbjelke (unter dem Befehle des Capitain und Ritter C. E. Engelhardt), legte am 18. September von der Werfte aus. Die Corvette war beordert der Fregatte nach Rio de Janeiro und dem La Plataſtrome zu folgen, von wo sie wieder heimkehren und während der Rückfahrt verschiedene Orte in Brasilien und Westindien besuchen sollte.

Die noch rückständigen Arbeiten wurden mit größter Thätigkeit betrieben. Die Fregatte erhielt aus den Flotten-Magazinen Proviant; er war, wie folgt, berechnet:

Speck, Fleisch und Tabak für 6 Monate;
Erbsen, Brod und Branntwein für 4 Monate;
Häring, Butter und Grütze für 2 Monate.

An Pulver wurden 202 Centner an Bord genommen, wovon 40 in Fässern und die übrigen in Patronen gefüllt in wasserdichten Kästen niedergelegt waren. Alle Gegenstände zur sonstigen Ausrüstung wurden auf sechs Monate aus den Werftmagazinen entnommen.

Die Barkasse und die zwölfrudrige Schaluppe der Fregatte wurden gekupfert, um nicht bei dem möglicherweise nöthigen, längern Liegen in

der See durch Würmer beschädigt zu werden. Diese beiden Boote waren von ausgezeichneter Beschaffenheit und die Schaluppe ein guter Segler, eine Eigenschaft von nicht unbedeutender Wichtigkeit auf langwierigen Seereisen, da man oft in Häfen zu liegen kommen kann, von denen man noch weit bis zum Lande hat. Die beiden zehnrudrigen Lorings-Boote (Windvierings-Boote) zeigten sich auch während der Reise als gut und passend. Wie es gewöhnlich geschieht, wurden zu der Ausrüstung nicht die eignen Boote des Fahrzeugs benutzt, sondern Schlepp-Boote, die von der Werftverwaltung geliehen wurden.

Wir haben nun das Hauptsächlichste in Betreff der Ausrüstung der Fregatte Eugenie angedeutet. Ein näheres Daraufeingehen kann für das größere Publikum von keinem besonderen Interesse sein, und dem Manne vom Fache steht der Weg offen, darüber eine weit vollständigere Kenntniß zu erlangen, als uns die Grenzen dieser Arbeit zu geben erlauben. Indessen glauben wir behaupten zu dürfen, daß bisher noch kein schwedisches Kriegsfahrzeug das Vaterland mit einer größeren Sorgfalt und vollständiger ausgerüstet verlassen hat, als die Fregatte Eugenie.

Am 25. September wurden die beiden, den Fregatten zuertheilten Chronometer an Bord genommen. Der eine war von Urban Jürgensen in Kopenhagen (No. 39.), der andere von Söderberg in Stockholm (No. 293.). Ihr Gang war schon im Voraus untersucht worden, und wurde noch genauer bestimmt, nachdem sie an Bord gebracht waren. Sie wurden in einer, in dem allgemeinen Raume, hinter dem Maste befindlichen Kiste placirt, worin sie auf einer zuverlässigen Unterlage festgeschraubt wurden, zwischen welcher und dem äußeren zugesteckten Deckel der Kiste eine zolldicke Scheibe von Filz gelegt war, um die möglichen Erschütterungen dadurch zu mildern. Wir werden am Schlusse der Reise uns auch über den Gang und die Beschaffenheit der Uhren äußern. Sie waren beide schon früher benutzt worden. Eine neue war in England bestellt und sollte uns in Portsmouth zugehen.

II.

Fahrt von Karlskrona nach Portsmouth und Aufenthalt daselbst.

1851. Sept. 30. bis Nov. 4.

Am 30. September um 10 Uhr Vormittags kam der Contre-Admiral Freiherr Nordenskjöld, kommandirender Admiral in Karlskrona, an Bord, um die Besatzung der Fregatte zu mustern. Nachdem die Musterung geschehen war, äußerte der Freiherr Nordenskjöld noch einige freundliche Abschiedsworte zu dem Chef, den Offizieren und der Mannschaft der Fregatte, indem er ihnen alles Glück und Wohlergehen wünschte. Sobald er sich von Bord wegbegeben und den gebührenden Gruß empfangen hatte, wurden: „alle Mann auf Deck" und „unter Segel gehen" gepfiffen, und die Dampfkorvette Thor, welche schon früher geheizt war und zum Bugsiren in Bereitschaft lag, legte sich vor das Bugsirtau, und um 2 Uhr Nachmittags befand sich die Eugenie auf dem Wege zur See. Die Corvette, deren Besatzung vom Contre-Admiral Krusenstjerna gemustert wurde, ward durch das Dampffahrzeug Balder ausbugsirt.

Der Wind kam aus Südsüdwest und war ganz schwach; bald auch legte er sich gänzlich, und um 7 Uhr Nachmittags ankerten wir zwischen der Festung Kungsholm und den Außenklippen. Am folgenden Morgen um 6½ Uhr lichteten wir die Anker wieder mit einer leichten Briese aus Südsüdost, die sich sodann des Vormittags etwas steifte und sich mehr nach Osten zog. Die Corvette, welche innerhalb der Rhede geankert hatte, wurde vom Thor herausbugsirt und folgte im Kielwasser der Eugenie. Die gute Gelegenheit, schnell aus der Ostsee herauszukommen, wurde nicht versäumt, sondern alle Segel, welche nutzen konnten, beigesetzt, und obschon der Wind am Abend bedeutend nachließ, bekamen wir doch schon in der Nacht die Feuer von Falsterbo und Stevens Klint zu sehen, und am 2. Oktober 10 Uhr Vormittags ankerte die Fregatte auf der Rhede von Kopenhagen. Unsere Begleiterin, die Corvette Lagerbjelke, langte ziemlich

gleichzeitig mit der Eugenie an. Die beiden Fahrzeuge blieben bis zum 4. Morgens 5½ Uhr auf der Rhede liegen, wo sie dann unter Segel gingen und von Dampfbooten in's Schlepptau genommen wurden. Außer einigen geringeren Proviant-Artikeln wurden in Kopenhagen verschiedene Kleidungsstücke für die Besatzung erhandelt, da sie dort theils zu billigeren Preisen, theils von besserer Beschaffenheit, als in Schweden erhalten werden konnten, wie auch einige von Berlin bestellte astronomische Instrumente uns in dieser Stadt eingehändigt wurden.

Zur Mittagszeit den 4. waren wir gerade über von Helsingborg, wohin ein Boot gesendet wurde, um nach Briefschaften und dergleichen zu fragen. Der Wind, welcher bisher aus Nordnordost gekommen war, wendete sich nun nach Osten, weßhalb das Dampfboot uns losließ. Kurz darauf zog sich der Wind nach Südost und Süd herum mit einer guten Briese; gegen Morgen am 5. wurde Skagen passirt, und am Mittage desselben Tages wurde Hirshals auf Jütland in Südwest zum Süd gepeilt. Der bisher günstige südliche Wind wurde nun, da unser Cours rein südwärts war, Gegenwind, und setzte sich bald auf Südwest fest; am Abend war ein Hof um den Mond, ein ziemlich zuverlässiger Bote, daß regniges und windiges Wetter eintreten würde. Am 6. verstärkte sich der Wind von Südwest mit Regenschauern, am Vormittage den 7. blies er schon hart, und um 2 Uhr Nachmittags lag die Fregatte unter dreigerefftem Großmarssegel und Sturmstagsegel. Die See ging ganz hoch und schwer, und heftige Regenschauer ergossen sich zuweilen. Die vielen Kisten, Laden 2c., mit denen die Batterie angefüllt war, bedurften häufigen Nachsehens, um nicht durch den Seegang in Bewegung gebracht zu werden, und durch die undichten Kanonenpforten kam sehr viel Wasser in die Batterie, so daß die vier darin befindlichen Hütten dadurch gänzlich unbewohnbar wurden. Die schmutzigen Kojen oder Hängematten waren abgenommen um gewaschen zu werden, was jedoch in Folge des Wetters hatte aufgeschoben werden müssen, woher sie nun in der Batterie lagen. Ein Theil derselben war nach der Seeseite zu herabgefallen und hatte dadurch ein Paar von den sogenannten „Speigatten," durch welche das Wasser aus der Batterie abfließt, verstopft. Dies führte eine Zeit lang eine wirkliche Ueberschwemmung herbei, deren Ursache im Finstern nicht gleich entdeckt, aber später leicht beseitigt werden konnte.

Indem wir am Abend, als sich der Wind soweit beruhigt hatte, daß das Marssegel mit drei Refs eingesetzt wurde, die Wendung vor den Wind ausführten, brach die Begine-Raae. Dieser Verlust hätte zwar aus den an Bord befindlichen Reservestücken ersetzt werden können, um aber nicht gleich im Anfange dieselben angreifen zu müssen, und um gleichzeitig einen Theil kleiner Aenderungen und Reparaturen an den Batteriepforten 2c.

vorzunehmen, wurde am 8. um 8½ Uhr auf Farsund zu gehalten. Der Wind fuhr fort aus der Südwestecke mit scharfen Stößen zu blasen, und bald wurde die hohe, klippige, nordische Küste sichtbar. Gegen 4 Uhr Nachmittags kam ein Lootsenboot in Sicht, und um ½5 Uhr hatte es uns erreicht. Der schwere Seegang machte es für das Boot gefährlich bei der Fregatte anzulegen; ein Tauende wurde deßhalb an Bord desselben geworfen, der Lootse befestigte es sich um seinen Leib, sprang damit in die See und wurde so an Bord der Fregatte gehisst. Um 5½ Uhr fuhren wir in die Klippen ein, die die enge Einfahrt nach Farsund bildeten, und ankerten gleich darauf in der äußeren Bucht. Der erwähnte Lootse stand die ganze Zeit über sehr ruhig in seiner nassen Kleidung da.

Früh am Morgen des folgenden Tages, den 9., wurde ein Offizier und der Schiffs-Ober-Zimmermann nach Farsund gesendet, um eine zur Beginraae passende Stenge zur erhandeln. Sie kamen später am Tage mit einer solchen zurück, worauf die Zimmerleute mit dem Zuhauen derselben sogleich in Thätigkeit gesetzt wurden. Zur Mittagszeit kam die Corvette Lagerbjelke an, welche während des Sturmes die Fregatte aus dem Gesichte verloren, aber auf die Küste losgehalten und von dem Lootsen Nachricht bekommen hatte, wohin die Eugenie gegangen sei. Ein Jeder suchte nun auf die beste Art seine durchnäßten Kleidungsstücke trocken zu bekommen, und verschiedene, auf die Batterie gestellte Effekten, der wissenschaftlichen Fakultät angehörig, wurden an Orten untergebracht, wo sie weniger der Gefahr ausgesetzt waren, vom Unwetter Schaden zu nehmen. Einzelne kleine Ausflüge in der Umgegend wurden in den ledigen Stunden von den Offizieren unternommen, und der Zoolog und der Botaniker der Expedition fingen schon hier ihre Sammlungen an. Die Scheeren dieser Gegend sind zwar nicht hübsch, aber die Berge haben oft kühne Formen, und man findet zwischen denselben ganz liebliche Stellen. Die Entlegenheit der Stadt legte dem häufigeren Besuche derselben ein Hinderniß in den Weg, aber die Einwohnerschaft hatte die Artigkeit, sowohl die Offiziere, als die Cadetten des Fahrzeuges zu einem Balle einzuladen, der auch von Allen, deren Gegenwart an Bord nicht durch die Nothwendigkeit bedingt wurde, besucht war.

Das Wetter war während des Aufenthalts hierselbst sehr abwechselnd, Regen und Sonnenschein folgten sich oft mehrere Male an einem Tage. Der Wind war eben so ungleich, was die Stärke betrifft, aber seine Richtung hielt sich ziemlich fest zwischen West und Südwest, und die Lootsen behaupteten, daß er sich in der See auch auf diesem Striche hielte, wenn er selbst in der Bucht Nordwestlich wäre. Dies machte, daß wir erst am 17. um 1½ Uhr Nachmittags unter Segel gingen. Der Wind kam aus Westnordwest und blieb mit schönem Wetter bis zum

Vormittage des folgenden Tages so, wo er sich wieder nach Südwest zog und mit Regen und einzelnen Stößen verband. Am 14. blies er bald aus Südost, bald aus Südwest, und schönes Wetter wechselte mit starken Regenschauern. Am 20. zog sich der Wind nach Nordost und hielt sich sodann zwischen diesem Striche und Südost mit schwacher Briese, dickem und nebligem Wetter bis zum 23. inbegriffen, wo wir um 1 Uhr Vormittags das Feuerschiff von Dwers zu Gesicht bekamen. Am 22. hatten wir Besuch an Bord, und zwar von einer zahlreichen Gesellschaft von Vögeln von verschiedenen Arten, darunter Krähen, Drosseln, Staare, Buchfinken u. d., es wurden viele von ihnen gefangen. Den 24. am Morgen bekamen wir die englische Küste in Sicht, das Wetter war schön und der Wind Südsüdost mit mäßiger Briese, der Thermometer zeigte 14 bis 15°. Zur Mittagszeit waren wir Dover gegenüber, das Fahrwasser wimmelte von Seglern, großen und kleinen, die ausgingen oder einkamen, und Albions weiße Klippen und grüne Felder boten ein einnehmendes Schauspiel dar. Zur Mitternachtszeit mußten wir die Segel vermindern, um nicht während der Dämmerung vor der Einfahrt nach Portsmouth vorüber zu segeln. Am 25. um ½8 Uhr Morgens erhielten wir von St. Helens Lootsen an Bord und segelten aus der Vertonnung nach Spithead, der Rede von Portsmouth.

Die Corvette war am 20. nach Farsund zurückgekehrt und segelte am 22. wieder von dort ab. Der gute Wind, der erst an dem letzten Tage frisch blies, hatte denn auch die Corvette den ganzen Weg mit guter Fahrt geführt, und sie langte am Abend desselben Tages, an welchem wir am Morgen eingetroffen waren, an.

Portsmouth ist eigentlich nur der Name eines Theils der Stadt, welche collectiv so benannt wird; die anderen heißen Portsea und Gosport. In Portsea sind die Etablissements für die Flotte, die größten von allen in England, sowohl was die Vorräthe, die Werkstätten, als auch die aufgelegten Fahrzeuge betrifft. Auch Neubauten werden hier in bedeutender Zahl vorgenommen, und der Fremdling staunt, wenn er sieht, in welchem Maaßstabe hier Alles betrieben wird.

Die Offiziere der Fregatte erhielten von der Admiralität in London die Erlaubniß alle Anlagen zu besehen. Eine detaillirte Beschreibung derselben kann ebenso wenig in dieser Arbeit Platz finden, als sie nach einer, an einem Tage gemachten flüchtigen Betrachtung der vielen ungleichen Gegenstände geliefert werden könnte, die überdies so verschiedenartige Detailstudien verlangen, als sie mannigfacher Art sind, so daß sie kaum innerhalb der Grenze des Fassungsvermögens eines einzigen Individuums liegen. Wir beschränken uns daher auf einige allgemeine Anmerkungen.

Das, was sogleich bei dem Eintritt in einer englischen Orlogs-

werfte*) Ueberraſchung erregt, iſt die gänzliche Abweſenheit eines eigentlich militairiſchen Perſonals und einer Bewachung. Außer dem Oberintendanten der Werfte, der jederzeit ein höherer Offizier iſt, welcher auf drei Jahre, oder um dieſe Zeit herum, eingeſetzt iſt, und ſeine Flagge auf dem Wachtſchiff aufgehißt hat, und ſeinem Flaggenlieutenant, wird man auch nicht eine einzige Militairperſon angeſtellt finden, ſondern es geſchieht vielmehr Alles durch Civil-Werft-Beamte, und die Bewachung wird durch eine Abtheilung von Polizei-Conſtablern, neunzig Mann ſtark, verſehen**). Wir wagen die Ueberzeugung zu hegen, daß dem ohnerachtet der Dienſt auf den engliſchen Werften mit ſowohl ebenſo viel Eifer, als auch Genauigkeit betrieben und verſehen wird, als bei anderen Nationen, wollen jedoch deßhalb nicht behaupten, daß dieſe darum auch ſollten daſſelbe Syſtem annehmen können, ſelbſt in dem Falle, daß ſie es für tauglich hielten. In wie weit die Verrichtung des Werftdienſtes im Allgemeinen auf ein Offiziercorps wirkt oder nicht, iſt wohl nicht ſo leicht zu entſcheiden; aber wir können dem Glauben nicht entſagen, daß ein großer Theil der Dienſt-Verrichtungen, welche dem ſchwediſchen Seeoffizier durch das Reglement auferlegt ſind, von ſolcher Beſchaffenheit iſt, daß er keineswegs zu ſeiner Tauglichkeit, weder als Seemann, noch als Krieger zu beiträgt, wenn auch mangelhafte Geldquellen uns zur Beibehaltung des gegenwärtigen Syſtems zwingen.

Die vielen Linienſchiffe, welche in mehr oder weniger vorgeſchrittenem Bau ſtanden, gaben eine klare Widerlegung der in Schweden ſo oft ausgeſprochenen Behauptung, daß dergleichen im Auslande nicht mehr gebaut würden. Iſt in dieſer Beziehung ein Stillſtand eingetreten, ſo iſt er nicht etwa aus dem Zweifel verurſacht, ob überhaupt noch Linienſchiffe zu bauen, ſondern nur darüber, **wie** man dieſelben bauen ſolle. Man hat das Reſultat der zahlreichen Verſuche abgewartet, welche zur Erörterung dieſer Frage angeſtellt ſind, aber kaum war daſſelbe hervorgetreten, als auch ſchon die zur Seite gelegte Arbeit wieder aufgenommen wurde, und dies in einem Maaße, das alle ſchon vorher gekannten und angewendeten übertraf. Als einen Beweis hiervon dürfen wir nur auf die Manöver hindeuten, welche im verfloſſenen Sommer (1853) zu Spithead vor ſich gingen, und jede neue Liſte über die engliſche Flotte***) iſt in dieſer Beziehung vielleicht ein beſſerer Leitfaden, als irgend etwas Anderes.

---

*) Orlog — Alles, was zur Kriegsmarine gehört. Der Ueberſetzer.

**) Drei Inſpectoren, zwölf Sergeanten und fünfundſiebenzig Conſtabler.

***) The Navy List kommt quartaliter heraus, und nimmt ſowohl das Perſonal, als auch das Material; deſſen Vertheilung und Anwendung auf.

Die Werften enthalten acht Docks, welche meistentheils zu Reparaturen benutzt werden; durch die starke Steigung der Fluth, welche zuweilen bis auf neunzehn Fuß anwächst, können auch die größten Fahrzeuge bei hohem Wasser in die Docks einschwimmen, welche bei niedrigem Wasser dann wieder fast ganz trocken liegen, so daß es nur geringer Pumpen bedarf, um sie auszuleeren. Außerdem befinden sich verschiedene Betten für Neubauten und Bassins, in denen auszurüstende Fahrzeuge liegen können, daselbst. Neben gewöhnlichen Werkstätten findet man eine bedeutende Dampfmaschinen-Werkstatt mit Allem, was dazu gehört; eine Bäckerei, welche das Brod fertig liefert, ohne daß es während des Backens mit der Hand berührt werden darf; ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln und Kleidungsstücken, Ankern und Ketten, Hanf und Tauwerk, und Baugeräthe aus England, Italien, Polen und Liefland, Canada und Honduras, Afrika und Rangun, sogar von dem entfernten Neuseeland. Die Holzlager bestehen aus Eichen, Tannen und Fichten, afrikanischen Eichen, Kauri-Tall, Ulmen und schlechteren Sorten Mahagoniholz, ohne verschiedener anderer in geringem Maaße benutzten Sorten zu gedenken. Besondere Aufmerksamkeit verdient die schöne Maschine, oder richtiger gesagt, die Reihenfolge von Maschinen, um die Blöcke zuzubereiten. Sie sind von dem älteren Brunel, dem Baumeister des Themse-Tunnels, der dafür eine Belohnung von 3000 Pf. Sterl. erhielt, erfunden worden. In Sonderheit ist die Maschine, welche die vollständig vorbereiteten Blockhäuser vollendet, nett und sinnreich. Größere gerade Blöcke werden zu jeglichem Gebrauche immer im Voraus gefertigt.

Der höchste Befehlshaber in Portsmouth war der Admiral Sir Thomas Briggs, der seine Flagge auf dem Dreidecker Viktory, St. Vincents und Nelsons früheres Admiralsschiff, gehißt hatte, auf dessem Halbdeck der letztere bei dem Cap Trafalgar fiel. Des Werft-Oberintendanten Contreadmiral Prescotts Flagge wehte auf dem Dreidecker Brittannia.

Portsmouth soll in den letzteren Jahren bedeutend an Lebhaftigkeit und Reichthum verloren haben. Ehemals blieb ein großer Theil der von den Kriegsschiffen abgelohnten Matrosen hier, mindestens eine Zeit hindurch, und streute freigebig Geld um sich herum, welches von den Kneipwirthen und Nymphen sich bald den Weg in die Geldkisten der Kaufleute suchte. Große Flotten lagen oft lange auf der Rhede, und von den zahlreichen Besatzungen flossen, selbst wenn sie auch nicht an das Land kommen durften, bedeutende Summen dothin. In letzteren Zeiten lagen nur wenige Fahrzeuge auf längere Zeit hier*), und die Befehlenden

*) Im Jahre 1853 ist das Verhältniß ein anderes gewesen. Schaaren von Leuten strömten hinzu, um die Manöver der Flotte zu sehen, und die Bewohner der Stadt haben diese Gelegenheit zum Verdienst nicht versäumt.

sowohl, als die Besatzung der aus fernen Stationen heimkehrenden Fahrzeuge haben gewöhnlich gleich nach der Ablohnung auf der Eisenbahn oder den Dampfbooten, die Reise nach London oder ihren Heimathsorten angetreten, so daß nur ein geringer Theil ihres erhaltenen Soldes den Einwohnern von Portsmouth zu Gute gekommen ist. Auch dürfte Jack nun nicht mehr völlig so sorglos in Bezug auf die Zukunft sein, wie er früher in die Welt schaute, und er hat auch überdies nicht so viele Priesengelder aufzuräumen, wie ehemals. Jedenfalls wird in der Stadt bitter über die schlechten Zeiten geklagt, und Cobden und seine Anhänger sind nicht gerade sehr wohl angeschrieben.

In Spithead lag jetzt nur die Corvette Dido, welche in's stille Meer abgehen sollte, und innerhalb an der Werfte das Schiff Rodney, von neunundvierzig Kanonen, in Ausrüstung für die Station des Mittelländischen Meeres begriffen.

Eine große Menge Proviant wurde in Portsmouth erstanden; die Aufzählung der verschiedenen Artikel kann für den Leser nicht von Interesse sein. Außer den gewöhnlichen, in unsere Speiseordnung einschlagenden Arten kam noch für diese Reise hinzu: Cacao, Brühe und Fleisch in luftdicht geschlossenen Blechbüchsen, getrocknete Kartoffeln in dergleichen und Citronensaft. Die Brühe mit ihrem Fleische darin erschien uns während der ganzen Reise sehr wohlschmeckend, mit Ausnahme vielleicht von einem paar Malen; aber die Besatzung legte wenig Werth darauf, und ein und der Andere äußerte sogar Ekel vor dem „Dosenfleisch," wie es genannt wurde. Citronensaft wird jetzt immer den englischen Kriegsfahrzeugen geliefert, da derselbe, wenn es erforderlich ist, gegen den Skorbut angewendet werden kann.

Eine Menge Kleidungsstücke wurden auch hier für die Besatzung erstanden, und die Musikanten erhielten, auf Kosten des Chefs, eine sehr hübsche Uniform von hellblauem Tuche mit weißen Aufschlägen. Alle Vorräthe wurden complettirt, so daß die Fregatte beim Absegeln so vollgepfropft, als möglich, war.

Gemäß des Auftrags der Akademie der Wissenschaften reisten Herr Johansson und der Verfasser dieses nach London ab, um die magnetischen Instrumente, welche dort bestellt waren, in Empfang zu nehmen. Obrist Sabine von der englischen Artillerie, bekannt durch seine weitläuftige Arbeit über den Magnetismus, hatte die Güte gehabt, sich der Beschwerde der Beschaffung derselben zu unterziehen, und wir erhielten sie durch ihn im magnetischen Bureaux in Woolwich, in welcher Stadt er auch seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Für das Wohlwollen, mit welchem der Verfasser empfangen wurde, und die unverdiente Ehre, welche ihm widerfuhr, als er bei einem Mittagessen im philosophischen Clubb mehreren der

ausgezeichnetſten Gelehrten Englands vorgeſtellt wurde, bleibt er dem Obriſt Sabine gegenüber in der größten Verbindlichkeit. Unter den bei der erwähnten Gelegenheit anweſenden Perſonen wollen wir nur Sir John Herchel, Sir Charles Lyell, Mr. Wheatſtone, Profeſſor Playfair, Sir John Richardſon u. m. A. erwähnen.

Ein neuer Chronometer (No. 2295.) wurde von Dent in London entnommen, und von Paris kamen drei Barometer an und ebenſo einige kleinere Inſtrumente; alle aus Lerebours und Secretans Werkſtatt.

Das Wetter war das für unſre Arbeit günſtigſte, und in den erſten Tagen des Novembers wurde die Fregatte ſegelklar. Vor ihrem Abſegeln gab der ſchwediſche Conſul Herr Vandenberg einen Ball, der von den meiſten unſerer Offiziere beſucht wurde; und das Offiziercorps des in Portsmouth liegenden 48. Linienregiments hatte die Artigkeit ſowohl die Offiziere der Fregatte, als der Corvette zu einem glänzenden Mittagsmahle einzuladen.

III.

Fahrt von Portsmouth nach Madeira. Madeira. Fahrt nach Rio de Janeiro und Aufenthalt daselbst.

1851. Nov. 4. bis Dec. 21.

Am 4. November Nachmittags 3 Uhr segelten wir mit frischem nördlichen Winde von Portsmouth ab, der auch ein ganz nordisches Wetter, klaren Himmel und eine Temperatur von + 5° mit sich führte. Die Nacht wurde nur unter kleinem Segel zugebracht, um am folgenden Morgen außerhalb Star Point den dort kreuzenden Kutter der Lootsen antreffen zu können, der auch am Morgen des 5. in Sicht kam und unsern Lootsen aufnahm. Der Wind legte sich jetzt mehr und ging nach Nordwest herum. Zur Mittagszeit passirten wir das Feuer von Eddystone, um 5 Uhr Nachmittags verloren wir Lizard aus dem Gesicht und nahmen Abschied vom eigentlichen Europa.

Unser Reisekamerad, die Corvette Lagerbjelke, welche gleichzeitig mit uns Portsmouth verlassen hatte, wurde in der folgenden Nacht aus dem Gesichte verloren, aber am 7. Vormittags wieder getroffen. Die in dieser Zeit oft so unruhige spanische See ließ uns unangetastet, am Mittage des letzerwähnten Tages befanden wir uns ungefähr 100 Meilen (17 Meilen schwedisch) im Nordwest vom Cap Finisterre, und ein mäßiger nordöstlicher Wind, mit schönem, obschon etwas bewölktem Wetter, fuhr fort uns zu begünstigen. Von der Strömung nach Ost, die oft hier vorkömmt, hatten wir einen sehr bemerkbaren Beweis, denn sie versetzte uns in zwei Tagen um 49 Meilen (8 Meilen schwedisch) nach Südost zum Ost. Viele Unglücksfälle sind auf diese Art entstanden. Im Jahre 1804 verursachte sie an der Küste von Spanien die Strandung der englischen Fregatte Apollo nebst vierzig der in ihrem Konvoy befindlichen Fahrzeuge, doch muß man annehmen, daß irgendwie Versäumnisse dabei mitgewirkt haben. Die Temperatur der Luft hielt sich um 14° herum, und die des Meer-

wassers ungefähr auf 15°. Um 2 Uhr Nachmittags am 11. November bekamen wir Porto Santo und bald darauf Madeira in Sicht, wie gewöhnlich, in Wolken gehüllt, wodurch sie, wie überhaupt hohe Inseln, sich schon oft zu erkennen geben, bevor noch irgend ein Theil des Landes sichtbar ist. Das Aussehen von Porto Santo ist wenig einladend, es zeigt nur steile, rauhe Klippen. Es war schon zu weit in den Tag hinein, um noch vor dem Eintritt Funchal's Rhede zu gewinnen, und wir legten um 9 Uhr Abends zwischen den Inseln bei.

Ein paar Stunden vor Tagesanbruch hielten wir mit dem anhaltenden nordöstlichen Winde wieder ab, und waren mit Sonnenaufgang schon in der Rinne zwischen Madeira und den öden Klippen von Deserta. Eine nahe, östlich von Deserta aus dem Meere aufragende Klippenspitze, die einem Feuerthurme gleicht, bietet dem schwedischen, an flache Klippen gewöhnten Auge einen ganz eignen Anblick dar. Der Wind war sehr schwach, und die Fregatte schritt zwischen den Inseln nur langsam vor; in Lee, das will in diesem Falle sagen in Südwest von Madeira, war es vollkommen still; nur eine oder die andere kleine Kühlte flog dunkelblau sich kräuselnd über die hellblaue Meeresoberfläche, um bald aufzuhören, oder von einer anderen, oft von ganz entgegengesetzter Seite kommend, gefolgt zu werden. Das Wetter entsprach völlig dem Rufe Madeiras, sowohl die Luft, wie das Meer zeigten ungefähr eine Temperatur von 20°, und ein fliegender Fisch gab es bereits zu erkennen, daß man sich den tropischen Gegenden nahte.

Wir hatten hinreichend Zeit, um die vielgepriesene Insel zu betrachten, die auch in der That einen prächtigen Anblick darbot. Rothbraune, rauhe und jähabgestürzte Klippen erheben sich aus dem blauen Meere, und oben auf den Felsen wechseln grüne Felder und Wälder mit einander ab, und hier und dort sieht man weiße Kirchen und Häuser aus denselben hervorstechen. Die Gipfel der Insel verlieren sich oft in den Wolken, welche sich um dieselben anhäufen, sie erreichen eine Höhe von über 5000 Fuß. Ganz in dem Maaße, wie wir vorrückten, beruhigte sich der Wind, und wir blieben eine Weile in der Windstille liegen; aber bald darauf sprang eine kleine Briese wieder aus Südwest auf, mit der wir in der Rhede von Funchal einhalten konnten, in der wir dann auch um 11 Uhr Vormittags in der Tiefe von 45 Faden Anker auswarfen.

Der Aufenthalt hierselbst war auf zwei Tage festgesetzt, und so that ein Jeder sein Bestes, um so schnell, als möglich, an's Land zu kommen und die Herrlichkeit desselben in größerer Nähe zu betrachten. Die Brandung, welche hier auch bei stillem Wetter ewig an den Klippen tobt, da dieselben dem ganzen Seegange des atlantischen Oceans völlig offen liegen, macht die Landung mit gewöhnlichen Booten unbequem, weßhalb

man hier in der Regel eins von den Booten der Insel miethet, um auf das eigene Fahrzeug in einiger Entfernung vom Lande aufzupassen. Dies kleinere Landboot hat dann die an das Land Gehenden aufzunehmen und die an Bord Wollenden wieder zu dem eigenen Boote zu bringen, wenn dieselben es nicht vorziehen, die ganze Fahrt in dem kleinen zurückzulegen. Diese Landboote sind schmal und leicht, und haben auf jeder Seite von dem Kiele eine Schiene, die sie verhindert umzuschlagen, wenn sie auf den Grund gerathen. Man erwartet eine hohe See und rudert auf dem Gipfel derselben mit aller Kraft gerade auf das Land zu; sobald das Boot den Boden berührt, springt ein Haufen Leute in das Wasser und ergreift dasselbe, und noch ehe die nächste See herankommt, sind sowohl Boot, als Passagiere schon eine weite Strecke hinauf auf den Strand, der hier steil und aus Kieselsteinen gebildet ist. Die Bootsleute stehen sich hierbei unter einander hülfreich bei; unter größere Lastboote werden Rollen gelegt und das Hinaufziehen wird durch Ochsen bewirkt. Alles dies wird unter einem betäubenden Getöse und mit sehr großer Schnelligkeit in's Werk gesetzt. Wenn man an Bord will, wird das kleine Fahrzeug, wie ein Schlitten von einem Rutschberge, mit möglichst großer Schnelligkeit in die See hinabgeschoben, und zwar gerade in dem Augenblicke, wenn eine höhere See, als die vorhergehende, einrollt*), und man ist ohne alle Zögerung bereit mit den Rudern einzuschlagen, um schnell aus dem Umkreis der Brandung zu kommen. Die für Passagiere bestimmten Boote werden besonders sauber gehalten und sind gewöhnlich in grellen Farben gemalt; die Bootsleute zeichnen sich durch ihr höfliches und dienstwilliges Betragen aus.

Der Theil der Stadt, welcher dem Landungsplatze zunächst liegt, ist ziemlich wohlgebaut, sonst hat aber der Weg nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. Die Gassen sind nicht sehr breit, aber mit gleich großen runden Steinen wohl gepflastert und ganz rein gehalten. Einige von ihnen bilden sehr starke Abhänge, und diese sind mit auf die hohe Kante gestellten Kieselsteinen belegt, und zwar so, daß die aufstehende Spitze gegen den Berg gewendet ist, wodurch sowohl dem Menschen, als auch den Lastthieren ein festeres und sicheres Auftreten ermöglicht ist. Die im Allgemeinen äußerst gebirgige Beschaffenheit der Insel verhindert die Benutzung von Fuhrwerken, wenn man einen Ersatz, der in der Stadt vorkommt, als Ausnahme davon betrachtet. Es ist dies eine Art klumpiger Schlitten mit unbeschlagenen Läufen, der von Ochsen gezogen wird. Auf derartigen eleganten Fahrzeugen werden die Damen zu den Bällen und Soupers befördert, und ebenso die Weinfässer zum Strand hinab-

*) Einrollen ist ein technischer Ausdruck für eine sich an den Strand setzende Welle. Der Uebersetzer.

geführt, um dort eingeschifft zu werden. Vom Lande wird der Wein in Säcken und Schläuchen aus Fellen, und in kleinen Fäßchen von Menschen oder auf Esel=Rücken in die Stadt geführt, und für Alle, die sich ihrer eigenen Beine nicht bedienen wollen, giebt es kein anderes Mittel, als Pferde, Maulthiere, oder Sänften und Tragsessel zu nehmen.

Während sich die Naturforscher der Fregatte zu einem längeren Ausfluge nach der Insel begaben, wurden von den Offizieren der beiden Fahrzeuge ähnliche kürzere vorgezogen. Wir theilen den Bericht über einen derselben mit:

„Kaum an das Land gekommen, wurden wir auch schon von einem lärmenden, schwärzlich und sauertöpfisch aussehenden Haufen umgeben, der Pferde zu unserer Benutzung ausbot. Männer und Jungen suchten einander zu überschreien, ein Jeder sein Vieh rühmend. Da wir mit Recht annehmen konnten, daß die zuerst angebotenen Pferde nicht gerade die besten sein würden, die wir bekommen konnten, — worin uns auch das Aussehen derselben bestärkte, — setzten wir ruhig unsern Weg nach der Stadt hinauf fort, um dort unser englisches Geld gegen die Landesmünze umzusetzen. Dies ergab sich jedoch als völlig unnöthig, denn die Menge Engländer, welche die Insel jährlich besuchen, hat das Volk so bekannt gemacht mit den Pounds, Shillings und Pence, daß diese Münzsorten jetzt die allgemein gangbarsten zu sein scheinen. Eine größere Anzahl Pferdekerle hatte sich nun angesammelt; wir wählten die hübschesten Thiere und begaben uns auf den Weg. Die Pferde sind geschickt und lebhaft, theils aus der eignen Zucht der Insel, theils von Portugal oder der Barbaresken=Küste eingeführt. Die ersteren haben sehr viel Aehnlichkeit mit den bekannten Oelands=Pferden, sind aber größer. Wie es gewöhnlich in gebirgigen Ländern das Verhältniß ist, haben auch sie eine eigene Fertigkeit die scheinbar unzugänglichsten Stellen zu erklettern, und man thut am Besten, sie dabei ganz so gehen zu lassen, wie es ihnen gefällig ist. Den Pferden folgt auch deren Wärter nach, der während des ganzen, oft sehr beschwerlichen Rittes bergauf und bergab getreulich an ihrer Seite herläuft, so daß man sich mit Recht über die guten Lungen dieser Leute wundern muß. Ihre Kleidung war ziemlich einfach; Hemd, Hosen und ein Paar zerfetzte Schuhe, oft aber auch keine, machen das ganze Costüm aus, wenn man die Madeira eigenthümliche Kopfbedeckung noch hinzufügt; diese ist eine kleine trichterförmige Mütze von blauem Tuche, mit rothem Futter, die ganz lose auf dem Scheitel selbst sitzt und durch irgend eine bisher noch unentdeckte Naturkraft festgehalten zu sein scheint. Mitunter sieht man jedoch auch eigens Bänder zu diesem Zwecke an derselben angebracht.“

„Wir kamen bei einem Paar Kirchen vorüber, die aus der Anfangszeit der Rokoko-Periode herrührten; dann durch den westlichen Theil der Stadt zu einem steilen Berge, der in ein enges und tiefes Thal hinabführt, in dem sich eine Brücke über einen tief darunter hinwegrinnenden kleinen Bach befindet. Dieses kleine, dem Aussehen nach so unschuldige, Gerinne ist dennoch ein gefährlicher Feind, gegen dessen zerstörende Wirkung man die Stadt mit übermäßigen Kosten schützen mußte. Durch die heftigen Regengüsse, welche hier oft vorkommen, schwillt das Bächlein nämlich zu einem heftigen Strome an, der hinreichend stark ist, um in der Zeit einer Handumdrehung die Abhänge des Thales zu untergraben, und sowohl die Erde, als die Häuser mit sich fortzuführen, die sodann, ihrer Grundstützen beraubt, in dasselbe hinabstürzen. Man hat deßhalb seinen Lauf durch hohe Mauern beschränkt, deren feste Beschaffenheit beim ersten Anblick außer allem Verhältniß zur Macht des drohenden Feindes zu

stehen scheinen. Nichtsdestoweniger sind sie ein paar Male nicht einmal ausreichend gewesen, und im Anfange dieses Jahrhunderts — wenn die Erinnerung mich nicht täuscht 1804 — richteten die Regengüsse in Funchal bedeutenden Schaden an. Viele Häuser stürzten ein, und tausende von Weinfässern flossen aus ihren Kellern in die See. In anderen Gegenden der Insel verursachen wieder Erdstürze oft große Zerstörungen, wenn man der Wirkung derselben nicht durch Aufmauerung von Terassen zuvorkommt.

Wir ritten den Berg hinauf scharf zu, seine Steilheit war etwas unbehaglich, und kamen zu der Brücke hinab, von wo man eine sehr schöne Aussicht hat, welcher die an den Thalabhängen sich häufenden prächtigen Gewächse einen Charakter von fast tropischer Ueppigkeit verleihen. Sobald wir den Fuß eines auf der entgegengesetzten Seite des Thales aufsteigenden Berges erreicht hatten, setzten sich sämmtliche Pferde in Galopp, die uns nachfolgenden Jungen ergriffen ihre Schwänze und hielten sich daran fest, um leichter folgen zu können, und in einigen Augenblicken waren wir oben auf dem Gipfel des Berges. Mein Pferd war ein schönes und feuriges Thier, aber ganz besonders hartmäulig, und fast zu eigenwillig für einen schlechten Reiter in einer solchen Gegend, wie hier auf der Insel, wo der Weg oft über Steingeröll am Rande von schwindelnden Abgründen entlang geht. Glücklicher Weise war es ausgezeichnet sicher auf den Füßen und strauchelte nicht ein einziges Mal während der ganzen Fahrt. Von unseren unberittenen Jockeys begleitet, setzten wir so unsere Tour bergauf und bergab fort. Der Weg ist bis auf weite Strecken außerhalb der Stadt gepflastert, was das Reiten unbehaglich macht, aber nöthig ist, um die sonst gar zu verheerende Wirkung der Regenbäche zu verhindern. Aber noch bei weitem unbehaglicher sind die hohen Mauern, von denen die Straße zum großen Theile eingeschlossen ist, und die daher oft die Aussicht gänzlich versperren. Entzückende Villen liegen auf die Bergabhänge gesäet, und von vielen Stellen hat man großartige Fernblicke. Auf einer spitzen Klippe hinter der Stadt liegt, gleich einem Ritterschlosse, das Nonnenkloster Nossa Senhora da Penha (Unsere Frau auf der Klippe), und ein Paar andere schimmern von fern durch die Berge hervor. Aber die Weingärten sind zu dieser Zeit etwas gewelkt, in Folge dessen die Landschaft der Frische in der Färbung entbehrt.

Wir blieben ein Weilchen bei einem kleinen Kruge halten, um unsere Pferde ruhen zu lassen und unseren Durst zu löschen. Man bot uns schlechten Wein an, der ganz tauglich dazu war, um in das Wasser gegossen zu werden, welches, wenn schon es klar und frisch war, doch einen unangenehmen Beigeschmack hatte. Trauben erhielten wir auch, aber von durchaus mittelmäßiger Beschaffenheit, und überdies waren sie so mit

Erde und Sand gemiſcht, daß ſie erſt nach einer guten Abſpülung eßbar wurden. Wir begaben uns ſpäter auf die Rückreiſe. Im Allgemeinen begegnet man nicht vielen Leuten auf der Straße. Man ſieht eine oder die andere Schaar Männer und Weiber Waaren nach der Stadt tragen, oder von dort zurückkehren, ſie unterlaſſen es ſelten, das Mitleid der Reiſenden anzurufen. Zuweilen ſieht man ein bleiches und leidendes Geſchöpf auf einem Eſel oder derben Pferde ſeinen Weg ziehen. Es iſt ein Engländer oder eine Engländerin, die hierher gekommen ſind, um unter einem milderen Luftſtrich, als dem ihres Vaterlandes, etwas Geſundheit und Kräfte wieder zu gewinnen, oder einen Ruheplatz in dem Orangenhaine zu finden, in dem der Begräbnißplatz der Proteſtanten gelegen iſt, der von jenen Bäumen ſeinen Namen, „a Laranjera," hat. Der Contraſt zwiſchen dem langſamen Ritt der Leidenden und einer herumſtreichenden Cavalcade, wie es die unſrige war, würde ſich nicht ſchlecht zum Stoffe eines Gedichts oder einer Predigt eignen.

Eine Einladung zum Mittagseſſen bei einem der älteſten Handelshäuſer der Inſel — Monteiro u. Comp. —, das zufällig die Dienſtleiſtungen des ſchwediſchen Conſulates verſah, machte es nöthig, bald wieder an Bord zurückzukehren, um ſich nach dem Ritte zu ſäubern. Erſt wurde jedoch ein Beſuch in einem Kloſter gemacht, in welchem von den frommen Schweſtern ſehr kunſtreich aus Federn zuſammengeſetzte Blumen gefertigt werden. Die Blumen waren im Allgemeinen ebenſowohl geſchmackvoll, als der Natur treu nachgeahmt, und jeder von uns kaufte eine Kleinigkeit für ſeine in der Heimath zurückgebliebenen Lieben oder Freundinnen. Man verſäumte natürlicher Weiſe nicht, durch Sprechgitter die Verfertigerinnen anzuſchauen, aber unglücklicher Weiſe waren die meiſten darunter ebenſo alt, als häßlich, und ohne das geringſte Intereſſe in ihrem Aeußern. Eine war jedoch noch jung, hatte prächtige Augen und bildſchöne Hände; eine andere zeigte noch Reſte einer zwar ſchon ſeit lange gewelkten, aber gewiß ausgezeichneten Schönheit von der Art, wie man ſie auf den bibliſchen Gemälden aus den Händen der großen Maler dargeſtellt ſieht. Ihre Augen hatten den Glanz noch nicht ganz verloren, und eine Zahnreihe, welche manche hochgefeierte Schönheit mit Recht hätte beneiden können, ſtrahlte, wenn ſie ſprach, zwiſchen den wohlgebildeten, obgleich jetzt ſchon etwas dünnen Lippen hervor.

Nachdem man am Bord Toilette gemacht hatte, begab man ſich um 5 Uhr Nachmittags zu dem achtungswerthen Hauſe Monteiro u. Comp. in eine geräumige und bequeme Wohnung, in der man ſich ſehr bald an einem vortrefflich ſervirten Tiſche befand. Damen erſchienen zwar nicht an denſelben, aber ſtatt derſelben eine große Anzahl Weinkaraffen. Man verſuchte natürlicher Weiſe von allen Sorten. Malvaſier, Sercial, Tinta

und noch viele andere Arten wurden mit der gewissenhaftesten Genauigkeit geprüft, und einige erregten eine Bewunderung, von der ich mit der vollsten Ueberzeugung und auf Pflicht und Gewissen versichern kann, daß sie nicht erheuchelt war. Der Glanzpunkt in bachantischer Hinsicht war jedoch eine am Schlusse des Diners hervortretende Bouteille von achtunggebietendem Alter, deren Inhalt von einem kleinen neben mir sitzenden Portugiesen für: „le peché originel mis en bouteille" erklärt wurde. Ich muß bekennen, daß sein Gleichniß sehr treffend war, und solcher Wein kann eben nur hier gefunden werden. Er rührt aus einem Weingarten her, welcher bereits vor vielen Jahren durch einen Regenguß gänzlich fortgeschwemmt wurde, und es ist seitdem noch nicht wieder geglückt etwas Aehnliches hervor zu bringen. In den Handel kommt er nicht, und wird nach dem Anleger des Weingartens, Johann Gomez, genannt, von welchem derselbe bereits im vorigen Jahrhunderte durch Erbschaft oder Kauf, ich entsinne mich nicht mehr auf welche von beiden Arten, in den Besitz des Monteiroschen Geschlechtes gekommen ist.

Von Tische aufgestanden, wurden wir im Vorzimmer von der Wirthin des Hauses, einer durchaus gebildeten Dame, welche ebenso geläufig englisch und französisch, als portugiesisch sprach, empfangen. Nachdem später ohngefähr ein Dutzend fremder Damen und eine Verstärkung von Offizieren von der Fregatte angelangt war, fing man an zu tanzen, womit bis nach Mitternacht fortgefahren wurde. Nachdem noch ein leichtes Abendessen servirt war, schied man von einander. Eine junge Dame, die Tochter eines auf der Insel ansässigen Engländers und seiner portugiesischen Gemahlin, erregte durch ihre ungewöhnliche Schönheit große Aufmerksamkeit, doch war dieselbe auch wirklich der Art, daß sie überall, mochte es sein, wo es wollte, Aufsehen erregt haben würde. Ein Jeder, der Gelegenheit gehabt hat, Abkömmlinge aus Ehen zwischen Nordländern und Südländern zu sehen, muß es bemerkt haben, wie oft man darunter wahrhafte Prachtexemplare von Menschen findet." — —

Madeira ist in zehn Distrikte getheilt, und die Volksmenge daselbst wird auf 150,000 Personen angegeben. Die Staatseinkünfte sollen sich auf 250,000 Dollars belaufen, wovon drei Fünftel durch Zollabgaben, und der Rest durch direkte Besteuerung eingeht. Die Ausgaben für die Verwaltung erfordern den größten Theil dieser Summe wieder zurück, so daß höchstens ein Viertel davon der Krone Portugal zu Gute kommt.

Von dem Hauptprodukte der Insel, dem Weine, wurde die Fabrikation für 1850 auf 15,450 Pipen (von ohngefähr 150 schwedischen Kannen Inhalt) angegeben, von welchem 9300 ausgeführt und der übrige Theil an Ort und Stelle verbraucht und auch zum Theil verwahrt wurde, um sich abzulagern. Jede Einführung von Wein ist verboten.

Zucker und Kaffee wird auf der Insel producirt, aber nur in geringer Menge. Getreide wird für den Bedarf der Insel hinreichend gebaut. Die hauptsächlichsten Importwaaren sind: Reis, Oel, Daubenholz und Eisen. Irgend ein direkter Handel zwischen Schweden und Madeira wird nicht gut zu Stande kommen können, denn ohne Rücklast lohnt es sich nicht Eisen und Daubenholz dorthin zu führen, und eine Last Madeirawein läßt sich in Schweden wohl nicht realisiren. Auf Frachten nach England und den vereinigten Staaten ist aber hier nicht zu rechnen.

Die Rhede von Funchal ist für alle Winde zwischen West und Südost ganz offen, und ihre große Tiefe macht es schwer einen Sturm auszureiten*), weßhalb die Fahrzeuge sich gern so klar legen, daß sie leicht die Verkettungen von sich werfen und in die See gehen können. Einige behaupten jedoch, daß der Unterstrom („undertow") stark genug ist, um es zu verhindern, daß das Fahrzeug an's Land treibe, aber am klügsten bleibt es doch immer sich nicht darauf zu verlassen.

Der Zugang von Lebensmitteln, wie Fleisch, Fische, Früchte u. d. m., ist gut. Von Steinkohle finden sich große Niederlagen vor. Eine regulaire Post geht einmal monatlich nach Europa und von dort hierher per Dampfboot, und Packet-Segelboote gehen sowohl nach England, als auch nach Lissabon.

Am 14. November um 4 Uhr Nachmittags gingen wir wieder unter Segel, und ein frischer östlicher Wind führte die Fregatte bald aus dem Gesichtskreis von Madeira. Feuchtes und windiges, nebliges Wetter brachte am folgenden Tage den Chef dahin, den Gedanken an einen beabsichtigten Besuch auf Teneriffa aufzugeben, und der Cours wurde westwärts von den Canarischen Inseln genommen, von welchen Palma in der Morgendämmerung des 16. in Sicht war. Die Corvette Lagerbjelke war nicht mehr zu sehen und wurde nicht eher, als vor Rio selbst wieder gefunden. Wir nahmen nun unsern Cours nach San Antonio, der westlichsten der Cap Verdischen Inseln. Der Wind hielt zwischen Ostsüdost und Ostnordost mit sehr abwechselnder Stärke und dem gewöhnlichen Passatwind-Wetter an, und am 20. um 9 Uhr Vormittags wurde Land vor uns wahrgenommen. Bald zeigte San Antonio seine kahlen, verdorrten Klippen, deren höchste Theile in Gewölk eingehüllt waren. Am 22. bemerkten wir unter 12° N. Breite den ersten Vorboten vom Aufhören des Nord-Ost-Passates. Der bisher klare Himmel wurde mit Gewölk überzogen, und vorübergehende Windstöße aus Südost ließen sich erkennen. Am folgenden Tage, am 23., war der Wind schon beständig

---

*) Sturm ausreiten, heißt soviel, als einen Sturm vor Anker liegend aushalten.
Der Uebersetzer.

und gleichmäßig aus Oſtſüdoſt, die Luft ſchwül und drückend, und die Deining*) des Oſt-Paſſates ganz fühlbar. Von dieſem Tage ab bis zum 26. ließ ſich der hier (zwiſchen dem 5. und 10.° N. Br.) oft vorkommende Strom gegen Oſten deutlich fühlen, der Wind hielt ſich um Südoſt herum ungleich und mit kurzen Regenſchauern vermiſcht, auch ließen ſich an den Abenden oft entfernte Blitze bemerken. Am 28. um 6 Uhr Nachmittags wurde der Aequator unterm 28° der Länge Weſt von Greenwich paſſirt und zwar bei ſchönem Wetter und friſcher Briese, was Beides bis zum 2. Dezember anhielt. In den ſechsmal vierundzwanzig Stunden, vom Mittage den 26. November bis zur ſelben Zeit des 2. Dezembers, verſetzte uns der Strom 129 Meilen nach Weſtnordweſt (22 Meilen ſchwediſch).

Unter den Perſonen, welche ſich mit dem Seeweſen befaſſen, iſt es eine bekannte Sache, daß man es bis zu den letzten Jahren für ein Fahrzeug, welches ſich nach Rio oder einem anderen weiter nach Süden gelegenen Ort zu begeben beabſichtigte, als einen Gegenſtand von vielem Gewichte angeſehen hat, den Aequator weſtlicher als 25° Weſt von Greenwich zu ſchneiden. Weiter öſtlich als 20° Weſt hat man auch nicht kommen wollen, in Beziehung auf die dort herrſchende Windſtille und das Regenwetter; aber die Linie weſtwärts von 25° Weſt zu ſchneiden, wurde ſo betrachtet, als führe es die Gefahr mit ſich, der ſtarken Strömung**), (welche zwiſchen ein Paar Grad nördlicher Breite und 10 bis 12° ſüdlicher Breite nach Weſten umſetzt), zur Folge, nicht gegen den Süd-Oſt-Paſſat über Cap St. Roque, dem nach Oſten ausſpringenden Vorgebirge von Süd-Amerika, hinaus auslegen zu können. Die Conſequenzen eines ſolchen Mißgeſchicks würden ſich auch ſehr ernſthaft zeigen; denn ſich von dem Lande abzukreuzen, dürfte in den meiſten Fällen für andere, als die am ſchnellſten ſegelnden Fahrzeuge unmöglich ſein, und auch dieſe würden oft genug wenig nach Nordweſt zurückhalten dürfen, um in den nördlich vom nördlichen Wendekreis herrſchenden Winden noch oſtwärts zu kommen, und darauf auf's Neue ihre Fahrt durch den Nord-Oſt-Paſſat zu beginnen. Daß dies für die Rhederei ſehr ſchädlich ſein würde, iſt klar, und ähnliche Begebenheiten ſind wirklich eingetroffen, wenn gleich ſie immer ſeltener geworden ſind. Mit ohngefähr ſo ſegelnden Fahrzeugen, wie ſie jetzt benutzt werden, iſt die Gefahr jedoch bedeutend vermindert, und die Nothwendigkeit, ſich auf die erwähnten Längen zu beſchränken, iſt zum größten Theile ganz gehoben, und ſogar für Fahrzeuge mit weſtlicher Beſtimmung; denn für Diejenigen, welche beabſichtigten, ſich um das Cap der

*) „Deining" nennt der Seemann den hochgehenden, aber matten Wellenſchlag, wie er nach Stürmen und regelmäßigen ſtärkeren Winden einzutreten pflegt. D. U.

**) Dann und wann iſt dieſe Strömung wenig bemerkbar.

Guten-Hoffnung zu begeben, wird der Weg dadurch, daß man die Linie sehr westlich schneidet, verlängert.

Der Umstand, daß der Gürtel von Windstille und Regenwetter, der die Regionen des Nordost- und Südost-Passats von einander scheidet, an Breite ganz in dem Maaße abnimmt, wie man westwärts kömmt, hat der Menge von Seefahrenden unmöglich entgehen können. Schon der Gebrauch nicht weiter ostwärts, als 20° westlicher Länge zu gehen, ohnerachtet des daraus entspringenden Vortheils leichter durch den Südostpassat halten zu können, enthält ein Kennzeichen hiervon, und die Abwesenheit oder die Unbedeutenheit dieser Region der Windstillen und des Regenwetters, wenn man z. B. von Bahia nach Westindien geht, ist ein redender Beweis davon. Lieutenant Maury, von der Flotte der vereinigten Staaten, hat sich, durch Ansammlnng einer großen Menge Materialien zur Lösung dieser Frage, und durch die Darlegung seiner gewonnenen Resultate, vor den Augen des Publikums ein großes Verdienst um die Seefahrt erworben. Er zeigt es deutlich, daß die Beschränkung auf die für die Durchschneidung der Linie ehemals gebräuchlichen Längen auf ein Vorurtheil beruht, welches jedoch möglicher Weise bisher einen Grund haben konnte, nämlich in dem schlechten Segeln der Fahrzeuge, wodurch sie längere Zeit in dem nach westwärts gehenden Strom festgehalten wurden, und ihre Abtrifft daher bedeutend größer war, als es jetzt im Allgemeinen der Fall ist. Viele Befehlshaber von Handelsfahrzeugen, Männer von hinreichendem Muthe und Einsicht, um sich von dem alten Schlendrian loszureißen, hatten es schon lange herausgefunden, daß sie die besten Reisen machten, wenn sie den Aequator bis unter 30° W. v. Gr. schnitten, ja sogar mitunter noch westlicher, sie waren dadurch dem Zwange ausgewichen, Tage und Wochen in Windstillen, einer im weiteren Osten so gewöhnlichen Sache, zuzubringen. Diese von Maury angesammelten Beobachtungen sind es, welche Anderen Muth gegeben haben, denselben Weg zu versuchen, und sie haben dann ihrerseits wieder den Vorrath an Materialien bedeutend vermehrt und vollständigere Beweise für die Richtigkeit der Behauptung gegeben. Bei der Anwendung muß etwas Rücksicht auf die Jahreszeit genommen werden, denn diese modificirt den Südost-Passat längs der Küsten von Brasilien höchst bedeutend, und zwar so sehr, daß Roussin, welcher während eines langwierigen Besuches daselbst diese Phänomene hinreichend studiert hat, „Passatwind" dort als eine unrichtige Benennung desselben ansieht, und ihn in Stelle dessen Nordost- und Südost-Mousson nennt, weil derselbe, ganz nachdem, ob die Sonne südlich oder nördlich vom Aequator steht, aus der einen oder der anderen Ecke herbläst, in vollkommener Gleichheit mit den unter dem Namen „Mousson" in den ostindischen Fahrwassern vorkommenden Winden. In die Details einzugehen, liegt

natürlich nicht in den Grenzen dieser Arbeit, aber wir haben eine Andeutung der gegenwärtigen Stellung dieser Frage nicht alles Interesses für einen Theil der Leser baar gehalten, und führen nur noch an, daß die Eugenie den Aequator ohne eine einzige Stunde Windstille schnitt, und auch mit einigen wenigen sehr mäßigen Regenschauern davonkam.

Wenn aber der Herrscher des Meeres sich uns hierin geneigt gezeigt hatte, so beliebte es ihm doch nicht, uns in anderer Hinsicht ohne eine Erinnerung von der nördlichen Hemisphäre auf die südliche übergehen zu lassen. Mit dem ihm eigenen Scharfsinn hatte er die große Anzahl ihm fremder Antlitze bemerkt, welche über die Borde der Eugenie auf sein blaues Feld hinausblickten, und gab deßhalb auf die übliche Weise seine Wünsche zu erkennen, die nähere Bekanntschaft derselben zu machen. Diese Wünsche, so gut als ein Befehl, mußten natürlich erfüllt werden, und bald hatten wir denn auch Seine Neptunische Majestät mit hohem Gefolge an Bord. Die Vorstellungs-Ceremonie ging in ihrer gewohnten Ordnung vor sich, das Scheeren des Haars und der Bärte, die Reinigung der Zähne, das Mediziniren, das Baden, Nichts wurde vermißt, aber die große Anzahl der Berechtigten zwang die Beamten und Dienstleute des Neptuns, ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den darunter mehr hervorstechenden Leuten zuzuwenden. Die Uebrigen wurden in Masse abgefertigt und hatten wohl dieses Mal wenig Grund, sich über ihre unbemerkte Stellung in der Gesellschaft zu beschweren. Mit Einbruch der Finsterniß entfernten sich Seine Majestät, und die gewohnte Ordnung wurde an Bord wieder hergestellt.

Am 3. Dezember ging der Wind nach Nordost herum, setzte über Norden nach Nordwest, Südwest und Süd um, und kam am folgenden Tage aus Südost mit nebligem und dickem Wetter. Dasselbe hielt auch noch den nächsten Tag an und verband sich mit Regen und Donner, und der Wind zog sich mit frischer Briese nach Nordost. Da sich kein Himmelskörper zeigte, so daß die Längen-Beobachtungen in zwei Tagen nicht angestellt werden konnten, hielten wir am 8. auf die Küste zu, um Cap Frio erblicken zu können, ehe wir den Cours nach der Einfahrt von Rio nahmen. Um 5 Uhr Nachmittags gab das Loth, auf welches wir uns inzwischen verließen, 25 Faden Tiefe an, aber Nebel verbarg uns alles Land, so daß wir genöthigt waren, wieder nach Außen abzuhalten. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags hielten wir wieder auf das Land zu, um $10\frac{1}{2}$ Uhr klärte es sich Etwas auf, und das Land zwischen Cap St. Thomas und Cap St. Frio schimmerte hervor.

Der Küste entlang folgend, passirten wir die Inseln Ancoras und Ilha de Terro; zur Mittagszeit klärte es sich noch mehr auf und Cap Frio zeigte sich. Mit frischem nordöstlichem Winde passirten wir

um 4 Uhr Nachmittag dort vorüber, und rechneten darauf ſchon am nächſten Vormittage unſere Einfahrt in die Rhede von Rio de Janeiro zu halten, aber um 4½ Uhr ſprang der Wind plötzlich in eine Regenwolke nach Weſtſüdweſt über, wodurch unſere Berechnungen und Hoffnungen unrettbar vernichtet wurden. Während der ganzen 24 Stunden des Neunten lagen wir und ſchlingerten*) in einem ſchwarzen Deining von Süden her, der Wind war gerade nur hinreichend ſtark, um der Fregatte das Manoeuvriren zu erlauben, aber nicht genug, um ſie gegen das Schlingern zu ſchützen; Meer und Land waren in einen ſo dicken Schleier von Wolken und Staubregen eingehüllt, daß man oft das Brauſen der Brandung am Strande hörte, ohne des Landes gewahr werden zu können. Der 10. begann in derſelben Weiſe, aber ſpäter am Tage klärte es ſich in Etwas auf; nach einigen Stunden Windſtille ſprang eine kleine Briese von Südoſt auf, und um 3 Uhr Nachmittags bekamen wir den ſogenannten Zuckerhut und andere um Rio de Janeiro gelegene Berge in Sicht. Nachdem die Finſterniß hereingebrochen war, zeigte ſich das Feuer von Ilha Raza, einer Inſel, die noch vor dem Einlaufe liegt, und um 8 Uhr Nachmittags legten wir außerhalb derſelben bei, um den Morgen abzuwarten. Das Wetter verſprach jetzt wieder beſſer zu werden.

Nach Mitternacht wurde es vollkommen ſtill. Der 11. brach mit klarem Himmel an, aber dicke Wolkenmaſſen hingen rings um den Berg, und verbargen zum größten Theile die prächtige und großartige Ausſicht, welche die Einfahrt von Rio de Janeiro darbietet. Ein Hai zog träge um die Fregatte herum, aber ohne auf den um ſeinetwillen ausgeworfenen Haken zu beißen; ſchöne Delphine glänzten im Waſſer, und eine große Schildkröte ruderte ihren plumpen, maſſenhaften Körper vorwärts. Der Vormittag wurde dazu angewendet, unſer Fahrzeug ein wenig zu putzen, und die vielen, nach den Regenſchauern noch feuchten Kleidungsſtücke zu trocknen. Zur Mittagszeit fing die Seebriese an ſacht aus Südoſt zu wehen, und die Fregatte ſchritt langſam, ja faſt unmerklich gegen die Einfahrt vor, Die Wolken wurden immer mehr und mehr zerſtreut, und bald trat eine Menge von Bergen in abwechſelnder Form heraus, wie der Zuckerhut, der Mars (a gabia) oder Lord Hoods Naſe u. m. a., die meiſten in ein reiches und mannigfach ſchimmerndes Grün gekleidet. Um 4 Uhr Nachmittags friſchte der Wind auf, und wir kamen bei den Inſeln Tucinho, Mai, Pai u. m. a. vorüber, paſſirten auch nahe bei der Schanze Santa Cruz und ankerten 5½ Uhr auf der Rhede von Rio. Die braſilianiſche Flagge wurde mit 21 Schuß ſalutirt, welches von der

*) Schlingern, die gleichmäßige, rollende Bewegung eines Fahrzeuges.
Der Ueberſetzer.

Schanze Villegaihon mit derſelben Anzahl beantwortet wurde. Auf der Rhede lagen die amerikaniſche Fregatte Congreß mit dem Stander*) des Commodore M'Keevers; die engliſche Corvette Dido, eine Bekannte von uns von der Rhede von Portsmouth; die norwegiſche Corvette Oernen**), Capitain Diricks; die engliſchen Dampfſahrzeuge Cormorant, Plumper und Rifleman, und eine franzöſiſche Brigg. Dido war am 31. Oktober von Plymouth abgeſegelt und am 7. Dezember hier angekommen, ohne auf dem Wege irgendwo einen Aufenthalt gemacht zu haben; Oernen hatte Madeira am 5. November verlaſſen und war auch am 7. Dezember angelangt. Sie hatte alſo 32 Tage zu ihrer Reiſe gebraucht, wir nur 27.

Am 17. langte die Corvette Lagerbjelke, welche Teneriffa angelaufen hatte, hier an, aber durch Gegenwind und Regenſchauer wurde ſie verhindert, eher als am folgenden Tage ihren Ankerplatz in der Nachbarſchaft der Fregatte zu erreichen.

Die Stadt Rio de Janeiro iſt ſo oft beſchrieben worden, daß wir in der Furcht, nur die Geduld des Leſers zu ermüden, wenn wir uns dabei aufhalten, faſt bereit wären, gleich wieder zur See zu gehen. Das umherliegende Land muß den Naturforſchern ein reiches Feld zu Studien darbieten, wie auch dem Liebhaber von Naturſchönheiten die herrlichſten Ausſichten; aber kaum wird noch eine Stadt gefunden werden, die bei dem nur zum Vergnügen Reiſenden ſo wenig angenehme Rückerinnerungen hinterläßt. Das am meiſten Lohn und Luſt gewährende Vergnügen iſt es, in den Booten der verſchiedenen Fahrzeuge nach der Rhede hinaus zu ſegeln, auf irgend einer der Inſeln zu landen, und in ihren Wäldern kleine Vögel zu ſchießen, oder auch ein Bad zu nehmen. Die Stadt bietet dem Auge nichts Behagliches dar, kein geſellſchaftlicher Umgang, keine Beluſtigungen, außer zuweilen eine mittelmäßige Oper; die allernöthigſten Lebensmittel ſind theuer, und der ungeheuer hohe Preis der Transportmittel, um nur irgend wo anders hinzukommen, gebietet es, von Fahrten über Land nothwendiger Weiſe abzuſtehen, die doch das Einzige wären, was noch irgendwie etwas Genuß gewähren könnte. Man landet auf einer ſchwankenden, morſchen und ſchmutzigen Holztreppe, um welche herum ſich lärmende Neger drängen, und raubgierige Zollbeamte auf der Lauer ſtehen, ganz bereit, den Leuten die Kleider vom Leibe zu reißen. Man geht weiter: Neger, Papageien und Maulthiere ſchreien um die Wette, Geſtank und Unreinlichkeit martern die Naſe, und das Auge findet kaum einen einzigen Gegenſtand, auf dem es mit Vergnügen ruhen kann. Gebäude und Menſchen ſind gleich häßlich. Keine Spaziergänger erfreuen die Blicke Jemandes; nur beim Sonnenuntergange ſieht man vielleicht irgendwo eine

*) Stander, eine Flagge am Topp des Maſtes. **) Oernen, der Adler. D. U.

Botafogo-Bucht.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Gardiene zurückgezogen werden und ein Antlitz hervorlauschen. Ein oder der andere Portugiese — ich bitte um Verzeihung — Brasilianer, ein Mitglied des „tapfern Volkes"*) — sieht man über die Gasse gehen, und seine dumme und hochmüthige Miene ist weit unangenehmer anzusehen, als das plumpe Gesicht des Negers. Noch keinen Reisenden sah oder hörte ich die Aufnahme, die er in der Hauptstadt Brasiliens gefunden hatte, rühmen oder nur gut von ihr reden, er habe denn die dort ansässigen Ausländer gemeint, welche den Fremdling oft wohlwollend und gastfrei aufnehmen. In anderen Theilen von Brasilien dürfte es besser sein, und der Schreiber dieser Zeilen hat auf dem Lande um Bahia herum eine sehr wohlwollende Aufnahme gefunden, als er im Jahre 1843 in Gesellschaft einiger seiner Kameraden einen Ausflug dorthin unternommen hatte.

Wenn man sich in der Hitze und im Gestanke bei Praya de Santa Lucia und dessen widerlichen Schlächterbuden vorübergeschleppt hat, und sich der Gegend um die Kirche Nossa Senhora da Gloria naht, wird die Stadt anmuthiger, und wenn man weiter durch das Quartier Cathete bis in die Vorstadt Botafago gekommen ist, eröffnet sich eine sehr schöne Aussicht. Zierliche Villen umgeben die Bucht, von welcher die Vorstadt ihren Namen empfangen hat, hinter derselben erheben sich die Berge in den mannigfachsten Formen, und der spitze Corcovado steckt seinen kahlen Scheitel aus der dichten Waldung, mit der seine Abhänge bestanden, bis zu einer Höhe von 2500 Fuß heraus. Dieser Weg führt weiter nach dem botanischen Garten, welcher jedoch für den uneingeweihten Besucher durchaus nichts außerordentlich Schönes darbietet. Eine Allee von Palmen mit flaschenförmigen Stämmen ist möglicher Weise sehr merkwürdig, aber entschieden häßlich. Die Neger, welche in dem Baumgarten arbeiten, fallen den Besuchern durch ihre Bettelei beschwerlich. Ein ziemlich gutes Wirthshaus, von einem Deutschen gehalten, findet sich in der Nähe des Gartens, und die Preise schienen außerdem dort etwas menschlicher, als die, welche man in der Stadt für alle, auch noch so bescheidene Gerichte bezahlen muß.

Die zahlreiche Sklavenbevölkerung muß für den Ethnographen sehr viel Interessantes darbieten, aber es ist klar, daß ein langwieriger Besuch an diesem Orte dazu gehört, um einige wirkliche Forschungen darüber anstellen zu können. Die Neger vom Minastamme, auf dem nördlichen Theile der Guineaküste, werden für die Besten gehalten, und die von der Ostküste von Afrika sind die allerschlechtesten von der ganzen Menge ver-

*) „Brava gente Brasilera," wie es im Liede steht. Die Veranlassung zu dieser Benennung kennen wir nicht, und sie dürfte nicht so leicht aufzufinden sein.

ſchiedener Arten, die überhaupt vorkommen. Die Stämme werden, dem Aeußeren nach, theils durch den Körperbau ſelbſt, theils durch gewiſſe Art ſich zu ſchmücken, die einem jeden Stamme beſonders eigen iſt, von einander unterſchieden. So ſind einige tätowirt, andere haben das Geſicht mit Narben durchfurcht, welche bald quer über, bald die Wangen entlang laufen, andere wieder haben eine Reihe künſtlich hervorgebrachter Warzen, welche von dem Haarſchopf über die Stirne bis zur Naſenſpitze gehen. Daß dieſe Schrammen und Schnörkel, wie vieles Andere, Nichts zur Verbeſſerung ihrer im Allgemeinen häßlichen Phyſiognomien beiträgt, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Die Mehrzahl der Neger, welche man in Rio findet, gehört, ihrem Wuchſe nach, zur Mittelmäßigkeit, die großgewachſenen und wohlgebildeten ſind jederzeit eine Ausnahme. Daſſelbe gilt von den ſchwarzen Weibern, obſchon ſie in den Augen gar Manches viel Reiz beſitzen. Natürlicher Weiſe findet man Mulatten, Zambos, Quarteronen und alle anderen Miſchſorten zwiſchen Weiß und Schwarz. Im Lande geborene Neger werden hier Creolen genannt, welche Benennung in den ſpaniſchen Colonien nur den im Lande geborenen Einwohnern von unvermiſchter europäiſcher Race zukömmt, oder höchſtens denen, die ſo nahe daran ſtehen, daß der Unterſchied aufhört bemerkbar zu ſein. Der Mulatte wird in Braſilien „Pardo" genannt; in Buenos Ayres iſt es die Miſchung von Indianern und Weißen, welche dieſen Namen erhält, der ſeiner Bedeutung nach „Grau" heißt.

Seit der letzten Zeit ſcheint es, als ob die braſilianiſche Regierung alles Ernſtes die Sklaven-Einfuhr zu hemmen ſuchte, denn ein Paar Sklaven-Fahrzeuge ſind auf ihren Befehl mit Beſchlag belegt worden. Die Kreuzer Englands haben die Hinüberführung einer großen Anzahl Neger von Afrika nicht zu verhindern vermocht, und ihr ganz willkührliches Verfahren hat bei den Befehlshabern der Handelsfahrzeuge von anderen Nationen gegründete Klagen hervorgerufen, wie es auch im gleichen Maaße ganz England den Haß der Braſilianer zugezogen hat, welches ſich bei jeder Kleinigkeit zu erkennen giebt, und vor Kurzem eklatant wurde.

Das Dampfſahrzeug Cormorant hatte drei für den Sklavenhandel ausgerüſtete Schiffe genommen oder verbrannt, und zwar in dem Hafen von Paranagua, ohnerachtet des Feuers von der Schanze, welche denſelben vertheidigt. Man darf ſich wohl nicht darüber wundern, daß ſolches Verfahren ebenſowohl von der Regierung, als von dem Volke übel aufgenommen wurde. Die meiſten Sklavenführer ſollen Portugieſen und Sardinier ſein, und nur ausnahmsweiſe ein geborener Braſilianer. Ein Portugieſe, mit Namen Manuel Pinto da Fonſeka, iſt kürzlich des Landes verwieſen worden, man ſagt ihm nach, daß er im Sklavenhandel mehrere

MULATTE.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

zehn Millionen Thaler nach unserem Gelde verdient habe, wovon er in Portugal einen Theil für die Erlangung des Grafentitels aufopferte.

Der hohe Preis, zu welchem die Sklaven nunmehr gestiegen sind, zwingt wohl im Allgemeinen die Besitzer schon um ihres eigenen Interesses willen, dieselben einigermaaßen menschlich zu behandeln. Eigentliche Grausamkeit mag, wie wir es gern glauben wollen, zu den seltenen Ausnahmen gehören, obschon solche doch immer vorkommen kann. Vertrauenswürdige Personen haben jedoch von Plantagenbesitzern die Aeußerung vernommen, daß es vortheilhafter sei, die Arbeit zu forciren, so daß der Neger nach einer gewissen Reihe von Jahren verdorben ist, als eine größere Zeit hindurch weniger harte Arbeit von ihm verrichten zu lassen, wodurch er länger bei Kräften erhalten wird. Man müßte sonst, sagten sie, mehr Sklaven haben, in welchen ein größeres Capital verborgen liegt, und man bekömmt außerdem eine Menge altersschwache, zur Arbeit untaugliche, die man bis zu ihrem Todestage durchfüttern müßte. Wie weit dieses System noch immer befolgt wird, können wir nicht mit Gewißheit angeben; aber schon allein der Umstand, daß der Transport von Kaffeesäcken in Rio, welcher früherhin von Negern bewerkstelligt wurde, jetzt auf Karren geschieht, die von Mauleseln gezogen werden, giebt Anlaß zu der Vermuthung, daß man ein menschlicheres Verfahren angenommen habe, mindestens Dieser und Jener. Zu den „Kaffee-Negern" wurden aus den angekommenen Lasten die stärksten und abgehärtetsten Kerle ausgesucht, und selten überlebte einer sieben Arbeitsjahre bei dem oberwähnten Transport. Man sah ehemals lange Reihen von diesen Unglücklichen mit den Kaffeesäcken auf dem Kopfe, nach dem Takte einer einförmigen Melodie zwischen dem Strande und den Magazinen umherspringen, um ihre Last abzuliefern, und ein älterer Neger mußte immerwährend nebenher laufen, um die Belasteten durch die lieblichen Töne einer Hasenklapper zu ermuntern.

Die Landungsbrücke, deren wir vorhin erwähnten, ist nahe bei dem Markte Paço do Largo gelegen, bei welchem sich der Kaiserliche Palast befindet. Er sieht, wie man so zu sagen pflegt, nach Nichts aus, und der Kaiser wohnt auch meistentheils auf dem Lustschlosse St. Cristovao, welches eine kleine Strecke vor der Stadt gelegen ist. Mitten auf dem Markte ist ein Springbrunnen, aus welchem die Schiffe ihr Wasser entnehmen, aber man hält dasselbe, wenn es, gleich nachdem es geholt ist, getrunken wird, für nicht recht gesund, sondern schreibt ihm oft Magenbeschwerden zu, die jedoch nicht von gefährlicher Natur sind. Rings um den Brunnen wird gewöhnlich eine Anzahl Negerinnen angetroffen, die mit Wäsche oder mit Wasserholen beschäftigt sind, und man hat Anlaß zu vermuthen, daß die Neuigkeiten des Tages hier ausgetauscht und zwischen den schönen Trägerinnen abgehandelt werden, wie es ja auch so oft an den verschiedenen Brunnen

in Europa der Fall ist. Die Wasserkrüge, wie die übrigen Lasten, werden von den Negerinnen auf dem Kopfe getragen; die einzige Ausnahme hiervon machen ihre wollhaarigen Liebespfänder, welche mit gespreizten Beinen auf Mamas oder auch auf „Daddas" einer Hüfte, mit dem fleischigen Arm der Trägerin als Rückenstütze, reiten müssen.

Nordwärts von dem Markte läuft eine Gasse, genannt Rua Direita in welcher die meisten Läden für Schiffsbedürfnisse u. dgl. Artikel gelegen sind. Zwischen ihr und dem Busen liegt der Marktplatz der Stadt, der ein recht eigenthümliches Schauspiel darbietet. Er wird von einer Mauer umschlossen und ist in Gassen eingetheilt, alles nach den verschiedenen Waaren. Man sieht hier Matten, Quasten, Besen, Strohhüte, Fische, Früchte und Grünzeug in großer Menge ausgeboten werden, und zwar von bunt gekleideten Negerinnen. Schwarze Jungen kriechen in dem leichtesten Costüme umher oder nehmen ihre Mahlzeiten an der mütterlichen Brust ein; Meerkatzen laufen und springen hier und dort herum, Papageien machen ihren Lärm, und die allgemeine Munterkeit ist Abscheu erregend. Hinter dem Marktplatze ist das Zollhaus befindlich; den dort diensthuenden Beamten werden wir späterhin unsere pflichtschuldige Aufmerksamkeit zuwenden. Außerhalb des Zollplatzes ist die eigentliche Ankerstelle für Handelsfahrzeuge. Die Seebriese dringt selten bis hier herein, woher die Hitze oft unerträglich ist, und in den letzteren Jahren hat das gelbe Fieber, früher hier fast ganz unbekannt, sich in dieser Gegend festgenistet. Die fühlbaren und schmerzlichen Verluste, welche dasselbe hier und in Bahia der schwedischen Handelsflotte zugefügt hat, sind noch in frischem Gedächtnisse und werden wahrscheinlich nicht die letzten sein, die zu erwarten sind. Während die Besatzung des einen oder des anderen hierselbst liegenden Fahrzeuges ganz ausstarb, haben die auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe vollkommene Gesundheit an Bord gehabt; aber außen hat man fast jeden Tag im Sommer eine frische Seebriese, und die mefitischen Dämpfe aus der Stadt kommen nicht bis dorthin. Merkwürdig ist es, daß sich keine Spur vom Fieber in der Gegend von Praya de Santa Lucia gezeigt hat, wo doch gerade die Schlächterbuden sich befinden. Diese sind so schmutzig und stinkend, als möglich, und man würde geneigt sein zu glauben, daß ihre Nähe während einer ansteckenden Epidemie ein unausbleiblicher Tod wäre; aber es wird entschieden behauptet, daß noch kein einziger Fall vom gelben Fieber in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft vorgekommen sei. Unten bei dem La-Plata-Strome werden wir wieder auf diesen Umstand zurückkommen.

Die Rua Direita wird von der Rua de Ouvidor geschnitten, welche mit den meisten Galanterieläden in der Stadt prahlt. Französische Moden herrschen in Rio mit unumschränkter Macht, und die meisten oder alle

dieſer Läden werden von Franzoſen oder von Deutſchen gehalten. Für den Fremden ſind ſie natürlicher Weiſe von geringem Intereſſe, denn dergleichen hat er überall in Europa in weit prächtigerem Style geſehen. Aber ein Paar Läden, in welchen künſtliche Blumen verfertigt werden, ziehen mit Recht die Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſe Blumen werden aus den Federn der am ſchönſten gefärbten Vögel, wovon die Wälder des Landes wimmeln, zuſammengeſetzt, und können ſich oft, mit welchem Pariſer Fabrikate es auch ſei, in Allem, was die Natürlichkeit betrifft, meſſen, und übertreffen ſie bei Weitem an Dauerhaftigkeit und Farbenpracht. In Rio ſelbſt werden ſie kaum benutzt, denn dort ſind ſie nicht vornehm genug, und man zieht die aus Europa vor, wenn ſchon ſie oft erſt aus zweiter Hand hier ankommen dürften, was ſo viel heißt, als ſchon einmal benutzt und nur ein Wenig wieder zurecht geſtutzt. Es iſt daher bei dem Abſatze dieſer Federblumen hauptſächlich auf die Ausländer zu rechnen. Colibris und andere ſchöne kleine Vögel werden auch in dieſen Läden zu ziemlich billigen Preiſen zum Verkaufe ausgeboten, und in anderen findet man ganze Läger von Naturprodukten, unter denen der Forſcher ſich zu ſeinen Sammlungen ausſuchen kann, was er bedarf. Jedoch werden die weniger glänzend befiederten Vogelarten im Allgemeinen vermißt, und unter den Inſekten ſieht man auch vorzugsweiſe nur die zierlichen Schmetterlinge und die mit prächtigen Flügeldecken verſehenen Käfer, mit denen Braſilien überreich geſegnet iſt.

Gerade gegenüber von Rio, an dem öſtlichen Ufer der Bucht, liegt die kleine Stadt Praya Grande, zu der ſowohl Dampfboote, als auch ſegelnde Paſſagierboote früh und ſpät, und häufig genug abgehen. Dampfboot-Gelegenheit wird auch nach verſchiedenen, weiter in die Bucht hinein liegenden Orten gefunden. In Praya Grande befindet ſich eine kleine Maſchienen-Werkſtatt. Etwas ſüdlich davon liegt höchſt maleriſch auf einer Klippe, welche bei hohem Waſſerſtande vom Lande abgeſchnitten iſt, das Kloſter Noſſa Senhora do Boa Viagem. Unmittelbar vor der Klippe hat man eine ſchöne Badeſtelle in einer kleinen, von einer reichen Vegetation umgebenen Bucht.

Eine Waſſerleitung verſieht Rio reichlich mit gutem Waſſer von den herumliegenden Bergen, welches bei den in kurzer Entfernung von der Stadt befindlichen Kranen geholt wird.

Aus den uns mitgetheilten Aufzeichnungen eines Offiziers der Fregatte Eugenie liefern wir folgende Auszüge:

„Dieſer Ort (Rio de Janeiro) iſt lange Zeit hindurch ſehr viel von ſchwediſchen Schiffen, beſonders frachtſuchenden, angeſegelt worden; die Durchſchnittszahl iſt in den letzten zehn Jahren funfzig für das Jahr geweſen. Jetzt liegen hier ohngefähr dreißig.

In keinem Busen, soviel mir bekannt ist, ist das Stationiren eines schwedischen Kriegsfahrzeuges so nothwendig, als hier, besonders für die Monate vom November bis zum Februar, in denen die Schifffahrt am lebhaftesten ist. Die Gegenwart eines solchen würde höchst heilsam auf die Betreibung der Consulats-Angelegenheiten wirken, und die Befehlshaber der Handelsfahrzeuge würden mancher Mißbräuche und Widerwärtigkeiten überhoben sein, welche ihnen die Besatzungen verursachen, wenn sie sich ganz und gar ohne Band und Fessel wähnen.

Beim Zollfach werden Schwierigkeiten gemacht, so oft sich der geringste Umstand darbietet, der wenigstens als ein scheinbarer Grund benutzt werden kann. Die beste Art für die Capitaine, hierbei Alles in Ordnung zu bringen, soll die sein, daß sie auf freundschaftlichem Wege die Sache mit den einzelnen Beamten durch eine größere oder kleinere Summe abmachen, die diese Herren sodann unter sich vertheilen. Von den ungeheuren Summen, welche durch den Zoll eingehen, soll ein ganz beträchtlicher Theil regelmäßig in den Taschen der höheren Zollbeamten zurückbleiben.

Der Post-Communicationen im Innern des Landes giebt es nur wenige, und sie sollen schlecht sein. Zwei Dampfboote führen die Posten nach den verschiedenen Punkten der Küste, von wo sie durch reitende Boten landeinwärts weiter geschafft werden. Mit Ausnahme eines Weges längs der Küste von Bahia nach Rio und weiter nach San Paulo, und einer kurzen Strecke von Porto de Esstrella nach dem von Deutschen bevölkerten neuerbauten Petropolis, einige Meilen von Rio, findet man keine eigentlich unterhaltenen Straßen. Die jährliche Veranschlagung zur Anlage und Unterhaltung der Wege soll zehn Contos Reis sein (ungefähr 20,000 Rthlr. Rchsgld.), aber die Gelder wissen zu verschwinden, ohne daß irgend eine Arbeit betrieben wird.

Die Landesprodukte werden theils auf Mauleseln, theils auf großen Karren zu dem nächsten Hafen geschafft, welche letztere von zwei oder mehreren Paaren Ochsen gezogen werden. Der Küstenhandel ist bedeutend, und wird mit kleineren Briggs, Schoonern und großen bedeckten Booten betrieben.

Die Seefahrenden können in Rio alle Bedürfnisse befriedigen und Das erhalten, was ihnen gerade nothwendig ist, doch nur zu sehr hohen Preisen. An Erfrischungen aller Art ist guter Zugang, aber das Ochsenfleisch, welches man bekömmt, ist ziemlich schlecht."

Was die europäischen Handelsverhältnisse zu Brasilien betrifft, so sind sie für alle unterrichteten Kaufleute und Schiffsrheder gar zu wohl bekannt, als daß wir bei einem flüchtigen Besuche Etwas zu einer vermehrten Kenntniß derselben hätten sammeln können.

Brasiliens Verfassung ist, wie bekannt, constitutionell. Die Macht

des Kaisers ist ganz beschränkt, und er hat kein Veto. Für seine eigene Person ist der jetzt regierende Kaiser, Don Pedro der Zweite, höchst populär. Er ist sehr schweigsam und verschlossen, doch sagt man, daß er ausgezeichneten Fremdlingen den Vortritt gewähre, ohne daß dieselben ihn darum angesprochen hätten. Seine Civilliste beläuft sich auf 800 Contos Reis oder ungefähr 1,200,000 Rthlr. Banko, und außerdem für die Kaiserin Wittwe etwa 200 Contos oder ungefähr 300,000 Rthlr. Banko. Das Hofpersonal soll übertrieben zahlreich sein.

Eine eigentliche Besteuerung von Personen und Eigenthum findet in Brasilien nicht Statt, vielmehr sind die Einkunftsquellen des Staates Accise und Zoll, welcher Letztere sehr hoch auf alle eingehenden Waaren, und auch auf die ausgehenden nicht unbedeutend, gelegt ist. Ebenso wie in Portugal ist die Verfassung des Zollwesens höchst drückend, die Beamten suchen in Ausübung derselben jede Gelegenheit zur Chikane hervor, welche immer Etwas in ihre Tasche bringt, und die Prellereien, die Raubgier und die Unverschämtheit der niedriger stehenden Bediensteten übersteigt alle Grenzen. Der Reisende, der anlandet, ist in Gefahr seine mitgebrachten unentbehrlichsten Kleidungsstücke zu verlieren, wenn dieselben nur einigermaßen neu aussehen; und die Gefahr ist kaum geringer, wenn er mit denselben wieder an Bord geht. Da die Ausfuhr von edlen Metallen verboten ist, muß man sich hüten, dergleichen in der Tasche zu haben.

Das Kriegsheer Brasiliens besteht auf dem Friedensfuße aus ungefähr 16,000 Mann. Kürzlich sind 3000 Deutsche, meist aus den ehemals schleswig-holsteinischen Truppen, zum Kriege gegen die Argentinische Republik geworben. Die Haltung und Disciplin derselben wird nicht besonders gerühmt. Zwei Schweden, der Obrist-Lieutenant Bruce und der Major Fägersten, sind in der brasilianischen Armee angestellt, und beide für kecke und brauchbare Offiziere angesehen. Der Letztere hat mit sehr großer Auszeichnung an dem Kriege gegen die Aufrührer in der Provinz Rio Grande do Sul, deren Bevölkerung der Regierung mitunter nicht unbedeutend zu schaffen machte, Theil genommen. Das Klima und die Lebensart haben dort ein völlig anderes Geschlecht, als die ganze übrige Bevölkerung Brasiliens, mit Ausnahme derjenigen in der an Rio-Grande grenzenden Provinz San Paulo, gebildet. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts standen diese beiden Provinzen nur dem Namen nach unter der Gewalt Brasiliens, und ihre Bevölkerung, „Paulistas" genannt, bildete eine Bande Freibeuter, gegen deren Muth, Tapferkeit und Liebe zur Unabhängigkeit, die Anstrengungen Portugals zur Unterwerfung derselben lange vergeblich ankämpften*).

*) Siehe Ansons Bougainvilles u. mehrerer Anderer Reisen aus dem Jahre 1700; auch d'Orbigny.

Noch ist ihre Race nicht ausgestorben, und gewiß bildet sie den brauchbarsten und besten Theil der Bevölkerung Brasiliens.

Das Material der Flotte besteht aus einem untauglichen Linienschiffe, drei Fregatten, fünf Corvetten, zehn Dampfschiffen und einer Anzahl kleiner Fahrzeuge; das Befehlshaber-Personal nach dem Statute aus drei Admiralen, vier Geschwader-Chefs, acht Divisions-Chefs, sechzehn Linienschiffs-Capitainen, dreißig Fregatten-Capitainen und vierhundert und sechzig Lieutenants in drei Klassen, zusammen fünfhundert und zwanzig Personen. Ein oberflächlicher Vergleich mit dem Materiale zeigt, wie übertrieben groß dieses Personal ist, und es ist dasselbe auch gegenwärtig noch nicht vollzählig besetzt, so daß nur dreihundert und zwei Offiziere wirklich vorhanden sind, worunter sich ein Vice-Admiral, der Engländer Greenfell, der den Befehl über die zwanzig Fahrzeuge starke Flotte in dem Plataflusse hat, befindet. Die beständige Bemannung der Flotte wird von zehn Compagnien Matrosen (1076 Mann), einer Marinetruppe von 296 Mann, und einer Schiffsjungen-Compagnie von 200 Jungen gebildet. Das Werft-Personal besteht laut Statut aus 1241 Mann: Meister, Gesellen und Arbeiter. Die fehlende Mannschaft wird durch Erheuern für die besonderen Gelegenheiten erlangt.

Das Kaiserreich Brasilien, durch seine weite Ausdehnung, Volksmenge und Reichthum unvergleichbar der erste unter den Staaten des südlichen Amerikas, besitzt dennoch zwei gefährliche und leicht beizukommende Stellen, nämlich die Sklaverei und die südlichen Provinzen. Es ist die Furcht vor dem Anwachsen der Negerbevölkerung, welche die Regierung dahinbringt, mit zur Seitesetzung des augenblicklichen materiellen Vortheils, wirksame Maaßregeln und Schritte zur Hemmung der Sklaveneinführung zu thun. Manche Erhebungs-Versuche sind von den Schwarzen gemacht worden, besonders in Bahia, und ein Paar derselben haben nur durch das Einschreiten der bewaffneten Macht unterdrückt werden können. Es ist nur die Uneinigkeit zwischen den ungleichen Stämmen und den Farbennüanzen, welche es möglich macht, die gefärbte Bevölkerung im Zaume zu halten. Der eine Stamm haßt den anderen; auch reden sie verschiedene Sprachen; der Mulatte verachtet den Sambon, weil er zu drei Vierteln schwarz ist, und der Sambon wieder den unvermischten Schwarzen seinerseits. Die bei Wilden und Halbwilden oft vorkommende Schwierigkeit zu schweigen und zusammenzuhalten, und vielleicht auch oft eine sklavische Ergebenheit für einen guten und milden Herrn haben es gemacht, daß die meisten Erhebungen schon vor ihrer Reife entdeckt wurden.

Außer diesem inneren Feinde hat Brasilien, wie wir eben erwähnt haben, auch einen äußeren. Eine europäische Macht wird wohl nicht den Versuch wagen, sich zum Herrn über Brasilien zu machen. Theils würde

ſolches nicht von den anderen großen Mächten zugelaſſen werden, theils wird wohl kaum eine einzige ſich jetzt noch einen ſo vorzugsweiſe Sklaven haltenden Beſitz, wie es Braſilien iſt, zuzulegen gedenken. Die, welche dergleichen haben, ſuchen ſchon, ſo gut es gerade gehen will, damit fertig zu werden; ein Jeder kennt die ökonomiſchen Schwierigkeiten, welche der Sklaven-Emancipation begegnen, und die öffentliche Meinung kann möglicher Weiſe die Beibehaltung der Sklaverei entſchuldigen, aber ſie würde die Regierung brandmarken, welche ſich noch mehr von dieſer Sorte anſchaffte, als die Umſtände, über welche ſie keine Macht gewinnen konnte, in ihre Hände gelegt hatten. Ohne Sklavenhaltung würde Braſilien aber auch nicht für längere Zeiten beſonders einträglich bleiben, möglicher Weiſe mit Ausnahme der ſüdlichen Provinzen. Für ſeine Grenzen gegen Norden und Weſten hat das Kaiſerreich Nichts zu fürchten, denn dieſe Grenzen ſind ſo ziemlich eingebildete. Die inneren Theile der Columbia-Staaten Peru und Bolivia, wie auch Braſiliens ſelbſt, ſind ganz ſchwach bevölkerte Wüſteneien, durch deren Wälder man nur mit ſehr großer Schwierigkeit reiſen kann, und ein kriegeriſches Vorhaben iſt dort kaum denkbar, auch wenn die erwähnten Staaten wirklich im Stande ſein ſollten ein ſolches zu unternehmen. In den Wäldern ſtreifen überdies noch wilde Indianerſtämme, Botokuden, Kabokler u. a. umher, welche im ziemlich ungeſtörten Beſitz eines großen Theiles des auf den Karten verzeichneten Braſiliens ſind.

Aber nach Südweſten hin hat es einen Feind, welcher gar nicht zu verachten iſt, zwar weniger um ſeiner materiellen Stärke halber, als wegen ſeiner Sympathieen im Innern des Landes. Wäre es Roſas geglückt, ſich Montevideo's zu bemächtigen, und es an ſein Intereſſe zu knüpfen, und hätte er dann den ſchon früher erwähnten Aufruhr in Rio Grande unterſtützt, ſo dürfte der Kaiſer von Braſilien ſehr unſicher auf ſeinem Throne geſeſſen haben, wenn ſich nicht die europäiſchen Mächte etwa mit ganzer Kraft ſeiner Sache angenommen hätten. Daß die Nähe und die Größe der Gefahr von den Betreffenden eingeſehen iſt, zeigen die großen Summen, welche aufgeopfert wurden, um die Urugay-Republik zu ſchützen, und als ſicherſte Bürgſchaft für den Beſtand derſelben, Roſas zu ſtürzen. Sein Sturz hat die Gegenwart Braſiliens geſichert; bis zu der Zeit, wo an die Spitze der La-Plata-Republik ein Mann tritt, der mit der Energie Roſas, und mit ſeiner Kraft, als Parthei-Chef, mit ſeiner Feſtigkeit im Willen und ſeiner politiſchen Feinheit, militäriſche Talente und die Gabe, ohne die Anwendung des Schlachtmeſſers zu herrſchen, beſitzt. Wir kommen bald zu den La-Plata-Republiken und werden bei dieſen die Sache etwas näher berühren, wenn gleich auch dort nur flüchtig, da der Mangel an Material uns an einer vollſtändigeren Behandlung verhindert.

Es iſt klar, daß in einem ſo weitläuftigen Lande, wie es Braſilien

ist, das Klima für die verschiedenen Provinzen höchst ungleich sein muß. Der größere Theile derselben liegt zwar unter den Tropen, aber theils ist das Klima auch in diesen verschieden, und zunächst dem Aequator nicht ebenso, als in der näheren Nachbarschaft der Wendekreise, theils kommen große Verschiedenheiten zwischen den Strichen an den Küsten und den Theilen im Innern des Landes vor. Die regnige Jahreszeit tritt zwischen dem März und September ein, was soviel heißt, als zu dem Zeitpunkte, in welchem die Sonne jenseits des Aequators steht, welches jedoch, wie wir weiterhin sehen, in den tropischen Ländern nicht das allgemeine Verhältniß ist. Regenschauer kommen aber auch während der schönen Jahreszeit sehr oft vor. In Rio ist die Hitze im Dezember, Januar und Februar oft drückend, wozu die Lage der Stadt zwischen Bergen, welche die Seewinde ausschließen, nicht wenig beiträgt. Während unseres diesesmaligen Aufenthaltes daselbst war die höchste beobachtete Temperatur nicht mehr als 26°, die niedrigste ohngefähr 21° und die des Wassers in dem Busen 20°—24°. Die nach dem Innern des Landes zu gelegenen Bergstrecken Serra do Mar und Serra dos Orgos waren oft in Wolken gehüllt, über welchen sich nur die Gipfel derselben zeigten. Auch der Corcovado war selten ganz von Wolken frei. Nach der schwachen, vom Lande wehenden Briese, welche gewöhnlich die Nacht über herrscht, folgen ein Paar Stunden Windstille, dann sieht man die Seebriese sich in der Einfahrt durch einen dunkelblauen Wasserstreifen zeigen, welcher allmählig sich nähert, und meist zwischen zehn und eilf Uhr Vormittags die Insel Cobras erreicht, vor welcher die Handels-Fahrzeuge vor Anker liegen. Einige Male bleibt die Seebriese gänzlich aus, und legt sich jederzeit gleich nach Sonnenuntergang vollkommen. Dann hat man wieder Stille bis gegen Mitternacht, und kann sich oft jetzt des entzückendsten Wetters erfreuen. Die Landbriese kommt darauf, obschon gewöhnlich sehr schwach, mit eilenden Wolken von den Bergen um die Einfahrt herab, aber diese gehen nicht gern weiter über die See, als bis nach Ilha Redonda.

Brasiliens hauptsächlichste Produkte sind zu bekannt, um noch besonders erwähnt werden zu müssen, sie rufen sich selbst täglich und stündlich dem größten Theile der Bevölkerung Europa's in's Gedächtniß zurück. Nur als Curiosum mag erwähnt werden, daß 1768, als Cook Rio besuchte, noch kein Kaffee im Lande gebaut wurde, sondern man ihn von Lissabon aus dorthin brachte. In Rio Grande do Sul, dem südlichen Theile des Landes, ist das Klima mehr den La-Plata-Ländern ähnlich, und in Folge davon natürlich auch die Produkte desselben. Ackerbau und besonders Viehzucht treten hier an die Stelle des Zucker- und Kaffeebaues. Von einem fleißigen und kräftigen Schlag Menschen bevölkert, würde Brasilien bald einen ausgezeichneten Platz unter den mächtigen und reichen gesell-

schaftlichen Verbänden einnehmen, ohnerachtet der natürlichen Erschlaffung, welche die tropische Hitze gewöhnlich auf die Europäer ausübt. In einem bedeutenden Theile desselben ist das Klima nicht viel heißer, als in dem südlichen Theile der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, welche allerdings ebenfalls die Sklaverei, als zu ihrem Bestande nothwendig, beibehalten haben.

Während unseres Aufenthaltes in Rio de Janeiro wurden in dem Garten unseres Chargé d'Affaires Herren Morsing, der in der Vorstadt Cathete gelegen ist, und den er die Güte gehabt hatte uns zu diesem Zwecke zu überlassen, magnetische Beobachtungen angestellt. Der Inklinator, der während des Laufs des Tages benutzt worden war, aber nicht eingepackt werden konnte, sondern noch auf seinem Fußgestelle stand, wurde zufälliger Weise durch einen der Mittagsgäste des Herren Morsing an demselben Tage umgestoßen; der eine Schulterzapfen der aufgesteckten Magnetnadel brach ab, und das ganze Instrument wurde so schlimm beschädigt, daß es zu weiterem Gebrauche völlig untauglich wurde. Eine wesentliche Lücke in den magnetischen Beobachtungen unserer Reise ist durch diesen Unfall herbeigeführt.

Von der Artigkeit und Gastfreiheit, mit welcher der Reisende im Allgemeinen im spanischen Amerika aufgenommen wird, findet man bei den Brasilianern, oder mindestens bei den Einwohnern von Rio de Janeiro, kaum eine Spur. Darwin beklagt sich darüber, daß er in Pernambuco zum ersten und einzigen Male während einer Reise von vier und einem halben Jahre, einen harten abschlägigen Bescheid als Antwort auf ein höflich vorgebrachtes und höchst unschuldiges Begehren erhalten habe, und dieses Verweigern sich bei zwei Personen nach einander wiederholt hatte. Ein Fremder kann sich in Rio keine Bekanntschaften verschaffen; er kann wohl zu irgend einem großen Balle eingeladen werden, aber der tägliche und vertrauliche Umgang, welcher sowohl in den La-Plata-Ländern, als auch auf der Westküste ihm zu Gebote stand, ist hier nicht zu finden, ja, wie wir glauben, selbst nicht einmal zwischen den Brasilianern unter einander. Der Besuch von Rio wird deßhalb für alle Anderen, als Diejenigen, welche dort ein Feld für ihre wissenschaftliche Wirksamkeit finden, langweilig, und daher setzten wir uns am 21. Dezember mit Freuden in die Boote und verließen die Bertonnung, um am folgenden Morgen unsere Fahrt nach Süden fortzusetzen.

IV.

Fahrt zum La-Plata-Strome und Aufenthalt in Montevideo und Buenos Ayres.

---

22. Dezember 1851 bis 16. Januar 1852.

Früh am Morgen des 22. Dezember verließen wir Rio, und wie ich sicher glaube, die meisten von uns, ohne es zu vermissen. Die Landbriese war äußerst schwach, aber die Boote der außer uns noch im Hafen befindlichen Orlogsfahrzeuge langten an, um den unsrigen bugsiren zu helfen. Sie wurden an die Eugenie und Lagerbjelke vertheilt, und um $7\frac{3}{4}$ Uhr Vormittags passirten wir die Festung Santa Cruz. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr sprang die Seebriese auf; die Boote wurden aufgezogen, um 10 Uhr passirten wir Ilha Raza und Ilha Redonda, und um 3 Uhr Nachmittags hatten wir das Land außer Gesicht verloren, da es in dicker Luft und Sonnenrauch verborgen lag. Der Wind war jetzt nordöstlich mit frischer Briese. Am folgenden Tage hatten wir einen Beweis von dem hier so gewöhnlichen plötzlichen Umspringen des Windes. Eine Wolkenbank schien sich im Südwesten zu erheben, und in ein Paar Stunden war der Wind von Nordost nach Norden, Westen, Süden und Südsüdosten herumgesprungen, aus welcher Richtung zu blasen er schließlich beiblieb. Die dicken Wolken, welche aufgestiegen waren, vertheilten sich ebenso schnell, wie sie gekommen. Am 26. fing wieder dasselbe Spiel an, und erreichte am Morgen des 27., nach einer von dicht aufeinander folgenden, wenn schon entfernten Blitzen erhellten Nacht, seine höchste Vollendung. Wir werden bald etwas Näheres über diese Windphänomene abhandeln, die oft äußerst gewaltsam sind, und mitunter im Innern des La-Plata-Stromes nicht

unbedeutende Verwüſtungen anrichten, obſchon ſie jederzeit im Voraus Nachricht über ihr Herannahen geben, ſo daß der aufmerkſame Seemann wohl nur höchſt ſelten von ihnen überraſcht werden wird. Im Allgemeinen ſind die Winde in dieſem Fahrwaſſer höchſt wechſelnde.

Am 28. befanden wir uns beim Sonnenuntergange nicht mehr als 18 Meilen (5 ſchwed. Ml.) vom Cap Caſtillos entfernt, aber der Sonnenrauch entzog uns jeden Schimmer des Landes. Seit dem Mittage war das Loth im Gange geweſen, und auch während der Nacht wurde daſſelbe in jeder halben Stunde zu Hülfe genommen. Der Wind war Oſtnordoſt mit mäßiger Briese, welche jedoch gegen Morgen abnahm. Mit der Tagesdämmerung erſchien Puncta Piedras im Nordnordweſt, und um 5¾ Uhr Morgens bekamen wir die Inſel Lobos in Sicht, die wir dann in ungefähr 3 Meilen (½ Ml. ſchw.) Entfernung paſſirten. Sie iſt flach und dient einem Haufen Seelöwen und Robben zum Aufenthaltsorte. Man begegnet bisweilen einigen dergleichen ein weites Stück in die See hinein. Auch wird die Inſel von Albatros und anderen Arten Seevögeln beſucht. Später, etwa um 2 Uhr Nachmittags, hatte es ſtark im Südweſten geblitzt, und um 8 Uhr trat ein gewaltiger Regenſchauer ein, während welches ſich der Wind gänzlich legte. Derſelbe kam jedoch bald wieder, und zwar aus Oſten, und wir ſchritten langſam gegen den La-Plata-Strom vor. Um 1½ Uhr Nachmittags bekamen wir das Leuchtfeuer von Flores in Sicht, und eine Stunde ſpäter den 500 Fuß hohen Berg, welcher der Stadt Montevideo den Namen, welchen ſie trägt, verleiht. Die Luft war ausgezeichnet klar und durchſichtig, die entfernteſten Gegenſtände zeigten ſich mit ſcharfen Contouren. Um 9½ Uhr ankerten wir auf der Rhede von Montevideo in einer Tiefe von 4½ Faden.

Die Küſte zwiſchen Lobos und Montevideo bietet zwar auch keinen entzückenden Anblick dar, iſt aber dennoch maleriſch im Vergleich mit der Küſte ſüdlich von der Flußmündung, zwiſchen Punta del Indio und Cap San Antonio, welche die niedrigſte und flachſte iſt, die es nur irgendwo geben kann. Auf der erſt erwähnten bemerkt man die ziemlich hohen Bergrücken Cerro Betet und Sierra de las Animas, von welchen der letztere eine Höhe von 1800 Fuß erreicht. Das Land ſieht dürr und öde aus; von Anſiedlungen werden, mit Ausnahme der kleinen Stadt Maldonado, keinerlei Spuren ſichtbar, bevor man Montevideo erreicht hat. Ein oder der andere kleine Bach fließt in die Thäler hinab und giebt ſein Daſein durch einen Rand von grünenden Bäumen und Büſchen zu erkennen. Das Ufer verflacht ſich nur ſehr allmählig, und man muß ſich daher ſehr hüten ſich ihm mit den Fahrzeugen zu ſehr zu nahen.

Die Corvette Lagerbjelke war uns den ganzen Weg von Rio her gefolgt und ankerte mit uns zu gleicher Zeit.

Auf der Rhede lagen die französische Fregatte Andromède mit der Flagge des Contre-Admirals Leprédours, eine zweite französische Fregatte und ein Paar größere mit Kanonen besetzte Lastfregatten; die englische Dampffregatte Centaur, mit der Flagge des Contre-Admirals Henderson; die spanische Fregatte la Ferrolana, und die Corvetten Mazaredo und Louisa Fernanda, und eine sardinische Brigg. Zwei schwedische Handelsfahrzeuge befinden sich auch in der Bucht. Von dem Befehlshaber des einen Capitain Werngren, der mehrere Jahre hindurch das stille Meer besegelt hat, erhielten wir einen Aufsatz über mehrere weniger bekannte Gegenden daselbst. Wir erfüllen nur eine angenehme Pflicht, indem wir hiermit dem Capitain Werngren öffentlich dafür danken.

Die Aussicht von der Rhede Montevideo's ist nicht schön. Die im Allgemeinen flachen Contouren des Landes und die Abwesenheit aller Bäume und jeglichen Grüns geben derselben etwas Oedes und Düsteres, wenn schon ein malerischer Effekt nicht ganz vermißt wird. Die geringe Tiefe des Busens zwingt größere Fahrzeuge ziemlich weit von der Stadt liegen zu bleiben, und der von dem Meere einrollende Seegang macht zuweilen die Verbindung mit dem Lande unbequem. Kleinere Fahrzeuge, welche nicht tiefer als zwölf bis funfzehn Fuß gehen, liegen dagegen ziemlich geschützt. Gegen Südwest ist der Busen ganz offen, und die heftigen, aus dieser Richtung her blasenden Winde — Pamperos — werfen oft eine gewaltige See hinein. Der Boden ist jedoch so locker und lose, daß es eigentlich wenig gefährlich ist auf den Grund zu gerathen, und die geringe Tiefe macht es, daß die Anker und Ketten nicht so hart angegriffen werden. Der Strand ist im Innern der Bucht sandig, um die Mündung derselben herum steinig und überall sehr langsam abschießend.

Zur Mittagszeit am 30. zeigten sich dicke Wolken im Südwesten, und um 12¾ Uhr Nachmittags brach ein kleiner „Pamperos" los mit einer wahren Sturzfluth von Regen und ziemlich hartem Sturme. Er blieb jedoch von geringer Dauer, um 4 Uhr war der Wind schon südsüdöstlich, und etwas später war das Wetter sehr schön, so daß ein Theil der Offiziere unseres Fahrzeuges sich zu einer kleinen Abendpromenade an das Land begab.

Noch bis vor einigen Jahren gab es in Montevideo nur eine einzige Landungsbrücke, jetzt aber finden sich zwei dort, von welchen die eine der Stadt gehört, die andere ist Privateigenthum, und Waaren, welche dort gelandet werden, bezahlen eine Abgabe an den Besitzer, aber Personen dürfen frei passiren. Man wählt am liebsten die letztere Brücke, weil dort mehr Raum ist, und die Boote überdies gegen den Regen geschützt liegen können. Sie ist auf Stützen von geschmiedetem Eisen erbaut, um

dadurch besser den heftigen Bewegungen der See widerstehen zu können. Von der Brücke aus kommt man auf einen den Strand entlang laufenden Platz von ziemlich unordentlichem Aussehen. An dem Ufer selbst sieht man oft eine Anzahl Badender, selbst Weiber aus den niederen Klassen, in mehr oder minder leichter Tracht, ja sogar Damen machen an demselben ganz ungenirt ihre Toilette. Magere Hunde streifen umher, um sich den Abfall aller Arten von Speisen zu suchen und sich damit zu ernähren. Man dringt dann auf jämmerlich gepflasterten Straßen vor, die jedoch alle mit Trottoirs versehen sind, welche es möglich machen, auch bei Regenwetter einigermaßen unbeschmutzt fortkommen zu können.

Die Stadt ist, wie alle spanisch-amerikanischen Städte, wo nicht lokale Umstände dies unmöglich gemacht haben, regelmäßig wie im Schachbrett angelegt. Alle Straßen schneiden einander im rechten Winkel, und alle Quartiere bilden Quadrate von einer gegebenen Größe. Die Häuser umschließen zwei oder drei Höfe. Der äußere ist eine Art Salon, gewöhnlich mit rautenförmigen dunklen und hellen Steinen gepflastert, oft mit Blumentöpfen geschmückt und durch ein Zelt gegen die Sonne geschützt. In der Mitte desselben ist ein Brunnen, der zu einer unter dem Hause gemauerten Cisterne hinabführt, in welcher sich das von dem Dache abfließende Regenwasser sammelt. Es werden solche Cisternen nirgends entbehrt, und zuweilen sind dergleichen auch noch unter den inneren Höfen angebracht, um welche die Küchen und derartigen Räume liegen. Ein Thorweg führt von der Gasse aus in den inneren Hof hinein, und ähnliche stellen die Verbindungen zwischen den verschiedenen Höfen durch die Theile des Hauses her, die sie von einander trennen. Die Häuser haben oft nur Erdgeschoß-Wohnungen und kaum irgendwo noch eine andere, als eine Etage darüber, wenn gleich man mitunter noch ein Paar Zimmer auf dem platten Dache errichtet sieht, welches überall mit einer gemauerten Brustwehr umgeben ist. Die Zimmer der Erdgeschoß-Wohnungen haben fast immer jedes seine Thür nach dem Hofe hinaus, die höher hinauf gelegenen nach einem um die innere Seite des Hauses hinlaufenden Altan.

Sehr wenige Häuser in Montevideo können einigen Anspruch auf äußerlichen Schmuck und Zierrath machen, die meisten sind einfach und nur weiß mit Kalk beworfen. Die Fenster sind groß und reichen fast bis zum Fußboden der Zimmer. Alle die in dem Erdgeschoß liegen, sind mit starken Eisengittern versehen, die aus einer Anzahl aufrecht stehender Stangen bestehen, in der Mauer eingefügt sind, und von zwei über denselben befindlichen wagerechten Querstangen gehalten werden. Die Gitter sind mitunter grün angestrichen und schießen häufig auch einen Fuß oder mehr aus der Mauer heraus, so daß man, im Fenster sitzend, ungehindert die ganze Gasse hinunter sehen kann. Man könnte glauben,

daß die Häuser hierdurch ein gefängnißartiges Aussehen erhalten müßten, aber es ist dies keineswegs der Fall; man sieht im Gegentheile oft Gitter, welche eher eine Zierde des Gebäudes ausmachen, und sie sind außerdem beinahe eine Nothwendigkeit in einem Lande, wo man im Sommer immer bei offnen Fenstern lebt. Im Innern sind die Häuser ebensowohl hübsch, als bequem. Es wird sehr wenig Holz bei ihrer Erbauung verwendet, und Feuersbrünste sind daher so gut als gänzlich unbekannt.

Nur ein einziger eigentlicher Platz ist in der Stadt zu finden. Die eine Seite desselben wird von der Cathedrale, einem sehr weitläuftigen Gebäude, gebildet, das mit einer Kuppel und zwei Thürmen versehen ist. Das Aeußere derselben enthält wenig oder gar nichts Merkwürdiges, das Innere ist aber recht hübsch, obschon etwas verfallen und leer. Der Mangel an wirklichem Schmucke wird aber nicht durch den bunten Putz und Zierrath, womit die vielen Seitenaltäre umgeben sind, ersetzt.

Eine Strecke von dem Platze entfernt führt ein Thor hinaus auf einen offenen Platz, den Marktplatz der Stadt; durch ein zweites kommt man von dort hinaus in die Vorstadt, die außerhalb der alten, zum Theil verfallenen Befestigungslinien, welche die eigentliche Stadt umschließen, gelegen ist. Die Vorstadt, auf dieselbe Art gebaut, wie die alte, war im Anfang der 1840ger Jahre schon sehr hübsch und ausgedehnt, aber ein großer Theil derselben ist, während der neunjährigen Belagerung, welche die Stadt aushalten mußte, so gut als gänzlich zerstört worden. Unerachtet man jetzt erst drei Monate seit Aufhebung der Belagerung oder Blockirung zählte, und der zukünftige Zustand nichts weniger als gewährleistet war, sah man doch schon Neubauten im Gange. Einige Jahre Frieden und Ruhe, und Montevideo wird wieder eine wohlhabende und blühende Stadt sein.

Schon in Rio hatten wir in Erfahrung gebracht, daß sich der General Urquiza gegen Rosas erklärt hatte, und sich mit den unter seinem Befehle stehenden Truppen, welche von uragayschen und brasilianischen verstärkt wurden, gegen Buenos Ayres in Marsch setzte. Wir werden weiter unten auf diese Begebenheiten zurückkommen, denn die letzte Geschichte der beiden La-Plata-Republiken ist die eine mit der anderen so zusammenhängend und verwickelt, daß sie sich am leichtesten im Zusammenhange behandeln läßt; Rosas Persönlichkeit ist überall so eingreifend, daß man sagen kann, es drehe sich Alles um dieselbe, und sie gehört Buenos Ayres an, weßhalb wir bis zu unserer dortigen Ankunft das Historische bei Seite setzen, um uns mit unseren persönlichen Abentheuern in Montevideo zu beschäftigen.

Die Bevölkerung, welche sich auf den Straßen Montevideos bewegt, ist gewöhnlich sehr gemischt und buntscheckig, und die in die Stadt ver-

legten französischen Truppen (400 Mann der Marine-Infanterie) und die außerhalb derselben lagernden brasilianischen (ungefähr 3000 Mann) trugen besonders zur Mannigfaltigkeit der Physiognomien und Trachten bei. Spanische Creolen, Basken, Savoyarden, Franzosen, Engländer, Neger und die vielen zwischen schwarz, weiß und indianischer Farbe vorkommenden Mischungen drängen sich untereinander umher. Von eingewanderten Europäern ist die unvergleichlich größte Zahl Männer, so daß man nur sehr wenig europäische Frauen im Verhältniß zu den Eingeborenen sieht. In Sonderheit ist dies der Fall unter den vermögenderen Klassen, und man muß gestehen, daß diejenigen, welche man antrifft, sich neben den spanisch-creolischen Frauen nicht gerade sehr wohl ausnehmen, da diese sowohl an Schönheit, als auch an Allem, was Anmuth und geschmackvolle Kleidung betrifft, vor keinen anderen zurück zu stehen brauchen.

Unter den Gegenständen, welche zuerst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, stehen die großen Lastkarren, welche man am Strande trifft, und in denen die Kaufmannsgüter ausgeladen und verfahren werden, obenan. Sie sind mit Rädern von zwei bis drei Ellen Durchmesser versehen, um in das Wasser bis zu den Löschpramen fahren zu können, und werden mit zwei bis vier Pferden, oder öfter noch mit Mauleseln bespannt. Der Fahrknecht reitet auf eins von den Thieren; er ist mit der malerischen Tracht des Landes bekleidet und leitet sein Gespann mit sehr großer Fertigkeit, aber ohne den geringsten Gedanken an Schonung für seine Thiere. Die Tracht besteht aus ein Paar äußerst weiten, weißen Hosen, nach unten zu mit Frangen besetzt; ein grellgefärbtes Zeugstück ist um die Schenkel gewunden und wird um den Leib von einem Gürtel festgehalten; ein Poncho*) in leuchtenden Farben hängt über seine Schultern, und ein herabhängender Hut oder eine rothe spitze Mütze bedeckt den Kopf. Unter Geschrei und Lärmen manövrirt eine große Zahl derartiger Fuhrwerke um einander herum, oft in schnellster Fahrt, aber man sieht es selten, daß sie sich untereinander fest fahren.

Weiter in die Stadt hinauf gekommen begegnet man Damen in den elegantesten Toiletten neben Negerweibern mit einem Kleiderbündel auf dem Kopfe und einer kurzen Pfeife oder einem Cigarrenstummel in dem Munde; die Letzteren haben meist übel gestaltete, nackte, oder mit Pantoffeln bekleidete Füße, die nicht weniger gegen die netten und mit äußerster Sorgfalt beschuheten der Ersteren abstechen, als ihre groben, grinsenden Gesichter gegen die reinen und edlen Züge der anderen. Hinter einem Paar europäischen Offizieren sieht man einen Soldaten von der

*) Ein Zeugstück von rechtwinkliger Form mit einem Loche in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird.

Landesmiliz gebeugt einherschleichen; seine Tracht ist dem Schnitte nach der des eben beschriebenen Fuhrmannes ähnlich, aber er trägt die Uniformsmütze dazu, die der Form nach den ehemaligen Schleppmützen unserer Gardisten gleicht, und die Farben der Kleidung deuten auf etwas Uniformsmäßiges hin. Ein Paar ungeheure Sporen hängen an seinen Absätzen und klappern gegen die Straßensteine. Pferde stehen ganz lose, aber unbeweglich, wie Bildsäulen, hier und dort außen vor den Häusern und Läden, ihre Reiter erwartend, während andere im kurzen Galopp die ihrigen durch die Straßen tragen. Ein Priester mit einem ungeheuren Hut „à la Don Basil," wandert gravitätisch umher, und Alle, selbst die Damen, überlassen ihm bereitwillig die innere Seite des Trottoirs*), welches er einige Male mit höflichen Complimenten sich anzunehmen weigert; er beantwortet die Grüße der Vorübergehenden mit einer freundlichen Würde, ist auch sogar tolerant genug einen Ketzer seiner Bekanntschaft bei der Hand zu fassen, und vielleicht sogar eine Prise Tabak mit ihm zu wechseln. Hunde halten in aller Ruhe ihre Siesta mitten auf dem Trottoir, ohne sich im Geringsten von den Vorübergehenden stören zu lassen, welche auch ihrerseits ruhig über das schlafende Thier hinweg steigen. Wird einer derselben durch einen gelegentlich dazu angewendeten Fuß ermahnt etwas Platz zu machen, gehorcht er gewöhnlich, ohne sich dadurch seine Laune verderben zu lassen, sondern viel eher mit allen Zeichen einer sklavischen Ergebenheit.

Am Neujahrsabende unternahmen einige Offiziere einen Ritt über Land, und wir theilen nachstehend den Bericht eines desselben über diese Excursion mit:

„Nachdem wir Pferde erhalten hatten, die in diesem Augenblicke eine in Folge des Kriegszustandes nicht gerade überflüssig vorhandene Waare waren, begaben wir uns ungesäumt auf den Weg, der nach Cerro führt. Bevor wir noch aus der Stadt herausgekommen waren, begegneten wir einem daselbst ansässigen Landsmann, Doktor Michaelssohn, welcher uns eine Einladung zu einem am Abende stattfinden sollenden Ball überbrachte. Das Wetter war über alle Beschreibnng schön, und das Land stand noch in seinem grünen Schmucke. Wir passirten bei unserem Ausfluge einen Theil der Vorstadt, welcher während des Krieges gänzlich zerstört worden war, so daß nur noch leere Mauern von einigen wenigen Häusern übrig geblieben waren, zwischen denen einige Schutthügel die einzigen Reste

*) Man ist in den spanischen Städten sehr genau darauf bedacht, die innere Seite des Trottoirs den Damen zu überlassen, oder überhaupt Denjenigen, welchen man Achtung beweisen will; eine Unterlassung dieses Gebrauchs wäre eine grobe Unhöflichkeit und man sieht oft bei Annahme des Angebotes gegenseitige Complimente machen.

der früheren Häuser bildeten. Die Pferde waren gut und führten uns rasch vorwärts; wir kamen bei verschiedenen Landsitzen vorüber, deren ein Theil von der allgemeinen Zerstörung in der Belagerungszeit verschont war, und nun den Herren Oribe und Compagnie zum Wohnsitze diente. Bald langten wir an einem Orte an, der Paso Molinas genannt wurde; hier mußten wir durch einen Bach waten, der zwar für gewöhnlich den diese Straße Ziehenden nur wenige Hindernisse in den Weg legt, aber jetzt durch den Regen des gestrigen Tages angeschwollen war. Man zog seine Füße so hoch hinauf, als möglich, und trat die Fahrt muthig an; aber als ein Paar von uns schon beinahe am anderen Ufer waren, strauchelte das Pferd eines der Nachkommenden und schlug mit seinem Reiter in das anderthalb Ellen tiefe Wasser, ohne jedoch dem Verunglückten anderen Schaden, als den des unerwarteten Bades, zugefügt zu haben. Gleich auf der anderen Seite des Baches war ein kleines Wirthshaus, und dort ließen wir uns nun nieder, um es unserem Kameraden möglich zu machen, sich der nassen Kleider zu entledigen. Um jedoch keine Zeit zu verlieren, wurde beschlossen, während dieselben trockneten, den Ritt fortzusetzen, und durch bereitwilliges Zusammenschießen von Seiten aller Reisegenossen, bekam der unglückliche Gestürzte hinreichende Kleidungsstücke, um sich, wenn auch nicht in der Stadt, doch wenigstens auf dem Lande anständig zeigen zu können, denn die Wärme war hinreichend, um auch die leichteste Tracht zuzulassen.

Ein junger Gaucho*), der sich zufälligerweise an dieser Stelle befand und den ganzen Vorfall mit ansah, machte uns darauf aufmerksam, daß sich das Pferd bei seinem Sturze das eine Vorderbein beschädigt habe, und erbot sich zu gleicher Zeit dem Schaden abzuhelfen. Seine gern von uns angenommene Hülfe bestand dann kurz und gut darin, daß er dem Thiere eine kleine Ader öffnete, so daß das Blut ziemlich stark rann. Die Kur war sehr einfach. Der Mann nahm ein wenig Cigarrenasche, machte mit Hinzusatz von Wasser einen Teig daraus und schmierte denselben auf die Wunde, indem er die Bitte hinzufügte, das Pferd so eine halbe Stunde lang still stehen zu laffen. Das Thier schien anfangs bei der Berührung der Wunde große Schmerzen und Beschwerden zu erdulden, woher es sich sträubte und unruhig war, nachdem der Gaucho es aber einige Male gestreichelt und geklopft, und ihm mit einigen freundlichen Worten zugeredet hatte, stand es ruhig und geduldig da. Wir boten dem Manne ein Trinkgeld an, welches er aber nicht nehmen wollte, und versuchten es dann uns mit einer Hand voll Cigarren, einer in diesen

*) So werden hier die Landbewohner im Allgemeinen, mindestens die der ärmeren Klasse, genannt.

Ländern sehr erwünschten Gabe, dankbar zu zeigen; aber der junge Kerl, dessen vortheilhaftes Aussehen uns schon sehr für ihn eingenommen hatte, nahm nur eine an und dankte dabei noch, wie für eine ihm erwiesene besondere Aufmerksamkeit. Kurz darauf bestieg er sein Pferd und ritt seines Weges, noch einmal seine gegebene Vorschrift, das beschädigte Thier eine Weile ruhig stehen zu lassen, bevor wir uns wieder weiter begäben, wiederholend. Wir gehorchten, und die Kur wurde von uns als eben so wirksam, wie einfach, erprobt, denn das Pferd war bald wieder hergestellt.

Eine große Anzahl Reiter passirte während unseres Aufenthaltes in dem Kruge, bei demselben vorüber, und bot uns einen höchst malerischen Anblick dar. Eine muntere Viehheerde, welcher ein junger Hirt von stattlichem Aeußeren und auf einem netten und lebhaften Pferde reitend, folgte, wurde über und durch den Bach getrieben; im Wasser entstand ein kleiner Streit zwischen ein Paar Mitgliedern derselben, und diese bildeten dabei eine Gruppe, die wohl des Pinsels eines ausgezeichneten Malers würdig gewesen wäre. Eine andere, nicht weniger hübsche, und um so eigenthümlichere Scene, zeigte sich an einem anderen Punkte. Ein berittener Fuhrmann hielt mit seinem vierspännigen Karren an, um seine Ochsen ein Wenig ruhen zu lassen. Die vordersten hatten sich niedergelegt, während die beiden großwüchsigen Stangenochsen geduldig mit gesenkten Häuptern dastanden; der Kerl hatte sich der Quere nach auf sein Pferd gesetzt, das eine Bein unter sich gezogen, und die Pike, womit die Ochsen angetrieben werden, in den Erdboden gesteckt, um ihm als Rückenstütze zu dienen, und er sowohl, als sein Pferd blieben eine lange Weile hindurch in dieser Stellung so unbeweglich, daß man hätte glauben können, sie seien durch irgend einen mächtigen Zauber in dieselbe gebannt. Ueber die ganze Gegend lag überdies der prächtigste Sonnenschein ausgebreitet, so daß sich der schöne Anblick für ewig tief in meinem Gedächtnisse eingegraben hat.

Wir hatten uns kaum von der Stelle wegbegeben, als wir einer vollwüchsigen Färse begegneten, die von drei Reitern verfolgt wurde, von denen zwei mit der hier gebräuchlichen Waffe, dem „Lazo," gewappnet waren. Es ist dies bekanntlich ein zusammengedrehtes oder geflochtenes Seil von zwanzig bis vierzig Ellen Länge, mit einer Schlinge an dem einen Ende, während es mit dem anderen an dem Sattel befestigt ist. Sie verschwanden auf einen Augenblick hinter einer der hohen Agavehecken, welche hier zu Lande als Einzäunungen benutzt werden, kamen uns jedoch bald wieder zu Gesicht. Die Färse war ebenso schnellfüßig, wie die Pferde, und hatte einen nicht unbedeutenden Vorsprung, so daß die Jagd eine lange Weile hindurch in fliegender Schnelligkeit vor sich ging. Wir ritten einen Richtweg entlang, um von einem näheren Punkte aus zu

sehen, wie das Thier eingefangen würde, aber die Unebenheit des Terrains, — es war von tiefen Regenrinnen durchschnitten, — hielt uns etwas auf, und die hohen und dichten Distelgruppen entzogen uns mitunter den Anblick der Jagd gänzlich. Endlich sahen wir jedoch den einen Reiter seinen Lazo werfen, und aus den Kreuz- und Quersprüngen der Färse konnte man es merken, daß derselbe sein Ziel nicht verfehlt habe. Bald kam auch der Kerl in Gallop gegen uns angeritten, seine Beute mit sich führend, welche, mit der Schlinge um die Hörner, alle möglichen Versuche machte, sich loszureißen; die anderen beiden Reiter kamen ihm entgegen, und nun befand sich die ganze Gesellschaft da, wo die Jagd angefangen hatte, auf einem offenen Platze vor ein Paar Häusern, und dorthin folgten wir dann auch. Hier stand ein Mann mit dem Messer bereit; ein anderer Lazo wurde um die Vorderbeine des armen Thieres geworfen, es stürzte zu Boden, und der mit dem Messer Bewaffnete nahte sich vorsichtig seinem Haupte. Das Messer verschwand, man mußte, dem Anscheine nach, glauben ohne jeden Nachdruck in dem Nacken des Thieres, es streckte seine Beine und war todt.

Die Fertigkeit, womit die Bewohner des spanischen Amerikas ihren Lazo gebrauchen, hat schon seit langer Zeit die Bewunderung der Fremden erregt, und die Benutzung desselben ist eine Eigenheit gerade nur bei den genannten Völkern. Die Indianer des nördlichen Amerikas bedienen sich eines ähnlichen Geräthes, unter dem Namen „lariat," aber die Schlinge desselben sitzt an einem langen Stocke fest, womit sie über den Kopf des Thieres, welches gefangen werden soll, geführt wird, das andere Ende wird in der Hand behalten, und es ist klar, daß kein Reiter auf diese Art einen Stier oder dergleichen festhalten kann, weßhalb auch dort nur Pferde mit dieser Waffe gefangen werden. Die Kosakken fangen ebenfalls ihre Steppen-Pferde mit der Schlinge, und verfahren hierbei fast ganz auf die zuletzt erwähnte Art. In Mexiko und Kalifornien wird der Lazo oft geworfen, ohne vorher an den Sattel befestigt zu sein, und erst in diesem Falle um den hohen Stachel geschlungen, mit dem die dort gebräuchlichen Sättel versehen sind; er wird hierbei, so weit ich es gesehen habe, sehr kurz benutzt, und seine Anwendung ist daher auch nicht sehr mannigfaltig. Man hört jedoch in Kalifornien erzählen, daß der so sehr zu fürchtende, silbergraue Bär (Grizzly bear) auf diese Art gefangen wird. In den La-Plata-Ländern und in Chili findet man jedenfalls die am weitesten ausgedehnte Anwendung des Lazo und eine wirkliche Virtuosität in seinem Gebrauche. Man trifft Leute, welche das Thier, ganz wie es ihnen behagt, und so oft man es verlangt, an den Hörnern, an dem Halse, an einem Vorderbeine oder einem Hinterbeine fangen, ohne anders als einmal ganz ausnahmsweise fehl zu werfen, und diese Sicherheit bei den stärksten

Sprüngen ihres Schlachtopfers beibehalten. Der ſo fürchterliche Jaguar, mußte auch ſchon mitunter ſein Leben in der Schlinge laſſen, der er mit aller ſeiner Geſchmeidigkeit nicht zu entſchlüpfen vermochte. Das innere Ende des Lazo pflegt man in dieſen Ländern an einen ſehr breiten und ſtarken Gurt zu befeſtigen, der dicht unter des Reiters rechter Kniekehle ſitzt; benutzt man ihn nicht, ſo wird er auf die Lende des Reiters hinaufgeſchoben, und dort mit ein Paar kleinen Riemchen feſtgehalten.

Uebrigens habe ich nicht allein wegen der Ungewöhnlichkeit oder Eigenthümlichkeit dieſer Jagdart den Leſer mit der Beſchreibung des Lazo aufgehalten; denn derſelbe hat eine weit größere Bedeutung, und iſt in den Pampas um den La-Plata-Strom herum für die Viehzucht das, was der Pflug für den Ackerbau in unſerem Vaterlande iſt. Ohne dieſes einfache, aber in geübten Händen kräftige Geräth, würde kaum in den ungeheuren Viehheerden irgend eine Ordnung gehalten werden können. Mit ihm werden die Pferde gefangen, die gezähmt und zugeritten werden ſollen, ebenſo das Hornvieh, welches zum Schlachten beſtimmt iſt. Der wildeſte Stier wird bald ein unſchädliches Weſen, wenn er damit geſchnürt und zu Boden geworfen, erſt gehörig gezüchtigt iſt, und die Furcht der Thiere vor einem mit ſeinem Lazo bewaffneten Reiter macht es allein möglich, daß er ſich ohne Gefahr in die großen Schaaren von halbwildem Vieh begeben kann.

Nachdem wir dem Tode der Färſe beigewohnt hatten, ſetzten wir unſern Weg gegen das unterhalb Cerro gelegene braſilianiſche Lager fort,

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

kamen aber, nachdem wir eine Stunde geritten waren, zu einem Bache, dessen vom gestrigen Regen ebenfalls angeschwollenes Bett uns tief genug erschien, um uns nicht zu gestatten, das andere Ufer undurchnäßt zu erreichen. Nach einigem vergeblichen Suchen nach einer Fuhrt oder seichteren Stelle, beschlossen wir zur Stadt zurückzukehren. Wir ließen unsere Pferde eine Weile ruhen und sich auf einem nahegelegenen grasreichen Hügel erholen, legten uns während dessen in's Grüne, und setzten darauf unsern Weg nach dem erwähnten Kruge fort, woselbst wir die beiden jungen Damen, welche die Bewohnerinnen des Hauses waren, in ihrem lieblichsten Siesta-Schlummer fanden, aus welchem sie erst durch anhaltendes Lärmen geweckt wurden. Nachdem unser Kamerad seine nunmehr trocken gewordenen Kleider wieder erhalten, und wir sämmtlich unsern Durst mit ein Paar Flaschen Bier gestillt hatten, verließen wir die Damen, damit sie ihre Siesta fortsetzen konnten, wateten glücklich durch den Bach, und waren eine Stunde darauf wieder in der Stadt.

Die meisten unter den Offizieren bedienten sich am Abende der schon erwähnten Einladung zum Balle. Das Lokal war gerade nicht glänzend und die Form des Zimmers zum Tanze nicht recht gut passend, aber die Gesellschaft war, wenn gleich nicht sehr zahlreich, doch sehr wohl werth in Betrachtung gezogen zu werden. Unter den Damen waren nur einige wenige Fremde, aber dagegen von den Herren sicher die Hälfte Ausländer, theils jetzt in der Stadt ansässig, theils Offiziere auf den Orlogsfahrzeugen, oder in den französischen Truppen. Wir bekamen hier auch eine der Notabilitäten Montevideos zu sehen, nämlich den Obrist Franzisko Taje, der bei dem Beginn des Krieges noch Schreiber bei einem Advokaten gewesen war, aber bald darauf Chef eines der sechs damals neu errichteten Miliz-Bataillone wurde. Er hat während der Belagerung manche ausgezeichnete Proben von Tapferkeit abgelegt, und ist sehr schwer verwundet worden. Seiner äußeren Erscheinung nach ist er lang von Gestalt und von kräftigem Mannesbau, im Alter von einigen dreißig Jahren, mit einem edlen und offnen Antlitze und einem ungekünstelten Wesen und feiner Lebensart.

Der Tanz fing erst gegen 11 Uhr Abends an und wurde bald sehr animirt. Ich muß gestehen, daß man nicht überall unter den jungen weiblichen Wesen eine so große Proportion von schönen Figuren und so blitzende Augen findet, wie sie sich hier sehen ließen, und eine oder die andere Schönheit leuchtete außerdem wirklich noch glänzend unter den übrigen hervor. Die Toiletten waren im Allgemeinen ausgezeichnet sauber und geschmackvoll, an Schmuck sah man meist nur Blumen. Ein junge Frau hatte es jedoch gewagt sich in eine etwas bedenkliche Tracht zu stecken, nämlich so tief ausgeschnitten, daß ihr Kleid, von weißem Atlas,

des Leibstückes fast gänzlich zu entbehren schien. Das hierdurch den Blicken des großen Publikums Preisgegebene war zwar, sowohl was Form, als auch was Farbe betraf, von einer so ausgezeichneten Schönheit, daß man nicht anders konnte, als sich der Besitzerin, der Schaustellung halber, für verpflichtet zu erachten, aber der Eindruck des Ganzen hatte doch auch seine unbehagliche Seite, indem man deutlich merkte, daß die Sache Aufsehen erregte, und keine der anderen Damen ihr Kleid in dieser Art verkürzt hatte. Die Haartracht, „à la Maria Stuart," schien sehr gebräuchlich zu sein, und kleidete in der That der großen Mehrzahl vortrefflich. Der Tanz wurde bis gegen 3 oder 4 Uhr Morgens fortgesetzt, und die Erfrischungen befanden sich in besonderen Zimmern angerichtet, um sie während der ganzen Zeit erreichen zu können.

Am 2. Januar 1852 war die Hitze drückend, und die im Südwesten sich häufenden Wolken verkündeten einen „Pamperos." Um 5 Uhr Nachmittags fingen auch die Blitze an sichtbar zu werden, unaufhörlich an Stärke zunehmend, und von 8 Uhr Nachmittags an flammten sie jeden Augenblick und unter unaufhörlich krachenden Donnerschlägen gegen einander. Der Regen stürzte in Strömen herab, aber kein Wind ließ sich fühlen. Die Blitze zeigten zuweilen die gewöhnlich ihnen auf Abbildungen zuertheilte Zickzackform, zuweilen schienen sie aber auch viel mehr wellenförmig zu sein; die Farbe ihres Lichtes zog sich sehr oft etwas in's Violette.

Am 3. Januar um 6 Uhr Vormittags gingen unsere beiden Fahrzeuge wieder unter Segel, und fingen an unter Leitung eines Lootsen den La-Plataſtrom gegen einen schwachen westlichen Wind hinauf zu kreuzen. Die im Flusse befindlichen, sich weit ausdehnenden Banken erlauben es nicht in gerader Linie von Montevideo nach Buenos Ayres zu segeln, man muß vielmehr einen bedeutenden Winkel machen, um ihnen zu entgehen, indem man auf das südliche Ufer des Stromes hinüberhält, zwischen dem und der großen Ortiz-Bank das Fahrwasser hindurch geht, welches jedoch außerdem noch durch andere kleine Banken erschwert ist. Kleine Fahrzeuge, welche nicht tiefer gehen, als acht bis zehn Fuß, können über die Ortiz-Bank segeln; größere Fahrzeuge nehmen nicht gern diese Fahrt vor, ohne sich der Führung eines hier heimischen Lootsen anzuvertrauen.

Das südliche Ufer des La-Plata-Stromes ist so flach, daß man es von dem Fahrwasser aus nicht sehen kann, und kein Seezeichen ist zu berechnen, obschon zu verschiedenen Malen Bojen auf den Bänken ausgelegt worden sind. Diese sind aus Sand gebildet, während der Boden in dem Rinnsaale des Flusses aus Schlamm und Morast besteht, welcher Umstand die Fahrt bedeutend erleichtert. So lange das hinabgelassene

Loth nur das Vorhandensein von Schlamm zeigt, ist Alles gut, wenn man aber Sandkörner dazwischen erkennt, dann muß man aufmerksam sein. Die Bänke behalten ihre Gestalt nicht unverändert bei, und die Strömung zwischen ihnen ist ziemlich stark und wandelbar; da dergleichen Unregelmäßigkeiten nur den an diesen Orten sich ganz heimisch Wissenden bekannt sein können, so nehmen die meisten Fahrzeuge, wie es schon erwähnt ist, Lootsen von Montevideo, oder von dem Lootsenfahrzeuge außerhalb Punta del Indio, wenn dieses gerade ausgestellt ist, was jedoch nicht immer der Fall sein soll.

Punta del Indio war auch beim Sonnenuntergang immer noch nicht sichtbar, aber der Wind hatte sich nach Nordnordwest herumgezogen, und brachte uns zwischen den Bänken eine ziemlich gute Strecke hinauf. Das Wasser in dem Flusse war nunmehr ganz süß. Wir kreuzten die Nacht hindurch zwischen den Bänken, und waren um 8 Uhr am folgenden Morgen Quilmes gerade gegenüber, welches ein Dorf ist, das ungefähr eine schwedische Meile südöstlich von Buenos Ayres liegt. Unsere Fahrzeuge ankerten hier, weil der Tiefgang der Eugenie es nicht erlaubte einen der Stadt näher liegenden Punkt zu erreichen, deren Entfernung von hier noch ungefähr 12 Meilen (zwei Meilen schwedisch) beträgt. Nach 3 Uhr Morgens hatten sich die Wolken im Südwesten in Haufen zusammen zu schaaren geschienen; und als unser Fahrzeug Anker auswarf, blies der Wind frisch aus der Nordecke her, aber es zeigte sich deutlich, daß ein Pamperos im Herannahen war. Kurz vor 9 Uhr Morgens kam er auch, nach einer Windstille von einigen Minuten, mit ziemlicher Gewalt und starkem Regen und Donner wirklich zum Ausbruch, doch legte sich der Sturm eben so schnell, als er gekommen war. Sobald sich das Unwetter ein wenig gemäßigt hatte, fuhr der Chef der Eugenie in Begleitung der Gelehrten der Expedition an Bord der Corvette, welche sogleich die Anker lichtete und nach der äußeren Rhede von Buenos Ayres absegelte, woselbst sie zur Mittagszeit ankerte, nachdem die üblichen Salutschüsse gewechselt worden waren. Die genannten Herren begaben sich darauf in den Booten der Corvetten an's Land.

Buenos Ayres besitzt keinen Hafen, sondern nur zwei Rheden, durch eine weit ausgedehnte Bank von einander getrennt. Auf der äußeren liegt man ungefähr eine schwedische Meile von der Stadt entfernt, aber auf der inneren nur eine ganz kurze Strecke davon. Die Fahrzeuge, welche tiefer als 12 Fuß gehen, kommen nicht hinein, und oft genug können selbst solche, die nicht tiefer gehen, als 10 bis 11 Fuß, dennoch nicht mehr durch die Rinne kommen, die hinein führt. Von den oft sehr stark stürmenden Südwestwinden hat man auf den Rheden nichts zu

fürchten, denn diese Winde werden von keinen bedeutenden Seegängen begleitet; aber die östlichen und südöstlichen Winde, welche während der Winterzeit mitunter sehr hart stürmen, haben schon mehr als einmal großen Schaden gethan, und unter den hier liegenden Fahrzeugen wahre Verwüstungen angerichtet. Während dieser Stürme steigt das Wasser in dem Flusse um viele Fuß; große Strecken Landes werden dadurch überschwemmt, und es sind mehrere Male Fahrzeuge ganz auf das Land hinaufgetrieben worden, so daß sie ein großes Stück vom Ufer entfernt standen, als das Wasser nach dem Aufhören des Sturmes wieder zu seiner gewöhnlichen Höhe zurückkehrte. Während der westlichen Winde sinkt das Wasser, und die Fahrzeuge gerathen dann oft auf den Grund, aber wie bereits erwähnt, ist der Boden so locker, daß dies durchaus keine Gefahr mit sich führt.

Eine Landungsbrücke ist bei der Stadt nicht vorhanden. Wenn die Fluth hoch ist, gehen die Boote bis an's Ufer, welches aus Sand besteht, der von hier und dort hervorspringenden Hügeln aus einer Art losem Gestein, oder vielleicht richtiger verhärtetem Lehm, spanisch „tosca" genannt, unterbrochen wird. Dies ist jedoch nur ausnahmsweise das Verhältniß, und in der Regel muß man aus den Booten auf einen hochrädrigen Karren steigen, um auf diese Art an's Land zu fahren. Dergleichen Karren finden sich zu jeder Stunde am Ufer bereit, und zuweilen werden die Boote von einem ganzen halben Dutzend derselben umringt, deren Fuhrknechte lärmend ihre respektiven Fuhrwerke rekommandiren, wobei sie mit sehr vieler Geschicklichkeit manövriren, um einander den Rang abzulaufen. Beides, Männer, wie Karren, sind gleich den eben beschriebenen aus Montevideo, jedoch werden hier nur Pferde zur Bespannung derselben verwendet. Der Preis für die Benutzung eines solchen Fuhrwerks ist ein ziemlich hoher, und man muß, bevor man eine Karre nimmt, mit dem Kerl, der es leitet, accordiren, und von seinem Begehren tüchtig herunterdingen. Längst dem Ufer läuft eine breite Straße, welche mit einem Paar Reihen Weiden bepflanzt ist und den Namen „Alameda" trägt, obschon sie ihn wenig verdient, da sich keine Pappeln (Alamo) dort befinden. Sie liegt vier oder fünf Ellen höher als das Niveau des Flusses, und die Böschung derselben gegen diesen ist in den letzten Jahren zum Theile mit einem Mauerwerke bekleidet worden. Nahe bei dem Landungsplatze liegen die Amtsräume des Hafen-Capitains, die übrigen Häuser werden meist von Schlächterläden eingenommen, oder es befinden sich Wirthshäuser, Schenken und dergleichen darin. In einiger Entfernung zeigt sich die Citadelle der Stadt, deren Kanonen die Straßen bestreichen. Diese Citadelle ist dieselbe, welche 1580 von dem Gründer

von Buenos Ayres, Juan de Garay*), angelegt worden ist, obschon sie seit jener Zeit natürlicherweise erweitert und verändert werden mußte.

Von Alamedan gelangt man einen ziemlich steilen Berg hinauf nach einer, in ungefährer Richtung von Nordwest nach Südost laufenden Gasse, welche zur Erinnerung an den 25. Mai 1810, wo sich das Land zuerst von dem Mutterlande unabhängig erklärte, die Maigasse (Calle de Mayo) genannt wurde. In dieser ist man nun wirklich in Buenos Ayres eingetreten, nächst Rio de Janeiro unstreitig die allerbedeutendste Stadt Süd-Amerikas, denn sie zählt jetzt ungefähr 120,000 Einwohner, und erstreckt sich, da die meisten Häuser nur Erdgeschosse besitzen, über eine höchst bedeutende Fläche. Alle Straßen laufen entweder parallel mit der Maigasse, oder winkelrecht gegen dieselbe, und alle Quartiere sind auch hier, wie es schon bei Montevideo erwähnt ist, von ganz gleicher Größe. Die Bauart ist gleichfalls dieselbe, wie in der eben erwähnten Stadt, obschon man vielleicht hier eine größere Anzahl Häuser trifft, die Anspruch auf Glanz und Zierlichkeit machen können. Die Straßen sind in dem Theile der Stadt, durch welchen wir unsern Einzug genommen hatten, ziemlich erträglich mit Granit von der Insel Martin Garcia belegt, in den äußeren Theilen derselben herrscht aber noch eine gänzliche Entbehrung jeglichen Pflasters. Die starken Regenschauer, die oft eintreten, haben allmählig die Straßen selbst tiefer und tiefer ausgespült, so daß sie oft ein Paar Ellen niedriger liegen, als die an den Häusern befindlichen Trottoirs, und bei einem heftigen Niederschlage werden jene dann in eine tiefe Fluth verwandelt, in welcher, wie es schon Beispiele zeigten, sowohl Menschen, als Pferde ertrinken können, und das Fahren in denselben ist auch in der Zwischenzeit jener Fluthen ziemlich unbehaglich.

Vor der Festung liegt ein Markt, der Plaza de la Constitucion genannt wird, und dicht daneben ein anderer, Plaza de la Victoria, der von jenem ersten nur durch ein mit Arkaden versehenes Gebäude geschieden ist, in welchem sich alle Arten von Läden befinden. Diesem gerade gegenüber ist das Rathhaus und das Polizeigebäude gelegen; in demselben Hause mit der letzteren Behörde sind auch die Gefängnisse befindlich, die ein Paar Mal von Rosas in wahre Mordhöhlen verwandelt worden sind, und gewöhnlich sieht man verschiedene Büttelsfiguren außen vor demselben versammelt. Mitten auf dem Markte erhebt sich ein Monument von ziemlich unbedeutendem Ansehen. Von den übrigen Seiten desselben wird die eine, dem größten Theile nach, von der Kathedral-Kirche einge-

---

*) Pedro de Mendoza wird von Vielen als der eigentliche Gründer der Stadt angesehen, aber sein 1535 angelegter Neubau bei Riachuelo wurde bald aufgegeben.

nommen, die andere ganz von Privathäusern, deren Erdgeschosse eine Arkade bilden, worin wieder allerlei Läden befindlich sind.

Die Kathedrale ist sehr groß, ihre Façade nach dem Markte zu ist in korinthischem Style gehalten, und würde sehr schön sein, wenn sie fertig wäre; aber die hohen, aus Ziegelsteinen aufgemauerten Pfeiler entbehren der Kapitäle, und die ganze Façade ist noch nicht mit Kalkputz beworfen. Es ist unter den jetzigen Umständen nur wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals fertig werden wird. In den vielen kleinen Löchern der Mauern haben sich eine Menge Tauben niedergelassen, und fliegen in großen Schaaren umher. Das Innere der Kirche entbehrt weder der Großartigkeit, noch der Pracht, doch klebt dem Ganzen immerhin etwas Unvollendetes an. Sie schreibt sich aus der letzten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts her, und ist fast gleichzeitig mit der Kirche la Merced begonnen, welche die älteste in der Stadt ist. Die Zahl der Kirchen erreicht ungefähr ein Dutzend, und sämmtlich sind sie im Style des siebzehnten Jahrhunderts gehalten, doch fängt auch schon in einzelnen der Rokoko-Styl an sich zu zeigen. In einer oder ein Paar von ihnen, wir erinnern uns nur nicht mehr in welchen oder welcher*), sind die Fahnen aufgehängt, die im Jahre 1807 den Engländern bei ihrem mißglückten Angriff auf die Stadt abgenommen worden sind. Im Allgemeinen ist das Innere der Kirchen mehr prunkend, als schön, und sie haben wenig oder gar nichts von wahrem Kunstwerthe vorzuzeigen.

Das Innere der Häuser gleicht völlig dem der Montevideanischen, und Feuersbrünste sind daher auch hier so gut als gänzlich unbekannt. Die Höfe sind zuweilen mit allerlei Bäumen und Blumen bepflanzt, mitunter auch durch weinberankte Spaliere gedeckt. Rosas hat sich ein ganzes Viertel erbaut oder wenigstens umgebaut, welches nun zwei nicht unbedeutende Gärten umschließt. Seine rechte Hand in allen Kriegsangelegenheiten, der General Pacheco, hat ein schönes Haus in der Florida-Gasse in Bau. In dieser befindet sich auch der Klubb der Ausländer, in welchem man Alles anzutreffen pflegt, was man in einem englischen Klubb findet, wenn gleich in einem etwas weniger prächtigen Style. Durch unseres Konsuls, des Herren Grafen Fröhlichs Artigkeit erhielten wir Eintrittskarten für die ganze Dauer unseres hierortigen Aufenthaltes. Ein gelehrtes Museum findet sich auch in Buenos Ayres, aber wir konnten es nicht in Erfahrung bringen, wo dasselbe läge, und es wurde uns überdies gesagt, daß es für die jetzige Zeit gerade geschlossen sei. Während unserer Forschungen nach jenem wurde uns jedoch eine Privatperson nachgewiesen,

---

*) Im Hauptschiff der Kathedrale, nahe unter der Decke.

Der Uebersetzer.

welche schöne Sammlungen von Fossilien hat, die man uns auch auf unser Verlangen mit der größten Artigkeit zeigte.

Hôtels finden sich im Ueberflusse vor, und man ist in denselben ziemlich gut und für einen nicht unbilligen Preis logirt, ungefähr fünf Reichsthaler Reichsgeld täglich für Zimmer und Speise, was in Süd-Amerika gewiß nicht viel sagen will. Hält man sich jedoch längere Zeit hier auf, so thut man dennoch entschieden am besten, sich Privaträume zu suchen, und sein Mittagsessen in dem erwähnten Klubb einzunehmen, in welchen man als Reisender jederzeit Eintritt erlangen kann, und darin obenein oft günstige Gelegenheit hat, sowohl nützliche, als angenehme Bekanntschaften zu machen. Unter den hier ansässigen Ausländern trifft man manche Leute von Einsicht und Kenntnissen. Viele unter ihnen sind auch mit eingeborenen Frauen verheirathet, und in ihren, mit spanisch-kreolischer Gastfreiheit dem Fremdlinge sogleich bei der ersten Bekanntschaft geöffneten Häusern, kann man in den meisten Fällen auf einen herzlichen und wohlwollenden Empfang rechnen.

Wenige Städte zeichnen sich in dieser Hinsicht so vortheilhaft aus, als Buenos Ayres. Es bedarf durchaus keines langen Aufenthaltes daselbst, um Bekanntschaften zu machen, und bei einmal gemachten Bekanntschaften beruht es nur auf dem Reisenden selbst, es zu einem vertraulichen Umgange zu bringen. Man macht fast zu einer jeden beliebigen Tageszeit Besuche, und bleibt sogleich längere oder nur kürzere Zeit, ganz so, wie es einem einfällt, dagegen kommen eigentliche und förmliche Einladungen viel seltener vor. Geht man bei der Wohnung eines seiner Bekannten vorüber und sieht Jemand im Fenster, so läßt man sich durch das Gitter in ein Gespräch mit ihm ein. Da der Vorname meistentheils zur Anrede gebraucht wird, so bleibt auch oft bei den schnell gemachten Bekanntschaften der Zuname Jemandes gänzlich unbekannt. Wenige eingeborene Frauenzimmer reden eine andere Sprache, als ihre eigene, und daher wird es für den Fremdling ein Bedürfniß ja eine Nothwendigkeit, spanisch reden zu lernen, wenn er überhaupt Etwas von dem geselligen Leben genießen will. Derjenige, welcher eine einigermaßen gute Schulbildung genossen hat, wird dabei keine besondere Schwierigkeit haben, wenigstens bis zu dem Punkte, daß er Alles weiß, was dazu gehört, sich leidlich verständlich zu machen, um sich aber ganz gründlich zum Herren der spanischen Sprache auszubilden, und sich ihrer mit allen ihren Feinheiten und Eigenheiten, die mitunter ganz lokal sind, zu bemächtigen, ist natürlicherweise ein ernstes, systematisches und langwieriges Studium erforderlich. Das größte Hinderniß, um fremde Sprachen sprechen zu lernen, ist oft genug die Blödigkeit, daß man überhaupt nicht eher sprechen will, als bis man gut spricht, und darum gewissermaßen wie derjenige handelt, der

nicht eher in der See baden will, bis er schwimmen kann. Aber für diejenigen, welche, ohne Ansprüche auf eigentliche Sprachkenntnisse, es lernen wollen, einigermaßen ein Gespräch in einer fremden Sprache zu unterhalten, ist es entschieden das Beste unerschrocken vorzugehen, ohne nur irgendwie ängstlich daran zu denken, ob sie auch nicht dann und wann einen oder den anderen grammatikalischen Bock schießen. Dies giebt sich schon mit der Zeit, und gerade das Zwiegespräch selbst lenkt am besten die Aufmerksamkeit auf die begangenen Mißgriffe, und giebt die Mittel an die Hand sie zu verbessern. Die spanischen Damen haben eine vortreffliche Art dem Fremden zu helfen und zurecht zu weisen, wenn er in Verwirrung zu gerathen scheint, oder aus Unkenntniß eine Redensart anwendet, die unstatthaft oder weniger passend ist; und da sie im Allgemeinen ein Gespräch wohl einzuleiten und zu unterhalten verstehen, so wird der Umgang mit ihnen der gleichzeitig leichteste und anmuthigste Weg zur Einsammlung der Redeweise, welche sich überdies wenig oder gar nicht von der Schriftsprache unterscheidet, in der man jedoch vergeblich nach den im täglichen Umgange vorkommenden artigen und verbindlichen Ausdrücken forscht, da diese oft an verschiedenen Orten auch etwas verschieden sind. Auf die Kenntniß und Benutzung derselben legt man jedoch eben so viel Wichtigkeit, als auf eine genaue Beobachtung von verschiedenen Sitten und Gewohnheiten, welche ebenfalls mit den Ländern wechseln, obschon die Grundzüge, so in dem einen, wie in dem anderen, überall dieselben sind.

Die Bevölkerung von Buenos Ayres ist ebenso, wie die Montevideos, sehr buntscheckig und gemischt, aber die Ausländer geben hier einen weit geringeren Theil des Ganzen ab, als dort, und der eigenthümliche Charakter tritt schärfer hervor. Man sieht zum Beispiel viele von den vermögenden Eingeborenen sich noch jetzt in Jacken kleiden, und eine Zeit lang gehörte dies sogar zur feinsten Mode. Das Aussehen der Volksmasse und ihre Eigenschaften sind für beide Städte ganz dasselbe. Die gleichen wilden und finstern Gesichter, dieselben buntfarbigen Trachten begegnen dem Auge an beiden Orten, und das Begehren nach starken Getränken, die Spielpassion, der Leichtsinn und die Zügellosigkeit herrschen mit gleich weit ausgedehnter Macht. Dieselbe Charakterschilderung dürfte auch für die Landleute gelten, welche durch den Bürgerkrieg auf das Unglaublichste verwildert sind. Unter den vermögenderen und etwas gebildeteren Klassen scheint in Buenos Ayres ein regerer nationeller Geist zu herrschen, als in Montevideo, da aber Rosas gleichsam als Beschützer der Nationalität gegen die ausländische Civilisation aufgetreten ist, so ist es schwer zu entscheiden, wie viel von diesem Geiste erheuchelt ist. Man spricht jedoch hier immer mit Stolz davon, daß die Freiheit der spanischen

SOLDAT UND LANDLEUTE

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Colonien von Buenos Ayres ausgegangen ist, welches sich nicht nur zuerst erhob, sondern durch Hülfssendungen wirksam zur Emancipation Chilis, Perus und Bolivias beigetragen hat. Sklaven giebt es in der Argentinischen Republik noch immer, aber die Anzahl derselben ist unbedeutend, und sie werden so milde behandelt, daß sie oft genug wenig damit zufrieden sind freigelassen zu werden, da sie dann in der Regel, um sich nur versorgen zu können, sich weit schwereren Arbeiten unterwerfen müssen, als sie vorher zu verrichten hatten; ja man hat Beispiele, daß Freigelassene mit dem dringenden Ersuchen, ihnen zu gestatten auch ferner Sklaven zu sein, wieder zu ihrem früheren Besitzer zurückgekehrt sind.

Die langwierigen Kriege und viele auf Rosas Befehl vollzogene Hinrichtungen und Morde haben den männlichen Theil der Bevölkerung ganz ansehnlich mitgenommen, und eine nicht unbedeutende Zahl derselben, besonders jüngere Männer, haben ihre Sicherheit in Flucht und Auswanderung zu finden gesucht. Da außerdem, gemäß der statistischen Angaben, mehr Mädchen als Knaben geboren werden, und im Verhältniß weniger der ersteren, als der letzteren, während des Aufwachsens sterben, so ist die Zahl der Weiber, und besonders die der Mädchen, unverhältnißmäßig groß gegen die der Männer geworden. Man behauptet sogar, daß es jetzt, 1852, auf dem Lande hier und dort zur Pflege, Wartung und Hütung des Viehes an Männern fehlt, weil alle, die sich als waffenfähig erwiesen, zum Kriege gegen Montevideo genommen seien, und daß sich daher die Weiber genöthigt sähen, einen Theil der gewöhnlich den Männern obliegenden, mühsameren Geschäfte zu vollziehen. Auch in der Stadt fällt, bei oberflächlichster Beobachtung, die größere Zahl junger Frauenzimmer im Verhältniß zu Männern des entsprechenden Alters bald in die Augen.

Man kann es nicht erwarten, daß in Buenos Ayres die Sittlichkeit hochstehen soll. Die ungenirte Art, mit der die Machthabenden und die auf die höchsten Punkte Gestellten oft ihre Parteien gewechselt haben, und ihre Gelübde und Verbindlichkeiten brachen, zeigt es zu deutlich, daß Ehr- und Pflichtgefühl nur auf sehr schwachen Füßen stehen, und die Reisenden, welche Gelegenheit hatten, durch einen länger fortgesetzten Umgang den Charakter der höher gebildeten Klassen näher kennen zu lernen, geben gerade keine zu schmeichelhafte Beschreibung desselben, ohnerachtet sie die guten Eigenschaften, welche im Allgemeinen wohl angetroffen werden, auch anerkennen. Unbeständigkeit, Wildheit und Mangel an Grundsätzen scheinen die herrschenden Gebrechen zu sein. Die meisten Reisenden stellen den wirklichen Landbewohner, ungeachtet seiner äußeren Rauheit, in Allem, was den Charakter betrifft, über den Stadtbewohner, und rühmen namentlich die wohlwollende Aufnahme, die sie überall auf dem Lande erfahren

haben. „Ein Gaucho," — sagt Darwin, — „kann wohl ein Gurgelabschneider sein, aber er bleibt dabei immer ein Gentleman." Unter der niederen Stadtbevölkerung werden natürlicherweise, wie in allen anderen großen Städten, sämmtliche Gradationen der Lasterhaftigkeit gefunden, und die Gewöhnung an Blut und das ewige Schlachten ersticken gänzlich das angeborene Gefühl der Menschlichkeit, von dem wir annehmen, daß es ursprünglich in der Brust eines jeden Menschen zu finden ist.

Bei den Weibern aus dieser niederen Klasse kann man natürlich nicht mehr Achtung für die Festsetzungen des sechsten Gebotes voraussetzen, als bei ihres Gleichen in ähnlichen Klimaten, und der bereits obenerwähnte Umstand, die geringe Anzahl der Männer im Verhältniß zu ihnen, und folglich auch der abgeschlossenen Ehebündnisse, trägt natürlicherweise nichts dazu bei, diesen bedenklichen Uebelstand zu verbessern. Eine Vergleichung mit den Städten des südlichen Europas dürfte aber deßhalb Buenos Ayres in dieser Beziehung noch immer in keinem besonders unvortheilhaftem Lichte zeigen, und was die Weiber der höheren Klassen betrifft, ist dies noch weit weniger der Fall. Aus eigener Erfahrung können wir sie eben so wenig anklagen, wie sie positiv vertheidigen, halten aber die vielfachen Erzählungen von den „bonnes fortunes" hierselbst für wenig glaubwürdiger, als die zum Sprüchwort gewordenen Jagdgeschichten, und sind davon überzeugt, daß mancher Fremde auf Grund der herrschenden Leichtigkeit im Umgange, die man hier allgemein bei den Damen findet, und aus der ungezwungenen Art, mit welcher von ihnen schmeichelhafte Artigkeit angenommen und wiedergegeben wird, und der Lebhaftigkeit, die im ganzen Wesen des weiblichen Geschlechts sich geltend macht, sehr falsche und voreilige Schlußsätze gezogen hat. Wir behaupten keineswegs, daß die Menge derselben aus sogenannten Tugendspiegeln besteht, oder daß sie sich auf der Höhe befindet, auf welche die öffentliche Meinung im Allgemeinen die englischen Frauenzimmer z. B. stellt; aber, wenn man die äußeren Umstände in Betrachtung zieht, so wie das Klima, die Erziehung und den Standpunkt, auf dem sich das andere Geschlecht befindet, und wie mächtig alle solche Umstände auf das Benehmen einwirken, so verdienen sie eher Achtung, als Tadel. Beispiele von Muth und Charakter, von fester und anhaltender Ergebenheit, im Unglücke, wie im Glücke, von Entsagung und Selbstaufopferung sind von ihrer Seite während der oft hintereinander folgenden, unglücklichen Erschütterungen, welche die Republik heimgesucht und unvermuthet manche Familien von Wohlstand zur Armuth gebracht haben, keineswegs unterblieben.

Wenn nun auch die Gedanken in dieser Hinsicht getheilt sind, so sind sie es doch nicht in Beziehung auf die äußeren Vorzüge, womit die Natur „la portennas" beschenkt hat — dies ist nämlich die Bezeichnung

für die weiblichen Bewohner von Buenos Ayres, und man hört nie eine andere Benennung der Einwohner der Stadt, als Portennos und Portennas, welches eigentlich, dem Wortsinne nach, Hafenbewohner bedeutet. Man trifft hier den spanischen Charakter, was das Aeußere betrifft, in einem hohen Grade von Vollkommenheit an, und die Proportion an Schönheiten unter den Frauenzimmern ist sehr groß. Dazu sieht man sehr häufig die hübschesten und geschmackvollsten Toiletten. Es ist ein wirkliches Vergnügen, an einem schönen Tage zur Mittagszeit auf der Peru-Gasse spazieren zu gehen, wo sich die elegantesten Läden befinden, und man also die beste Gelegenheit hat, die vielen einnehmenden Gestalten zu betrachten, die auf den Trottoirs derselben dahinschweben. Ein schöner Wuchs und prächtige Augen gehören eher zur Regel, als zur Ausnahme, und eine blendende Haut ist nichts Ungewöhnliches, wenn schon sie sich meist in einem anderen Farbentone zeigt, als in dem weißen nordischen. Junge Frauenzimmer bedienen sich oft kurzärmeliger Kleider, und man findet fast immer einen wohlgebildeten Arm. Der europäische Hut ist noch nicht in allgemeinem Gebrauch, wenn schon sich bereits ein und der andere unter den vielen unbedeckten oder mit Mantillen verhüllten Köpfen, die ganz unzweifelhaft einen weit erquicklicheren Anblick darbieten, zu zeigen anfängt. Bei allen Klassen sieht man das Haar sorgfältig gekämmt und aufgesteckt, und gewöhnlich ist es mit einer kleinen Blume in greller, am häufigsten hochrother Farbe geschmückt. Für den aus Schweden kommenden, wo grau die Hauptrolle unter den Farben der Frauenzimmerkleidung spielt, haben anfänglich die hier gebräuchlichen oft den Anschein von etwas zu Grellem und in die Augen Springendem, doch gewöhnt man sich bald daran, und das Auge entbehrt sie sogar, wenn es in die heimische Eintönigkeit des Grauen zurückkommt. Schwarz ist jedoch ebenso gebräuchlich, und wird namentlich immer beim Kirchgange angelegt.

Außer der so eben erwähnten Tageszeit ist die Promenadenstunde nach dem beendeten Mittagsmahle, das will hier sagen ungefähr zwischen fünf und sechs Uhr. Man sieht dann eine große Menge Leute theils fahrend, theils reitend, sich aus der Stadt hinaus begeben, besonders auf den Weg zu dem Landsitze Rosas, Palermo, welcher ungefähr eine halbe Meile Nordwest von der Stadt liegt, und wohin ein guter Weg führt. Die Zahl der Wagen hat in der letzten Zeit sehr bedeutend zugenommen. Palermo nimmt einen ziemlich großen Umfang ein und enthält Kasernen für eine große Zahl Soldaten. Eine englische Brigg, welche von einem südöstlichen Sturme auf das Land getrieben ist, steht im Parke ganz auf dem Trocknen, und ist von Rosas, der sie gekauft hat, zu einer Art Lusthaus umgewandelt worden. Weitläuftige Baumanpflanzungen sind angelegt, wollen jedoch dem Anscheine nach nicht recht glücken, wohl in

Folge der etwas niedrigen und sumpfigen Beschaffenheit der Lage. Die Gebäude selbst sind gleichfalls sehr ausgedehnt, haben jedoch auch nur Erdgeschosse. Rosas wohnt fast beständig hier, und besucht nur zufällig und zeitweise die Stadt. An dem Wege befinden sich ein Paar anspruchslose Erfrischungsorte, wo man mit Limonade und Milch bedient wird, welchen letzteren Trunk wir von ganz vorzüglicher Beschaffenheit fanden, und der, wie es schien, sehr im Geschmack der Damen lag.

Außerhalb des entgegengesetzten Endes der Stadt liegt eine Art Vorstadt, welche den Namen Barracas nach den so benannten Magazinen bekommen hatte, die sich dort befinden, und in denen die Produkte des Landes: Häute, Wolle, Pferdehaare 2c. niedergelegt werden. In dieser Gegend sind viele kleine Landsitze befindlich, mehrere von ihnen mit schönen Gärten umgeben, welche einen wahren Ueberfluß von Pfirsichen, Aprikosen, Trauben und anderen Früchten verrathen. Der Weg dort hinaus führt durch manche nur schwach bebaute Quartiere der Stadt, von denen ein Theil mit Wällen umschlossen ist, auf welchen dichte Hecken von Agave und Cactus angepflanzt sind. Diese Hecken bilden undurchdringliche Versperrungen, und der Agaven zehn bis zwölf Ellen hohe Blüthenstengel mit ihren hellrothen oder gelblichen, duftenden Blumen gewähren wirklich einen prachtvollen Anblick. Die Straßen entbehren hier gänzlich des Steinpflasters, und sind nach einem stärkeren Regen immer eine Zeit hindurch unbehaglich, ja selbst beinahe gefährlich zu passiren, in Folge der ungeheueren Schmutzpfützen, mit denen sie angefüllt sind, und in denen die Pferde mitunter so tief einsinken, daß sie aus denselben herausgezogen werden müssen. In der Vorstadt sind die Wege sehr breit, so daß mehrere Wagen bequem neben einander herfahren können, und man sieht oft eine Menge Spazierenfahrender. Zuweilen fällt Einem aber auch der widerwärtige Geruch sehr zur Last, den die nicht weit von hier entfernt liegenden Schlächtereien, die im großartigsten Maaßstabe, den man sich nur denken kann, betrieben werden, verbreiten.

Diese Schlächtereien sind zweierlei Arten: „Mataderos," in denen das zur Verzehrung innerhalb der Stadt selbst bestimmte Vieh geschlachtet, und „Saladeros," wo die zum Export beabsichtigte Waare zubereitet wird. Ein Matadero ist ein ganz einfacher offener Platz mit einigen von Agavesträuchern oder aus Stangen gebildeten Einzäunungen versehen, innerhalb welcher das Vieh verwahrt wird. Das Schlachten geschieht in der Weise, daß ein Reiter in das Gehege einreitet, ein Thier auswählt, seinen Lazo um die Hörner desselben wirft, und es hinaus auf das freie Feld schleppt. An der Gitterthür hält ein zweiter Reiter, mit einer Art Lanze bewaffnet, deren Eisen statt der Spitze eine breite Schneide hat; mit dieser schneidet er dem gefesselten Thiere in dem Augenblicke, in welchem es bei ihm

vorüberkommt, eine oder beide Sehnen der Hinterbeine durch. Unter jämmerlichem Gebrülle ſchleppt ſich nun dieſes auf den verletzten Stümpfen weiter, und wird von dem Pferde ein Stück vorwärts geſchleppt, worauf dann ein Mann auf ſeinen Rücken ſpringt, oder ſich dem Kopfe deſſelben naht, und ſein Meſſer in das Genick des Thieres bohrt, welcher Handlung der Tod augenblicklich folgt. Der Hals wird nun aufgeſchnitten, um das Blut ganz ausrinnen zu laſſen. Andere Männer ſtellen ſich darauf ein, um dem Schlachtopfer die Haut abzuziehen, welches in einigen Minuten vor ſich geht, worauf es in vier Theile zerhauen, auf Karren oder Pferde geladen, und ſo in die Läden nach der Stadt abgeſchickt wird. Die Häute werden getrocknet, um verſchifft zu werden. Die beſchriebene Operation kann man auf einem einzigen Matadero an einem Morgen wohl einige zwanzig Male wiederholt ſehen; denn Fleiſch iſt in Buenos Ayres eine weit billigere und gebräuchlichere Waare als Brod, und der tägliche Abgang von Vieh dürfte leicht bis zu der Zahl von Vierhundert hinaufreichen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Matadero kein ſehr anziehender Gegenſtand für die Betrachtung iſt; der Boden iſt ſchlüpfrig von Blut, der Geſtank der vielen verweſenden Eingeweide iſt wahrhaft betäubend, und naturgemäß haben auch die Leute, welche dort arbeiten, ein abſchreckendes Aeußere. Für einen Fremden entbehrt aber trotz alle dem ein ſolcher Matadero des Intereſſes keineswegs, beſonders da man hier oft den Lazo mit ausgezeichneter und faſt an's Unglaubliche ſtreifender Geſchicklichkeit benutzt werden ſieht. Alle Thiere laſſen ſich nicht gleich hülflos tödten, man ſieht das eine oder das andere mitunter auch keck den Reiter angreifen, der es erſt gefangen hat, und er braucht dann alle ſeine Geſchicklichkeit, um nicht von den Hörnern erfaßt zu werden. Ein zweiter eilt ihm, ſobald die Gefahr bemerkt wird, zu Hülfe, und macht ſodann dadurch dem Streite ein Ende, daß er die Hinterbeine des Thieres umſchlingt, worauf es leicht getödtet werden kann. Die zu dieſem Zwecke ganz vollkommene Dreſſur der Pferde muß beſonders die Bewunderung erregen.

Ein Saladero bietet dem Matadero entgegengeſetzt ein Gemälde unvermiſchter Scheußlichkeit dar. Hier wird das Vieh fabriksmäßig getödtet, zuweilen bis zur Zahl von Hundert an einem Tage. Die Häute werden eingeſalzen oder gedörrt; das Fleiſch wird in lange und breite Scheiben geſchnitten, etwa von der Dicke eines halben Zolls, und ſodann gleichfalls zu dem Zwecke nach Braſilien oder Weſtindien verſendet zu werden, gedörrt; der Talg und die Haare werden ſorgfältig in Acht genommen, die kleineren Hauptſtücke, Sehnen und Flechſen zum Leimkochen benutzt, die Hörner abgeſchlagen und verſchifft, und endlich auch noch die großen Schenkelknochen gekocht und rein abgeſchabt, um dann

auch denſelben Weg zu gehen und nutzbar zu werden. Die Eingeweide bleiben in dem Saladero zurück und können dort verweſen; die Hirnſchädel mit den noch daran ſitzenden inneren Theilen der Hörner werden an Ort und Stelle als Einfriedigung benutzt, und der Rumpf mit einem Theile des noch daran ſitzenden Fleiſches bleibt gleichfalls liegen, bis dieſes, nachdem es von der Sonne an den Knochen ausgedörrt iſt, abgeſchabt und unter den Talgpfannen verbrannt wird. Der ſtinkende Rauch, der ſich dadurch erzeugt, macht ſich oft bis auf ſehr weite Entfernungen unangenehm fühlbar. Zuweilen wird jedoch auch noch aus dieſen Theilen Fett ausgekocht, ehe ſie auf die angegebene Art verwendet werden, und daſſelbe ſodann in Gefäßen nach Europa verſchifft.

Die ſämmtlichen erwähnten Arbeiten gehen mit dem größten Aufwande von Genauigkeit und Sorgfalt vor ſich, die Arbeiter ſtehen in Bezug auf alle ihre Bedürfniſſe in Accord und verdienen nicht unbedeutend. Ein großer Theil derſelben beſteht aus eingewanderten Basken. Das Dörren des Fleiſches iſt eine ſehr große Aufmerkſamkeit erfordernde Arbeit, denn es muß während dieſer ganzen Verrichtung auf's Sorgſamſte gegen Regen und vor den Einwirkungen des feuchten Wetters geſchützt werden, und es wird deshalb vor dem Eintritte eines ſolchen von den Geſtellen herabgenommen, an welchen es aufgehängt iſt, und in Haufen gelegt, die mit Häuten zugedeckt werden, wenn ſie nicht etwa ordentliche Regendächer über ſich haben. Wenn es allmählig gedörrt iſt, wird es in ähnliche Haufen gelegt und etwas Salz zwiſchen jede der Schichten geſtreut. Ungeachtet ſeines unbehaglichen Ausſehens iſt es ſehr ſchmackhaft, und bildet den hauptſächlichſten Theil der Koſt für die Sklavenbevölkerung in Braſilien und auf Cuba. Ein Saladero erfordert eine ſehr bedeutende Capitaleinlage, und die meiſten derſelben ſind daher in dem Beſitze von Ausländern, welche das Vieh von den Gutsbeſitzern auf dem Lande aufkaufen.

Man ſollte es glauben, daß der gräßliche Geſtank, der dieſe Orte umſchwebt, den Keim zu einer Menge von Krankheiten enthält, dies iſt aber keineswegs der Fall. Buenos Ayres iſt faſt ganz frei von epidemiſchen Krankheiten ernſterer Art, und der Aufenthalt in der Nähe der Schlächtereien wird eher für die Geſundheit zuträglich, als im Gegentheil ſchädlich gehalten. Wir müſſen es der Beurtheilung der Gelehrten überlaſſen, ob dies vielleicht davon herrührt, daß die Luft und das Klima ſo gut ſind, daß ſie nicht einmal durch die große Menge verweſender thieriſcher Stoffe verpeſtet werden können, oder ob derartige Ausdünſtungen an ſich ſelbſt für die Geſundheit nicht ſo ſchädlich ſein ſollten, als ihr Geſtank es uns wohl glauben machen möchte. Der nach allen Seiten hin offenen Beſchaffenheit des Landes und dem daraus folgenden unge-

hinderten Luftwechsel darf man dabei wohl einen bedeutenden Einfluß zuschreiben*).

In den oben erwähnten Magazinen — Barracas — werden die Waaren niedergelegt, die nicht sogleich verschifft werden können, und die Magazinvorsteher sind oft die Commissionäre bei dem Verkaufe derselben. Die trockenen Häute müssen zuweilen gelüftet und ausgeklopft werden, um nicht von Motten Beschädigungen zu erleiden. Wolle und Pferdehaare werden hier verpackt, denn auf dem Lande finden sich die zu diesem Zwecke nothwendigen Maschienen nicht vor. Aus diesen Gründen erlangen zahlreiche Arbeiter hier Beschäftigung. Sowohl die Saladeros, wie die Barracas sind meistentheils nahe bei dem eine halbe Meile südöstlich von der Stadt strömenden Flusse Riachuelo angelegt, welchen Lastprahmen und kleinere Fahrzeuge aufwärts befahren können, um die Waaren abzuholen. Riachuelo ist eigentlich kein Name, sondern nur ein Diminutivum von Rio, Fluß; auf den englischen Karten sieht man dies Wässerchen aber auch „River Chuelo" benannt. Alle Nachrichten in Betreff der Ausfuhrartikel wird man in den, dem Schlusse dieses Werkes angehängten Beilagen finden.

Wenn man von der Menge Vieh, die in den La-Plata-Ländern geschlachtet wird, reden hört, kommt es Einem so vor, als ob man in denselben einen Ausrottungskrieg gegen jegliche Schlachtkreatur führen müßte. Dies ist aber eben so wenig der Fall, wie die Sage sich bestätigt, daß die großen Heerden daselbst keine Eigenthümer hätten. In den Waldgegenden geschieht es wohl, daß Vieh entläuft, ohne daß man dasselbe wiederfinden kann, und weit hinaus über die Grenzen der Indianerbezirke trifft man solches mitunter noch an, besonders jetzt, wo es während des Krieges an Leuten zur Hütung der Heerden gebrach. Eigentlich wildes Vieh wird aber nur ausnahmsweise angetroffen, und niemals in den schon mehr bebauten Theilen des Landes, welcher Ausdruck übrigens nicht nach europäischer Bedeutung des Wortes genommen werden muß, sondern nur sagen will, wo sich im Umkreise von mehreren Meilen von einander menschliche Wohnungen befinden. Die unverhältnißmäßig größte Zahl von Vieh hat Besitzer, deren Zeichen auf jedem ein-

*) Darwin sagt über ähnliche Verhältnisse: „Die Krankheitsfälle, welche aus Miasma entstehen, sind immer im höchsten Grade unbegreifliche (mysterious). So schwer ist es, nach dem Aussehen eines Landes zu beurtheilen, ob es gesund ist, oder nicht, daß, wenn man es Jemand zumuthen möchte, eine in den tropischen Ländern gelegene, heilsame Gegend zu nennen, er gewiß diese angeben würde (das Küstenland von Peru)." Er führt mehrere Beispiele dieser Art an.

(Voyage and Aventure H. M. Ship Beagle III. 446.)

zelnen Thiere eingebrannt gefunden wird, und dieses Zeichen ist nicht allein für die Reklamation des lebenden Thieres hinreichend, sondern auch für die Haut desselben, wenn es etwa geschlachtet worden ist. Hat man zum Beispiel ein gestohlenes Pferd gekauft, so kann es sich ereignen, daß man mitten auf der Straße dasselbe von dem rechtmäßigen Besitzer fortgenommen werden sieht. Die Heerden werden genau bewacht, damit sie nicht außerhalb des Bezirks und Eigenthums ihres Besitzers umherstreifen können, und zu diesem Zwecke sind Reiter unaufhörlich in Bewegung. Es ist einem jeden derselben eine gewisse Anzahl Vieh zugetheilt, irren wir nicht in unserer Erinnerung, etwa tausend Stück. Diese theilen sich von selbst wieder in eine Anzahl kleinere Haufen, die der Wärter an einem gewissen Thiere in jedem Haufen wieder erkennt, welches mit irgend einem natürlichen oder künstlichen, in die Augen springenden Kennzeichen versehen ist, und dem dann die dem Hüter bekannte Anzahl folgt. Eine Vermehrung oder Verminderung eines solchen einzelnen Haufens ist stets leicht zu merken. Bisweilen werden sowohl die Viehheerden, als auch die Pferde in eine Hürde eingetrieben; um sie nun an diese Operation, die bei gewissen Gelegenheiten nöthig ist, zu gewöhnen, machen berittene Wärter tägliche Runden, um nachzusehen, ob keins der Thiere von dem Haufen weggelaufen ist, und um das fremde Vieh, welches sich eben eingefunden hat, wegzujagen. Es läßt sich leicht einsehen, daß dies Alles sehr mühsame Arbeiten sind, welche einen abgehärteten Körper erfordern, aber außerdem noch ein besonders scharfes Gesicht, viel Lokalkenntniß und Bekanntschaft mit den Gewohnheiten des Viehes verlangen, aus welchen Gründen sich denn auch nur wenige eingewanderte Ausländer damit beschäftigen. Unter den Landbewohnern findet man Leute, die förmlich die Kunst studiert haben, die verlaufenen Viehheerden wieder aufzuspüren. Es wird ein solcher geübter Sucher „rastreador" genannt (von „rastro," welches Spur bedeutet), während die mit der Hütung des Viehes beschäftigten Männer „peonas" oder „vaqueanos" heißen. Die Erzählungen, welche man über die Gabe der Rastreadoren, Spuren aufzufinden und zu verfolgen, hört, klingen höchst unglaublich, müssen aber nach den Thatsachen wahr sein. Es soll unter ihnen Einzelne geben, die auf einer Fläche von mehreren hundert Quadratmeilen jeden Bach, Hügel, Morast und hervorragenderen Baum oder Busch, mit einem Worte jedes Lokalverhältniß kennen, und wir haben die Behauptung gehört, daß der Diktator Rosas selbst, nur nach dem Aussehen und dem Geschmacke des Grases, es habe angeben können, in welcher Gegend des südwärts in der Provinz Buenos Ayres gelegenen Landes er sich befände.

Einmal im Jahre wird alles Vieh auf dem Eigenthume seines Besitzers zusammengetrieben, um überzählt und gezeichnet zu werden, und

C S del

MÄDCHEN VON FEA

(Tonga-Oarne)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

dann wird die Anzahl, welche verkauft werden soll, daraus genommen. Man ist der Ansicht, daß auf einem wohl versorgten Eigenthume ohngefähr ein Drittel von der ganzen Anzahl jährlich veräußert oder geschlachtet werden kann, ohne daß dadurch für die Zukunft eine Verminderung im Zuwachse herbeigeführt würde. In unruhigen Zeiten geschieht es aber, daß fast Alles in die Stadt getrieben wird, um nicht von dem Feinde geraubt und fortgeführt zu werden, und dies hat zuweilen in einzelnen Gegenden das Vieh so gut als gänzlich ausgerottet; dort aber, wo es sich dann wieder ungestört fortpflanzen konnte, vermehrte es sich so schnell, daß es nur weniger Jahre bedurfte, um den Ueberfluß daran wieder zurückzubringen. Die starke und anhaltende Dürre, welche, der Aussage nach, ziemlich periodisch wiederkehren soll, hat mehrere Male gefährliche Verheerungen unter den Heerden herbeigeführt. Alles Gras vertrocknet dann natürlicherweise, und das Vieh verhungert und verdurstet daher theilweise auf dem Eigenthume seines Besitzers, theils läuft es unaufhaltsam davon, um Wasser und Nahrung zu suchen, vereinigt sich dabei aber zu so unermeßlichen Schaaren, daß es nicht mehr zu trennen und rechtmäßig abzusondern und herauszufinden ist. In den Jahren 1827 bis 1830 soll eine solche Periode der Dürre eingetreten sein, bei welcher angeblich der Verlust der Provinz Buenos Ayres über eine Million Vieh betragen hat. Pferde und Hornvieh sollen damals in großen Schaaren an den Ufern des Paraná-Flusses umgekommen sein, wohin sie mit Ungestüm drangen, um dort zu saufen, aber dabei in den Sumpf versanken, aus welchem sie sich, auch schon durch den Hunger ermattet, nicht herausarbeiten konnten, bevor sie von den nachfolgenden Massen zertreten waren. Die ganze Provinz wurde damals in ein dampfendes Feld verwandelt, die Grenzzeichen der verschiedenen Besitzthümer wurden mit Treibsand überschüttet, und die Regierung mußte ein besonderes Comité niedersetzen, um einestheils diese wieder herauszufinden, als auch andererseits in den übriggebliebenen und zusammengelaufenen Viehheerden das Eigenthum der verschiedenen Herren wieder von einander zu trennen*).

Außer dem Hornviehe wird jährlich eine Anzahl Stuten geschlachtet. Diese Thiere werden nämlich nie benutzt, oder doch nur im allerhöchsten Nothfalle zu Reitpferden, und man muß sich deshalb auf irgend eine Art des Ueberflusses daran entäußern; die Häute derselben werden außerdem ziemlich gut bezahlt. Zum Reiten bedient man sich ganz ausschließlich der Wallachen. Den Grund, warum man die Stuten nicht dazu anwendet, hörten wir nicht bestimmt angeben, er muß sich aber auf irgend ein Vorurtheil stützen; ein Faktum ist es indessen, daß man ver-

*) Siehe Darwin's Voyage and Adventure of Beagle III, 155.

höhnt und übel ausgelacht werden würde, wollte man sich auf einer solchen reitend zeigen.

Die Schaafzucht wird auf einem Theile der Besitzthümer in einem Maaßstabe betrieben, von welchem man sich einen ungefähren Begriff machen kann, wenn wir erwähnen, daß ein in Buenos Ayres ansässiger Schwede, Herr Rosenblad, im Februar 1842 nicht weniger als 15,000 Schaafe verlor, von denen in der Folge nur 4000 wiedergefunden wurden. Die Hütung derselben wird für sehr schwierig gehalten, denn während der Gewitter, die oft eintreffen, werden sie zuweilen ganz wild vor Schreck, rasen hinein in die Sümpfe, in denen sie ertrinken, oder auf andere Besitzthümer, wo sie sich dann zu ihren dort befindlichen Stammgenossen gesellen. Die Hirten, welche gleichfalls beritten sind, finden einen Beistand in Hunden, welche in der Art erzogen werden, daß sie schon jung von der Hündin genommen und zum Säugen an eine Schaafmutter angelegt werden, worauf sie dann immer unter den Schaafen bleiben müssen, bis sie halberwachsen von ihnen getrennt und verschnitten werden. Ihre Ergebenheit für ihre Milchgeschwister ist ebenso warm, wie ihr Haß gegen ihre eigentlichen Geschwister. Ein Umstand, der bei der Vorbereitung der Wolle zur Verschiffung nicht unbedeutende Schwierigkeiten herbeiführt, ist von einer eigenthümlichen Beschaffenheit. In manchen Gegenden wächst eine Art Distel in einer Erstaunen erregenden Menge, ihre Samenkapseln setzen sich in dem Felle der Schaafe fest, und müssen auf der Stelle mit schweren Arbeitskosten wieder herausgelöst werden, wenn man sich nicht etwa mit dem sehr niedrigen Preise begnügen will, der an den Absatzorten für derartig verunreinigte Wolle gezahlt wird.

Die meisten unserer Leser haben gewiß bereits von den guten Preisen reden hören, zu welchen Vieh und Pferde in den La-Plata-Ländern verkauft und eingekauft werden, aber wenige unter denselben dürften sich deshalb doch einen richtigen Begriff von dem wahren Verhältnisse machen. Natürlicherweise können die Preise bedeutend verschieden sein, wir sehen aber von den ungewöhnlichen Fällen, wie Dürre, abgeschnittene Zufuhr, während der Zeit von Unruhen, und anderen ähnlich einwirkenden Ursachen ab, und reden statt dessen nur von dem, was unter gewöhnlichen Umständen, als der feststehende Preis angesehen werden kann. Ein schöner Schlachtochse pflegt in Buenos Ayres ungefähr fünf Piaster zu kosten, — doch meinen wir hartes Geld und nicht Papierpiecen, deren wahrer Werth im Anfange des Jahres 1852 ungefähr ein Achtzehntel des Nennwerthes war. Kühe und schlechtere Ochsen, oder mageres Vieh, gehen im Preise herunter bis zu ein Paar Piastern. Schlachtstuten pflegen sich um den Preis von einem Piaster herum zu halten. Bei Schaafen ist der Preis verschieden nach den verschiedenen Racen, aber eine vor uns liegende

Preisliste giebt einen halben Piaster für fette Hammel an. Ein Piaster ist nach schwedischer Münzwährung ungefähr durch einen schwedischen Speziesreichsthaler zu ersetzen. In Montevideo pflegen die Preise oft etwas höher zu sein, eine natürliche Folge davon, daß die Unkosten bei der Verschiffung geringer, als in Buenos Ayres sind, so daß der Exporteur die Waare zu demselben Preise an Bord liefern kann, wie an der letzterwähnten Stelle, ohnerachtet sie ihm beim Einkaufe etwas höher zu stehen kommt. Frisches Ochsenfleisch pflegt in Buenos Ayres zu ungefähr vier und zwanzig Schillingen Reichsgeld für ein schwedisches Liespfund verkauft zu werden, kostet aber in Montevideo dreimal so viel; es ist von vorzüglichster Beschaffenheit, denn nur junges und in gutem Fettzustande befindliches Vieh wird für den Markt geschlachtet*).

In Bezug auf den Preis von Pferden kommen natürlicherweise manche Umstände zur Sprache, welche bei eigentlichen Handelswaaren nicht vorkommen. Die sehr hohen Preise, welche auch hier in dem Pferdelande selbst für anerkannte Wettrenner, oder für Thiere, die gerade in den besonderen Geschmack eines reichen Liebhabers fallen, gezahlt werden, können natürlicherweise nicht als Regel gelten. Engländer haben bis zu 50 Piaster und möglicherweise noch mehr für Traber gezahlt, welche hier nur ausnahmsweise angetroffen werden, denn die Eingeborenen reiten nur in Schritt, Galopp oder in Carrière. — Gosselmann kaufte zu seiner Reise über Pampas zwei aus einem Haufen ausgewählte Pferde, das Stück für acht Piaster, was, wie er angiebt, das Doppelte gegen den Preis war, welchen man für die im ganzen Haufen genommenen verlangte. Der Preis hat seitdem nicht sehr steigen können, so daß das, was Herr Andersson von zwanzig Reichsthaler-Pferden sagt, trotz des Widerspruchs eines späteren Einsenders im Abendblatte, noch immer seine volle Richtigkeit hat. Für diese Summe kann man nicht nur ein Pferd kaufen, sondern sogar ein gutes Pferd, obschon die Zureitung desselben etwas sehr Unvollständiges sein dürfte, und ein nicht daran gewöhnter Reiter allerdings mit demselben schlecht fahren würde, namentlich auf dem Pflaster in den Straßen der Stadt. Für zehn bis dreizehn Piaster erhält man ein sowohl gutes, als erträglich eingerittenes Pferd. Der Unterhalt desselben kostet in der Stadt monatlich ungefähr die Hälfte dieser Summe. Nach Wagenpferden ist in der letzteren Zeit eine weit stärkere Nachfrage bemerkt, als dies in früheren Jahren der Fall gewesen ist; dieselben werden höher als die Reitpferde bezahlt, aber wir können uns jetzt nicht mehr auf die Preise derselben besinnen. Für ein Mieths-

*) Wir werden am Schlusse des Buches in einer Beilage einen ausführlichen Preis-Courant von möglichst frischem Datum mittheilen.

pferd wurde täglich ein Piaster gegeben, und für einen kürzeren Ritt die Hälfte. Bettler zu Pferde trifft man jetzt im eigentlichen Sinne des Wortes wohl kaum noch an, aber früher waren solche eine ganz alltägliche Erscheinung.

Die von den Eingeborenen benutzten Reitzeuge sind ziemlich abweichend von den bei uns üblichen. Der Sattel besteht aus mehreren losen Theilen, deren Beschreibung hier zu weitläuftig werden würde; er ist sehr lang und es fehlen ihm die Riegel. Der Sattelgurt ist nicht an dem Sattel selbst festsitzend, er hat ein Viertel der Breite desselben, oder ist auch wohl ab und zu noch breiter, aus roher Haut gefertigt und, anstatt mit Schnallen, mit Ringen versehen, durch welche ein geschmeidiger Riemen mehrere Male in der Art gezogen ist, daß der Gurt hinreichend fest sitzt. In diesem wird, wie schon erwähnt, der Lazo befestigt. Die Steigbügel sind ganz klein, so daß sie gerade nur für die Fußspitze Raum haben; der Landbewohner braucht oft gar keine, oder auch nur einen kleinen, in dem Steigbügelriemen festgesteckten Nagel, welchen dann sein nackter Fuß zwischen dem großen und dem zunächst daneben sitzenden Zehen erfaßt. Das Gebiß ist ein kräftiges Stangengebiß, die Seitenstangen sind gekrümmt, und in der Krümmung des Mundstückes selbst sitzt ein Eisenring fest, welcher statt der Kinnkette die Unterkiefer des Pferdes umfaßt. Die Zügel pflegen meist aus feinen Riemen von roher Haut geflochten zu sein, und sind ganz schmal; zuweilen vereinigen sie sich zu einem Peitschengeflecht. Bei einer Partie auf das Land gehört noch ein lederner Riemen, mit einer Einrichtung zum Zuknöpfen versehen, auch mit zur Ausrüstung, um die Vorderbeine damit an einander zu fesseln, wenn das Pferd auf die Weide geführt wird. Die vermögenderen Einwohner von Buenos Ayres haben oft sehr schöne Montirungen, an denen die Steigbügel, das Gebiß und die Beschläge von Silber und das Lederzeug von ausgezeichnet schöner Arbeit sind. Ihre großen Sporen sind in diesem Falle auch von Silber; die ärmeren Reiter tragen diese aber von Eisen. Ihre mit ein bis zwei Zoll langen Zacken versehenen Räder sehen grimmig aus, aber die Zacken sind so abgestumpft, daß es eine große Anstrengung erfordern würde, dem Pferde damit Schaden zu thun. In der Stadt pflegt man sich meist gewöhnlicher, englischer Sättel zu bedienen.

Das starke Gebiß zwingt mit leichter Hand zu reiten, und die meisten Pferde sind daher sehr weichmäulig und besonders bequem, um Reisen darauf zu unternehmen, wenn sie nur einigermaßen gezähmt werden konnten. Sie können mit der größesten Leichtigkeit aus der stärksten Gangart zum Stehen gebracht werden, und die leiseste Bewegung mit der Hand ist hinreichend, sie nach der Seite hin zu lenken, nach welcher man sie haben will. Sie sind eben so schnellfüßig, als aushaltend im

J.S. del

Lith. Inst. Arnz & C° Düsseldorf

HÄUPTLING AUF LEFUKA.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Laufe, und ertragen mit Leichtigkeit jede Art von Beschwerlichkeiten. In Folge der gewaltsamen Art, mit der man bei ihrer Zähmung zu Werke geht, soll es aber zu den Seltenheiten gehören, ein Pferd mit ganz unbeschädigten Bugen und Vorderbeinen zu finden. Im Allgemeinen behandelt man die Thiere mit Härte, mindestens in den niederen Klassen, aber der Landbewohner versteht sich sehr wohl darauf, da, wo es erfordert wird, die Kräfte seiner Pferde zu schonen.

Es fällt dem Fremden die Leichtigkeit und Behendigkeit, mit welcher die Eingebornen mit dem verschiedenartigem Viehe umgehen, als eine Merkwürdigkeit auf. Man sieht zum Beispiel einen halberwachsenen Jungen ein Dutzend Pferde im Galopp mitten durch die Stadt Buenos Ayres zum Flusse hinuntertreiben, um getränkt zu werden, und ebenso wieder zurück in ihre Ställe. Eins oder das andere derselben weicht in irgend einer Quergasse aus, aber der Junge ist augenblicklich bereit, um es wieder zu seiner Schaar zurückzubringen. Es scheint wirklich fast so, als ob die Thiere die Ansprache dieser Menschen verständen, und wir können aus eigener Erfahrung ein Beispiel anführen, welches zeigt, daß man mindestens Ansprüche darauf macht, verstanden zu werden. Während eines Aufenthaltes in Montevideo, bereits vor mehreren Jahren, war der Verfasser dieses ein Paar Meilen vor der Stadt auf der Jagd, und zwar in Gesellschaft des nunmehr verstorbenen General-Consuls Tarras. Wir hatten in einem mit drei Maulthieren bespannten Wagen die Fahrt hinaus unternommen, im Laufe des Tages aber dieselben in der Nähe auf eine Weide gehen lassen; als wir darauf am Abende wieder zurückzukehren beabsichtigten, und die Maulthiere vorgelegt werden sollten, wurden sie stätig und fingen an auszuschlagen. Der Kutscher, ein alter Galizier, rief sowohl die heilige Jungfrau, als auch Sant-Jago de Compostella und noch ganz insbesondere San Antonio zum Beistande herbei, wurde aber, als sich diese nicht einfanden, höchst aufgebracht, und stellte sich mit in die Seiten gestemmten Händen vor die Thiere hin und rief aus: „Ihr dummen Maulesel, versteht Ihr denn gar kein Kastilianisch?“ — Aber die Maulthiere mußten eine sehr schlechte Erziehung genossen haben, denn sie fragten nicht das Mindeste nach dem Ausrufe des Greises, sondern fuhren eine gute Weile fort auszuschlagen und mit den Füßen zu stampfen, und, als er sich dennoch auf den Kutscherbock setzte, begaben sie sich sogleich mit ihm im wildesten Durchgehen hinaus auf das Feld, so daß wir nach unserem Nachtquartier gehen mußten, wohin Don Ramon erst am Tage darauf mit seinen Maulthieren anlangte.

Der Ackerbau steht in Buenos Ayres, so wie in den übrigen La-Plata-Staaten auf einem sehr niedrigen Fuße, und wird auch nur im höchst beschränkten Maaßstabe betrieben. Das Haupthinderniß für seine

Entwickelung ist der Mangel an Kapitalien, sodann der Leichtsinn und die Unbeständigkeit der eingeborenen Bevölkerung und der entfernte Absatz für die Produkte desselben. Die Einschließung und die Bestellung des Ackers wird durch die hohen Unkosten der Tagewerksarbeiten sehr theuer, und der Gaucho ist zu stolz, träge und unzuverlässig, um dazu verwendet werden zu können. Er unterwirft sich geduldig den härtesten Mühen und Entbehrungen, wo er denselben nicht ausweichen kann, aber ermüdet bald bei einer gleichmäßigen und ordentlichen Arbeit, und in einer schnell entstandenen Laune geht er eines schönen Augenblickes seiner Wege, seinen Dienst und Alles höchst gleichgültig verlassend, selbst wenn er noch rückständigen Lohn zu fordern haben sollte. Man sieht, in Folge dieses Verhältnisses, nur kleine Ackerstücken, welche, wenn schon sie guten Ertrag abwerfen, doch für wenig gewinnbringend angesehen werden. Das Bedürfniß an Brod ist nicht groß, denn Fleisch ist die hauptsächlichste Nahrung der arbeitenden Klasse, und einige Meilen von der Stadt ist man mitunter außer Stande, nur ein wenig Brod zu bekommen. Ist die Ernte gut, so fällt das Saatkorn zu einem Spottpreise herab, denn der Zugang ist zu ungleich für die Entstehung einer ordentlichen Ausfuhr, und die Vereinigten Staaten monopolisiren außerdem überall den Mehlhandel. Andrerseits geschieht es auch wohl, daß die Regierung den Export verbietet. Ereignet es sich, daß die Ernte sehr schlecht ausfällt, so hebt die Regierung für einige Zeit den sonst so hohen Eingangszoll auf Mehl auf, und die Ackerbauer müssen sich dann natürlich ebenfalls mit demselben niedrigen Preis für ihre Waare begnügen. Es ist klar, daß diese häufig veranlaßte Einwirkung, die oft genug vielleicht nur durch Bestechungen und Intriguen von Personen, welchen daraus irgend ein Vortheil erwachsen kann, herbeigeführt wird, einer gleichmäßigen und geordneten Zufuhr ein Hinderniß in den Weg legen muß, und wir haben angeben hören, daß der Brodpreis in Buenos Ayres, der Stadt, oft in ganz kurzer Zeit bis auf's Doppelte des Gewöhnlichen und noch höher gestiegen ist. Diese Angabe ist uns von einer Person mitgetheilt worden, welche lange an dem Orte ansässig war, und hinreichende Kenntnisse von dem Stande der dortigen inneren Angelegenheiten hat. Daß übrigens hohe Brodpreise hier nicht die gefährliche politische Wirkung, wie in Europa haben, ist aus dem Erwähnten klar; der Fleischpreis tritt an die Stelle derselben.

Eine eigentliche Garten- und Baumzucht als Beschäftigung, oder selbst nur als Schmuck, kommt kaum irgendwo vor, aber die meisten Quintas oder Landsitze haben Gärten, in denen man verschiedene Arten Früchte, besonders Pfirsiche findet. Blumen sieht man in Menge, sowohl auf dem Lande, als in der Stadt, aber die Erzeugung und Fortpflanzung

derselben ist der mütterlichen Natur überlassen, welche Sorge für einen guten Vorrath dieser reizenden Kinder trägt, was denn auch fleißig von den Damen bei ihrer Toilette benutzt wird. Von Pfirsichbäumen sieht man große Anpflanzungen, aber ihr Hauptzweck ist es nicht, Früchte zu geben, sondern sie werden in jedem dritten oder vierten Jahre wieder gefällt, um als Brennmaterial verkauft zu werden, welches eine in diesen Ländern theuere Waare ist. Hierhergehende Fahrzeuge nehmen daher gewöhnlich Steinkohlen als Ballast, da solche den Einrichtungen zufolge gebraucht werden können. Unter anderen Hindernissen einer Baumzucht giebt man das Vorhandensein einer Art Ameisen an, welche keine Haufen bauen, sondern ihre Wohnungen in der Erde haben, und die neu ausbrechenden Sprößlinge zerstören. Wir haben dergleichen Wohnungen, so wie auch eine Art sich der Bewohner derselben zu entledigen, gesehen, diese besteht darin, daß man zur Nachtzeit oder bei Regenwetter, wenn die Ameisen in ihre Höhlen gekrochen sind, die Erdoberfläche über ihren Wohnungen mit einer Schicht feuchten Lehmes überzieht, der so fest zusammengestampft wird, daß er ihre Löcher völlig verstopft; die Festigkeit und Zähigkeit des Lehmes zu durchbrechen, reicht dann die Kraft der Thiere nach der allgemeinen Versicherung nicht aus. Jedoch können wir nicht mit Gewißheit angeben, ob der Zweck wirklich dadurch erreicht wird.

Die meisten Handwerker sind Ausländer; die Industrie der Eingeborenen ist fast gänzlich auf die Sattler-Arbeiten beschränkt, aber im Innern des Landes werden auch die sogenannten „Ponchos" von guter Beschaffenheit verfertigt. Ganz besonders werden die von Vicunna-Wolle gewürdigt und sehr hoch bezahlt. Sie haben die natürliche Farbe der Wolle, mit einem und dem anderen eingewebten hellfarbigen Rande. Von England aus werden dergleichen nachgeahmte eingeführt, die, so lange sie noch neu sind, dem Ansehen nach kaum von den ächten unterschieden werden können, während sie jedoch deren wasserdichte Eigenschaft und Dauerhaftigkeit keinesweges besitzen. Die Indianer, das heißt, die zahmen (Indios manos, wie es wortgetreu übersetzt ist, während die wilden Indios bravos genannt werden) wirken ebenfalls Ponchos, verfertigen Reitzeug und allerhand Kleinigkeiten, die sauber aus Sehnen oder feinen Riemchen geflochten werden. Von ihnen erhält man auch Straußfedern und Nutria-*) und Chinchilla-Felle, welche jedoch meist von den wilden,

---

*) Nutria ist der Name, der im Handel dem Sumpfbiber oder Rakunda (Myopotamus coypus) beigelegt wird. Chinchilla ist die reizende Wollmaus (Eriomys), die das bekannte schöne Pelzwerk liefert.

Der Uebersetzer.

umherſtreifenden Indianern aus den Grenzgegenden herſtammen, in denen ſich die Letzteren zeitweiſe einfinden, um ſich die wenigen europäiſchen Waaren, deren ſie bedürfen, wie Meſſer, Kleinigkeiten zum Putz und dergleichen mehr zu verſchaffen. Branntwein ſoll bei dieſem Handel eine vortheilhafte Tauſchwaare ſein.

Das Klima von Buenos Ayres iſt im Ganzen genommen ebenſowohl angenehm, als auch geſund, und Beiſpiele eines ſehr hohen Alters, mit Beibehaltung ſowohl der Körper-, als der Seelenkräfte, kommen oft vor. Die höchſte, je beobachtete Temperatur ſoll 35° und die niedrigſte zwei Grad über dem Gefrierpunkte geweſen ſein. Der Monat Februar iſt der wärmſte und der Juli der kälteſte, man kann aber auch in dem letzteren am Tage gewöhnlich ohne Ueberrock gehen, wenn nicht etwa Regen oder ſtarker Wind denſelben nöthig machen, und nur ſehr ſelten ſieht man Eis auf den Waſſertümpeln. Nach dem Medium von fünf Jahren iſt die Zahl der Regentage ſechsundſechzig in einem Jahre, oder etwas mehr als einer in der Woche, wir können aber nicht angeben, wie ſie auf die Monate des Jahres vertheilt ſind. Gewitter ſind in dem Medium deſſelben Zeitverlaufes nach Beobachtungen zweiunddreißig Male im Jahre zu vernehmen geweſen. Die Extreme waren für die erſteren dreiundachtzig und ſechsundfunfzig, für die letzteren neununddreißig und achtundzwanzig Male. Die Gewaltthätigkeit der Gewitter erreicht, ja übertrifft zuweilen noch die in manchen, innerhalb der Wendekreiſe gelegenen Orten vorkommenden. In einzelnen Augenblicken ſieht man einige zwanzig Blitze und mehr, von allen Seiten gleichzeitig, und mit einem eigenthümlichen raſſelnden Laut die Luft durchfahren, und es folgen ihnen Knalle und Schläge, welche in der That das Trommelfell in Gefahr ſetzen. Am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts ſollen innerhalb der Stadt an einem Tage neunzehn Perſonen vom Blitze zerſchmettert worden ſein, der dabei an ſiebenunddreißig Stellen einſchlug. Dieſe Angabe rührt von Azara her, der ſelbſt an Ort und Stelle wohnte, und deſſen Glaubwürdigkeit über jeden Verdacht erhaben iſt. Bladh erzählt, daß während ſeiner Anweſenheit an dieſem Orte im Jahre 1830 der Blitz an einem Tage ſechsmal einſchlug, jedoch ohne dabei ernſtlichen Schaden anzurichten*). Das Baumaterial der Häuſer iſt nicht zündbar, Alles beſteht aus Stein und Ziegel, mit Ausnahme des Dachgebälkes; welches aus hartem Holze von Paraguay und Corrientes gefertigt wird, und iſt kaum mehr für Feuer empfänglich, als der Stein.

---

*) Bladh's Montevideo und Buenos Ayres S. 224. Dieſe Arbeit enthält ſehr gute Angaben und Beſchreibungen, doch iſt ihre Darſtellung ein wenig außer Zuſammenhang und der Styl trocken.

Die Windphänomene im La-Plata-Strome sind höchst merkwürdig, wir haben schon der sogenannten Pamperos, oder der heftigen, aus der Südwestecke herkommenden Unwetter erwähnt. Die das ganze Jahr hindurch vorherrschenden Winde kommen aus der Nordostecke, und wehen beinahe die Hälfte der ganzen Tageszahl, ohne daß ein merklicher Unterschied zwischen den verschiedenen Monaten dabei vorkäme. Es ist klar, daß sie, aus den tropischen Gegenden herkommend, eine Menge Wasserdämpfe mit sich führen und ein feuchtes Klima verursachen müssen. So lange sie sich mehr im Osten halten, haben sie gutes Wetter im Gefolge, wenn sie aber mehr von Norden kommen, wird es unbehaglich. Im Winter verursachen sie sodann dicke, feuchte und windige Witterung, aber im Sommer wird die Hitze unerträglich, weniger durch die wirkliche Höhe der Temperatur, als durch die Feuchtigkeit, welche aus den von der Sommersonne erwärmten, ausgedehnten, niedrig gelegenen Sumpfgegenden im Innern des Landes mitgeführt wird, und welche die Ausdünstung verhindert und die Hitze weit fühlbarer macht, als sie es sein würde, wenn die Luft trocken wäre. Noch schlechter wird es, wenn sich der Wind von Nordaus nach West zieht, die Luft wird dann förmlich erstickend, es bedeckt sich Alles mit Schimmel, das Eisen verrostet schnell, die Milch wird unmittelbar nach dem Melken sauer, und das Fleisch verdirbt in einigen Stunden. Der Himmel ist während dessen oft klar, aber gleichsam mit einem Schleier überzogen; entfernte Gegenstände können nur undeutlich unterschieden werden, und höhere erscheinen oft in den sonderbarsten Formen*). Auf die Bevölkerung, besonders die eingeborene, wirkt dieses Wetter ganz besonders, indem es Kopfschmerz und eine Reizbarkeit der Nerven herbeiführt, die sich oft, und insbesondere bei den niederen Klassen, in Zanksucht äußert, und es soll ein sicheres Faktum sein, daß die Mehrzahl der in der Stadt so oft vorkommenden, blutigen Schlägereien, bei denen stets die Messer zur Anwendung kommen, dann eintreten, wenn der Wind aus den Strichen zwischen Norden und Nordwesten herweht.

Der Regel nach dauert ein solcher Zustand mehrere Tage, bevor eine Reaktion eintritt, und diese Reaktion ist gerade der Pamperon. Man sieht dann im Südwesten die Wolken sich schon in dickeren und immer dickeren Massen sammeln; sie bleiben dort einige Zeit still stehen, erheben sich aber darauf über den Horizont und bilden bald einen Bogen von Gewölk in einer eigenthümlichen, blaugrünen Färbung, wie wir nie an einem anderen Orte eine derartige gesehen haben. Die Sonne scheint

*) An den meisten großen süßen Wassern sieht man dieses Phänomen. Am Wener- und Wetter-See ist es, wie bekannt, sehr gewöhnlich.

während dessen oft über der Stadt, deren stark beleuchtete, weiße Häuser seltsam gegen den finsteren, drohenden Hintergrund abstechen. Der Barometer, der während dem Wehen des Nordwindes im Fallen war, bleibt nun auf seinem Höhepunkte stehen, oder fängt auch plötzlich an wieder zu steigen, und dann weiß man, daß das Unwetter nahe ist. Der Wolkenbogen naht sich dem Zenith, und ungeheuere Massen von Staub, aufgewirbelt auf den großen, trockenen Ebenen, kommen sausend herangefahren, und erfüllen die Luft bis zu dem Grade, daß nicht einmal die starken Blitze die wahrhaft ägyptische Finsterniß durchdringen können. Kurz nach diesem Vorläufer folgen Regen und Wind mit größerer oder minderer Heftigkeit. Zuweilen ist der Wind sehr mäßig, aber mitunter auch, in Sonderheit im Sommer, von orkanartiger Gewaltigkeit, der Regen fällt in solchen Strömen, daß die Straßen in der Stadt ellenhoch überschwemmt werden, und die Hügel von der Maigasse herab zum Alamedan bilden schäumende Wasserfälle. Wir erhielten am Nachmittage des 8. Januar Zeugniß von einem solchen Naturphänomen von ganz ernster Beschaffenheit*).

Innerhalb weniger Minuten nach dem Beginne des Regens trat derselbe an mehreren Stellen über die Trottoirs hinweg in die Häuser, und ein gerade über die Straße gehender Neger stand bis zur Mitte seines Körpers im Wasser. Der Staub verbindet sich mit dem fallenden Regen, der dadurch in eine dicke, schmierige Masse verwandelt wird, von der die Wände der Häuser unverkennbare Spuren erhalten, welche jedoch von dem späteren, weniger unreinen Theile des mächtigen Schauers ziemlich gut wieder abgewaschen werden. Nachdem der Regen eine Weile angehalten, klärt sich oft der Himmel auf, die Luft wird angenehm, frisch und rein, und die ganze Natur empfängt ein neues Leben. Im Winter, in welchem dieses Phänomen in allen seinen Erscheinungen weniger gewaltig ist, hält der Südwest zuweilen einige Tage an, aber im Sommer zieht er sich stets bald nach Südost, dann weiter nach Nordost, und schließlich nach Nordwest, wo man denn eine Wiederholung des eben beschriebenen Schauspiels zu erwarten hat.

Durch die gewaltigeren Ausbrüche dieser Pamperos werden oft genug Unglücksfälle herbeigeführt. Menschen sind auf den Straßen ertrunken, Boote kenterten**) auf der Rhede, und ganze Schaafheerden

---

*) Der Verfasser betrachtete vom Dache seiner Wohnung aus das Herannahen des Unwetters, und mehrere anwesende Kameraden werden ihm bezeugen, daß seine Beschreibung keinesweges übertrieben ist.

**) Kentern ist das Umschlagen eines Fahrzeuges durch zu starkes auf die Seite legen. Der Uebersetzer.

wurden erstickt, ersäuft oder zerstreut. Für größere Fahrzeuge sind sie weniger gefährlich. Am häufigsten kommen sie im Anfange des September, ohngefähr um den Tag der heiligen Rosalie, weshalb sie auch ihren Namen von dieser Heiligen erhalten haben. Am Schlusse des Augusts 1820 trieben alle auf der inneren Rhede liegenden Fahrzeuge, mit Ausnahme eines Schooners, durch die Gewalt eines solchen Sturmes auf's Land; vierzehn englische Schiffe standen am folgenden Tage auf dem Trocknen, wohin sie das hohe Wasser gebracht hatte. Bei einigermaßen frischem östlichen Winde ist sehr häufig die Landung schon für Boote mit Unbehagen und Gefahr verknüpft; während unseres Aufenthaltes kenterten an demselben Tage zwei Boote in der Brandung, von deren Besatzungen die eine umkam, aber die andere, obschon nicht ohne Schwierigkeit, geborgen wurde. Dem einen Windwieringsboot der Eugenie glückte es jedoch ohne anderen Schaden, als eine losgerissene Kielschiene, zu landen, es konnte sich aber nicht wieder an Bord begeben, sondern mußte auf den Strand gezogen und die Besatzung desselben für die Nacht auf dem Lande einquartiert werden. Der Hafenkapitain, Don Pedro Ximeno, erzeigte uns auch bei dieser Gelegenheit wieder seine gewöhnliche Artigkeit und ein Wohlwollen.

Der Gesundheitszustand ist im Buenos Ayres im Allgemeinen gut, und epidemische Krankheiten sind beinahe gänzlich unbekannt. Verwundungen sollen dahingegen oft ernsthafte Folgen mit sich führen, schwer zu heilen sein und, wenn auch ursprünglich nur unbedeutend, mit Tetanus schließen*).

Für den Jagdliebhaber, besonders wenn er sich für Zoologie interessirt, bietet das die Stadt umgebende Land ein reiches Feld dar. In ziemlich mäßiger Entfernung von derselben wird sowohl der Jaguar, als der Puma angetroffen, und auf nur ein paar Stunden Entfernung findet man bei jedem Wasserlaufe Carpinchon's**) (ein Nagethier von der Größe eines jungen Schweins), während es auf jedem Felde von Viscacha's wimmelt, welche ihren Gewohnheiten nach den Kaninchen gleichen, aber weit größer sind. Außerdem finden sich Armadil's (Gürtelthiere) von zwei oder drei Arten vor, ebenso das sich so unangenehm bemerkbar machende Stinkthier, und weiter entfernt Rehe, Nutria und andere Jagdthiere mehr. Von Raubvögeln werden ebenfalls mehrere Arten gefunden, darunter eine

---

*) Sir Woodbine Parish's Buenos Ayres S. 129.

**) Das Carpinchon des Verfassers ist unzweifelhaft das unter dem naturhistorischen Aguti bekanntere Nagethier, welches zur Gattung der Halbhufer gehört, während die Viscacha zu der reizenden Gattung der Hasenmäuse gezählt wird.

Der Uebersetzer.

kleine Eule, welche in Gruppen unter der Erde lebt. Von anderen Vögeln trifft man den amerikaniſchen Strauß, den ſchwarzhalſigen Schwan, Reiher und Störche, Rebhühner von dreierlei Arten; mehrere Arten von Gänſen, Enten und Waſſervögeln halten ſich an den Sümpfen und an den Waſſerrinnen auf, während jedes kleine Gebüſch von Tauben und kleineren Vögeln wimmelt. Von den letzteren kommen eine Menge in den zunächſt der Stadt gelegenen „Quintas" und Gärten vor, wohin ein Paar Arten Colibri ihre Eier, die in der Größe einer Erbſe gleichen*), in zahlreicher Menge legen. Es ſoll mitunter glücken, dieſe eben ſo lebhaften als ſchönen Geſchöpfe zu zähmen; ſo ſagt man, daß eine Dame in Buenos Ayres eins derſelben gehabt hat, welches ſo zahm war, daß ſie es mit ſich nahm, wohin es ihr gefiel, daß es frei herumflog, wohin es wollte, ohne ſich jedoch jemals ſo weit entfernt zu haben, daß man es nicht leicht hätte zurücklocken können, wie es auch dem Rufe der Beſitzerin eben ſo ſchnell gehorchte, als ein wohldreſſirter Hund. Dieſe Angabe iſt von Sir Woodbine Parish gemacht, welcher mit der Herrin des Thierchens perſönlich ſehr wohl bekannt war, die das kleine Geſchöpfchen oft ſogar bei ſich hatte, wenn ſie ihm einen Beſuch machte. Er hatte es auch ſelbſt mehrere Male verſucht, junge Colibri aufzuziehen, aber ohnerachtet aller darauf verwendeten Mühe ſind ihm dieſe Verſuche beſtändig mißglückt.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Worte über die politiſchen Verhältniſſe in den La-Plata-Staaten zu erwähnen, und zwar um ſo mehr, als während des Aufenthaltes der Fregatte Eugenie in denſelben die Kriſis, wodurch der mächtige und gefürchtete Diktator Roſa's geſtürzt wurde, gerade in ihrer Entwickelung war. Wir betreten mit einer gewiſſen Bangigkeit das Gebiet eines ſo wichtigen Stoffes, weil wir die Schwierigkeiten, ein Urtheil darüber zu fällen, welches nur einigermaßen wohlbegründet und von Parteilichkeit frei iſt, deutlich vor Augen ſehen, und daher fürchten müſſen, daß es in dieſer Geſtalt weder bei dem Leſer ein gehöriges Intereſſe erregen, noch klar genug von uns dargeſtellt werden könne. Ohne die eigenen Sympathieen, welche ſich gern mehr oder weniger geltend machen, zu rechnen, erſchwert der Mangel an tauglichem Material die gerechte Behandlung eines Theiles der neueſten Geſchichte, denn die geringen und ungenauen Nachrichten, welche man hier bekommen kann, ſind in der Regel ſo entſtellt und verdreht, daß man kaum noch etwas Anderes daraus benutzen darf, als die chronologiſchen Angaben. Engliſche und franzöſiſche Zeitungen haben Roſas bald geprieſen, bald geſchmäht, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er ſich in dieſen beiden Ländern Lobſänger erkauft hatte. Buenos Ayres'ſche und Montevideaniſche Zeitungen

*) Doktor Kinnberg erhielt ein Colibri-Neſt mit Eiern.

haben eine Sprache geführt, von der man wohl überrascht werden kann, und von welcher wir zu seiner Zeit Proben liefern werden. Wir müssen bekennen, daß die ungereimten Geschichten von Rosas Spiel mit abgeschnittenen Köpfen und mehr dergleichen uns weit weniger gegen ihn eingenommen haben, als die ekelerregenden Schmeicheleien, welche seine Freunde auftischten. Er hat zahllose Grausamkeiten begangen, welche auch seine eifrigsten Bewunderer nicht wegleugnen können, von denen sie jedoch behaupten, daß sie nöthig gewesen seien. Doch scheint sich dabei der Ausspruch eines großen Mannes und Schriftstellers bewahrheitet zu haben, daß wenn man Mord und Räuberei auch aus Gründen des Staatswohles begeht, das letztere bald zu einem erdichteten Grunde und das erstere zu dem wirklichen und alleinigen Zwecke wird. Um aber in moralischer Hinsicht Rosas zu brandmarken, braucht man sich nicht bis zu ekelhaften Erdichtungen zu versteigen, denn er hat sich zwar auf das Entschiedenste als ein grausamer und herrschsüchtiger Despot gezeigt, aber nicht als ein blutdürstiger Wahnsinniger, und in mehr als einer Hinsicht verdient seine Regierung eher Beifall, als Tadel. Es wird übrigens behauptet, daß gerade einige der allerungeheuerlichsten Erzählungen auf seine eigene Veranstaltung verbreitet wurden, lediglich in der klug berechneten Absicht, daß sie durch ihre Ungereimtheit Mißtrauen gegen alle anderen, auch noch so begründeten Angaben über seine Grausamkeit erregen sollten.

Damit der Leser im Stande sein möge, die Gegenwart aufzufassen, müssen wir in Kürze die früheren Momente aus der Geschichte der Republik darstellen, und zeigen, wie die Benennungen „Föderale“ und „Unitarier“ entstanden sind. Es ist dies um so mehr nöthig, als Rosas Name schon frühzeitig vorkommt, und die Entstehung seiner Macht, die Blüthe, so wie die Abnahme derselben so wesentlich auf die gegenwärtige Stellung des Landes einwirkt. Unsere Darstellung ist aus verschiedenen Quellen zusammengetragen*).

Da nach dem mißglückten englischen Eroberungsversuche von 1807 und der kurz darauf eingetreten Occupation von Spanien durch Napoleon Buenos Ayres und die La-Plata-Staaaten im Mai 1810 der Regierung Treue und Gehorsam aufsagten, war dieses Thun nur provisionell gemeint, und der allgemeine Wunsch ging dahin, einen spanischen Prinzen als Regenten zu erhalten, der jedoch das Land unabhängig vom Mutterlande regieren sollte. Die Härte, mit welcher Ferdinand VII. alle Vorschläge

*) Sir Woodbine Parish's und Herrn Bladh's Arbeiten, allerlei Zeitungsartikel und Privatbriefe ꝛc. ꝛc.

in dieser Angelegenheit zurückwies, und die Grausamkeit, mit welcher er in Spanien gegen die Constitutionellen verfuhr, machte diese Absicht zu nichte, und auf einem in Tucuman versammelten Congresse erklärten sich die genannten Staaten im Juli 1816 für die ganze Zukunft unabhängig von Spanien und beschlossen, daß in die übrigen Colonien desselben Truppen abgesendet werden sollten, um ihnen bei ihrem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit beizustehen. Puyredon wurde an die Spitze der Staats-Angelegenheiten gestellt, aber die Form seiner Machtausübung war noch unvollständig bestimmt, und das Verhältniß zwischen den verschiedenen Staaten, der Anzahl nach dreizehn, war dies noch bei weitem mehr; der Congreß war jedoch mit der Ausarbeitung einer vollständigeren Constitution beschäftigt.

Die Aufgeklärteren der Nation, welche es wohl einsahen, daß die entfernteren Provinzen oder Staaten aller der für die Selbstregierung nöthigen Elemente noch ganz entbehrten, wünschten es, daß alle Staaten eine gemeinschaftliche, in Buenos Ayres residirende Regierung besitzen sollten, von denen die Gouverneure der übrigen Provinzen eingesetzt werden müßten. Diese Partei wurde die „Unitarier" genannt. Die Anderen, die „Föderalen," wünschten eine Republik nach nordamerikanischem Muster, in der ein jeder besonderer Staat seinen Gouverneur sollte wählen können, und dem seine inneren Angelegenheiten selbst zu pflegen überlassen würden; der Gouverneur der Provinz Buenos Ayres sollte vor denen der anderen Provinzen nur die Auszeichnung besitzen, daß ihm die auswärtigen Angelegenheiten der Republik übertragen werden sollten. Wir werden es später sehen, wie diese Grundsätze nach Belieben bei der Benennung der Parteien angewendet wurden, und wie Rosas die Republik mit aller in seiner Person vereinigten Macht regierte, also nach einem ultraunitären Systeme, während er jedoch täglich in Rede und Schrift Tod und Verderben auf die „wilden, schmutzigen, ekelerregenden Unitarier" herabdonnerte.

Zu dem eben erwähnten Zeitpunkte herrschte in der Banda Oriental der wilde Artigas, dessen gräßliche Thaten ihre unglücksbringende Wirkung bis auf unsere Tage ausdehnten. Diese Bestie gewann Einfluß in Entrerios, Corrientes und Santa Fé, und erklärte sich für die Föderation. Die von dem Congreß im unitären Geiste ausgearbeitete Constitution wurde 1820 verkündet, aber unglücklicherweise waren damals fast alle Truppen in Peru, so daß der Congreß der Mittel entbehrte, sich Gehorsam zu verschaffen, als die Gouverneure der Provinzen es verweigerten, der neuen Verfassung zu gehorchen. Mit seinen wilden Schaaren rückten Artigas und sein Mithelfer Ramirez gegen Buenos Ayres, und der unitäre Puyredon legte die Regierung nieder. Nachdem die Föderalen

die Stadt eingenommen hatten, wurde der Congreß von ihnen aufgelöst und angeklagt — um dadurch ihr Betragen zu entschuldigen — verrätherische Pläne zur Wiedervereinigung des Landes mit Spanien gehegt zu haben. Das Jahr 1820 sah funfzehn verschiedene Regierungen an der Spitze der Staats-Angelegenheiten, und als die letzte derselben mit dem General Rodrigues als Vorstand, im Oktober eingesetzt wurde, trat zum ersten Male der Name Juan Manuel Rosas in Verbindung mit den allgemeinen Angelegenheiten in den Vordergrund. Er war damals Befehlshaber einer Abtheilung der Landmiliz, nach ihrer Uniform „los colorados," die Rothen, genannt.

Dieser merkwürdige Mann ist ungefähr in der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren*). In seinen Jünglingsjahren begab er sich auf's Land hinaus, und nahm dort Dienste auf einem Landeigenthume (Estancia). Bald wurde er der geschickteste Reiter und Jäger in den Pampas, und wurde deshalb mit der Verwaltuug der südwärts von der Stadt gelegenen weitläuftigen Güter einer reichen Familie beauftragt. Es wird behauptet, daß die Veranlassung, weshalb er seines Vaters Haus verlassen, darin gelegen habe, daß er in einem Wuthanfalle seine eigene Mutter geschlagen hätte, doch ist dies wohl nur eine unbegründete Sage**). Er pflegte und hütete die ihm anvertrauten Eigenthümer mit Eifer und Geschicklichkeit, und verstand es in hohem Grade sich die Ergebenheit und Achtung der Landbewohner zu erwerben. Mit Hülfe der zahlreichen Gauchos und Peonen (die im Tagewerke arbeitenden Leute) führte er mit Glück einen kleinen Krieg gegen die Indianer-Schaaren, welche oftmals Verheerungen in jenen Gegenden anrichteten, und damals der Stadt auf eine viel geringere Entfernung, als jetzt, nahe kamen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die militairische Ordnung und Zucht, welche er bei seinen Untergebenen einführte, schon eine Vorbereitung zu den größeren Vorhaben gewesen ist, in welchen wir ihn bald darauf verwickelt finden.

Die föderale Regierung lieferte nicht den geringsten Beweis von Begabtheit, und Artigas gerieth in Uneinigkeit mit Ramires, welcher ihn

---

*) In einer der Zeitungen von Buenos Ayres befindet sich eine Biographie von Rosas, von einem jungen Don Mancilla, Rosas Schwestersohn, (der ihrer ungewöhnlichen Schönheit halber berühmten Donna Augustina, Gattin des Generals Mancilla), verfaßt. Unglücklicherweise haben wir diese Biographie nicht bekommen.

**) Siehe Montevideo ou une nouvelle Troie, von Alex. Dumas, Paris, 1850. Ein sehr pikantes kleines Buch, jedoch nicht gerade hoch ausgezeichnet wegen seiner Wahrheitsliebe. Verschiedene darin vorkommende Anekdoten hat der Verfasser auch bereits in älteren Büchern gelesen, oder im Jahre 1841 in Buenos Ayres erzählen hören.

schlug und ihn nach Paraguay hineintrieb, wo er vom Doktor Francia zurückgehalten wurde, und noch bis vor wenigen Jahren gelebt haben soll. Darauf kam der Jurist Rivadavia an die Spitze der Regierung für die Provinz Buenos Ayres, ohnerachtet es bekannt war, daß er den unitären Ansichten huldigte. Von ihm schreibt sich das meiste Gute her, was sich in diesem Lande im Fache der Verwaltung und Gesetzgebung finden läßt, aber seine Aufführung scheint etwas unvorsichtig gewesen zu sein, und es wurde nie recht viel von ihm gehalten. Ein neuer Congreß trat im Jahre 1824 zusammen, und Rivadavia fand so viel Opposition auf demselben, daß er die Regierung niederlegte, welche dem General de las Heras übertragen wurde.

Im folgenden Jahre, 1825, erhob sich die Banda Oriental, welche seit 1817 in den Händen der Brasilianer gewesen ist. An der Spitze dieser Erhebung standen Lavalleja und der später so berühmt gewordene Fructuosa Rivera. Die Argentinische Republik, wenig zufrieden mit der nahen Nachbarschaft Brasiliens, unterstützte die Orientalen, und wurde dadurch in einen kostbaren und ermattenden Krieg verwickelt. Rivadavia wurde 1826 wieder Präsident, und gegen den Schluß des Jahres entstand eine neue, auf das unitäre Prinzip gestützte Constitution. Im folgenden Jahre legte Rivadavia aus Aerger über die Art und Weise, mit welcher sein abgesandter Minister Garcia in Rio sich seines Auftrages entledigt, und auf für die Republik erniedrigende Friedensbedingungen, welche dann auch verworfen wurden, eingegangen war, die Regierung abermals nieder; es folgte ihm als Präsident der Doktor Lopez. Die Staaten erkannten nun ihr Unvermögen, einen Theil ihrer Obliegenheiten selbst zu warten, und übertrugen sie deshalb dem Gouverneur von Buenos Ayres.

Im August 1828 wurde Frieden mit Brasilien geschlossen, und der föderale General Dorrego wurde Präsident. Man erwartete nun Ruhe, und die Papiermünze, welche vom Pari, oder ungefähr 52 Pence per Piaster, während des Krieges auf 12 Pence herabgesunken war, stieg wieder bis auf 24. Dorrego war als Privatmann gut und liebenswürdig, entbehrte aber der Eigenschaften, welche bei dem Oberhaupte einer Regierung nöthig sind. Einer der aus dem Kriege gegen die Banda Oriental zurückgekehrten Generale Juan Lavalle, stürzte ihn, worauf er außer Landes floh, sich mit Rosas vereinigte, und gegen Buenos Ayres rückte. Lavalle schlug sie beide bei Navarro, und ließ im Dezember Dorrego erschießen, der in seine Hände gefallen war. Dieser Mord hat einen betrübenden Einfluß auf die zukünftigen Begebenheiten gehabt, und zum Vorwande vieler Grausamkeiten gedient.

Bei der Nachricht über denselben wurden ebensowohl die Föderalen,

wie die Klügeren und gerechter Denkenden unter den Unitariern äußerst erbittert. Außer Lavalle stand der ausgezeichnete Krieger José Maria Paz an der Spitze derselben, während die Hauptleute der ersten Rosas, Lopez und Quiroga waren. Wir müssen uns einige Augenblicke bei den beiden Letzteren aufhalten, welche wir noch nicht erwähnt hatten.

Lopez war Gouverneur in der Provinz Santa Fé, hatte es während des Krieges vorzugsweise darauf angelegt sich zu bereichern, und durch Viehdiebstahl im kolossalsten Maaßstabe ein großes Vermögen zusammengebracht. Für's Uebrige scheint er gerade nicht mit besonders ungewöhnlichen Eigenschaften ausgerüstet gewesen zu sein.

Quiroga war in Rioja geboren, hatte als Unteroffizier den Krieg in Chili unter dem General San Martin mitgemacht, und dabei Proben von einer wilden Tapferkeit bewiesen*). Er soll späterhin alle nur möglichen Verbrechen begangen haben, und während der bürgerlichen Unruhen glückte es ihm, den Herrn in seinem Geburtsstaate zu spielen, wobei er seinen rohen Lüsten und seiner Grausamkeit freien Lauf ließ. Mit einer wahren Riesenstärke ausgerüstet und jedem Gefühle von Furcht fremd, hatte er eine unbeschränkte Gewalt über seine Soldaten, unter denen er im Allgemeinen strenge Disciplin hielt. Es wird darüber folgende Anekdote erzählt:

Es war ein Diebstahl begangen, aber ungeachtet man es genau wußte, daß der Verbrecher einer gewissen Compagnie angehören mußte, konnte man ihn nicht mit Sicherheit herausbekommen. Quiroga ließ eines Abends, nachdem es dunkel geworden war, die Compagnie aufstellen, und hatte eine Anzahl gleich langer Stangen bereit, wovon er jedem Soldaten eine geben ließ, mit dem Befehle, dieselben in die Erde zu stecken, da sie die Eigenschaft besäßen, den Dieb dadurch so zu verrathen, daß seine Stange am folgenden Tage einen Fuß über die der Anderen hinausgewachsen sein würde. Darauf ließ er sie abmarschiren und ritt zu seinem Zelte. Aber noch während der Nacht schlich er sich hinaus, ging zu der Stelle hin und fand bald, daß eine der Stangen um einen Fuß tiefer in die Erde gesteckt war, als die übrigen. Nachdem er sich genau die Nummer und Ordnung desselben durch Abzählen von den Flügeln aus gemerkt hatte, riß er sämmtliche Stöcke hinaus und warf sie zusammen auf einen Haufen. Am folgenden Morgen ließ er die Truppen sich wieder aufstellen, und ritt die Fronte hinunter, wobei er vor dem der Nummer der gekürzten Stange entsprechenden Manne anhielt, und

*) Der Verfasser hat in Buenos Ayres eine in Santjago gedruckte Biographie Quirogas gelesen, versuchte es aber vergebens in Valparaiso dies Buch zu bekommen. Das hier Angeführte ist daraus entnommen.

nachdem er ihn einige Augenblicke scharf angesehen hatte, mit lauter Stimme sagte: „Du bist der Dieb!“ Der Thäter sah, daß Nichts mehr half, gestand deshalb sein Verbrechen und wurde sogleich erschossen. —

Unerachtet seiner Wildheit war Quiroga dennoch nicht ohne alle Anfälle von Edelmuth, und man erzählt, daß er einmal einen gefangenen Offizier von der Gegenpartei losgegeben habe, weil er ihn weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen dazu bewegen konnte, seine Fahne zu verlassen, während er zu gleicher Zeit einen seiner Kameraden, der sich augenblicklich bereitwillig erklärte, sich unter seine, Quirogas, Fahne zu stellen, erschießen ließ.

Rosas und Lopez rückten, jeder von seiner Seite aus, mit ihren Milizen und ihren Gauchos gegen Buenos Ayres vor, und reizten die wilden Indianerstämme auf, die südlich postirten Abtheilungen der unitären Truppen anzufallen, die denn auch nach tapferem Widerstande übermannt wurden. Lavalle und Lopez trafen bei Santa Fé aufeinander, aber es blieb ohne entscheidendes Resultat, und bei der Nachricht von der Niederlage seiner Truppen im Süden eilte der Erstere nach Buenos Ayres, woselbst er bald von seinen beiden Gegnern, die sich nun miteinander vereinigt hatten, eingeschlossen wurde. Alle Ausländer in der Stadt wurden gezwungen zur Vertheidigung derselben beizutragen, und die Franzosen bildeten allein ein Bataillon von 1000 Mann. Bald fing es jedoch an Lebensmitteln zu mangeln an*), und eines schönen Tages begab sich Lavalle hinaus zu Rosas, worauf eine Versöhnung zwischen diesen beiden Herren zu Stande kam. Rosas rückte in die Stadt ein, und man sah damals zum ersten Male die rothen Bänder mit der Aufschrift: „Föderation oder Tod,“ und dergleichen, welche späterhin ein nothwendiger Schmuck wurden, wenn man sich nicht der Beschimpfung oder Mißhandlung aussetzen wollte. General Viamont wurde Gouverneur, und Dorregos Leiche wurde nach der Stadt geführt, woselbst sie mit großem Pompe begraben wurde.

Inzwischen stand Paz mit einer Abtheilung des Heeres bei Cordova, dessen föderaler Gouverneur, Bustos, abgesetzt wurde. Bustos sammelte ein kleines Heer, vereinte sich mit Quiroga, und im Juni 1829 kam es bei Cordova zu einem blutigen Treffen zwischen ihm und Paz, worin der Letztere einen entschiedenen Sieg gewann. Von Buenos Ayres kamen darauf Abgeordnete zu Paz, um mit ihm zu unterhandeln, dieser griff aber während der bestehenden Unterhandlungen Quiroga bei Frayle Muerto an, und schlug ihn total, Paz wurde deshalb der Treulosigkeit

*) Siehe Bladh's schon mehr erwähnte Arbeit. Er hielt sich zu jener Zeit in Buenos Ayres auf.

beſchuldigt, wahrſcheinlich hatte er es aber bemerkt, daß die ganze Unterhandlung nur ein Hinterhalt war, in den man ihn locken wollte; denn ſein bei allen andern Gelegenheiten bewieſener ehrenwerther Charakter giebt keine Veranlaſſung zu dem Glauben, daß er bei dieſer Gelegenheit betrügeriſch gehandelt haben ſollte. Wie dem aber auch ſei, ſein Sieg brachte ihm nur wenig Nutzen, denn kurze Zeit darauf wurde er bei einer Rekognoscirung gefangen genommen, und zwar dadurch, daß ihn ein feindlicher Soldat mit ſeinen Doppel-Kugeln umſtrickte*). Er iſt von Lopez, zu dem er geführt wurde, wohl aufgenommen, und es wird deshalb behauptet, daß er ſich mit Fleiß habe gefangen nehmen laſſen, um aus einem Vorhaben heraus zu kommen, in deſſen glücklichen Ausgang er Zweifel ſetzte. Sein Heer war nun ohne Haupt; de la Madrid übernahm den Befehl, wurde aber gegen das Ende des Jahres 1831 von Quiroga in der Nachbarſchaft von Salta geſchlagen, und der größere Theil ſeines Gefolges während des Streites oder nach demſelben niedergemacht.

Lavalle machte einen Verſuch wieder zur Gewalt zu gelangen, aber er mißglückte gänzlich, und Roſas wurde 1831 zum Diktator ernannt. Rivadavia, der in diplomatiſchen Angelegenheiten nach Europa geſendet war, wurde es bei ſeiner Rückkehr verweigert, das Land zu betreten, und er hat, bis zu ſeinem erſt vor wenigen Jahren eingetretenen Tode, als Landesflüchtiger in Santa Catharina in Braſilien gelebt. Verfolgungen gegen die Unitarier blieben nicht aus, und viele Familien flüchteten hinüber nach Montevideo.

Die Indianer, welche von den Föderalen gegen die Unitarier aufgehetzt waren, ſetzten ihre Plünderungen fort, die zuletzt ſo fühlbar wurden, daß ein Feldzug gegen dieſelben unternommen werden mußte. Roſas übernahm den Befehl in demſelben, den er auch in den Jahren 1832 und 1833 mit ſo glücklichem Fortgange führte, daß die Indianer bis ſüdwärts vom Rio Colorado zurückgetrieben wurden. Die im Rio Negro gelegene Inſel Cholechel wurde bei dieſer Gelegenheit befeſtigt, und nicht weniger als 1500 gefangene Weiber und Kinder wieder von den Indianern befreit und zurückgebracht. Unzweifelhaft leiſtete Roſas während dieſes Krieges dem Lande große Dienſte, denn Niemand war wohl dieſem Befehle ſo gewachſen, als er. Während ſeiner Abweſenheit veranlaßten die in Buenos Ayres zurückgebliebenen Truppen einen Aufſtand gegen den Gouverneur, den General Balcarce, und als Roſas erklärte, die Aufrühreriſchen hätten das Recht auf ihrer Seite, flüchtete

---

*) Zwei oder drei eiſerne oder ſteinerne Kugeln werden mit der Haut von einem Rinde überzogen und mit einem fadenlangen Riemen verbunden. Sie können auf beinahe hundert Ellen Entfernung geſchoſſen werden, und ſind eine gefährliche Waffe.

der Gouverneur, und Rosas wurde am Ende des Jahres 1833 Diktator mit unumschränkter Gewalt. Durch Lopez Tod und die Ermordung Quirogas verlor er bald seine beiden Nebenbuhler im föderalen Lager, und war nun Alleinherrscher.

Finsterer Verdacht heftete sich in Folge aller dieser Begebenheiten an seine Person. Wie weit derselbe begründet sei, vermögen wir nicht zu sagen, wir wollen es aber nicht unterlassen, ihn zu erwähnen, da er in allen Fällen bekannt zu werden verdient. Es wird behauptet, daß die Verheerungen der Indianer auf Rosas Anstiftung unternommen seien, damit er dadurch Gelegenheit erhalten sollte, an die Spitze einer ihm ganz ergebenen Armee zu kommen; ferner, daß er in der Stadt alle möglichen Unruhen zu veranlassen gewußt habe, um jede andere, als seine eigene Regierung unmöglich zu machen; endlich sogar, daß er Lopez habe vergiften und Quiroga durch Meuchelmord umbringen lassen. Dieser Letztere wurde 1835 auf einer Reise von mehreren Personen angefallen und erschossen. Die Mörder blieben lange Zeit unentdeckt, aber schließlich doch aufgefunden und sogleich ohne jedes weitere Verhör hingerichtet, und zwar, wie behauptet wird, weil die beiden hierbei leitenden Personen, die Brüder Reinafé, sich nicht verschwiegen genug gezeigt hatten, und in allen Fällen zu der Art von Vertrauten gehörten, die leicht mit der Zeit gefährlich werden konnten. Wie dem aber immer sei, so war Quiroga jedenfalls des Todes würdig, und wenn wir auch die Art und Weise nicht billigen dürfen, so leisteten seine Mörder doch dem ganzen Menschengeschlechte einen wirklichen Freundschaftsdienst.

Rosas lag indessen der Regierung mit Kraft und Ernst ob, und schon der Umstand, daß er im Inneren der Republik die Ruhe aufrecht zu erhalten wußte, war unbestreitbar ein nicht geringes Verdienst desselben. Er stiftete eine gute und wirksame Polizei innerhalb der Stadt Buenos Ayres, und bestrafte alle Versuche zu Unordnungen auf das Strengste. Er selbst schien sich jedoch für wenig an die Gesetze gebunden zu halten, denn binnen kurzer Zeit fing er öffene und geheime Verfolgungen gegen Diejenigen an, die sich entweder seinen Haß, oder seine Furcht zugezogen hatten. Seine Freunde und Schützlinge raubten mit der größten Unverschämtheit die Besitzthümer Anderer für sich, und Verschiedene unter ihnen haben sich auf diese Art ein großes Vermögen gesammelt. Bald wurde auch, um dem Verfahren den Schein des bloßen Raubes etwas mehr zu nehmen, eine besondere Art von Verbrechen erfunden, es war dies: „ein wilder Unitarier" zu sein, eine Benennung, die ebenso unbestimmt und beinahe eben so unglücksbringend war, als die eines Aristokraten während der französischen Revolution. So wie schon früher, wurden rothe Bänder als Zeichen der föderalen Denkungsart getragen, die Farben der Unitarier

hingegen waren hellblau und weiß. Jetzt wurden aber auch alle bisher unbetheiligten Eingeborenen gezwungen, Bänder mit Rosas Portrait und Inschriften anzulegen, welche nicht allein für die Föderation um einen glücklichen Fortgang baten, sondern den Tod herabwünschten auf „die wilden, schmutzigen, ekelhaften Unitarier!“ Diese Inschriften wurden auf mannigfaltige Art variirt; man sah sie auf Tafeln über allen öffentlichen und amtlichen Gebäuden prangen, als Ingreß bei allen öffentlichen Schreibereien und Verhandlungen, so wie auch auf Anschlagezetteln und Ankündigungen der allergewöhnlichsten Art und jeglichen Inhaltes. Die Schauspieler auf der Bühne trugen sie auf rothen Bändern in allen Rollen; Mönche und Helden des Mittelalters sah man damit geschmückt, und vor dem Anfange des Stückes betraten sämmtliche Mitspielende die Bühne und riefen im Chore aus: „Es lebe die Föderation! Tod über die wilden Unitarier!“

Während viele angesehene und vermögende Leute mit ihren Familien flüchteten, um in Montevideo eine Freistätte gegen Verfolgung und Peinigungen zu suchen, wurde dem niedrigsten Theile des Volkes geschmeichelt. Wie weit hierbei die Barbarei und die Rohheit getrieben wurde, kann aus den unbestreitbaren Fakten ersehen werden, daß auf den Straßen den Frauenzimmern die Kleider, welche sie trugen, herabgerissen wurden, wenn sie die „wilden“ Farben zeigten; daß ihnen ferner rothe Bänder mit Pech in ihre Haare festgeklebt wurden, und daß sogar Männer deshalb mißhandelt worden sind, daß sie den Bart unter ihrem Kinn hatten zusammenwachsen lassen, und hierdurch die Form eines U gebildet worden war.

Um dienstfertige Trabanten zur Ausführung der Verfolgungen zu besitzen, die nicht zur richterlichen Behandlung kommen konnten, stiftete Rosas den so genannten Mazorca-Clubb. Die Benennung ist von der Mais-Kolbe (mazorca) entnommen, welche bei irgend einer früheren Gelegenheit von der föderalen Partei der Landbewohner als eine Auszeichnung und ein Abzeichen getragen wurde. Wir werden bald den gefährlichen Gebrauch sehen, der von den Mitgliedern dieser Partei gemacht wurde, und der zu einem Wortspiele über ihren Namen benutzt worden ist, indem man den Clubb mit dem fast gleichlautenden Worte Mashorca benannte, welches aus mas, mehr, und horca, Galgen zusammengesetzt ist.

So ging es fort bis zum Jahre 1838, wo die Argentinische Republik in einen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, welches in Folge dessen im März des erwähnten Jahres den La-Plataström zu blokiren begann. Die Veranlassung dazu war die Einmischung Rosas in die Angelegenheiten der Banda Oriental, für welche er den Vorwand anführte,

daß der Präsident derselben, Rivera, sich der Regierung ungesetzlich bemächtigt habe, während sie dem General Oribe, einer von Rosas Creaturen, zukäme. Um diese Intervention in den Argentinischen Staaten populär zu machen, klagte er Rivera an, die Ausländer zu begünstigen, und also gegen die Unabhängigkeit Amerikas zu conspiriren. Eine große Anzahl Franzosen, Basken und Savoyarden war in die Banda Oriental eingewandert und wohl aufgenommen worden, und Montevideo wuchs und blühte dadurch schnell auf, und der Neid hierüber war wohl der eigentliche Grund zu der erwähnten Einmischung. Da Rosas es nicht vermochte Oribe wieder einzusetzen, gab er ihm ein General-Commando in seinem Heere, und sandte ihn gegen die Unitarier, welche sich unter Lavalle und de la Madrid in den übrigen Provinzen zu rühren anfingen. Das Papiergeld, welches nach dem Kriege bis auf 24 Pence gestiegen war, fiel nun wieder bis auf drei, und stand während der französischen Blokade sogar ab und zu noch niedriger. Rosas hatte sich die vollständige Beaufsichtigung und Controlle über die Bank angemaßt, er gab nach seinem Belieben Zettel aus, ohne die Kammer der Repräsentanten davon zu unterrichten, und ohne derselben jemals über die Lage und Stellung der Bankangelegenheiten Rechenschaft abzulegen.

Bei alle dem beobachtete er die Formen der Constitution auf's Gewissenhafteste, und unterbreitete die verschiedenen Angelegenheiten der repräsentirenden Kammer, welche sie nicht anders, als nach seinem Willen zu entscheiden wagte, und legte zuweilen sogar die Diktatur nieder, um sie auf das eindringliche Ansuchen der Kammer dann wieder anzunehmen. Das Ausbleiben eines solchen ergebenen Ansuchens hätte jedoch jedenfalls unbehagliche Folgen für die Mitglieder der Kammer herbeigeführt. Die Richterstühle standen vollkommen unter seinem Befehle, und wagten es natürlicherweise nicht, einen gegen den Willen des Diktators verstoßenden Urtheilsspruch zu fällen.

Bisher hatte er sich auf Verfolgungen und Peinigungen und einen und den anderen Mord beschränkt, aber der Friedensschluß im Oktober 1840 wurde mit einem Morden in größerem Maaßstabe gefeiert. Einige hundert Menschen wurden damals theils erschossen, theils in den Gefängnissen erdrosselt, theils auch von den Mitgliedern des Mazorca-Clubbs ganz offen auf den Straßen oder in ihren Wohnungen in die andere Welt geschafft, jedoch ist die Zahl derselben durch die europäischen Zeitungen sehr übertrieben worden. Zur Erinnerung an diese schöne That wurde der Oktober „Rosas Monat" genannt, und die Presse in Buenos Ayres, darunter die in englischer Sprache herausgegebene Zeitung British-Packet, pries mit prahlerischen Worten Rosas Tapferkeit, Milde und Edelmuth.

Der Krieg währte indessen in den übrigen Provinzen ruhig fort,

aber die Föderalen waren den Unitariern an Zahl und Ausrüstung weit überlegen, und im September 1841 wurde Lavalle bei Monte Grande in Tucuman von Oribe faſt in demſelben Augenblicke, wie de la Madrid vom General Pacheco nahe bei Mendoza geſchlagen, und Beider Armeen gänzlich geſprengt. Lavalle kam auf der Flucht um; Einige aus ſeinem Gefolge nahmen die Leiche mit ſich fort, um ſie in geweihter Erde zu begraben. Bevor ſie aber dies bewerkſtelligen konnten, fing ſie an in Verweſung überzugehen, worauf die Soldaten den Körper in Stücke zerlegten, das Fleiſch von den Knochen abſchabten, und dieſe mit ſich über die Bolivianiſche Grenze nahmen, wo ſie dieſelben dann auch wirklich begruben. Viele Offiziere, welche in die Hände der Föderalen gefallen waren, wurden hingerichtet, wie der General Acha, der Obriſt Borda und mehrere andere. Bei dieſer Veranlaſſung ſchien unter den Zeitungen ein förmlicher Wetteifer zu herrſchen, welcher von ihnen es wohl glücken würde, die ſchwerſten Schimpfworte auf die Gefallenen zu ſchleudern, und die unterthänigſten Schmeicheleien für Roſas auszudrücken; allein die Rapporte der kommandirenden Offiziere zeigen beſſer, als alles Andere, von welchem Gehalte ſein beſungener Edelmuth war. Als eine kleine Stylprobe von den in Rede ſtehenden Herren theilen wir folgenden Brief von dem Gouverneur von Santjago del Eſtero an Roſas mit, der in der Zeitung Diario de la Tarde vom 22. im Roſas-Monate 1841 veröffentlicht iſt*):

„Der Unterzeichnete, über die ehrenreichen Details des leuchtenden Sieges am Monte Grande unterrichtet, hat die Ehre und liebliche Befriedigung an Eure Excellenz die föderale Umarmung und herzlichen Glückwünſche zu ſenden, welche er dieſer klaſſiſchen Begebenheit ſchuldig iſt, die für ewige Zeiten die Unabhängigkeit und Ehre der Argentiniſchen Republik geſchützt hat.

Nun wird der niedrige, wilde Unitarier Juan Lavalle mit ſeinem ſchmutzigen Fuße dieſes Land, welches ihn verabſcheut, nicht mehr beflecken. Die verfluchten Schaaren von Wilden, welche ihm folgten, werden dieſe unſchuldige Gegend nicht mehr ausſaugen, der ſie an allen Ecken Markzeichen hinterließen, ſo ungeheuerlich und thieriſch, daß ſie die Welt erſchrecken werden, wenn erſt die unparteiiſche Geſchichte mit ihren rechten Farben die Verbrechen dieſer Banditen darlegen wird. Nun können die Völker der Argentiniſchen Conföderation ſicher vor dem blutigen Schwerdte ihrer Feinde aufathmen, Feinde, welche es in gleichem Maaße ſind, ſowohl gegen Gott, als gegen die Menſchen, gegen ihr eigenes Vaterland, gegen Amerika

*) Der Verfaſſer war in Buenos Ayres anweſend, als die Nachricht von dieſem Siege anlangte.

und gegen jedes Land, in dem Gerechtigkeit und Ehre hochgeachtet werden u. s. w.

Adeodato de Gondra."

Rosas stand nun auf der Höhe seiner Macht, und die Unitarier in Buenos Ayres bebten; aber das Glück wendete sich rasch gegen ihn. Entrerios erhob sich gegen die Föderation, Rivera rückte dorthin und schlug den Gouverneur Echaguë, Paz eilte von Corrientes herab, um sich mit ihm zu vereinigen, und der Gouverneur von Santa Fé, Lopez*), erklärte sich für die Unitarier, und legte zu gleicher Zeit Beschlag auf einen großen Zug Pferde, welche der Abtheilung des Oribes zugesendet wurden. Der Schreck wurde unter den Föderalen in Buenos Ayres allgemein; Mannschaft wurde ausgeschrieben und unter den Befehl des Generals Aldao gestellt, der ehedem Mönch gewesen und ein Seelenfreund Quirogas war. Wäre der General Lopez sogleich gegen die Stadt gerückt, so würde sie ziemlich sicher in seine Gewalt gefallen sein, aber Rivera und Paz geriethen in Zänkereien mit einander, und während dieser Zeit kam Oribe von Tucuman herab. Lopez flüchtete aus Santa Fé, dessen Hauptstadt eingenommen wurde, bei welcher Gelegenheit eine Menge Menschen niedergemetzelt worden sind, Entrerios erklärte sich wieder für die Föderation, und Paz mußte sich nach Corrientes zurückziehen.

Die Unitarier in der Stadt waren während der Fortschritte ihrer Anhänger nicht vorsichtig genug gewesen, vielmehr hatte sich die Zufriedenheit mit denselben mitunter auf ihren Gesichtern gezeigt, Rosas stellte sich so, als ob er sich nicht darum kümmerte, bis er das Glück wieder auf seiner Seite hatte, aber im April 1842 veranstaltete er abermals eine neue Gurgelabschneidung, bei welcher, nach der niedrigsten Berechnung, sechs- bis siebenhundert Menschen das Leben verloren. Die meisten derselben wurden durch die Mazorqueros gemordet, und an jedem Morgen fuhren Karren in den Straßen herum, um die Leichen abzuholen; ein Paar Mal sah man abgeschnittene Köpfe auf dem Fleischmarkte aufgesteckt, jedoch wurden sie durch die Sorge der Polizei immer bald wieder weggenommen. Der englische Minister Manderille ließ Alles dieses stillschweigend vor sich gehen, aber der französische, brasilianische und nordamerikanische Consul machten ernste Vorstellungen, und Rosas ließ darauf das Schlachten einstellen.

Nach der Einnahme von Santa Fé ging Oribe über Paraná und hinauf gegen Corrientes, und schlug den unitären Obristen Runnez, aber Rivera brach ihm im Rücken wieder in Entrerios ein und erklärte sich gegen die Föderation. Lopez stieß zu ihm, und eine Abtheilung von

*) Genannt Mascarilla, ein Bruder des vorhin Erwähnten.

Oribes Heer wurde bei Villaguay am 22. November 1842 geschlagen. Man glaubt, daß wenn es Rivera auch geglückt wäre, Oribes Hauptstärke zu schlagen, Entrerios und Corrientes bereit gewesen sein würden, die Conföderation zu verlassen und sich mit der Banda Oriental zu vereinigen. Aber er wurde statt dessen am 6. Dezember bei Arroyo grande geschlagen, und mußte sich über Urugay in seine eigenen Grenzen zurückziehen, wohin ihm Oribe bald folgte, in der Hoffnung, in der Banda Oriental leicht Herr zu werden, und unter dem Schutze Rosas sich an seinen Feinden rächen und den Blutdurst löschen zu können, von dem er schon früher Proben abgelegt, und den er noch durch das anbefohlene Massakriren von gegen sechshundert in der letzten Schlacht gemachten Gefangenen vermehrt hatte. In Montevideo rüstete man sich mit Eifer und Muth zur Vertheidigung, eine Menge Ausländer griffen mit zu den Waffen, vom Lande kamen Verstärkungen, und alle Sklaven wurden freigegeben, um im Heere zu dienen. Dieser letzte Schritt erregte aber böses Blut bei vielen Sklavenbesitzern, und es glückte ihnen 150 Mann an Bord einer brasilianischen Corvette zu schmuggeln, welche sie nach Brasilien führte.

Der englische und französische Minister in Buenos Ayres boten ihre Vermittelung an, aber die Kammer schlug dieselbe aus, und die Volksmasse, welche durch absichtlich ausgestreute Geschichten gegen die Ausländer aufgeregt war, veranlaßte eine große Demonstration, um Rosas für den Beschluß der Kammer zu danken. Mehrere Ausländer wurden insultirt, aber in Folge des Wechsels einiger von beiden Seiten ziemlich scharf abgefaßter Noten, verbot Rosas auf das Strengste dieselben ferner zu beleidigen.

Am 17. Februar 1843 schloß Oribe Montevideo ein, während eine andere Abtheilung Rivera verfolgte, der die kleineren Städte des Landes inne hatte, und sich dort zu einem Guerillakrieg rüstete. Im Juli bekam der späterhin so berühmt gewordene Urquiza den Befehl über diese Abtheilung, aber Rivera, welcher die Gegend hinreichend kannte, wich immer der Schlacht aus, und fügte seinen Widersachern viele kleinere Verluste bei. Nachdem er sich jedoch mit vergeblichen Versuchen, das befestigte Dorf Cerro Largo einzunehmen, abgemattet hatte, wurde er bei India Muerta am 27. März 1845 geschlagen und sein ganzes Heer zersprengt. Ein kleiner Trupp von einem Paar hundert Mann, unter dem Obrist Silveira, warf sich in die Gebirgsgegend von Maldonado, und setzte von dort seine Streifzüge mit Glück fort; da er aber endlich so zusammengeschmolzen war, daß von ihm nichts mehr ausgerichtet werden konnte, begab sich Silveiro nach Montevideo, wo er auch glücklich anlangte.

Urquiza ließ nach den gewonnenen Siegen die Gefangenen bis zu der Zahl von acht- und neunhundert tödten. Keine Stimme erhob sich in Buenos Ayres, um diese Grausamkeit zu verdammen, aber nachdem Urquiza sich gegen Rosas erhoben, haben die Creaturen des Letzteren versucht, die Schuld davon dem Ersteren aufzubürden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich auch Urquiza nicht besonders durch Menschlichkeit auszeichnet; warum wurde er aber während der sechs Jahre, welche er noch nach dieser Begebenheit fortfuhr in Rosas Diensten zu bleiben, seiner Verbrechen halber nicht zur Verantwortung gezogen und bestraft? Ihm den Befehl zu lassen, hieß seine Thaten billigen, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß er es gegen Rosas Befehl gewagt habe, etwas Aehnliches zu thun. Die Details dieser großen Menschenschlächterei sind über alle Begriffe empörend, und wetteifern nur mit dem Verfahren Oribes gegen die Gefangenen von Arroyo Grande. Und dieser Verräther und Schinder lebte dennoch, während unseres Aufenthaltes in Montevideo, unangetastet auf seinen nahe bei dieser Stadt gelegenen Landgütern, obschon ihm täglich Verwünschungen von denen in die Ohren klangen, deren Väter, Geschwister oder Söhne er wie seelenloses Vieh tödten ließ. Diese Grausamkeiten verfehlten überdies auch ihren beabsichtigten Zweck, statt die Montevideaner zu erschrecken, befestigten sie den Beschluß derselben, bis auf den letzten Mann zu kämpfen.

Nach der Schlacht bei India Muerta zog Urquiza gegen Cemintes, wo sich die Brüder Madariaga gegen die Föderation erhoben hatten, und Paz, welcher den Befehl in Montevideo niedergelegt, stand an der Spitze des Heeres. Diese wollten ihren Gegner durch einen kleinen Krieg ermatten, aber der eine Madariaga ließ sich bei Laguna Limpia in eine Schlacht ein, und wurde am 4. Februar 1846 geschlagen und kurze Zeit darnach gefangen genommen. Schon während dieser Zeit gab Urquizas Betragen Anlaß zum Verdacht, der jedoch nicht von ernsthafter Natur sein konnte, weil er seinen Befehl behalten durfte. Colonia und Salto, welche von den Orientalen in Besitz gehalten, wurden auch von ihm angegriffen, aber so tapfer vertheidigt, — der erstere Ort durch den Obrist Battle, der letztere von dem nachmals so berühmt gewordenen Garribaldi*), — daß Nichts gegen sie ausgerichtet werden konnte.

Frankreich und England boten wiederum ihre Vermittelung an, welche jedoch von Rosas auf eine so verunglimpfende Art abgeschlagen wurde, daß diese beiden Mächte der Republik den Krieg erklärten, den La-Platastrom

---

*) Derselbe Garribaldi, welcher in den italienischen Unruhen 1848—49 auftrat. Er hat sich bei mehreren Gelegenheiten während des Krieges in der Banda Oriental durch Keckheit und Tapferkeit ausgezeichnet.

blokirten, und die kleine Flotte derselben bei Punta Obligado schlugen. Die gemeinschaftliche Blokade währte vom September 1845 bis Juli 1847, die französische dann aber noch ein Jahr weiter.

Inzwischen war Rivera am Anfange des Jahres 1846 in Montevideo angelangt, und seine persönlichen Freunde veranstalteten eine kleine Revolution, durch welche der Kriegsminister Pacheco-y-Obes gezwungen wurde, seinen Platz dem Ersteren zu überlassen. Ein blutiger Streit fand dabei Statt, wobei ein Obrist Estibas nach einer tapferen Gegenwehr getödtet wurde. Rivera ging kurze Zeit darauf in's Feld, ward geschlagen, flüchtete nach der Gegend von Maldonado und endlich nach Brasilien, wo er seitdem gefangen gehalten wurde. Ein vermögender und geachteter Mann, Joachim Luarez, wurde gleichsam im Voraus an die Spitze der Staatsangelegenheiten gestellt, an der er auch noch im Anfange des Jahres 1852 stand. Admiral Lainé, der Chef des französischen Geschwaders, wurde 1848 durch den Admiral Leprédour abgelöst, der in Kurzem mit Rosas den Traktat abschloß, der in Frankreich so bitteren Tadel erregt hatte, als die französische Ehre kränkend und dem Interesse der Banda Oriental zuwiderlaufend. Dieser Staat weigerte sich in die in dem Traktate auf seine Rechnung eingegangenen Bedingungen einzuwilligen, und sandte den General Pacheco-y-Obes nach Paris ab, um bei der französischen Regierung seinen Ansprüchen das Wort zu reden.

Während des langwierigen Krieges war die Stellung der inneren Angelegenheiten in Buenos Ayres endlich einer Aenderung unterlegen. Der Krieg war wohl bei seinem Beginnen für die Landbevölkerung und die Armee populär, namentlich bei der Letzteren, die von einem leichten Siege und der Plünderung Montevideos träumte; aber da er sich nun in die Länge zog, änderte sich auch die Denkungsart über denselben. Die große Anzahl Soldaten, welche das nach allen Seiten hin gespannte Verhältniß nöthig machte, auf den Beinen und gerüstet zu erhalten, wurde für ein so schwach bevölkertes Land natürlich sehr bald fühlbar, und ganze Gegenden von allen jungen und munteren Leuten ausgesogen, also gerade des Theiles beraubt, der schon wegen der so beschwerlichen Wartung des Viehes der nothwendigste war. Rosas bekam aber dadurch ein ferneres Mittel in die Hände, seine politischen Feinde zu verfolgen und gleichzeitig seine Anhänger zu bereichern, nämlich auf die einfache Art, daß er die Arbeitsleute der Ersteren zu Soldaten nehmen ließ, und die der Letzteren mit dieser Pflicht verschonte, wodurch sich dann viele Jener außer Stand sahen, noch ferner ihre Besitzungen und ihren Viehstand pflegen zu können, und so genöthigt waren, sich desselben zu einem geringen Preise zu entäußern, während die Käufer wieder gerade nur unter den schon Begünstigten anzutreffen waren. Dies Verfahren hat ohne Zweifel

einige Male stattgehabt, doch keineswegs in dem übertrieben hohen Grade, in welchem es die französischen Zeitungen behauptet haben. Schließlich ermüdeten aber auch selbst die Gauchos in dem langen resultatlosen Kriege; die große Popularität, welche Rosas unter ihnen besessen hatte, und die vielleicht seine sicherste Stütze war, fing an abzunehmen, und wahrscheinlich schien es mehreren seiner Offiziere, welche bereits Reichthümer genug gesammelt zu haben glaubten, daß es nun an der Zeit sein möchte, dieselben in Ruhe und Frieden zu genießen.

Es zeigt sich deutlich, daß die Parteibezeichnung Unitarier und Föderalen in dem Verlaufe der Zeit ihre ursprüngliche Bedeutung ganz verloren hatte. Die Regierung Rosas, der jede Art von unumschränkter Macht in seiner Person vereinigt hatte, ist gewiß, mindestens in der Praxis, so unitär, als möglich, gewesen. Seine Popularität unter den Gauchos entstand zuerst aus der Bewunderung derselben für die Geschicklichkeit, die er bei der Verrichtung ihrer Gebräuche und Handthierungen bewies, und welche die glückliche Art und Weise mit ihnen umzugehen, die er von jeher besessen hatte, noch unterstützte; aber sie wurde auch wohl mit dadurch erhalten und vielleicht vermehrt, daß er als ein Kämpfer für die Nationalität gegen den steigenden Einfluß der Ausländer auftrat.

Im Anfange des Jahres 1851 fing Urquiza an deutlicher zu zeigen, was er im Sinne hatte; im April schrieb er zwei Freunden, den Obristen Costa und Moreno darüber, und zu derselben Zeit traten auch die Entrerianer mit Zeitungsartikeln und Demonstrationen gegen Rosas auf. Sowohl Costa als Moreno sandten demselben den Brief Urquizas zu, und im Mai berichtete der Hafen-Capitain von Buenos Ayres, daß von Entrerios ein Paß eingegangen sei, auf welchem die Ueberschrift: „Tod den wilden Unitariern!" gegen eine andere vertauscht wäre*).

Alle bisher getragenen rothen Bänder wurden nun gegen andere ausgetauscht, und die früherhin gebrauchte Inschrift wurde mit dem Zusatze vermehrt: „Tod über den schelmischen Verräther und wilden Unitarier Urquiza!" und als derselbe, in seiner Stellung als Gouverneur von

---

*) Es lautet der darüber abgestattete Rapport folgendermaßen: „Der Unterzeichnete hat die Ehre der Ueberlegenheit Eurer Excellenz Bericht über einen Vorfall, und einen Paß aus der Provinz Entrerios zu übersenden, auf welchem die Ueberschrift: „Tod über die wilden Unitarier!" ausradirt und durch: „Tod über die Feinde der National-Organisation" ersetzt ist, und zwar auf Befehl des Schelmes und Spitzbuben, des niedrigen Verräthers und wilden Unitariers Urquiza.

Gott bewahre Eure Excellenz noch viele Jahre!

Pedro Ximeno.

Entrerios, die Erklärung abgab, daß dieser Staat das Ansuchen Rosas, um seine Verabschiedung von dem mühsamen Amte eines Regenten der Conföderation, beifällig bewilligte, wurde die Sache völlig klar; Urquizas hierüber handelndes Schreiben ist vom 1. Mai 1851 datirt,

Ohnerachtet der Blitze sprühenden Proklamationen Rosas blieben Urquizas wohldisciplinirte Truppen demselben treu, und die ganze unter Oribes Befehl bei Montevideo stehende Armee verließ ihren General, um sich mit Urquiza zu vereinigen. Im September wurde die Stadt Montevideo von der neunjährigen Blokade, die sie zu erdulden gehabt hatte, befreit, und es eröffnete sich für die Einwohner derselben endlich eine Aussicht zu besseren Tagen. Aber das Land rund herum war gänzlich verheert, Menschen und Vieh ausgestorben oder entlaufen, und noch jetzt dürften viele Jahre erforderlich sein, bevor der ehemalige Wohlstand wieder zurückkehren kann.

Bei der Nachricht von der Erhebung Urquizas beeilte sich Brasilien, gereizt durch die Expressungen, welche sich Oribe gegen mehrere in der Banda Oriental ansässige Einwohner erlaubt hatte, und für die es auf diplomatischem Wege vergeblich versucht war, Genugthuung zu erlangen, zum Sturze Rosas beizutragen, und schloß deshalb einen Traktat mit der Banda Oriental ab, und sendete eine bedeutende Stärke zu Lande und zur See dorthin. Die Landtruppen bestanden aus ungefähr 17,000 Mann, von denen, während des Aufenthaltes der Eugenie in dem La-Plata-Strome, 3000 Mann nach Montevideo verlegt waren, 10,000 bei Colonia del Sakramento standen, und 4000 den Bewegungen Urquizas folgten, der außerdem noch 3000 Mann Orientalen, so wie seine eigenen Truppen unter seinem Befehle hatte. Die brasilianische Eskader bestand aus ohngefähr zwanzig mehr oder weniger großen und kleinen Fahrzeugen, von denen die meisten bei Colonia lagen.

Gegen diese Stärke hatte Rosas ohngefähr 27,000 Mann zu stellen, von denen etwa der dritte Theil oberhalb Santa Fé und bei San Nikolas stand, und zwar unter dem Befehle seines Schwagers, des General Mancilla; die übrigen beiden Drittel waren um Buenos Ayres herum verlegt, theils bei seinem Landsitze Palermo, theils bei bei Santos Lugares, in zwei Meilen Entfernung von der Stadt. Außerdem hatte er ein ganz gutes Artilleriematerial und nicht weniger als 80,000 zum größeren Theile zugerittene Pferde. Bedenkliche Symptome von Mißvergnügen und, in Folge derselben, eingetretene Fahnenverlassungen hatten sich jedoch schon vor unserer Ankunft in der oberhalb Santa Fé stehenden Abtheilung zu zeigen begonnen.

Solches war die Lage der Dinge beim Anbruche des Jahres 1852. Während unserer Anwesenheit in Buenos Ayres lief der Rapport ein,

daß die am weitesten vorgeschobenen Positionen der Argentinischen Armee von Urquiza, der bei Santa Fé über den Paraná gegangen war, angegriffen seien, und sich zu einem Theile mit den Angreifenden vereint hatten, und zum anderen Theile zurückgeworfen waren. Die Stimmung in der Stadt war düster, man erwartete an jedem Tage die Nachricht von etwas Entscheidendem, und noch Manche bezweifelten, daß Urquiza ein völlig reines Spiel spiele. Die Familien, welche auf ihren Landsitzen außerhalb der Stadt wohnten, flüchteten in dieselbe, um nicht Gefahr zu laufen, geplündert oder von Streifzüglern und herumirrenden geflüchteten Soldaten mißhandelt zu werden. Es wird behauptet, daß selbst eine Menge der eigentlichen Anhänger Rosas, als sie wieder mehr zur Besinnung zurückgekommen waren, den Sturz desselben wünschten, weil sie im anderen Falle eine Wiederholung der Gurgel-Abschneidungen aus den Jahren 1840 und 1842 erwarten mußten, und zwar in einem noch weit größerem Maaßstabe. Die nachfolgenden Begebenheiten sind hinreichend bekannt; wie Rosas bei Santos Lugares geschlagen wurde, wie der General Pacheco während des Kampfes zu Urquiza überging, und wie der gefallene Diktator mit seiner Tochter eine Freistätte auf einem englischen Kriegsfahrzeuge fanden und später nach Europa hinüberreisten.

Schon im Juli erschien in der in englischer, französischer und spanischer Sprache in Buenos Ayres herauskommenden Zeitschrift: „Archivo Americano," der Anfang einer Lebensschilderung Urquizas, von dem Redakteure dieser Zeitschrift, Pedro de Angelis, verfaßt. Der Verfasser soll ausgedehnte Kenntnisse besitzen, und hat die Geschichte und Geographie dieser Länder durch Hervorsuchung und Herausgabe einer Menge alter Dokumente, welche lange vergessen und ungekannt in den Archiven der Republik gelegen hatten, bereichert. Die erwähnte Lebensschilderung führt den Titel: „Die Lebensweise eines Verräthers," und wir können uns nicht enthalten, dem Leser einige kleine Auszüge daraus mitzutheilen. Sie fängt folgendermaßen an:

„Kurze Zeit, nachdem die anarchischen Tendenzen der Entrerianischen Presse bekannt geworden waren, erhob sich von allen Seiten der Republik ein Schrei des allgemeinen Unwillens über den niedrigen Abfall des Verräthers Urquiza, der in seinem Ursprunge eben so unmotivirt und ungerecht, als seinem Ziele nach wahnsinnig und besessen war. Obschon beschmutzt durch Verbrechen, welche wir im Laufe dieses Artikels erzählen werden, würde sich dieser Mann durch den edelmüthigen Schutz, welchen er durch den General Rosas genossen hatte, indem ihn derselbe an die ehrenreichen Unternehmungen der Nation gefesselt, wieder haben aufrichten können. Er besaß keinerlei Eigenschaft, welche zu seiner Erhöhung

hätte beitragen mögen; ohne Kenntniß, ohne Talente, von einem wilden bösartigen Charakter und gänzlich verderbten Sitten, ein Spieler und liederlich, war er dazu bestimmt, sich in Lastern zu wälzen und sein Leben auf dem Schaffote zu enden."

Hierauf folgt eine lange Liste aller der Missethaten und Grausamkeiten, deren sich Urquiza schon seit seinem Eintritte in den Dienst (1823) schuldig gemacht hat. In seinem Eifer, ihn recht gründlich anzuschwärzen, ist aber der würdige Don Pedro weit über sein Ziel hinausgekommen. Der Leser kann unmöglich dem entgehen, sich selbst die Frage aufzuwerfen, wie es glaublich scheinen solle, daß ein Mann, welcher lange Zeit hindurch derartige Grausamkeiten begangen habe, nicht allein ungestraft ausgegangen, sondern im Gegentheil unaufhörlich verwendet, hervorgezogen und gerühmt sei, und endlich während eines Zeitraumes von mehreren Jahren an der Spitze einer zahlreichen Truppenstärke stehen konnte, wodurch man ihm gerade die Mittel an die Hand gab, einen großen Theil der, nach seinem Abfall mit so übergroßem Eifer getadelten Verbrechen zu begehen und auszuführen. Sie hätten unmöglich der Aufmerksamkeit der Regierung, das heißt, in diesem Falle Rosas, entgehen können, und wenn Urquizas daher mit Strafen verschont wurde, so mußte die Ursache darin liegen, daß Rosas ihn entweder nicht strafen konnte oder wollte. Der ersteren Annahme widerspricht aber die bekannte Energie des Diktators vollkommen, mit der er jederzeit auch das Mittel fand, seinen Willen zur Geltung zu bringen, und es bleibt dann also nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß gerade die Grausamkeit Urquizas ihn bei Rosas empfohlen hat, der sehr damit zufrieden war, einen Befehlshaber zu besitzen, welcher, ohne den Befehl dazu abzuwarten, die Grausamkeiten vollzog, zu welchen sich möglicherweise die übrigen Offiziere nicht ohne ganz bestimmten Befehl hätten vermögen lassen, wenn schon die zahlreichen Rapporte, welche man von mehreren derselben besitzt, und in denen sie noch mit ihren blutigen Thaten prahlen, zu dem Glauben Anlaß geben, daß es weder an billigen Bütteln fehlte, noch daß das Verfahren derselben dem höchsten Regenten der Regierung unwillkommen gewesen sei. Sie fallen also immer wieder auf ihn zurück, der sie nicht nur zuließ, sondern sie ihnen auch anbefahl, und die, welche sie ausführten, rühmte und belohnte.

Ein einziger anderer Ausweg wäre noch zu finden, nämlich der, daß alle diese Grausamkeiten erdichtet seien. Die Niedrigkeit der Gesinnung des Verfassers läge dann klar zu Tage; aber unglücklicherweise ist mindestens ein gutes Theilchen derselben zu wohl bewiesen und durch Zeugnisse bestärkt, um Zweifel an ihrer Wirklichkeit entstehen lassen zu können.

Weiter unten setzt der erwähnte Artikel seine Diatriben folgendermaßen fort: „Was kann man von einer gemeinen Seele erwarten, welche die Erniedrigung der Erfüllung ihrer Pflichten als Mensch und Mitbürger vorzieht? — Wie kann man sich unterstehen von Organisation zu reden, wenn man sich nicht scheut seine Eide zu brechen, wenn man das Schwerdt gegen seine Brüder zieht, wenn man die geheiligten Rechte derselben mit Füßen tritt, ihr Eigenthum zerstört, ihre Felder verwüstet, und danach strebt sie wieder in die Anarchie zu versenken, aus welcher sie so wunderbar errettet wurden; Dank den Bemühungen des erhabenen, berühmten und tugendhaften Beamten, dessen Verdienste Urquiza mißkennt, und dessen Macht er stürzen will!

Er, der Verbrecherischste unter den Argentinern, der mit den Gliedern des Dezemberaufruhres stritt, noch ehe das Blut des ersten Lenkers der Republik erkaltet war*); er, der gegen das Leben des Generals Mancillas conspirirt und gegen die Macht des Generals Echaguës gewirkt hatte, die Beide seine Wohlthäter und Vorgesetzten waren; er, der eine Provinz nicht gegen Paz vertheidigen konnte, der vor einem von Mascarillas Vorposten flüchtete, der sich von Rivera besiegen ließ, und Madariaga nicht über den Haufen werfen konnte, der in Strömen das Blut seiner Landsleute vergossen hat, der sich bei den Erpressungen gegen dieselben betheiligte, sich über die Plagen derselben vergnügte, ihre Bitten verhöhnte, und wie ein Kannibale mitten unter seinen Opfern tanzte, dieser wilde, verthierte Mensch, dieser Lump, dieser von Freudenmädchen und Kebsen umgebene Mörder, soll der Wiederaufrichter der großen Argentinischen Nation werden? —

Nein, kein Volk erniedrigt sich so tief, keine Geschichte erwähnt so schimpflicher Begebenheiten. Tausendmal lieber mit Ehren unter den Ruinen des Vaterlandes verschwinden, lieber wie die Bewohner Numancias und Saguntis untergehen."

Wie weit die Nation Don Pedros Enthusiasmus theilte, haben wir schon gesehen. Wir haben auch nun hinreichende Proben von dem publicistischen Style dieses Herrn geliefert, und können es nur beklagen, daß ein kenntnißreicher und in anderer Hinsicht verdienter Geschichtsforscher seine Feder zu dergleichem herlieh. In dem Artikel kommt außerdem noch die höchst sonderbare Behauptung vor, daß Rosas nur mit dem größesten Widerwillen den Krieg gegen die Banda Oriental unternommen habe, und daß er überhaupt nur dazu geführt sei, diesen

*) Dorrego auf Lavalles Befehl erschossen.

Staat gegen deſſen wilde Feinde zu ſchützen und zu helfen, und daß nur die Halsſtarrigkeit der Montevideaner ſeine friedlichen Pläne zu nichte gemacht hätten. Kann wohl irgend ein unbefangener Menſch dergleichen Behauptungen Glauben ſchenken? —

Der bloße Gedanke an eine Eröffnung des Paraná-Fluſſes für die Schifffahrt ſcheint ſchon das Haar Don Pedros dahin zu bringen, ſich vor Entſetzen zu ſträuben, obſchon es wohl kaum zu bezweifeln iſt, daß gerade die inneren Provinzen der Argentiniſchen Republik diejenigen ſein möchten, welche den größten Vortheil daraus ziehen würden.

Wir haben das Geſchick dieſes Staates ſeit ſeiner Befreiung von der ſpaniſchen Gewalt flüchtig durchgenommen, haben Roſas allmählig von der niedrigen Stellung eines unbedeutenden Inſpektors auf einem Landgute, zu der Würde eines den Staat mit unumſchränkter Macht regierenden Diktators ſteigen, ihn dieſe Macht mißbrauchen und dadurch ſeine Popularität verlieren, und ihn endlich fallen ſehen, ohne daß ſich auch nur ein einziger Arm, außer dem der geſetzlich bewaffneten Macht, zu ſeiner Vertheidigung erhob. Daß Urquiza nicht der rechte Mann für die Ordnung des verwirrten und auf einen höchſt ſchwankenden Grund geſtützten, geſellſchaftlichen Verhältniſſes war, konnte wohl ſchon im Voraus mit ziemlicher Sicherheit vorausgeſagt werden. Wie bald dieſe von der Natur ſo freigebig ausgeſtatteten Länder dahin kommen werden, anzufangen, ſich in Ruhe und Ordnung zu entwickeln, iſt nicht leicht vorauszuſehen; aber es wird dies ſo lange ganz unmöglich ſein, als ſie jedem kleinlichen Eigennutze, jeder Herrſchſucht einen freien Spielraum gewähren, wie es unter dem gegenwärtigen Föderations-Syſtem der Fall iſt, und wo das einzige Gegengewicht, die in der Volksmaſſe verbreiteten Kenntniſſe und Einſicht in allgemeinen Angelegenheiten, noch gänzlich entbehrt wird.

Am 12. Januar nahmen wir Abſchied von Buenos Ayres und den dort anſäſſigen Landsleuten, welche durch ihr Wohlwollen dazu beigetragen hatten, uns den Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen, ſo wie auch von den Kameraden der Fregatte Lagerbjelke, welche von hieraus ihren Weg nach der Heimath nahm, während ſich der unſere noch für einen ziemlich langen Zeitraum mit jedem Tage mehr und mehr von derſelben entfernte. Die Corvette führte den Chef und einige ſeiner Gäſte hinaus zur Fregatte, an deren Bord die Offiziere beider Fahrzeuge den letzten Abend verbrachten, den die Eugenie und der Lagerbjelke beiſammen lagen. Früh am folgenden Morgen lichtete unſer Fahrzeug ſeine Anker und ging hinüber nach Colonia, die Corvette aber begab ſich zurück zu ihrem erſten Ankerplatze auf der äußeren Rhede von Buenos

Ayres, da sie von dem Commandeur-Capitain Virgin den Befehl empfangen hatte, dort so lange liegen zu bleiben, bis die täglich im Lande erwartete Catastrophe überstanden wäre.

Die Eugenie ankerte am folgenden Morgen um 8½ Uhr bei Colonia, woselbst der größeste Theil des brasilianischen Geschwaders vor Anker lag. Der Commandeur-Capitain Virgin stattete dem Chef desselben, dem Vice-Admiral Greenfell, dessen Flagge auch auf die übliche Weise salutirt wurde, seinen Besuch ab. Um 1½ Uhr Nachmittags gingen wir wieder unter Segel, und ankerten am Abende in dem Strome. Früh am folgenden Morgen lichteten wir zwar abermals die Anker, aber es glückte uns nicht, am Abende die Rhede von Montevideo zu erreichen, vielmehr mußten wir aus Grund einer eingetretenen Windstille sie wieder auswerfen, und kamen daher erst am funfzehnten Morgens 6½ Uhr zu unserem ersten Ankerplatze daselbst zurück.

Dieser zweite Aufenthalt in Montevideo wurde ein noch kürzerer, als der erste, und wir haben zu dem, was wir seiner Zeit über diesen Ort sagten, Nichts hinzuzufügen. Die Leute strömten jetzt von allen Ecken nach der Stadt, um sich dort niederzulassen, und binnen Kurzem kann sie wieder aufblühen, obschon längere Zeit nöthig sein dürfte, bevor sich auf dem platten Lande die Viehheerden wieder so vermehren, daß auf eine bedeutende Zunahme an Ausfuhrartikeln gerechnet werden kann. Die Preise der Lebensmittel waren durch diese verschiedenartigen, zusammenkommenden Umstände ziemlich hoch, aber dem ohnerachtet führte die Speisung der Mannschaft mit frischem Fleische noch zu Ersparnissen; und ein so großer Vorrath, als wir ohne Gefahr des Verderbens mitnehmen konnten, wurde eingehandelt, und außerdem noch vier schöne lebende Ochsen erstanden, die ihren Platz zwischen den Kanonen der Batterie erhielten.

Am Abend des sechezehnten schieden wir von unseren Freunden und Bekannten in Montevideo. Für das Wohlwollen, welches sie sowohl, als diejenigen in Buenos Ayres, und von denen Keiner genannt und Keiner vergessen ist, uns erwiesen haben, statten wir hiermit unsere wärmste Dankbarkeit ab.

Nachdem wir den La-Plata-Strom verlassen hatten, führte uns unser Weg für eine längere Zeit durch ein Fahrwasser, welches noch von Keinem der an unserem Bord befindlichen Reisegenossen besegelt war. Man sah daher dieser Fahrt und dem Besuche der auf unserem Wege gelegenen Plätze mit einem Interesse entgegen, das keinesweges vermindert, sondern erhöht wurde, als der Chef unserer Expedition seinen

gefaßten Entſchluß, unſere Fahrt durch den Magalhaens Sund zu nehmen, uns zu erkennen gab.

Als eine Anmahnung, daß wir nun die ſchönen Klimate verließen, um für wenige Zeit uns in den Regionen der Wolken und Stürme aufzuhalten, ſchien ſich die Natur angeſtrengt zu haben, unſere letzte, in dem La = Plata = Strome verbrachte Nacht ſo prächtig und lieblich zu machen, als es ihr nur möglich war. Mit klarerem Glanze haben die Geſtirne wohl kaum irgend jemals geſtrahlt, weder über den Feldern und Heiden der Chaldäer und Araber, noch über den vielgeprieſenen Hainen Neapels.

V.

Fahrt von Montevideo durch den Magalhaens-Sund*) nach Valparaiso.

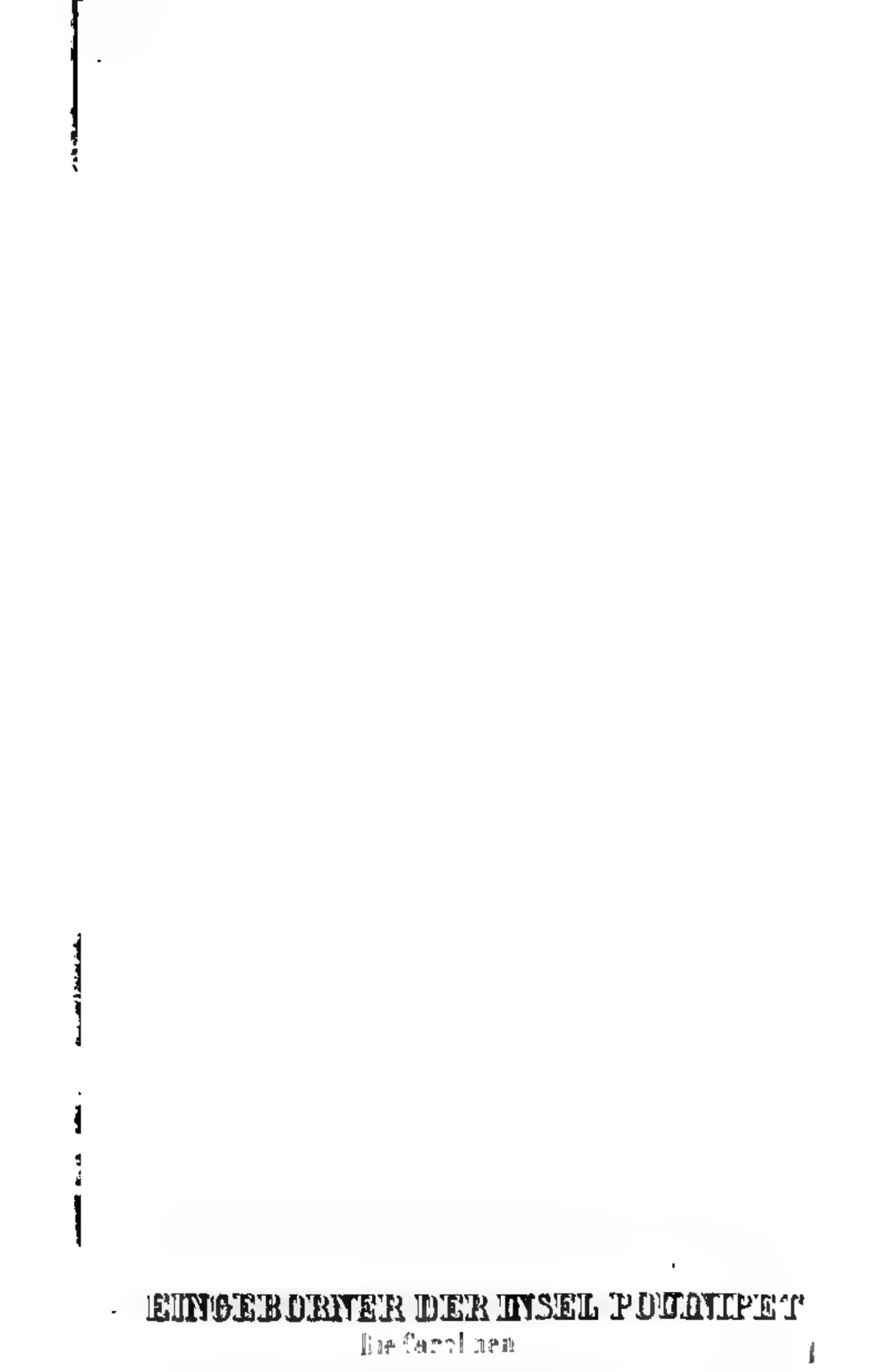
1852. Januar 17. bis Februar 22.

Früh am Morgen des 17. Januar segelten wir mit einer guten, aus Nordost herüberwehenden Briese ab, aber noch vor Mittag warf sich dieselbe nach Südost und Ost herum. Das Wetter war außerordentlich schön, die Luft vollkommen durchsichtig, so daß der Cerro de Montevideo, ohne daß die Contouren desselben an Deutlichkeit verloren hätten, uns sichtbar blieb, bis er uns durch die runde Gestalt der Erde aus den Augen entrückt wurde. Zur Mittagszeit war bereits alles Land außer Sicht. Das schöne Wetter blieb am folgenden Tage auch noch bei, der Wind hielt sich auf den Strichen zwischen Nordnordost und Südost, jedoch sehr unbeständig und sich vielfach herumwerfend, und die See war so gebrochen**) wie ein Binnensee. Eine große Schildkröte wurde uns hier sichtbar. In der nächstfolgenden Zeit war der Wind äußerst abwechselnd, er ging fast an jedem Tage, und oft schon in dem Zeitraume von nur wenigen Stunden, um sämmtliche Striche des Compasses herum, und die Stärke desselben wechselte eben so schnell, und ermattete von starkem und steifem Blasen zu völliger Stille. Das Wetter

*) Dieser Name ist noch der sowohl in Portugal, als in Brasilien gebräuchliche, und wird so geschrieben, wie es hier geschehen ist, jedoch Magaljaens ausgesprochen.

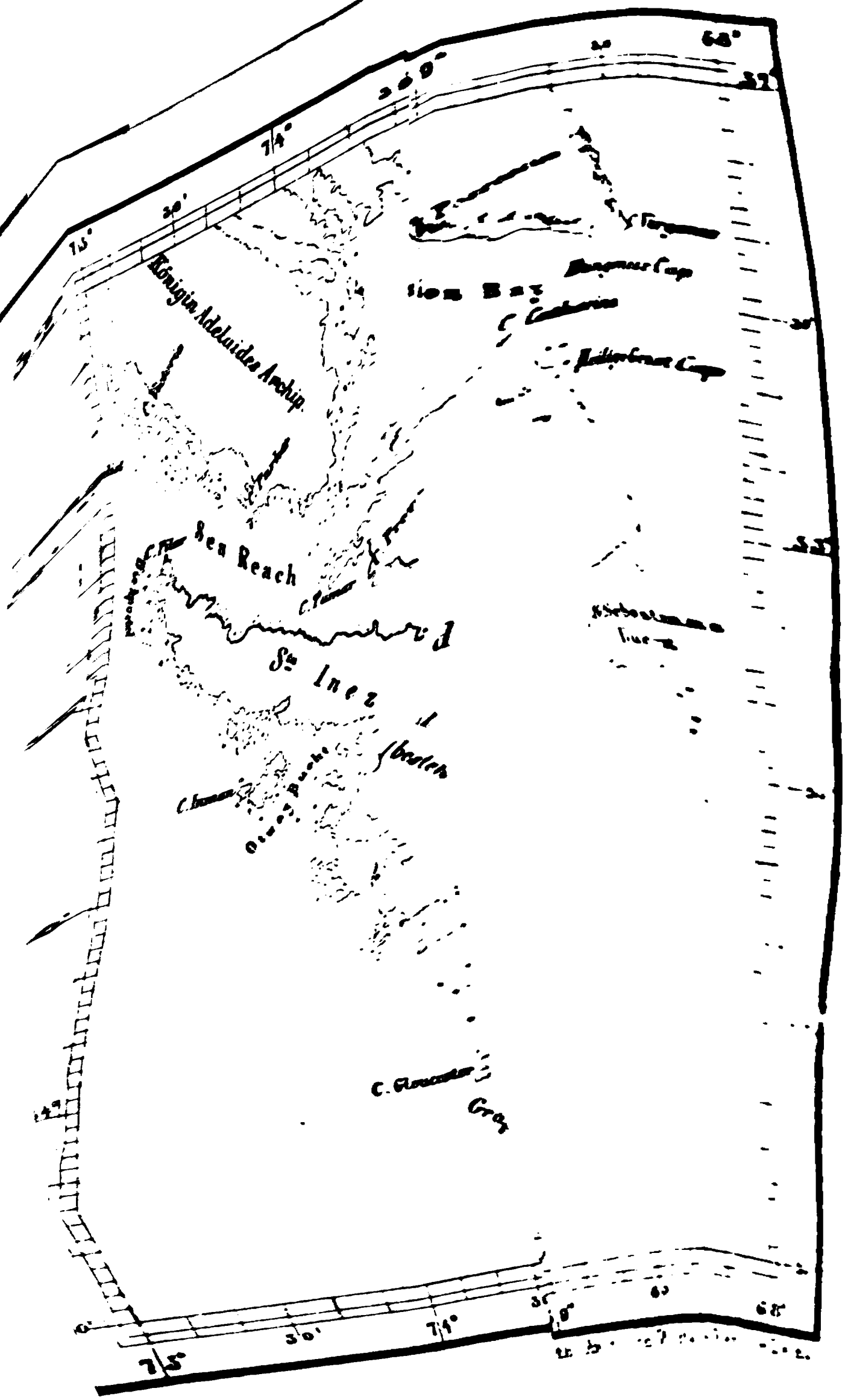
**) Gebrochen nennt der Seemann die See, wenn sie kurze, hohle Wellen wirft.
Der Uebersetzer.

EINGEBORNER DER INSEL PUYNIPET



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Klarheit zum
: an jeglichem

ıd unſere Entfe
m 23ten ohn
Unbeſtändigke
ıg war ausda
Mittags befande
vom Cap
um etwas meh
en. Die Temp
uta-Strome zw
11 und 15°, u
ſ 13° herabgeſ
gt, aber nicht
vorzukommen p
lugkräftig genug

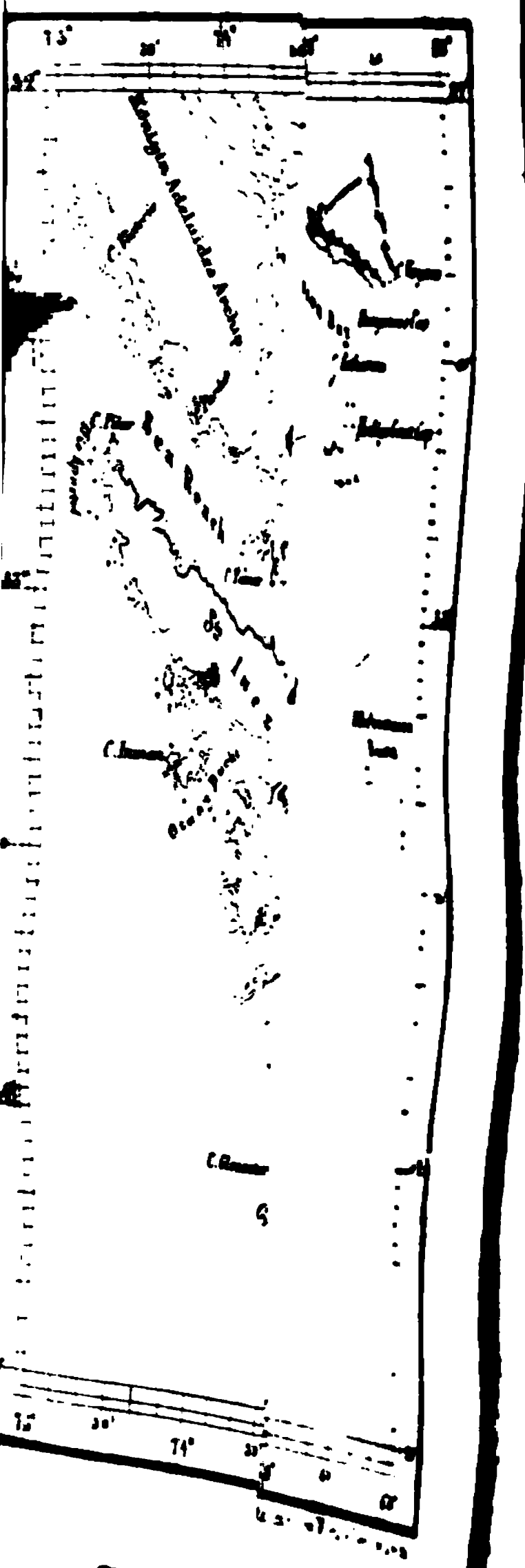
eine Perſon er
: ihm nahe ge
Seehunde zu
ſe über dieſe Ge
ıs- oder Watch
ches mit Guan
s befanden wi
der Nähe der
, in der Abſic
durch den Mag
uns ſo, als
s wir dafür gen
ır. Derartige
liche Erſcheinung
Bald ſchien es ein
es ſo aus, als

Formen derſelben
bald ein niedriges Land zu ſein, und
nach oben oder auch nach unten gewendetes, über dem unteren, re
ſtehenden, in der Luft zu ſchweben ſchien. Um 2 Uhr Nach
wurde doch ſchließlich das wirkliche Land ſichtbar, dem wir nun
nahe waren. Etwas nordwärts von uns ſahen wir eine Brigg, d
dem Lande zuzuhalten ſchien, und wie wir ſpäter entdeckten, auc

*) Siehe Adventure's und Beagle's Reiſen II, 318—19.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



sart, von gänzlicher Klarheit zum bewölk-
end, und doch faſt an jeglichem Tage
.

Blanco gerichtet, und unſere Entfernung
Zeit über bis zum 23ten ohngefähr
1. Ohnerachtet der Unbeſtändigkeit des
rwärts, der Seegang war ausdauernd,
, und am 23ten Mittags befanden wir
ſchwediſche Meilen) vom Cap Blanco
ert werden mußte, um etwas mehr von
en Küſte abzukommen. Die Temperatur
rt aus dem La-Plata-Strome zwiſchen
ſich jetzt zwiſchen 11 und 15°, und die
gefähr 20 bis auf 13° herabgeſunken.
hiedene Vögel gezeigt, aber nicht in ſo
in dieſen Gegenden vorzukommen pflegen;
Vögel noch nicht flugkräftig genug, um

Nachrichten über eine Perſon erhalten,
aens-Sund und die ihm nahe gelegenen
cht hatte, um dort Seehunde zu fangen,
nders guter Kenntniſſe über dieſe Gegenden
jetzt in der Desvelos- oder Watchmanns-
uges befinden, welches mit Guanoladen
e des 24. Januars befanden wir uns
h) von der Küſte in der Nähe der ſo eben
auf das Land zu, in der Abſicht, die
um ſie als Lootſen durch den Magalhens-
or Mittag ſchien es uns ſo, als ob wir
bald, daß das, was wir dafür genommen
deſſelben geweſen war. Derartige Spiege-
en eine ganz gewöhnliche Erſcheinung. Die
Formen
bald ein niedriges
ſich unaufhörlich*), bald ſchien es ein hohes,
in, und zuweilen ſah es ſo aus, als ob ein
nach oben oder auch nach unten gewendetes, über dem unteren, regelrecht
ſtehenden, in der Luft zu ſchweben ſchien. Um 2 Uhr Nachmittags
wurde doch ſchließlich das wirkliche Land ſichtbar, dem wir nun ziemlich
nahe waren. Etwas nordwärts von uns ſahen wir eine Brigg, die nach
dem Lande zuzuhalten ſchien, und wie wir ſpäter entdeckten, auch bald

*) Siehe Adventure's und Beagle's Reiſen II, 318—19.

darauf nördlich von der Penguinen-Insel beilegte, woselbst schon vorher fünf Fahrzeuge Anker ausgeworfen hatten. In der Spirings-Bucht lagen außerdem noch drei. Eins von unseren Booten, welches während der Zeit klar gemacht war, wurde ungefähr um 3 Uhr mit einem Offizier an Bord zu der Brigg gesendet, um dort Nachforschungen nach dem oben erwähnten so wünschenswerthen Lootsen anzustellen. Die Fregatte blieb während dessen außerhalb der Bucht unter Segel liegen.

Die Küste ist hier ziemlich hoch und stürzt sich steil in das Meer hinab; der Strand wird von einem stark geneigten Wall von Steinen und Geröll gebildet. Das Land besteht aus flach gewölbten Hügeln, die sich bis zu der Höhe von ein Paar hundert Fuß erheben; einer oder der andere hat etwas bestimmtere Formen, und erhebt sich, nach dem, was man nach einer Beobachtung mit bloßem Auge zu beurtheilen im Stande ist, bis etwa gegen tausend Fuß Höhe. So weit das Augen zu reichen vermag, ist auch nirgends ein Baum zu sehen, nur einzelne niedrige Gebüsche stechen durch ihre dunklere Färbung gegen das gelblich braune, wie verdorrt erscheinende Aussehen des Bodens ab. Schaaren von Seevögeln wurden von uns bemerkt, welche um die dem Lande vorliegenden klippigen Inseln schwirrten, und Penguinen plätscherten und tauchten rund herum um die Fregatte.

Das Boot kam ungefähr um 6 Uhr wieder an Bord, ohne jedoch den erwarteten Lootsen mit sich zu führen, der Offizier hatte aber von den Befehlshabern der in der Bucht befindlichen Fahrzeuge allerlei Nachrichten erhalten. Einer derselben war ein Paar Mal durch den Magalhaens Sund gesegelt, und ließ sich weitläuftig über die Schwierigkeiten aus, denen man begegnete, wenn man die Passage durch denselben von Osten nach Westen aus unternähme, und fügte sogar die Erklärung hinzu, daß er ein solches Vorhaben für ein Fahrzeug von der Größe der Fregatte für unausführbar hielte.

Die hier in der Gegend befindlichen Guano-Lager sind bisher noch von keiner Staats-Regierung in faktischen Besitz genommen, und können daher noch bis auf Weiteres als Niemandes, oder dadurch eben als Jedermanns Eigenthum betrachtet werden. Ein Irländer hat sich jedoch mit Arbeitsleuten an diesem Orte etablirt, und besorgt mit ihnen die Belastung der Fahrzeuge gegen die Abgabe von einem Pfunde Sterling für die Tonne*), ohne daß er jedoch Ansprüche darauf macht, für den Besitzer des Guano-Lagers angesehen zu werden**). Ob er auch schon im Besitze

---

*) Ungefähr zwei Reichsthaler Banko für das Gewicht von einem Schiffspfund.

**) Wir haben erst später in Erfahrung gebracht, daß das Verhältniß nicht ganz so ist. Die Gegend soll vielmehr 1845 von einem indianischen Caziken einem englischen

von Lastprahmen ist, oder ob die Fahrzeuge sich ihrer eigenen Boote bedienen müssen, um die Ladungen an Bord bringen zu lassen, wurde uns nicht angegeben. Man hat in der Bucht guten Ankergrund in einer mäßigen Tiefe und festen Lehmboden; sie ist zwar eben sowohl den östlichen, als ganz besonders den nordöstlichen Winden offen, aber eines Theils wehen dieselben, namentlich während der Sommerzeit, selten hart und anhaltend, anderen Theils wird der Seegang in seiner Kraft gebrochen, durch dichte Massen von Tang, die außerhalb der Bucht wachsen. Seevögel werden in ungeheurer Menge vorgefunden, aber das Land bietet dem Seefahrenden keine Hülfsquellen dar, außer höchstens etwas niedriges Buschwerk, als Brennmaterial, und die geringe Masse Wildprett, welche man sich möglicherweise durch angestellte Jagden verschaffen kann.

Schon allein die Anwesenheit von Guano-Lagern ist hinreichend, um das Klima des östlichen Patagoniens zu charakterisiren. Die erste Bedingung für die Bildung von dergleichen ist nämlich die gänzliche Abwesenheit von Regen, woraus dann Unfruchtbarkeit eine nothwendige Folge wird. Wir sehen, daß ein solches Verhältniß auch ganz gleichmäßig auf der Afrikanischen Küste bei Ichaboe und bei den Chinchas- und den Lobos-Inseln auf der Peruanischen Küste stattfindet, und diese Art Klima scheint für die Seevögel eine gewisse Anmuth zu besitzen, ohne in Beziehung zu der höheren oder niederen Temperatur desselben zu stehen; denn man sieht sie kaum auf irgend einer anderen Stelle in einer solchen Menge, als an den eben erwähnten Orten. Der Guano besteht übrigens nicht bloß aus dem Miste und Abgange der Vögel, sondern man trifft oft ganze Körper derselben mit Fleisch und Federn darin, und zuweilen auch sogar kleinere Seehunde; aber sie sind so verdorrt, daß sie bei dem Transporte in Staub zerfallen, der sich mit dem Uebrigen so vermischt, daß bei der Ankunft in Europa nur selten ein Thier hinreichend zusammenhängend gefunden wird, um daraus seine Gestalt mit Sicherheit erkennen zu können.

Nachdem unser Boot wieder an Bord gehißt war, hielten wir etwas in die See hinaus, um den außerhalb des Cap Desvelos gelegenen gefährlichen Bellaco-Klippen ausweichen zu können, und nahmen darauf unsern Cours nach dem Jungfern-Vorgebirge (Cabo de las Virgenes), welches den östlichen Einlauf zu dem berüchtigten Magalhaens-Sund bildet.

Kauffahrthei-Capitain abgetreten sein. Die Regierung von Buenos Ayres, welche ganz Patagonien als ihr Eigenthum ansieht, und das Feuerland als zu dieser Provinz gehörig betrachtet, hat Ansprüche auf Ersatz für den verschifften Guano erhoben; und in seiner Botschaft an die Kammer der Deputirten vom 27. Dezember 1848 hat Rosas Klage darüber geführt, daß englische Unterthanen, in Folge der Abtretung eines dazu nicht berechtigten Indianerchefs, sich in Besitz des erwähnten Umkreises gesetzt, und dadurch die territoriale Integrität der Argentinischen Republik gekränkt hätten.

Wind und Wetter hielten in derselben abwechselnden Beschaffenheit an, wie sie oben bereits erwähnt wurde; auch Blitze zeigten sich in einer Nacht. Unser Cours hielt sich nunmehr in höchstens 70 (das heißt 12 schwedische), aber auch oft nicht mehr als 50 (7 bis 8 schwedische) Meilen Entfernung vom Lande. Massen von losgerissenem Seegrase oder sogenanntem „Kelp" sah man zuweilen auf der Oberfläche des Wassers einherschwimmen.

Man hat über den passendsten Weg zwischen dem La-Plata-Strome und dem Le-Maire's-Sund für die Fahrzeuge, welche sich in das stille Meer zu begeben beabsichtigen, Zweifel gehegt und Streit geführt. Einige halten es für das Beste Cap Blanco anzusegeln und sich sodann fast in Sicht des Landes zu halten, das will sagen: der hervortretenden Theile desselben, denn natürlicherweise kann nicht davon die Rede sein, allen den Krümmungen und Winkeln zu folgen, welche die Küste bildet. Man hat, sagen diese Stimmen, längs des Landes die Winde meistens von der Nordwestecke herkommend, besonders zur Zeit des Winters, und man entgeht so dem schweren Seegange, der in der Regel weiter in die See hinein gefunden wird, wo auch die Winde mehr von Südwest her wehen. Als einen Grund gegen diesen Weg wird aber von der anderen Seite angeführt, daß der Strom längs dem Lande stärker nach Norden hinzieht, als weiter außen, und die daraus entspringende Gefahr, bei einem etwaigen östlichen Sturme sich zu nahe an der Küste zu befinden, hervorgehoben. Unsere eigene Erfahrung, verglichen mit der verschiedener Anderer, bestätigt den Vorzug, der dem erst erwähnten Wege gegeben wird; die Strömung, der wir dort begegneten, war nicht von Bedeutung, und hielt unser Fahrzeug durchaus nicht länger auf, als es ein jeder Seegang gethan haben würde. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß sie mitunter für einen oder den anderen Tag sehr stark nach Norden gehen kann. Oestliche Stürme kommen nur selten vor, und fast ausschließlich im Winter, aber die Personen, welche am häufigsten in diesen Gegenden gewesen sind, behaupten sogar, daß dergleichen nie so lange gerade auf das Land zuwehen, daß sie dadurch ein einigermaßen gutes Fahrzeug in die Gefahr brächten, durch Auflaufen zu verunglücken. Die Küste von Patagonien ist im Allgemeinen, dem festen Lande zunächst, nach außen hin rein, und das Loth giebt schon einen guten Führer für die Annäherung an dasselbe ab. Mit geringer Aufmerksamkeit ist also keine Gefahr vorhanden, und es ist also fast sicher, daß man auf diesem Wege schneller vorwärts kommt. Vom Cap Blanco wird der Cours natürlicherweise für die Fahrzeuge, welche sich um das Cap Horn zu begeben beabsichtigten, ein etwas anderer, als der für diejenigen, welche den Weg durch den Magalhaens-Sund wählen.

Am 26ten des Mittags waren wir beinahe schon dem Cap Virgenes parallel, südwestlicher Wind hat uns aber etwas von der Küste abgetrieben, so daß wir ungefähr 30 (5 schwedische) Meilen davon entfernt waren. Der Wind fuhr fort aus Südwest und Westsüdwest zu kommen, und wir fingen nun an, uns gegen denselben hinaufzukreuzen, um am folgenden Morgen dem Cap Virgenes nahe zu sein und in den Sund einzulaufen. Es wehte frisch, und das Wetter war ausgezeichnet schön; der Thermometer zeigte um 12 Grad herum, und die Temperatur des Meerwassers war 10 bis 11 Grad. Die Nacht wurde unter bequemen und leichten Segeln verbracht, und inzwischendurch einige Male das Loth angewendet; die Tiefe erhielt sich zwischen 50 und 45 Faden, und der Boden bestand aus grauem oder gelbem Sande. Am 27ten in der Dämmerung wurde das Land im Norden vom Cap Virgenes von uns zu Gesichte gekommen, und weiter in den Vormittagsstunden hinein auch das Vorgebirge selbst erblickt. In der Mittagszeit hatte der Wind sich mit mäßiger Briese nach Südost gezogen, und zog sich dann fortwährend nach Ost und Nordost, immer mehr und mehr von seiner Kraft verlierend und sich zur Stille neigend. Die geringe Fahrt erlaubte dem Doktor Kinnberg sein Grundschabeisen auszuwerfen, und es brachte nach mehreren Umzügen eine große Anzahl Weichthiere von verschiedenen Arten u. d. m. herauf. Der Meeresboden bestand theils aus Lehm, theils aus Sand und kleinen Steinen. Das Land glich ganz dem an der Spiring-Bay. Die steilen mauerartigen Wände, mit welchen es gegen den Strand abstürzt, gleichen, dem Aussehen nach, sehr der Kreideküste Englands, sie bestehen jedoch nach den Angaben King's aus Lehm, der in vollkommen wagerechten Lagern liegt, von denen ein Theil auch Grus und Kieselsteine enthalten soll. Von dem Fuße dieser Wände bis zur Hochwasserlinie besteht der Strand aus Kieselsteinen und grünlichem Thone, zwischen der letzterwähnten Linie und der des niedrigsten Wasserstandes, aus demselben grünlichen Thon, welcher aber durch die Einwirkung der Brandung bis zur Steinhärte zusammengeschlagen wurde. Der Boden bleibt bis ein Stück in die See hinaus von derselben Beschaffenheit, und bildet ein- oder zweihundert Ellen vom Strande entfernt mit diesem parallel laufende Hügel, über die bei niedrigem Wasser kaum ein Boot fortkommen kann. Außerhalb derselben vermehrt sich die Tiefe gradeweise, und der Boden besteht aus lockerem, gränlich gefärbtem Schlamme. Der Höhenunterschied zwischen niedrigem und hohem Wasser ist während der Fluth achtunddreißig Fuß*).

Gegen 8 Uhr des Abends passirten wir das Cap Virgenes in unge-

*) Siehe Adventure's und Beagle's Reise I, 7—8.

fähr 3 ($\frac{1}{2}$ schwedische) Meilen Abstand. Ungeheuere Schaaren von Seevögeln bedeckten große Strecken des vor uns befindlichen Fahrwassers; ihr Geplätscher rührte das Wasser so auf, daß man in einiger Entfernung das Schäumen desselben keiner anderen Ursach als einer Brandung zuzuschreiben im Stande war. Wir steuerten jetzt nach Südwest, das Land entlang, um das Vorgebirge von Dungeneß zu passiren, das wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem Vorgebirge gleichen Namens an der Küste des englischen Kanals so getauft ist. Sie ist niedrig und besteht aus Stein und Griessand, an welchem sich die Brandung oft ziemlich gewaltsam bricht. Der östliche Theil des Feuerlandes war jetzt in Sicht, er gleicht seiner Bildung nach Patagonien vollkommen, obschon sich entfernte bedeutendere Höhen zeigen. Einen starken Rauch sahen wir von dort aufsteigen. Der Wind war nunmehr zwar ganz schwach, aber die Zeit brachte uns doch endlich in die Possessions-Bay der östlichen Oeffnung des Sundes, und um $10\frac{1}{2}$ Uhr ankerten wir im Südwest vom Vorgebirge Dungeneß in der Tiefe von 28 Faden und in gutem Lehmboden. Die Finsterniß verhinderte uns jetzt andere, als die nächst gelegenen Theile des Landes zu sehen. Das Wetter war den ganzen Tag besonders schön gewesen, und der Eintritt der Fregatte Eugenie in den berüchtigten Magalhaens-Sund geschah bei dem prächtigsten Sonnenuntergange, den sich irgend eine lebhafte Einbildungskraft erdenken kann; keine Beschreibung desselben würde im Stande sein einen Begriff davon zu geben. Aehnliche Prachtscenen sollen in diesen Gegenden nicht ungewöhnlich sein. d'Urville erwähnt einer in seiner: „Voyage au Pole Sud" (I, 87 und die dahin gehörigen Noten), welche sowohl auf ihn selbst, als auch auf noch mehrere Andere unter seinen Schiffskameraden einen tiefen Eindruck gemacht zu haben scheint.

Bevor wir jetzt weiter in den Sund hineinsegeln, wollen wir in der Kürze eine Rechenschaft über die merkwürdigsten Personen, welche denselben besucht haben, ablegen*).

Der Portugiese Ferdinand Magalhaens, im Dienste Kaiser Karl des Fünften, entdeckte am 21. Oktober 1520 den östlichen Einlauf des Sundes, welcher noch heutigen Tages seinen Namen trägt. Der Tag war damals, so wie er es noch jetzt ist, der der heiligen Ursula und ihren eilftausend Jungfrauen geweihte, und er benannte deshalb das Vorgebirge, dessen er zuerst ansichtig wurde: „Cabo de las Virgenes," oder Cap der Jungfrauen. Er hielt sich mehrere Tage außerhalb desselben auf, während ein Paar von den leichteren Fahrzeugen das Fahrwasser unter-

*) Die Angaben sind theils aus den Originalen, theils aus d'Urvilles Voyage au Pole Sud, so wie auch theilweise aus Adventure's und Beagle's Reisen entlehnt.

ſuchen mußten; nach ihrer Rückkehr fuhr auch er in den Sund ein, in welchem er ſodann zweiundzwanzig Tage zubrachte, und aus ihm am 28. November in das ſtille Meer hinausſegelte. Sein ſpäteres Schickſal gehört nicht hierher.

Im Juli 1525 ſendete Kaiſer Karl der Fünfte eine Flotte von ſechs Fahrzeugen unter dem Befehle des Portugieſen Garcia de Loaiſa aus, um die Erde zu umſchiffen. Loaiſa ſegelte am 26. Januar 1526 den Sund an, wurde aber durch Stürme bis zum Santa-Cruz-Fluſſe zurückgetrieben. Am 8. April lief er wieder in den Sund ein, und erreichte durch ihn am 25. Mai das ſtille Meer.

Simon de Alcazova ſegelte 1534 von Spanien aus mit einer Anzahl Auswanderer ab, welche die Abſicht hatten ſich nach Peru zu begeben. Er lief im folgenden Jahre in den Magalhaens-Sund ein, mußte aber wieder umkehren, ſo daß ſein Vorhaben gänzlich mißglückte.

Alfonſo de Camargo ſegelte 1539 von Sevilla aus mit drei, auf Koſten des Biſchofs von Piacenza, Gutierres de Carvajals, ausgerüſteten Fahrzeugen ab, und lief am folgenden Januar in den Sund ein. Eins ſeiner Schiffe ging in demſelben verloren, ein anderes wurde von dem Winter überraſcht und mußte wieder nach Europa zurückkehren; Camargo kam aber mit dem ſeinigen glücklich vorwärts, und erreichte ſeinen Beſtimmungsort Peru.

Die Königin Eliſabeth von England ſandte 1578 Francis Drake aus, um die ſpaniſchen Beſitzungen auf der weſtlichen Küſte von Amerika zu plündern und zu verheeren. Er lief am 20. Auguſt 1579 in den Magalhaens-Sund ein, hatte am 24ten ſchon beide Rinnen, „narrows," paſſirt, lief jedoch erſt am 6. Dezember in das ſtille Meer hinaus.

Der Vicekönig von Peru ſchickte, um Drake zu begegnen, Pedro Sarmiento de Gamboa mit zwei Schiffen ab. Seine Ordres enthielten außerdem noch den beſonderen Befehl den Magalhaens-Sund und das um denſelben herumliegende Fahrwaſſer zu unterſuchen und zu beſchreiben, während er ſeinen Widerſacher aufſuche. Die Beſchreibung des Sundes, welche er geliefert hat, iſt noch erhalten, und ihrer Genauigkeit iſt noch in ſpäteren Zeiten ein vortheilhaftes Zeugniß gegeben worden. Verſchiedene in die Augen ſpringende Erdichtungen finden ſich übrigens auch darin, ſo, zum Beiſpiel, daß er von einer Höhe bei Port-Famine aus Städte mit prächtigen Schlöſſern und Tempeln geſehen habe. Sarmientos Schickſal iſt ſo merkwürdig, daß der Leſer die Einſchaltung einer kurzen Zuſammenfaſſung deſſelben entſchuldigen wird, die wir aus dem Werke: „Voyages of the Adventure and Beagle" geſchöpft haben:

„Sarmiento ſegelte am 11. Oktober 1579 von Peru ab. Nach vielfachen Gefahren und Schwierigkeiten an der weſtlichen Küſte Patagoniens

und in dem westlichen Theile des Magalhaens-Sundes langte er in dem Meerbusen an, der jetzt Port-Famine genannt wird. Er scheint dort auf den Gedanken gekommen zu sein, den Sund zu kolonisiren und die erste Rinne („narrow") zu befestigen, und dadurch für die Zukunft das Eindringen der Engländer und anderer Nationen in das stille Meer zu verhindern; der Weg um das Cap Horn herum war damals noch nicht bekannt. Nach Spanien zurückgekehrt, glückte es ihm, ohnerachtet des Widerstandes von Seiten des Herzoges von Alba und anderer mächtiger Männer, König Philipp den Zweiten für seinen Vorschlag zu gewinnen, und es wurde nun in Folge dessen eine Flotte von dreiundzwanzig Schiffen unter dem Befehle des Diego Flores de Valdez und Sarmiento abgesendet. Der Erstere war zum General-Capitain von Brasilien*) und der Letztere von dem Magalhaens-Sund und der darin entstehenden Colonien ernannt.

Als Sarmiento das Cap Virgenes erreichte, hatte er nur fünf Schiffe beisammen. Schweres Unwetter zwang ihn, wieder nach Rio zurückzukehren, um seiner Flotille die nöthigen Reparaturen zukommen zu lassen, er stieß dort auf vier weitere Fahrzeuge, welche von Spanien aus ihm zu seiner Verstärkung nachgesendet waren. Flores de Valdez that alles Mögliche, um seine Abreise zu verhindern, aber endlich gelang es ihm dennoch, sich mit fünf Fahrzeugen, mit einer Besatzung, die zusammengezählt sich auf 530 Mann belief, auf den Weg zu machen; er langte ohne weitere Schwierigkeiten in dem Sunde an und ankerte in der Gregory-Bay. Sein Genosse im Befehle, Ribera, weigerte sich jetzt die Fahrt weiter fortzusetzen; Sarmiento landete deshalb hier mit ungefähr 300 Mann; und in einem Thale, welches einen Zugang zu süßem Wasser gestattete, wurde dann der Plan zu einer Stadt abgesteckt, die den Namen Nombre de Jesus empfing. Die Fahrzeuge trieben mehrere Male in die See, und eins von ihnen gerieth außen vor der in der Anlage beabsichtigten Stadt auf den Grund; Ribera kehrte nun, durch diese Widerwärtigkeiten entmuthigt, ohne daß er die Billigung Sarmientos dazu erlangt, oder dies Thun nur zu seiner Kenntniß gebracht hätte, nach Spanien zurück, jedoch ließ er um der Colonie halber ein Schiff zurück.

Nachdem Sarmiento bei Nombre de Jesus die ihm nöthig scheinenden Anordnungen getroffen hatte, begab er sich auf einem Landwege zum Vorgebirge Santa-Anna (bei Port-Famine), und das zurückgebliebene Schiff ging auch dorthin ab. Während dieses Zuges wurde die kleine Truppe von den Eingeborenen sehr beunruhigt, ein Mann derselben getödtet und mehrere verwundet. Es brach Meuterei in derselben aus,

*) Man erinnere sich, daß Portugal damals unter spanischer Gewalt stand. D. U.

sie wurde aber unter Beistand vom Schiffe her unterdrückt. Endlich wurde der Bestimmungsort erreicht, und Sarmiento legte dort unter den gebräuchlichen Ceremonien im Anfange des Jahres 1585 den Grundstein zu einer Stadt, welche er nach Philipp dem Zweiten benannte.

Gegen Ende März brach der Winter mit einem Schneefalle an, der volle funfzehn Tage währte. Die Meuterei brach von Neuem unter den Truppen aus, wurde jedoch abermals gedämpft, und Sarmiento kehrte mit dem Fahrzeuge nach Nombre de Jesus zurück, um der Errichtung von Schanzen zur Deckung der Rinne beaufsichtigend beizuwohnen. Ein Sturm trieb ihn jedoch in die See, und die anhaltende Dauer desselben verhinderte ihn wieder umzukehren, so daß er schließlich Rio de Janeiro aufsuchen mußte. Sein Fahrzeug gerieth außerhalb dieses Ortes auf den Grund, worauf er ein anderes befrachtete, um Lebensmittel nach der Colonie zu führen; er selbst begab sich nach Pernambuko, um sich mit Deck versehene Boote zu verschaffen, damit er mit Hülfe derselben sein gestrandetes Fahrzeug bergen könne. Dies war jedoch bereits vom Grunde abgekommen und gesunken, und auch sämmtliche neu von ihm angeschafften Boote verunglückten.

Ohne durch diese großen Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten abgeschreckt zu werden, rüstete er von Neuem ein kleines Fahrzeug aus, mit welchem er im Januar 1586 in Rio anlangte. Das befrachtete Fahrzeug war einen Monat zuvor von dort abgesegelt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Rio segelte er wieder nach dem Magalhaens-Sunde, kam jedoch nicht weiter, als etwas südlich vom Cap Corrientes, wo er von einem fürchterlichen Sturme aus Südwesten her erfaßt wurde, der ihn nach Rio zurücktrieb, woselbst er auch schon seinen Kameraden vorfand, der mit Haverie dorthin gekommen war. Er beschloß nun nach Spanien zurückzukehren, wurde jedoch auf dem Heimwege von einem englischen Geschwader gefangen genommen, worauf seine Colonie bei dem Mutterlande in gänzliche Vergessenheit gerieth.

Ein Paar Monate nach der erzwungenen Absegelung Sarmientos aus dem Magalhaens-Sunde begab sich die Bevölkerung von Nombre de Jesus auf dem Landwege nach Philippsstadt und theilte ihren dortigen Kameraden die niederschlagenden Nachrichten ihres verlassenen Zustandes mit. Weil aber an diesem Orte nicht für die ganze Anzahl hinreichende Lebensmittel gefunden wurden, sendete der Befehlshaber von Philipps-Stadt, Andreas de Viedma, 200 Mann nach Nombre de Jesus zurück, um dort auf die Fahrzeuge aufzupassen, welche sich ihnen möglicherweise zeigen könnten. Der ganze Winter und der nächst darauf folgende Sommer floß ihnen in eitler, vergeblicher Erwartung dahin. Viedma ließ nun zwei Boote bauen, mit denen er sich von Philipps-Stadt auf den Weg

nach Nombre de Jesus begab, und zwar in Begleitung von funfzig und einigen Personen, welche die Bevölkerung der erstgenannten Stadt ausgemacht hatten. Es waren fünf Weiber unter diesen. Als sie etwa halbwegs gekommen sein mochten, stieß das eine der Boote auf ein Felsenriff und sank unter, doch wurden die Leute aus demselben geborgen. Viedma kehrte nun mit 22 Mann auf dem noch übrig gebliebenen Boote nach Philipps-Stadt zurück, und überließ die Uebrigen ihrem Geschicke. Später im Frühlinge sendete er jedoch Etliche aus, um die möglicherweise noch Lebenden aufzusuchen, es wurden jedoch nur noch funfzehn Männer und drei Weiber angetroffen. Die sämmtlichen Ueberlebenden begaben sich nun nach Nombre de Jesus; auf ihrem Wege fanden dieselben die Skelette der zweihundert zuerst dorthin Abgesendeten. Bald darauf, am 6. Januar 1587, wurden ihre Augen durch den sehnsüchtig erwarteten Anblick dreier Fahrzeuge erquickt, welche auf den Sund zuhielten, und außerhalb des Platzes, an welchem sich die kleine Truppe befand, Anker auswarfen. Viedma ließ am Abende große Feuer anzünden, um hierdurch die Aufmerksamkeit der Fahrzeuge auf sich zu lenken.

Es waren diese drei Fahrzeuge englische, und unter dem Befehl des berühmten Thomas Cavendish; er war von England um die Mitte des Jahres 1586 abgesegelt. Am Tage nach demjenigen, an welchem sie, wie so eben erwähnt wurde, in der Bucht vor Anker gingen, wurde von ihnen ein Boot an's Land gesendet. Viedma schickte drei Mann hinunter an den Strand, um sich Nachricht darüber zu verschaffen, wer die Angekommenen seien; es erhielten diese die Antwort, daß die Fahrzeuge englische wären, sich nach Peru zu begeben beabsichtigten, und daß die Spanier mit ihnen dahin kommen könnten, wenn sie dies wünschten. Die drei Spanier überlegten eine Weile, ob es auch zulässig sei, daß sie sich in die Hände der Ketzer lieferten, entschlossen sich aber endlich doch dazu; einer von ihnen ging an Bord des Bootes, und die übrigen Beiden kehrten mit den erhaltenen Nachrichten wieder zu Viedma zurück. Cavendish, der selbst in dem Boote anwesend war, schien sich jedoch nicht Zeit zu gönnen, die Unglücklichen zu erwarten, denn er ging sogleich bei seiner Rückkehr an Bord des Schiffes wieder unter Segel. Er blieb vier Tage vor Philipps-Stadt zurück, zerstörte die Häuser, nahm sechs Kanonen mit sich, und gab der Stelle den Namen Port-Famine, welchen sie auch seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag behalten hat. Am 24. Februar 1587 lief er in das stille Meer hinaus. Außer dem von Cavendish geborgenen Manne soll ein anderer 1589 in der Nähe von Port-Famine von einem holländischen Fahrzeuge aufgenommen sein. Diese beiden Personen waren es, von denen man die Nachrichten über das Schicksal der Colonien nach der Abfahrt Sarmientos bekommen hat. Viedma soll

sich mit seinen Unglückskameraden auf dem Landwege nach Buenos Ayres aufgemacht haben, welches jedoch Keiner unter ihnen jemals erreichte.

Cavendish unternahm einige Jahre später eine zweite Reise und lief am 8. April 1592 in den Magalhaens-Sund ein. Dreimal war er dem westlichen Auslaufe desselben nahe, wurde jedoch alle drei Male wieder hinausgeworfen, worauf er sich dann nach der Heimath zurückwendete. Er rüstete sich 1593 abermals, starb jedoch kurze Zeit darauf, nachdem er England verlassen hatte.

John Chidley segelte am 5. August 1589 mit fünf Fahrzeugen von Plymouth ab, und lief am Neujahrstage 1590 in den Magalhaens-Sund ein; er kam acht oder neun Male ein Stück weiter, als das Cap Froward, wurde aber immer von westlichen Stürmen zurückgeworfen und wendete sich nach Europa zurück.

Richard Hawkins, des Vorigen Landsmann, entdeckte die Falklands-Inseln, lief in den Magalhaens-Sund im Januar 1594 ein, und ihm glückte es, das stille Meer nach verschiedenen Widerwärtigkeiten doch endlich zu erreichen.

Im Juni 1598 segelte von Rotterdam aus ein Geschwader von fünf Fahrzeugen unter dem Befehle von Simon de Cordes ab; es lief am 6. April 1599 in den Magalhaens-Sund ein, und ankerte am 18. in der Bucht von Cordes, woselbst es sodann bis zum 23. August liegen blieb. Am 3. September erreichte das ganze Geschwader das stille Meer, nur ein Fahrzeug wurde südwärts getrieben und entdeckte Neu-Süd-Shetland, und zwei andere mußten, um sich einige Lebensmittel zu suchen, wieder in den Magalhaens-Sund zurückkehren. Eins unter diesen, unter dem Befehle von Balthasar von Cordes, kam später wieder in das stille Meer; aber Sebald de Wert, der Befehlshaber des anderen, kehrte nach Holland zurück.

In der Cordes-Bucht begegnete de Wert einem anderen holländischen Geschwader von vier Fahrzeugen unter Oliver van Noort, welches im Juli 1599 Rotterdam verlassen hatte, am 25. November in den Sund eingelaufen war, und am 25. Dezember in der Cordes-Bucht eintraf. Van Noort erreichte das stille Meer am 29. Februar 1600.

Georg Spilberg segelte am 8. August 1614 von Holland mit sechs Fahrzeugen ab, und lief in den Magalhaens-Sund am 25. März des folgenden Jahres ein. Er erreichte am 6. Mai das stille Meer, ohne den Gefahren oder nur Schwierigkeiten begegnet zu sein, mit denen seine Vorgänger zu kämpfen gehabt hatten.

Im Anfange des Jahres 1616 entdeckten die Holländer Lemaire und Schouten den Weg um das Cap Horn, und seit dieser Zeit wurde der Magalhaens-Sund weniger, als früher, besegelt.

Garcia de Nodales untersuchte in den Jahren von 1618 bis 1619

die Küste von Patagonien und den Lemaires-Sund, entdeckte die um das Cap Horn liegenden Inseln, folgte der südwestlichen Küste des Feuerlandes, und kehrte sodann durch Magalhaens-Sund wieder in das atlantische Meer zurück.

König Karl der Zweite von England sandte 1669 John Narborough mit zwei Fahrzeugen ab, um diese Gegenden zu untersuchen. Das eine Fahrzeug ging auf der Küste von Patagonien verloren, aber mit dem anderen langte Narborough im Oktober 1670 in dem Magalhaens-Sunde an, untersuchte einen Theil desselben zwischen Port-Famine und der St. Hieronymi-Rinne, verließ den Sund am Ende des November wieder, und untersuchte die Theile der Küste zwischen demselben und Valdivia, worauf er abermals durch den Sund nach Europa zurückkehrte Nach den von ihm gemachten Beobachtungen wurde eine Karte entworfen, welche lange Zeit hindurch die beste blieb, welche es über alle diese Fahrwasser gab.

Der Franzose de Gennes rüstete 1695 ein Geschwader von sechs Fahrzeugen aus, um die spanischen Besitzungen im stillen Meere zu plündern. Er lief im Februar 1696 in den Magalhaens-Sund ein, kam jedoch nicht weiter, als bis zur St. Niklas-Bucht, wo ihn der sich fühlbar machende Mangel an Proviant zur Umkehr zwang. Sein Landsmann Beauchesne-Gouin hatte mehr Erfolg und kam weiter vor, brachte jedoch fast ein halbes Jahr, vom 24. Juni bis zum 21. Dezember, darauf zu, ehe er das stille Meer erreichte.

Nun verfloß eine längere Zeit, ohne daß man davon reden hörte, daß dieser Weg benutzt worden sei. Erst im Jahre 1764 finden wir Byron wieder bei einem Versuche das Wagestück zu unternehmen. Er verließ England am 21. Juni des erwähnten Jahres mit der Fregatte Delphin und der Corvette Tamar, und ankerte am 21. Dezember innerhalb am Cap Virgenes. Am 27. langte er bei Port-Famine an, und blieb dort bis zum 4. Januar 1765 liegen, an welchem Tage er nach den Falklands-Inseln absegelte. Am 18. Februar lief er wieder in den Sund ein, langte am 21. in Port-Famine an, und lief nach sechswöchentlicher beschwerlicher, und an unvorhergesehenen Gefahren reicher Fahrt am 9. April in's stille Meer hinaus.

Im Juni 1766 segelte Wallis mit der Fregatte Delphin ab, und es folgte ihm die Corvette Swallow, unter dem Capitain Carteret, so wie ein Lastfahrer. Sie liefen am 16. Dezember desselben Jahres in den Magalhaens-Sund ein, und ankerten am 26. in Port-Famine, von wo der Lastfahrer nach den Falklands-Inseln abgesendet wurde. Die beiden Kriegsfahrzeuge setzten am 18. Januar 1767 ihre Reise fort und nach mannigfachen Gefahren in der Nacht zwischen dem 10. und 11. April

erreichten sie das stille Meer. Sie wurden noch in derselben Nacht von einander getrennt, und kamen auf sehr verschiedenen Wegen nach Batavia.

Bougainville, ausgesendet, um die von den Franzosen colonisirten Falklands-Inseln an Spanien auszuliefern, welches dieselben reklamirt hatte, und beauftragt hierauf eine Entdeckungsreise im stillen Meere zu unternehmen, wählte auch den Weg durch den Magalhaens-Sund. Er lief am 7. Dezember 1767 in denselben ein, langte am 16. zu Port-Famine an, und erreichte am 18. die Bucht, welche jetzt seinen Namen trägt. Er wurde dort um zwölfmal vierundzwanzig Stunden vom Wetter zurückgehalten, und im Port Gallant sogar nicht weniger als sechsundzwanzig Tage und Nächte, von wo ihn dann ein frischer östlicher Wind in das stille Meer hinausführte, welches er am 26. Januar 1768 erreichte.

In den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts sendete die spanische Regierung Don Antonio de Cordova mit der Fregatte Santa Maria de la Cabeza aus, um den Magalhaens-Sund zu untersuchen. Cordovas Beschreibung desselben soll eben so vollständig, als gewissenhaft gewesen sein, ist aber natürlicherweise jetzt von anderen, noch weit vollständigeren verdrängt worden.

Ungeachtet der wüsten Oede dieser Gegenden und ihres harten Klimas, bieten dieselben doch dem Handel ein Ziel dar, und dies ist in der großen Menge von Seehunden vorhanden, von denen sowohl die Patagonischen Küsten, als auch die Inseln und Buchten des Feuerlandes, die Falklands-Inseln, und die weiter nach Süden gelegenen Inselgruppen einen Ueberfluß darbieten, oder vielleicht, richtiger gesagt, darboten; denn die maaßlosen Verfolgungen, welchen diese Thiere eine lange Reihe von Jahren hindurch ausgesetzt gewesen sind, haben die Anzahl derselben so vermindert, und die übrig Gebliebenen so scheu gemacht, daß der Fang nunmehr gegen früher, wo er oft ganz besonders belohnend war, unbedeutend ist. Die hier vorkommenden Seehunde gehören zu sehr verschiedenen Arten; sie werden See-Elephanten, See-Löwen, See-Leoparden, Pelz-Robben 2c. genannt; ja einige Arten derselben sind von den Naturforschern noch gar nicht einmal völlig erkannt und bestimmt. Die Amerikaner und Engländer haben in ihrem Eifer einen förmlichen Wettkampf angestellt, wer den Robbenfang am energischsten betriebe. In der Regel sind kleinere Schooner dazu benutzt worden, deren Leichtigkeit und Beweglichkeit ihre kecken Führer in den Stand setzte, in die vielen Sunde und Rinnen zwischen den verschiedenen Inseln des Feuerlandes kommen zu können, wohin einzudringen Fahrzeuge mit großen Raasegeln oft nicht einmal den Vorsatz hegen können, und die im Uebrigen auch für einen Anderen, als einen Robbenfänger, nicht einmal ein Interesse darbieten. natürlich das wissenschaftliche hierbei ausgenommen. Die Nachrichten,

welche diese Seefahrer mittheilen, sind zwar meistentheils gar zu unzusammenhängend, und ihre am häufigsten nach eigenem Gutdünken aufgezeichneten Karten zu jedem anderen Zwecke zu unsicher, als zu dem ein Leitfaden und Anhaltepunkt für die Anstellung ordentlicher Untersuchungen zu werden; man trifft aber dennoch zuweilen Männer unter ihnen, welche der Geographie und den Wissenschaften recht viel genützt haben, und die nicht zögerten, ihre Entdeckungen mit einer hoch anzuerkennenden Uneigennützigkeit der allgemeinen Kenntniß Preis zu geben, obgleich die Geheimhaltung derselben ihnen zur Genüge würde Vortheile verschafft haben können. Unter denselben verdienen ganz besonders der Amerikaner Palmer und die Engländer Weddell und Biscoe erwähnt zu werden, von denen Weddell dem Südpole weit näher gekommen ist, als irgend Jemand vor ihm, oder auch nach ihm, mit alleiniger Ausnahme von James Roß und seiner Kameraden auf dem Erebus und Terror. Ein anderer Amerikaner, Morrell, hat auch Nachrichten über diese Gegenden hinterlassen, aber seine Angaben sind so unzuverlässig und oft sogar so augenscheinlich unwahr, daß sie fast allen Werthes entbehren. d'Urville nennt ihn einen Mährchenschmidt („fabricateur de contes"), und wir werden bald einen Beweis dafür mittheilen, daß diese Anschuldigung nur gerecht genannt werden kann.

Englands Aufmerksamkeiten waren indessen einmal auf dieses Fahrwasser gerichtet, und Spekulationen auf die Falklands-Inseln, die auch bald von den Engländern in Besitz genommen und colonisirt wurden, dürften wohl auch mit dabei im Spiele gewesen sein. Capitain King wurde 1826 mit zwei wohl ausgerüsteten Fahrzeugen abgesendet, den est in ihren Erfahrungen als Quellen von uns angezogenen „Adventure" und „Beagle," und zwar mit dem besonderen Auftrage, den ganzen südlichen Theil von Süd-Amerika zu untersuchen und Karten desselben zu entwerfen, und er fuhr mit einer nur kurzen Unterbrechung, in der Erfüllung seines Auftrages bis zur Mitte des Jahres 1830 fort, wo er sich dann wieder nach Europa zurückwendete. Sein Kamerad und Beistand, der Capitain Stokes, Befehlshaber des Beagle, nahm sich 1828 in Port-Famine durch einen Schuß das Leben, und es folgte ihm im Commando der Capitain Fitz-Roy, der im Jahre 1831 abermals mit dem Beagle abgesendet wurde, um die noch nicht völlig zum Abschluß gebrachte Arbeit wieder aufzunehmen, mit welcher er sodann bis gegen den Schluß des Jahres 1834 beschäftigt war, wo er sich durch das stille Meer auf den Rückweg begab, auf welchem er jedoch das Seewesen noch mit Karten und Beschreibungen der Westküste des südlichen Amerikas, der Galapagos-Inseln und mehrerer anderen noch nicht vollständig bekannten Punkten bereicherte. Das Resultat von King's und Fitz-Roy's Arbeit ist eine große Anzahl Karten und Spezialien von Häfen und Busen mit begleitenden Beschreibungen, durch

welche die Seefahrt in diesen Gegenden zu einer solchen Sicherheit gebracht wurde, wie es das Klima und der hier herrschende Witterungswechsel erlauben.

Die englische Fregatte Fisgard passirte 1846 durch den Magalhaens-Sund und brachte sechszehnmal vierundzwanzig Stunden darin zu, ohne an irgend einer Stelle einen absichtlichen Aufenthalt zu nehmen. Sie gerieth auf den Grund auf der Triton-Bank in der Gregory-Bay, und verlor einen Anker in der Swallow-Bay im Feuerlande.

In Rio hatte der Commandeur-Capitain Virgin den dort anwesenden amerikanischen Commodore M'Keever besucht, welcher einige Jahre zuvor denselben Weg mit einer gedeckten Fregatte eingeschlagen hatte. Nachdem er durch die erste Rinne („first narrow") gekommen war, hatte er Anker auswerfen müssen, und wegen des zunehmenden Sturmes fiel auch bald der zweite Krananker, aber beide Verkettungen waren gesprungen, und er hatte darauf in das atlantische Meer zurückgehalten und war um das Cap Horn herumgegangen. Kurz vor dem Ankerauswerfen, war er einem Kanot mit fünf amerikanischen Matrosen begegnet, welche auf ihr eigenes Verlangen von einem Wallfischfänger an das Land gesetzt waren, um auf einer der Inseln des Feuerlandes ihr Leben zu verbringen; aber nach dem Aufenthalte von einem Jahre hatten sie daselbst ihre Existenz so elend gefunden, daß sie sich mit dem Risko eines Gewinnes oder Verlustes von dort wegbegaben, um entweder die Falklands-Inseln zu erreichen, von irgend einem Fahrzeuge aufgenommen zu werden, oder auch ihr Grab in der Tiefe des Meeres zu finden Commodore M'Keever redete von jedem Versuche durch den Magalhaens-Sund zu gehen auf das Entschiedenste ab.

Wir kehren aber nunmehr nach dieser Abschweifung zur Eugenie und ihren eigenen Abentheuern zurück.

Am 28. Januar um $4\frac{1}{2}$ Uhr des Morgens gingen wir unter Segel gegen eine frische Briese aus Südsüdwest und gegen die ostwärts laufende Strömung. Auf dem Vorgebirge Dungeneß wurde ein Haufen großer schwarzbrauner Seelöwen gesehen, vierzig bis funfzig Thiere der ungefähren Zahl nach; einige unter ihnen wälzten sich in der Brandung umher, andere standen und lagen in den verschiedenartigsten Stellungen auf dem Lande. Im Nordwesten war der Aymond-Berg sichtbar, und ebenso die bei demselben belegenen vier kleinen spitzen Bergkuppen, welche den Namen „Aymonds-Söhne" erhalten haben, sonst aber auch noch „Eselsohren" genannt werden. Sie geben ein ganz vorzügliches Erkennungszeichen für die Fahrt durch die Possessions-Bay ab. Der Aymond-Berg ist nach Fitz-Roy ungefähr eintausend Fuß hoch über dem Meere. Im Feuerlande sah man mehrere große Rauchsäulen aufsteigen. Der ziemlich

südsüdwestliche Wind zog sich bald nach Westsüdwest, und wir kreuzten den ganzen Vormittag, ohne mehr als eine höchst unbedeutende Strecke vorwärts zu kommen, bevor die Strömung um 11 Uhr stillstand und bald darauf westwärts umzusetzen begann. Während der Ebbe geht die Strömung in diesem Theile des Magalhaens-Sundes nämlich nach Osten, und während der Fluth wendet sie sich nach Westen, doch ändert der Strom seine Richtung keinesweges mit dem Aufhören des Steigens und Fallens des Wassers zu gleicher Zeit. Im Allgemeinen darf man diese beiden Phänomene, den regelmäßigen, nach vollendeter Zeit eintretenden Wechsel, und den Strömungsumschwung, die beide allerdings wohl aus denselben Grundursachen herstammen, aber auf welche jedenfalls lokale Verhältnisse auf so sehr verschiedene Art einwirken, daß sie nur ausnahmsweise gleichzeitig eintreffen, nicht mit einander vermischen.

Mit Hülfe der Strömung brachten wir uns schnell gegen den Wind auf. Bald am Nachmittage wurden auf einem Hügel, ostwärts vom Cap Possession, ein Haufen Guanakos*) gesehen. Sie waren eine Zeit lang sehr deutlich sichtbar, da sie, auf dem Gipfel des Berges stehend, gegen eine dahinter liegende Wolke grell abstachen; einige weideten ruhig, andere schienen die Fregatte zu betrachten. Nach Verlauf von einer ganzen Weile verschwanden sie erst in dem dicht dabei liegenden Thale. Ihr Anblick reizte den Eifer sämmtlicher an Bord befindlichen Jäger sehr auf, unglücklicherweise erlaubten aber die Umstände die Befriedigung ihrer Wünsche nicht. Um 2 Uhr Nachmittags befanden wir uns dem Cap Possession gerade gegenüber. Man übersah nun die ganze Strecke des Feuerlandes bis zum Cap Orange, es behält, Patagonien ganz ähnlich sehend, vollkommen dasselbe Aussehen, welches wir schon beschrieben haben. Rauchsäulen stiegen fortwährend in ihm auf, und dieser Umstand ist es wohl auch gewesen, der ihn zu seinem Namen verhalf. Um 5 Uhr Nachmittags hörte die Strömung auf uns zu begünstigen, und kam bald darauf wieder zu einer uns gerade entgegenströmenden Richtung zurück, weshalb wir, um nicht durch sie zurückgetrieben zu werden, um 6 Uhr Nachmittags bei siebzehn Faden Tiefe auf einen Grund von Sand und kleinem Gesteine Anker auswarfen. Um 9 Uhr Nachmittags setzte die Strömung nach Osten um, und zwar mit einer Geschwindigkeit von drei (eine halbe schwedische) Meilen in der Stunde.

Wir blieben hier bis zur Mittagszeit des folgenden Tages, den

---

*) Guanako, der wilde Stamm des unter dem Namen von Glama oder Llama (Kameelziege) bekannten Thieres, das in den Berggegenden der Anden als Lastthier benutzt wird.

Der Uebersetzer.

29., vor Anker liegen, wo wir wieder unter Segel gingen. Das Wetter war schön, und der Wind südwestlich mit frischer Briese. Bei dem wieder unter Segel Gehen ereignete sich der betrübende Unglücksfall, daß ein Bootsmann, mit Namen Löpare, von der großen Raae auf das Deck hinunterfiel, wobei er sich den Kopf auf der Regeling*) zerschmetterte und auf der Stelle todt blieb. Wir kreuzten mit Hülfe der regelmäßigen Fluth, gegen die Mündung der ersteren Rinne („first narrow") hinauf, aber als wir uns der Einfahrt in dieselbe genähert hatten, war der nach Westen fließenden Strömung nicht mehr hinreichende Kraft übrig geblieben, um uns bis zu dem nächsten Ankerplatze durchzubringen, weshalb wir um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags wieder an der nordwestlichen Ecke der Einfahrt bei einer Tiefe von siebenundzwanzig Faden in Sand- und Steinboden Anker auswarfen. Die Strande der breiten und weiten Possessions-Bay ziehen sich hier stark zusammen und bilden eine Rinne (eben die oft erwähnte „first narrow") von zwei Meilen (eine drittel schwedische) Breite und acht Meilen (ein und eine drittel schwedische) Länge, wodurch die Strömung, ganz im Verhältniß nach der zeitgemäßen Wasservermehrung, mit einer Geschwindigkeit bis zu neun Meilen (ein und eine halbe schwedische) in der Stunde fließt. Darauf ziehen sich die Strande wieder auseinander und bilden ein weitläuftiges Bassin von ungefähr zwanzig Meilen (drei und eine halbe schwedische) Länge und funfzehn (zwei und eine halbe schwedische) Breite, von dem die einzelnen Theile mit besonderen Namen belegt sind. An der nordwestlich gelegenen Bucht dieses Bassins, der Gregory-Bay, war der Platz, auf welchem Sarmiento seine Stadt Rombre de Jesus anzulegen die Absicht gehabt hatte. Die Strande ziehen sich sodann wieder einmal zusammen, um eine zweite Rinne („second narrow") zu bilden; es ist dieselbe nicht länger, als die erste, aber doppelt so breit. Die Strömung ist in ihr bei Weitem nicht so gewaltig, als in der ersten Rinne, aber doch hinreichend stark, um mit ihrer Kraft ein Fahrzeug auch gegen einen hart wehenden Wind durch dieselbe zu führen.

Die Aussicht, welche wir von diesem Ankerplatze genossen, war der von dem zuletzt verlassenen fast ganz gleich. Das Aussehen des Landes ist ebenfalls dasselbe, aber man sieht auf beiden Seiten bedeutende Höhen. Das Wrack eines Fahrzeuges lag ein Stück nordwärts von unserem Ankerplatze, auf einer von dem Strande aus hervorschießenden Sandbank. Um 9 Uhr Nachmittags lief die Strömung mit einer Geschwindigkeit von vier Meilen (zwei drittel schwedische) in der Stunde nach Nordosten.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht kehrte die Strömung um, und

---

*) Regeling, der Bord, Dahlbord eines Fahrzeuges.
Der Uebersetzer.

mit einer günstigen, wenn schon nicht besonders frischen Briese von der Nordecke her, lichteten wir die Anker und hielten in der Finsterniß auf die erste Rinne zu. Sie erschien von unserem Ankerplatze aus ganz offen, und der Cours durch dieselbe war, ehe es dunkelte, durch Peilung*) hinreichend genau bestimmt. Bei der Lichtung der Anker gerieth die Fregatte durch das Einschneiden der Strömung auf einen unrechten Weg, so daß eine Vor-den-Wind-Wendung gemacht werden mußte. Um 2 Uhr Nachts zum 5. Januar waren wir schon durch die Rinne, und um 5 Uhr bei dem Cap Gregory; der Wind stand nun nach Nordwesten. Einige Guanakos weideten auf den Hügeln, welche das eben erwähnte Vorgebirge krönen, und auf denen sich Anzeichen von Grün hier und dort wahrnehmen ließen.

Als wir ein Stück in die zweite Rinne hinein gekommen waren, zog sich der Wind nach Westnordwest, so daß wir durch den größten Theil derselben hindurchkreuzen mußten, aber die Strömung fuhr fort, uns bis um 8 Uhr Vormittags zu begünstigen, um welche Zeit wir aber auch das Vorgebirge St. Vincent, die westliche Grenze der Rinne, bereits passirt hatten. Westwärts von diesem Vorgebirge ist die Strömung nicht mehr so gewaltig, daß sie dem Fortkommen irgend welche bedeutende Hindernisse in den Weg legt, vielmehr kann man sie hier durch Kreuzen durchschneiden, wenn man nur eine einigermaßen frische Briese hat. Die beiden gefürchteten „narrows" waren nun glücklich passirt, und vielleicht hat noch kein Fahrzeug mit eben so großer Geschwindigkeit, als die Eugenie, die Fahrt durch dieselben zurückgelegt. Dieses Resultat darf aber wohl nicht zum kleinsten Theile dem außerordentlich vortheilhaften Ankerplatze zugeschoben werden, den sich der Chef gerade vor der Mündung der ersten Rinne auserwählte, und durch welchen allein es uns möglich geworden ist, sogleich bei dem unter Segel Gehen im vollen Maaße die günstige Strömung genießen zu können.

Im Westen begannen nun bedeutende Höhen über den Horizont aufzusteigen. Verschiedene unter ihren Spitzen waren mit Schnee bedeckt und glänzten blendend weiß im Sonnenscheine, welcher von Zeit zu Zeit, wie spielend, zwischen den Wolken hervorblickte. Der Wind war westlich und ganz schwach, frischte sich aber zur Mittagszeit auf, als wir der Magdalenen-Insel nahe waren. Der Chef ging mit den Booten ab, um einen Theil des Fahrwassers südwärts von der erwähnten Insel zu untersuchen, weil die auf den Karten für dasselbe abgesetzten Lothmessungen ihm etwas unvollständig erschienen. Ein Paar von unseren Schützen

---

*) Peilung ist die Ueberzeugung von einer hinreichenden Tiefe des Fahrwassers durch Auswerfung des Senklothes.

Der Uebersetzer.

folgten ihm, um einige Exemplare der Vögel herbeizuschaffen, die in zahllosen Schaaren auf allen Punkten herumschwärmten, und ihr Hauptquartier auf der Magdalenen-Insel zu haben schienen, welche auch von den Spaniern in früherer Zeit Gänse-Insel (Isla de los Patos) genannt worden war. Das Boot kehrte nach Verlauf von etwa einer Stunde wieder zurück, und zwar mit einer Beute von vierzehn erlegten Vögeln verschiedener Geschlechter und der Nachricht, daß das Fahrwasser rein sei und an keiner einzigen Stelle unter sechs Faden Tiefe habe. Der in der Regel benutzt werdende Strich des Fahrwassers geht nordwärts um die Martha- und Magdalenen-Inseln herum und längs dem südlichen Strande der Elisabeth-Inseln. Mit dem jetzt herrschenden Winde würde es für uns ein sehr bedeutender Zeitverlust geworden sein, diesem Fahrwasserstrich zu folgen, der jedoch unzweifelhaft reiner als derjenige ist, welchen wir uns gewählt hatten, und in dem das Kreuzen wohl schwierig sein möchte, und überdies der Boden schlecht zum Ankern ist, was man aus der Menge Tang oder sogenannten Kelp ersehen kann, die hier wächst und gedeiht.

Schon vor unserem Eintritte in den Magalhaens-Sund hatten wir losgerissene Sträucher dieses Seegewächses gesehen, hier konnten wir ihn aber festwurzelnd und große Strecken der Wasseroberfläche bedeckend erblicken. Es wächst aus bedeutender Tiefe herauf — Cook giebt an bis zu 60 Faden tief — und erreicht von dort nicht nur die Oberfläche des Meeres, sondern seine Stiele und Blätter schwimmen auch noch weite Strecken von der Wurzelstelle auf demselben herum. Am häufigsten findet man es jedoch in seichterem Wasser und zwar dort, wo dasselbe einen steinigen Boden hat. Dieses Gewächs ist eine wirkliche Wohlthat für den Seefahrer, dem es in den hiesigen Gegenden durch sein Vorhandensein fast unfehlbar Klippen, Untiefen und Grund anzeigt, jedoch mit Ausnahme von Sandbänken, an denen es fehlt, die jedoch glücklicherweise hier selten vorkommen, und vor denen überdies das Loth warnen kann. Man trifft zwar oft Kelp an Orten, über welche man ohne Gefahr segeln kann, jedoch fährt man nicht gern durch dasselbe, ohne daß man vorher eine Untersuchung vorgenommen hat. Treibkelp, oder solcher, welcher losgerissen und vom Winde und den Strömungen fortgetrieben ist, wird meistentheils sehr leicht durch sein unordentliches und über den Haufen geworfenes Ansehen von dem noch festgewurzelten unterschieden, der in parallelen Streifen auf der Wasseroberfläche liegt. Eine Menge kleiner Fische und Krabben, auch andere Meeresthiere gedeihen vortrefflich unter den Stengeln und Blättern des Kelps, und oft sieht man Seevögel um denselben herumschwimmen oder auch wohl gar auf den Treibkelpflotten selbst segelnd. In diesen abgelegenen und wüsten Fahrwassern,

wo von dem Menschen ausgelegte und unterhaltene Merkmale und Seezeichen wohl kaum jemals zu Stande kommen können, — mindestens nicht in einer einigermaßen ausreichenden Vollkommenheit, — und überdies auf den äußersten Küsten oft durch Seegang und Strömungen fortgerissen werden würden, ist dieses Gewächs eine herrliche und nicht genug zu segnende Gabe der gütigen Vorsehung. Wie weit die von dem Seemanne im Allgemeinen benutzte Benennung Kelp nur eine oder mehrere Arten umfaßt, überlassen wir der Entscheidung der Naturkundigen und begnügen uns damit, auf dessen Nützlichkeit für die Seefahrt hingewiesen zu haben. Eine schöne Beschreibung der Thierwelt, welche in den Kelpmassen lebt und sich rührt, hat Darwin in den: Voyages of the Adventure and Beagle III, pag. 303—5. gegeben.

Die Elisabeth-Insel und die ihr zunächst gelegenen kleinen Eilande St. Magdalena und St. Martha sind von gleichartiger Bildung mit dem schon beschriebenen Theile der Strandpartieen des Magalhaens-Sundes. Diese beginnen jedoch hier ein ganz anderes Aussehen anzunehmen. Bergmassen fangen an sich zu zeigen, und nehmen, ganz in dem Maaße, wie man nach Süden und Westen zu vordringt, an Höhe zu. Ihre steilen Abhänge und zackigen Spitzen bilden einen Contrast gegen die nach Osten zu gelegenen flachen Hügel, und dieser Contrast wird noch besonders gehoben durch den üppigen Wachsthum in den Thälern und bis hoch hinauf auf die Seiten der Berge, die mit dichten Laubwaldungen bestanden sind, während man nach Osten hin kaum einen einzigen Busch gewahr wird. Weiter hinauf auf den Bergen nimmt natürlicherweise das Wachsthum ab, und verschiedene Berggipfel reichen sogar über die Grenze des ewigen Schnees hinaus, was in dieser Gegend allerdings nur 4000 bis 3500 Fuß Höhe über der Meeresfläche sagen will. Bedeutende Schneemassen bleiben jedoch auch schon oft den ganzen Sommer lang auf weit niedriger hinabhängenden Abhängen, besonders auf den südwärts gelegenen Seiten der Berge liegen, da hier der Schnee in dichteren Massen fällt und ihm die Sonnenstrahlen nicht beikommen können. So haben sich auf verschiedenen Stellen Gletscher gebildet, von denen wohl gar der eine oder der andere bis zum Strande hinabreicht. Der höchste Berg in dieser Gegend ist nach dem oben erwähnten Sarmiento benannt worden. Er ist an dem westlichen Ende des eigentlichen Feuerlandes gelegen und ungefähr 7000 Fuß hoch, und wird bei klarem Wetter schon von der Elisabeth-Insel aus, also aus einer Entfernung von siebzehn schwedischen Meilen, gesehen.

Am Nachmittage wurden wir im Westen eines Dampfsahrzeuges ansichtig, welches vor Anker zu liegen und zu heizen schien. Kurze Zeit darauf setzte es sich auch wirklich in Gang und nahm seinen Cours auf

uns zu. Der Wind blies jetzt frisch, und wir liefen mit einer Fahrt, die der Geschwindigkeit des Dampfbootes weit voraus war, drehten aber bei, um dasselbe zu erwarten. Ein Boot, mit einem Offizier darin, wurde von ihm abgesendet, der sich uns als Capitain Stewart, Chef von Ihrer Großbrittanischen Majestät Dampfschiff „Virago," zu erkennen gab, welches hierher gesendet war, um zwei Fahrzeuge aufzufangen, welche von den Aufrührern und Verbrechern der Chileschen Colonie in dem Magalhaens-Sunde genommen worden waren. Diese Begebenheit wird bald noch ausführlicher berührt werden. Capitain Stewart legte uns in Betreff des einen der genommenen Fahrzeuge, ein Barkschiff, von welchem er wußte, daß es ostwärts aus dem Sunde hinausgesegelt war, Fragen vor, aber wir hatten keins dergleichen gesehen und ihm also auch keine Nachrichten darüber mitzutheilen. Nach einem Gespräche von einer kurzen Weile fuhr er wieder an Bord seines Fahrzeuges zurück, und wendete sich abermals seinem früheren Ankerplatze bei Punta Arena, einer von den Chileschen Colonieen zu. Er hatte einige Tage vorher das zweite von den Räubern genommene Schiff, einen englischen Schooner, wieder genommen, und ihn dann in Playa Parda*) abgeliefert.

Um 7 Uhr Abends langten wir außerhalb des Port-Famine an. Der Wind blies gerade aus dem Busen heraus, so daß wir in denselben hineinkreuzen mußten. Wir sollten eben zum letzten Male wenden, bevor wir die Anker auswürfen, das Ruder war schon eingelegt, und die Fregatte oben in den Wind, die Halsen und Schoten wurden gelüftet, und das Großsegel mit denselben gegeit**), als die Fregatte in ganz beschaulicher Ruhe auf einer der vielen und ihrer Lage nach veränderlichen Schlammbänken, welche der Sedger-Fluß außen vor seiner Mündung jederzeit neu bildet, festsaß. Das Wasser war im Fallen begriffen, so daß nichts Anderes zu thun war, als die nächste Fluth geduldig abzuwarten, um so mehr, als sich der Boden rund um unser Fahrzeug herum so locker zeigte, daß durchaus kein Schaden zu befürchten war. Um jedoch ein mögliches weiteres Hinaufschieben auf die Bank zu verhinderu, wurde ein Krananker fallen gelassen, und ein Wurfanker nach hinten zu ausgeworfen und festgewunden. Am folgenden Morgen war hohes Wasser eingetreten, und die Fregatte floß fast ohne Arbeit von der Bank ab, und wurde mittelst des Warps***) bis zu dem Ankerplatze vorgehalst,

---

*) Es liegt ungefähr halbwegs zwischen Cap Froward und der westlichen Mündung des Sundes.

**) Geien, heißt die Segel mit den daran befindlichen Tauen (Schoten) zu einer Wendung zusammenziehen. Der Uebersetzer.

***) Werpen oder mit einem Warp vorhalsen, heißt ein Schiff durch Auswerfen eines Wurfankers und Heranziehen an denselben vorwärts bringen. D. U.

wo man sieben bis acht Faden Tiefe und Lehmboden hat. Das regelmäßige periodische Steigen und Fallen des Wassers beträgt hier sechs bis sieben Fuß.

Port-Famine. ist eine Art Hauptstation in dem Magalhaens-Sunde, und wir werden uns deshalb auch etwas bei derselben aufhalten. Den Grund und Anlaß zu dessen widerwärtigen Namen, wie die frühere Geschichte, hat der Leser schon erfahren.

Wie die Karte zeigt, liegt Port-Famine etwas ostwärts vom Cap Froward, dem südlichsten Vorgebirge des festen Landes von Süd-Amerika. Dieses Vorgebirge bildet gewissermaßen eine Grenze zwischen zwei merkwürdig verschiedenen Klimaten; ostwärts davon ist die Temperatur weit schöner und angenehmer, als nach Westen hin, woselbst Sturm und Regen zur alltäglichen Ordnung gehören. Dies wird auch mit Schaudern und Entsetzen von früheren Seefahrenden erwähnt, und wir haben in der oben gegebenen Aufzählung der Expeditionen nach dem Magalhaens-Sunde gesehen, daß sie hier zuweilen dem weiteren Vordringen derselben eine Grenze gesetzt hat. Auf den Patagonischen Ebenen verhindern die Dürre und der Mangel an Schutz gegen die schneidenden Winde das Aufsprossen eines jeden Wachsthumes, aber die Gegend um Port-Famine herum ist durch ihre Lage gegen die fast unaufhörlich aus Westen herwehenden Winde geschützt, wird außerdem hinreichend durch Regen bewässert, und kann sich sogar bisweilen wirklich recht schönen Wetters erfreuen, und ist also die begünstigtste Gegend des ganzen Sundes. Der Hafen wird von einer kleinen ausspringenden Halbinsel gebildet, welche in dem St. Anna-Vorgebirge ihr Ende erreicht. An der westlichen Seite befindet sich die Mündung eines Flusses, oder richtiger gesagt Stromes, der Sedger-Strom genannt. Man ist in dem Hafen gegen alle anderen Winde, als die um Südost herum liegenden, geschützt, aber auch diese können keinen hohen Seegang zu Stande bringen, und der Ankergrund ist gut und haltbar; überdies kommen diese Winde höchst selten vor.

Auf der oben erwähnten Halbinsel ist die Chilesche Colonie gelegen. Die von Sarmiento gegründete Stadt soll dagegen der Behauptung nach in der nordwestlichen Ecke der Bucht, am Fuße eines mit Wald bestandenen Berges von 1300 Fuß Höhe, welcher von King zur Erinnerung an die unglückliche Colonie St. Philipps-Berg genannt wurde, gelegen haben. Man sieht hier einen abgeräumten Platz oben auf einem ziemlich hohen Wall, welcher steil gegen den Strand abschießt. Byron stellte daselbst Nachgrabungen an, ohne irgend eine Spur von Ruinen oder Baureſten zu finden. Morrell behauptet, wie schon oben erwähnt, 1827 ziemlich deutliche Mauerüberreste, und zwar so wohlerhalten gesehen zu haben, daß er Schanzen, Kirchen, Gefängnisse u. d. m. unterscheiden konnte.

King, welcher faſt zu derſelben Zeit mehrere Male dieſe Stelle beſuchte, hielt ſich dort ganze Monate auf, und hatte einen Theil ſeiner Schiffsbeſatzung ſogar am Lande, und zwar dicht neben demſelben Fleck zu wohnen, und erwähnt nicht ein Wort darüber, und d'Urville ſuchte 1837 vergeblich nach irgend einer Spur von Mauerreſten, ſo daß Morrell wohl den Titel „Fabricateur de contes," welchen d'Urville ihm zulegt, rechtmäßiger Weiſe zu verdienen ſcheint.

Die Dawſon-Inſel.

Die kurze Zeit, welche wir über unſeren Aufenthalt im Port-Famine zu disponiren hatten, mahnte uns, mit dem Unternehmen von Ausflügen nicht lange zu zögern. Herr Johanſon ſtellte magnetiſche Beobachtungen an; Doktor Kinberg und Magiſter Anderſſon unternahmen eine Ausfahrt nach dem 3000 Fuß hohen Tarn-Berg. Sie kamen zwar zurück, ohne ſeine Spitze erreicht zu haben, führten aber bedeutende Sammlungen von Naturerzeugniſſen mit ſich. Man ſuchte Schnecken an dem Strande, fiſchte in dem Sedger-Strom und ſeiner Mündung, und nahm in Booten Fahrten ſeinen Lauf aufwärts vor. Auf einer Landzunge zwiſchen dem Strome und dem Sunde liegen Maſſen von Treibholz, welches gutes Brennmaterial giebt; für Vieh findet ſich gerade gegenüber Weide auf ziemlich weitläuftigen, aber etwas ſumpfigen Feldern, und mit einer kleinen Mühe und Ausrodung würde es gewiß möglich werden, eine nicht geringe Anzahl Vieh hier zu ernähren. Ein Stück den Strom weiter hinauf wird derſelbe eng und untief, und vollgepfropft von umgeſtürzten Bäumen, welche das Fortkommen erſchweren. Die Ufer ſind im höchſten Grade maleriſch; große ſchattige Bäume des Buchengeſchlechtes ſtrecken ihre Zweige über den Strom einander entgegen, und der Raum zwiſchen ihren Stämmen wird von mehreren Arten üppigen Buſchwerkes ausgefüllt. Dies erſchwert die Durchwanderung des Waldes gewaltig, die außerdem noch ein Hinderniß in der ſumpfigen Beſchaffenheit des Bodens findet, und durch die vielen vermodernden Bäumſtämme und die dicken Mooſe, mit denen ſie bedeckt ſind, nicht erleichtert wird. Ein Theil der Gebüſche iſt ſtachlich, richtet die Kleider des Wanderers jämmerlich zu, und verſchont natürlich ſeine Hände und ſein Geſicht ebenſo wenig. Wir waren daher genöthigt, uns auf geringere Entfernung von den Ufern des Fluſſes zu beſchränken, an denen ſich übrigens das Wildpret zahl-

reicher zu finden schien, als in dem tiefen Innern des Waldes. Unser Fang bestand aus Enten von zwei verschiedenen Arten, die eine beinahe unserer schwedischen Grasente gleichend, die andere aber mehr der Krickente ähnlich; ferner einige wenige Exemplare von der so schönen Magalhaenschen Gans, welche sehr scheu und der daher schwer beizukommen war; eine Art Bekassine, auf der Ebene, an der Mündung des Flusses, wurde zwar sehr häufig angetroffen, war aber ohne Hund schwer zu schießen. Außerdem wurden noch einige Drosseln, Papageien und allerhand kleinere Vögel geschossen, auch ein Paar Raubvogelarten und Fischmöwen. Der Fischzug war ebenfalls sehr lohnend.

Die Colonie auf der Halbinsel Santa Anna stand, in Folge der Begebenheiten, welche sogleich mitgetheilt werden sollen, gänzlich verlassen da, zum Theil sogar niedergebrannt, und bot ein trauriges Gemälde von Verwüstung und Zerstörung dar. Die Häuser waren aus Bohlen errichtet, die wagerecht so aufeinander gelegt waren, daß die oberen die unteren überkannt deckten, gleichsam wie ein klinkt*) gebautes Boot, und für ein so kaltes und feuchtes Klima, wie das Port-Famine, von unzureichender und elender Beschaffenheit. Eine Landungsbrücke existirte nicht, aber man landet bequem an den den Strand bedeckenden großen Steinen. Ein alter zerbrochener Protzwagen, zu einem Feldgeschütze gehörend, stand an dem Landungsplatze im Wasser. Am Lande angelangt, wurden die Geruchsorgane von einem widerwärtigen Gestanke erfüllt, der von den faulenden Körpern von einem Paar Dutzend Ochsen ausging, auf denen sich der größere Theil des Fleisches noch faulend vorfand. Einigen war nicht einmal die Haut abgezogen worden. Dicht dabei stand ein Schuppen, Steinkohlen enthaltend. Ein Fußsteig leitete vom Strande aus, über einen steilen Berg hinauf zu dem Neubaue selbst. Oben auf die Ebene hinaufgekommen, sieht man eine Erhöhung, wo eine palisadirte Schanze oder eine Art Blockhaus ihren Platz gehabt hat. Sie war jetzt niedergebrannt, und dicht daneben standen ein Paar verrostete Kanonen auf halbverfaulten Laffetten, und die Gegend umher war mit Kugeln und Eisen besät. In den schlechten, unsauberen Häusern wurde einiges Hausgeräth angetroffen, zerrissene Kleidungsstücke, etwas Eisengeräth und Ueberreste von Eßwaaren. Ein Paar verhungerte Katzen streiften scheu und muthlos zwischen den Ruinen umher. In einigen kleinen Umzäunungen waren Kartoffeln und Bohnen gepflanzt, und die letzteren standen jetzt gerade in Blüthe. Im Uebrigen war die kleine Ebene mit grobem

*) Ueberkannt oder klink bauen, heißt Bretter so aufeinander nageln, daß jedes obere das untere überragt und auf ihm befestigt ist, wodurch die Fugen vermieden werden. Der Uebersetzer.

Grase und Buschwerke bewachsen, in welchem viele kleine Vögel zwitscherten. Ein Paar todte Pferde lagen unter den Gebüschen. In einiger Entfernung von den Häusern, auf einer kleinen Anhöhe, befand sich ein eingehegter Begräbnißplatz, auf welchem unter anderen anspruchslosen Grabdenkmälern sich eins bemerkbar macht, welches die irdischen Reste des Chefs von Beagle, Capitain Stokes, bedeckt. Es ist ihm von den Offizieren der englischen Corvette „Havana" errichtet, welche vor einigen Jahren auf der Rückkehr aus dem stillen Meere durch den Magalhaens-Sund gekommen war. Wir vermehrten die Zahl der hier bereits Ruhenden durch unseren, in Folge der schon erwähnten unglücklichen Begebenheit, verstorbenen Schiffskameraden; es war der zweite, den wir auf dieser Reise verloren hatten. Der Erste war ein Schiffsjunge gewesen, mit Namen Sommar, der schon in Öresund durch die Folgen eines Falles vom Deck auf die Batterie hinunter, bei welchem er sich den Kopf übel verletzte, seine Tage schloß, und draußen in der Tiefe des Skagerracks begraben wurde.

Die Chilesche Republik legte um das Jahr 1840 herum eine Colonie bei Port-Famine an, um daselbst eine Strafstation zu bilden, und ließ Vieh und Pferde dorthin übersiedeln. Eine andere ähnliche ist bei Punta Arena (Sandy Point) angelegt worden, welche dann der Hauptort wurde, da man hier das Klima für besser ansah. Die Begebenheiten, welche die Aufgabe und das Verlassen der beiden neuen Anlagen bis auf Weiteres zur Folge hatten, sind in Kürze die Nachstehenden:

Ein bei der Bewachung dienstthuender Lieutenant in der Chilesche Armee, mit Namen Cambiaso, war von dem Gouverneur wegen fortgesetzten tadelhaften Benehmens auf einige Zeit verhaftet worden. Mit Benutzung der in der letzten Hälfte des Jahres 1851 in Chile ausbrechenden, wenn gleich gedämpften und unterdrückten Revolution, von deren Ausbruch die Nachricht auch bis zu diesen Colonieen gekommen war, glückte es ihm, eine Meuterei zu Stande zu bringen, woran er auch die deportirten Verbrecher, durch das Versprechen ihrer Befreiung, Theil zu nehmen bewog; von den Soldaten vereinigte sich ein Theil freiwillig und selbstständig mit ihm, und die übrigen wurden, durch Drohungen eingeschüchtert, dazu geneigt gemacht. Der Gouverneur flüchtete mit einigen von den wenigen Soldaten, welche ihrer Pflicht treu geblieben waren, in einem Wallfischfängerboot nach dem Feuerlande hinüber, wurde aber dort von den Eingeborenen angefallen, mußte sich verwundet wieder zurück begeben, und wurde in Punta Arena ergriffen und von den Aufrührerischen erschossen. Der Priester der Colonie und einige andere rechtschaffene Mitglieder derselben theilten sein Schicksal. Nach diesen

Unthaten begab sich der größte Theil der Gesellschaft nach Port-Famine, weil dort der Zugang von Vieh bedeutender war.

Um diese Zeit, im November 1851, passirte das oben erwähnte Dampfboot Virago gerade den Magalhaens-Sund, um sich auf seine Station in das stille Meer zu begeben. Es ankerte in Port-Famine, um seinen Kohlenvorrath aus der dort befindlichen Niederlage zu ergänzen; wie es gewöhnlich bei der Ankunft von fremden Kriegsfahrzeugen zu geschehen pflegt, kam auch dieses Mal ein Offizier an Stelle des Befehlshabers an Bord, die Empfehlungen desselben und die Frage, womit er uns etwa zu Diensten sein könnte, mitbringend. Ohne den geringsten Unrath zu merken oder zu ahnen, fuhr Capitain Stewart, von einem Paar Offizieren gefolgt, an's Land, um die Artigkeit des Gouverneurs zu beantworten und die Colonie zu besehen. Man gab vor, daß der Gouverneur selbst krank sei, so daß er Niemand persönlich empfangen könne, jedoch wurde der Capitain Stewart in die Wohnung desselben geführt. Während er sich eine Zeit lang in dieser aufhielt, berathschlagten die Aufrührerischen darüber, ob es etwa thunlich sein möchte, ihn und sein Gefolge zu ermorden, um sich sodann des Dampfschiffes zu bemächtigen. Einige unter der Gesellschaft hielten jedoch den Plan für zu gewaltthätig, man schritt deshalb zur Abstimmung, und durch nur drei Stimmen Uebergewicht, unter der Zahl von einigen sechzig Stimmen, entgingen der Capitain Stewart und seine Offiziere der über sie schwebenden, drohenden Gefahr, von welcher sie jedoch nicht die mindeste Ahnung hatten.

Einige Zeit nachher nahmen die Banditen einen englischen Schooner, und bald darauf ein amerikanisches Barkschiff, welche in Unkenntniß der sich zugetragen habenden Begebenheiten in Port-Famine vor Anker gegangen waren. Ein Theil der Besatzungen dieser beiden Fahrzeuge wurde ermordet. Von der Barke wurde behauptet, daß sie 100,000 Thaler an Bord gehabt habe, doch scheinen Cambiaso und seine Vertrauten der Meinung gewesen zu sein, daß sie zu viele Kameraden hätten, um den Raub mit Allen zu theilen.

Später hatte der kecke Rädelsführer die Nachricht erhalten, daß ein französisches Wallfischfängerschiff südwärts an der Außenküste des Feuerlandes gestrandet sei. Er segelte mit dem Barkschiffe dorthin und sandte gleichfalls einen Theil seiner Leute auf dem Landwege nach jenem Punkte und an Bord des Schiffes, um ihnen bei der Bergung desselben beizustehen, aber in der Nacht verließ er sie und segelte weiter. Die Angaben hierüber lauten indessen etwas unbestimmt und sich sogar gegenseitig widersprechend.

Inzwischen war es einem Paar von den Soldaten, welche dem

Gouverneur gefolgt, aber während er ergriffen und ermordet wurde, entkommen waren, geglückt, an der verlassenen Stelle von Punta Arena sich dem englischen Dampfpacketboote Lima, welches auf der Reise nach Peru begriffen war, bemerkbar zu machen Sie wurden an Bord desselben aufgenommen, und durch sie gelangte die Nachricht von den Begebenheiten in den Colonieen nach Valparaiso, welches von den von Lima aus kommenden Fahrzeugen in der Regel angelaufen wird. Die Regierung von Chile, welcher es geglückt war, die in dem Lande ausgebrochene Revolution zu unterdrücken, erhielt von dem Befehlshaber der englischen Südsee-Station, dem Contreadmiral Moresby, das Angebot seines Beistandes zur Ergreifung der Verbrecher, und auf die beistimmende Antwort derselben sandte der Admiral Moresby die Virago zu diesem Zwecke wieder zurück. Unsere Begegnung mit dem Capitain Stewart in dem Magalhaens-Sunde ist schon weiter oben erwähnt. Er langte am Tage nach uns in Port-Famine an, um seinen Kohlenvorrath zu ergänzen, und blieb dort den folgenden Tag über liegen. Einige der Verbrecher saßen unten in seinem Fahrzeuge in Eisen, aber die meisten gingen ungefesselt umher und halfen bei der Kohlenaufladung. Wir hatten also Gelegenheit sie in's Auge zu fassen, und widerwärtigere Gesichter und Physiognomien dürften nicht leicht aufgefunden werden können. Sie schienen übrigens bei sehr gutem Muthe zu sein und zeigten durchaus kein Zeichen von Niedergeschlagenheit. Da es Capitain Stewart nicht geglückt war, eine Kundschaft über das Barkschiff zu erlangen, beschloß er, sich mit dem wiedergenommenen englischen Schooner, der noch in Playa Parda lag, nach Valparaiso zurückzuwenden.

Um des Zusammenhanges willen wollen wir hier dem eigentlichen Berichte etwas vorgreifen, und erwähnen, daß das Barkschiff seinen Weg ostwärts durch den Sund genommen hatte, und nachher um das Cap Horn herumgesegelt war; aber nachdem Uneinigkeit unter den Haupträdelsführern ausgebrochen, wurde Cambiaso abgesetzt und gefesselt, worauf die siegende Partei das Fahrzeug nach Chiloe brachte, um sich den Chilesischen Behörden zu überliefern und dadurch eine Milderung ihrer voraussichtlichen Strafe zu erlangen. Das Fahrzeug wurde dort von der Virago getroffen, die es im Schlepptau mit nach Valparaiso nahm, woselbst alle drei Schiffe ein Paar Tage nach unserer dortigen Ankunft anlandeten.

Während der drei Tage, welche wir uns in Port-Famine aufhielten, war das Wetter ziemlich schön, das will jedoch nur sagen, für diese Gegenden ziemlich schön. Der Himmel war zwar fast unaufhörlich finster und der Gipfel des Berges in Wolken gehüllt, aber es regnete nur sehr unbedeutend, und ein schärferer Wind ließ sich auch nicht erkennen. Vom

Sarmiento-Pik wurde nur ein Paar Male ein schwacher Schimmer sichtbar. Am 31. Januar des Morgens war der Wind eine kleine Weile hindurch ostnordöstlich, und am 2. Februar Nachmittags ebenfalls eine Weile ostsüdöstlich, aber beide Male nur ganz schwach. Im Uebrigen waren die Winde aus der Nordwestecke her die herrschenden. Die Temperatur der Luft war höchstens 14°, die niedrigste 5°; man erinnere sich jedoch, daß die Jahreszeit dem Anfange des Augusts bei uns entspricht. Die Temperatur des Wassers im Hafen war ungefähr 9°.

Da für die Reise nach Valparaiso kein Wassermangel an Bord zu befürchten war, wurde nur wenig von dieser allernöthigsten Waare eingenommen; denn das Wasser aus dem Sedger-Strome hat einen unangenehmen Sumpfgeschmack, und überdies wird das Holen desselben durch die Banken, welche außerhalb seiner Mündung liegen, erschwert, da nicht einmal Boote von mittlerer Größe bei niedrigem Wasserstande über dieselben gehen können. Der Letzte von unseren aus Montevideo mitgebrachten vier Ochsen schloß hier seine irdische Bahn. Es war ein ausgezeichnet schönes Thier, lichtgrau von Farbe und feinhaarig, wie ein Pferd von edelster Race, und dabei von durchaus frommer Gemüthsart. Er hatte sich eine gewisse Zuneigung der Besatzung gewonnen, und man hielt es beinahe für eine Sünde, das schöne Thier zu schlachten. Obgleich bei Weitem noch nicht von den größten, welche man in den Plata-Gegenden antrifft, gab er dennoch nach vierzehntägiger Anwesenheit an Bord, bei knapper Kost, noch zweiunddreißig Liespfund Fleisch zum Verspeisen.

Früh am Morgen des 3. Februar nahmen wir Abschied von Port-Famine. Der Wind säuselte am Vormittage eine Weile aus Südost, ging jedoch bald nach Nordwest herum, und blies von dort am Abende ganz frisch. Das Kreuzen in diesem Fahrwasser ist während der Nacht zu schwierig, um ohne Noth und Zwang unternommen zu werden, weshalb wir in der Dämmerung auf die St. Niklas-Bucht zuhielten, welche 7, also etwas über 1 schwedische, Meilen ostwärts vom Cap Froward gelegen ist, und warfen dort um 10 Uhr Abends in einer Tiefe von 10 Faden und Lehmboden die Anker aus. Der Tag war wolkig und dick gewesen, und die Aussicht also bedeutend beschränkt, aber die mit Schnee bekleideten Spitzen der Fjelde leuchteten dennoch zuweilen zwischen den Wolken hindurch. In der Nacht machten sich dichte und ziemlich heftige Stoßwinde fühlbar, die von den Bergen, die westwärts von unserem Ankerplatze liegen, herabkamen. Während der Stürme kommen dergleichen Stöße oft mit gefährlicher Gewalt zwischen den Bergen herausgebraust, und zwar bald von der einen Seite, bald von der anderen; das Wasser wird dort, wo sie hineinfahren, aufgerissen und stöbert, wie der Schnee auf den Ebenen Schwedens, aber meistentheils gehen sie so schnell vorüber, daß ein vor Anker liegendes

Fahrzeug kaum die Verkettungen steif anziehen kann, ehe der Stoß beendet ist. Indessen muß man dennoch die Vorsichtsmaaßregeln beobachten, eine gute Ausbiegung der Kette außen zu haben, damit dieselbe nicht durch das plötzliche Anspannen springen, oder den Anker aus dem Boden herausreißen kann, weshalb auch ein zweiter Anker immer klar liegen muß, um sogleich fallen zu können, wenn es die Noth erfordert.

Die St. Niklas-Bucht bietet einen vortrefflichen Ankerplatz dar. Eine kleine Insel mit hohem Baumwuchse bestanden, dient zum Zeichen der Einfahrt; sie ist tief und sicher auf allen Seiten, man hat nur nöthig nach dem Kelp zu sehen, der sich einige Faden weit nach dessen äußerer Seite hinaus erstreckt. Westwärts von dieser kleinen Insel liegt man am besten gegen die Windstöße gedeckt. Man hat dort sieben bis zehn Faden Tiefe, und einen Boden von Lehm und Muschelschaalen, Ein Strom stürzt sich in die Bucht, aber man muß ihn ein Stück hinauf fahren, um vollkommen süßes Wasser zu bekommen; die Mündung desselben ist durch Bänke verschlossen Die Strande der Bucht sind steinig und seicht, so daß die Landung mit größeren Booten unbequem ist. Mit Wald bestandene Berge erstrecken sich abwärts bis dicht an den Strand, und die kahlen Spitzen derselben erreichen eine Höhe von 2500 Fuß.

Wir lichteten am 5. Februar um 1 Uhr die Anker, da aber der Wind draußen im Magalhaens-Sunde hart aus Westnordwest blies, hielten wir wieder in die Bucht hinein, und warfen um 3 Uhr Nachmittags abermals die Anker aus. Am Abende schien sich der Wind etwas zu beruhigen und wehte eine Weile aus ostnordost, weshalb wir um $10\frac{1}{2}$ Uhr wieder unter Segel gingen. Draußen im Sunde stand jedoch der alte Nordwest noch immer; er blies schon jetzt recht frisch, und wurde um Mitternacht so hart, Schnee und Regenschauer mit sich führend, daß die Wendung durch den Wind nicht mehr möglich wurde. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr in der Frühe des 6. Februar hielten wir ab, und ankerten um 2 Uhr wieder auf demselben Platze, den wir so eben verlassen hatten. Um 1 Uhr Nachmittags gingen wir sodann abermals unter Segel, mußten aber auch jetzt, zum dritten Male, wieder zurückkehren. Unerachtet der Wind draußen im Sunde hart blies, war es in der St. Niklas-Bucht in See von den hohen Bergen so still, daß wir mit den Booten uns auf den Ankerplatz bugsiren mußten.

Während des Aufenthaltes in der St. Niklas-Bucht wurden verschiedene Vögel geschossen, und bei der erwähnten kleinen Insel, die das Bouquett genannt wird, machte der Doktor Kinberg einen reichen Fang an Meeresthieren. Wir sahen hier zum ersten Male die Vogelart, welche von älteren Seefahrern der „Wettläufer" genannt wurde, bei den neueren aber die „Dampfbootsente" heißt. Die Kürze der Flügel des Vogels

erlaubt ihm nicht zu fliegen, auch taucht er überdies ſchlecht; aber mit Hülfe der Flügelſtümpfe ſpringt er auf der Oberfläche des Waſſers mit einer überraſchenden Schnelligkeit dahin, und läßt auch das ſchnellſtrudernde Boot weit hinter ſich zurück. Das Plätſchern mit ſeinen Flügeln gleicht dem Arbeiten der Schaufeln eines Diminutiv-Dampfbootes, und hat Anlaß zu der Benennung deſſelben gegeben.

Um $2\frac{1}{2}$ Uhr Morgens am 7. Februar ſegelten wir aus der St. Niklas-Bucht ab. Gleich bei unſerer Ankunft in dem Magalhaens-Sunde wurden wir von einem ordentlich ſauſenden Regenſchauer empfangen, auf welchen ein Paar Stunden Windſtille folgten, die allerdings von ſchwachem Säuſeln aus verſchiedenen Ecken her unterbrochen wurde. Bald kam jedoch der alte Weſtwind wieder zurück, der hier ein ganz bitterer Herr und Herrſcher iſt. Er peitſchte haſtig, und wir ſetzten unſer Kreuzen unter doppelt gerefftem Marsſegel und einfach gerefften Unterſegeln fort. (Vor- und Kreuzmarsſegel waren ein Paar Stunden hindurch auch dreigerefft*). Weiter gegen Mittag hin klärte ſich der Himmel ein wenig auf, und die Berggipfel wurden zum Theil von den um ſie herum hängenden Wolken befreit. Cap Froward, die ſüdlichſte Spitze des Feſt-

*) Jedes Segel iſt an dem unteren Theile ſeiner Tücher mit angenähten Bändern (Reffbändſel) verſehen, die in verſchiedenen Reihen über einander und auf beiden

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

landes von Süd-Amerika zeigte sich ganz deutlich. Es wird von einem steilabhängenden Bergklumpen von ungefähr 800 Fuß Höhe gebildet und hängt durch ein etwas niedrigeres Land mit einer zwei- bis dreitausend Fuß hohen Bergkette zusammen. Um 12½ Uhr Nachmittags schnitten wir mit unserer Fahrt den Meridian desselben. Das Wetter war jetzt in jeder Beziehung schön, und die Reffs wurden aus den Untersegeln ausgesteckt. Die westliche Hälfte des Magalhaens-Sundes öffnete sich vor unseren Blicken, und auf dem nördlichen Strande desselben wurde das Cap Holland sichtbar. Dies ist eine hohe Klippe, östlich welcher wir in einer kleinen Bucht, die Woods-Bay genannt, für diese Nacht vor Anker zu gehen beabsichtigten. Nachdem wir also Alles in Allem fünfunddreißig Male während des ganzen Tages durch den Wind gedreht hatten, befanden wir uns endlich um 8½ Uhr Abends außen vor derselben. Das Boot wurde abgesendet, um den Ankerplatz zu untersuchen, und bald ließen wir dann auch unsere Anker, ein wenig östlich von der erwähnten Bucht in siebzehn Faden Tiefe und auf Sand und Schlammboden fallen. Man liegt zwar hier nicht sowohl geschützt, als inwendig in der Bucht selbst, im Lee der hohen Berge, welche nach Westen hin dieselbe umschließen, aber als Ruheplatz für die Nacht war unsere Haltestelle ganz passend. Der Ankergrund ist ausgezeichnet gut.

Am folgenden Morgen um 7 Uhr waren wir schon mit einer frischen Bramsegelbriese von Nordwesten her unter Segel gegangen, welche sich jedoch unaufhörlich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hinüberwarf. Das Wetter war klar und schön, aber recht kühl; das Thermometer zeigte 8°, und alle Bergesgipfel waren mit schimmerndem neugefallenen Schnee bekleidet. Die Fahrt des heutigen Tages war eine höchst interessante. Auf dem nördlichen Strande wurden der gleichsam wie eine Säge ausgezahnte, wüste Dreispitzenberg (three peaks mount), der Heilige-Kreuz-Berg (Santa-Cruz) und mehrere andere sichtbar; auf dem südlichen aber zeigten sich die Roldans-Glocke, der Ponds-Berg, und in etwas weiterer Entfernung Massen von Klippen, welche sich stufenförmig über einander erhoben und alle in Schnee gekleidet waren. An der Menge auf dieser Seite befindlichen tiefen Buchten und Rinnen, welche zwischen den Insel-Labyrinthen des Feuerlandes hindurch und hinaus in das Meer gleiten, wurden mehrere Gletscher sichtbar, von denen einzelne sogar bis zum Strande hinunter reichten, und von schwindelnden Höhen stürzten sich Gebirgsbäche mit schäumender Geschwindigkeit

---

Seiten gleichmäßig sitzen. Durch das Einbinden des Tuches in diese Bänder wird das Segel kleiner, welches Verfahren „reffen" heißt.

Der Uebersetzer.

herab. Im Waſſer wimmelte es von Wallfiſchen in großer Anzahl, die geräuſchvoll Waſſerſtrahlen von ſich bliesen, jedoch ſchienen keine der von den Wallfiſchfängern geſuchten Arten darunter zu ſein, vielmehr nur ſogenannte „finbacks" oder „humpbacks," welche beide Arten einmal ſchwierig zu harpuniren ſind und zum anderen Male auch nur wenig Speck liefern.

Zur Mittagszeit befanden wir uns außen vor der Fortescue-Bay und traten in den Theil des Magalhaens-Sundes ein, welcher „English Reach"*) genannt wurde, und mit dem unmittelbar darauf folgenden Theile „Crooked Reach" (krumme Reach) die engſten Abſchnitte deſſelben bildet. Längs der ſüdlichen Seite liegen hier einige hohe, klippige, unfruchtbare Inſeln, welche durch enge, aber tiefe Rinnen von der weſtlichen großen Inſel des Feuerlandes getrennt ſind, die von Sarmiento den Namen Santa-Inez erhielt, und von Narborough das „Land der Verwüſtung" (Land of Desolation) genannt wurde. Es beſteht dieſe vermeintliche Inſel jedoch, der Wahrſcheinlichkeit gemäß, aus mehreren Inſeln, aber die Theile des Sundes, welche dieſe von einander trennen, ſind bisher noch nicht unterſucht worden. Die Vegetation iſt hier weit weniger üppig und beſonders in Hinſicht auf ihren Umfang weit beſchränkter, als ſie ſich in der Gegend von Port-Famine zeigte; die Grenze derſelben hat ſich ſchon bedeutend weiter auf die Bergabhänge herabgezogen, auch ſieht man ſchon nicht mehr ſo große Bäume, als früher. Nach 3 Uhr Nachmittags fing die Strömung an ſich uns ſtark entgegen zu ſtellen, und erſchwerte das in Beziehung auf die Beſchränktheit des Raumes ſchon ſchwierige Kreuzen. Um $6\frac{3}{4}$ Uhr Abends ließen wir auf der Yorks-Rhede unſere Anker fallen, und zwar dicht im Weſten von der Mündung eines kleinen Fluſſes, der von Narborough Bachelor-Fluß**) genannt wurde, bei dem Franzoſen Beauchêsne aber als „Rivière du Massacre" angeführt iſt. Wir hatten hier eine Tiefe von neun Faden und einen guten Boden von Sand und Muſchelſchaalen. Die Strömung ſetzte nun nach Südſüdoſt um, mit einer Geſchwindigkeit von zwei Meilen (eine drittel ſchwediſche) in der Stunde.

Die Ausſicht von unſerem Ankerplatze war nicht weniger merkwürdig, als die, welche wir den Tag über während unſerer Fahrt genoſſen hatten.

---

*) Reach, wörtlich Weite, Ausdehnung, Raum bedeutend, iſt in der geographiſchen Namenbeſtimmung gewiſſen, eigenthümlich geformten Waſſerſtraßen von den Engländern gegeben, und findet ſich weder in der ſchwediſchen, noch in der deutſchen Sprache ein vollkommen entſprechendes Wort dafür.

Der Ueberſetzer.

**) Da das Motiv zur Namenverleihung unbekannt iſt, ſo laſſen wir bachelor unüberſetzt, was die beiden Bedeutungen von Junggeſell und Candidat hat.

Der Ueberſetzer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Nach Süden lagen hinter der Insel Karls des Dritten Berge über Berge, und Schneefelder auf Schneefelder gethürmt; nach Norden zu, ganz dicht vor uns, der spitze, gespaltene Bachelor-Pik, um dessen Fuß herum sich ein Fluß in einem mit üppigen Büschen und Bäumen geschmückten Thale schlängelt; in einiger Entfernung kalte und schneebedeckte Berge von den allerverschiedenartigsten Formen, und im Nordwesten die Mündung der Hieronymus-Rinne (nach Jerome Channel benannt), durch welche man in die weitläuftigen Buchten Ottway-Water und Skyring-Water kommt, von denen die Erstere nur durch eine Landzunge von mittelmäßiger Breite bei dem Cap Negro von dem Magalhaens-Sunde getrennt wird, während die Letztere durch eine ähnliche Zunge von einer tiefer eingehenden Bucht des stillen Meeres geschieden ist.

Wir landeten an der Mündung des Bachelor-Flusses, gingen an's Land und eine Strecke längs den Ufern desselben spazieren. Es ist dieses Flußthal thatsächlich ein kleines Paradies für die hiesigen Gegenden, und es kann sich wirklich Niemand etwas so Angenehmes und Lächelndes denken. Das klare und reißend strömende Wasser des Flusses fließt unter üppigen schattigen Waldungen und zwischen kleinen grünen Feldern dahin, auf denen große Büsche von Fuchsien, dicht mit Blüthen bedeckt, mit einer gewissen Vorliebe ihren Platz erwählt zu haben scheinen und trefflich gedeihen. Der Mangel an lebenden Wesen verlieh aber, trotz aller dieser Schönheit, dem Ganzen den Charakter der Oede. Wir sahen nur einige Enten, welche sich jedoch nicht bis auf Schußweite nahe kommen ließen. An dem rechten Ufer des Flusses, ein kleines Stück von seiner Mündung entfernt, fanden wir einige verlassene Hütten. Sie glichen, der Form nach, einem nach obenzu abgerundeten Männerhutkopfe, waren im Durchmesser ein Paar Faden lang und aus Stangen und Ruthen erbaut, deren untere Enden in die Erde gesteckt, die oberen aber gegen einander gebogen, zusammengebunden, und in den Zwischenräumen mit anderen Ruthen durchflochten waren. Wahrscheinlich sind sie außerdem noch mit Seehundsfellen und dergleichen bedeckt gewesen. Man sah es sogleich, daß sie lange verlassen gestanden hatten, und es sind glaublicherweise dieselben Hütten, von denen es Fitz-Roy schon 1829 erwähnt, daß er sie gesehen habe, und zwar schon damals ohne Einwohner. Dicht neben den Hütten lagen Haufen von halbverwitterten Muschelschaalen und Seeäpfeln oder Meerigeln, so wie auch Theile eines Wallfisch-Skelettes. Es that uns wahrhaft Leid und kostete uns Ueberwindung, als wir in der Abenddämmerung diesen schönen Fleck verlassen mußten, um wieder an Bord zurückzukehren. Eine Fahrt in einem Boote, den Fluß hinauf, würde jedenfalls, sowohl für die Gelehrten und die Wissenschaft, als auch für die

Liebhaber einer malerischen Natur, viel Lohnendes dargeboten haben, aber die Zeit erlaubte uns dies leider nicht.

Am folgenden Tage, den 8. Februar, sahen wir eine englische Brigg bei uns vorübergehen, welche aus dem stillen Meere kam. Sie war am vorhergehenden Tage der Virago mit ihren Priesen im Schlepptau begegnet. Die Strömung verhinderte uns vor 11 Uhr Vormittags unter Segel zu gehen, wo wir dann aber unser Kreuzen mit einer frischen Briese aus Westsüdwest begannen, und bald durch Crooked Reach kamen, dessen Strande eine Folge der nacktesten und rauhsten Klippen aufweisen, die man sich zu denken im Stande ist. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags erreichten wir die Borja-Bay, und da der Wind etwas zu steif war, um durch die engste Stelle bei dem Cap Quod vorüber zu kreuzen, beschloß der Chef lieber hier vor Anker zu gehen. Ohnerachtet wir so nahe an dem östlichen Vorgebirge der Insel Groß-Borja, auf dessen innerer Seite die Ankerstelle liegt, hinstrichen, als es uns möglich war, und daß es wirklich fast schien, als sollten wir von der Fregatte auf das Land springen können, glückte es uns dennoch nicht weit genug in die Bucht hineinzukommen; die geringe Raumausdehnung erlaubte uns nicht viel zu manoeuvriren, und ein Wurfschauer*) zwang uns mit zweiunddreißig Faden Tiefe vor Anker zu gehen.

Der Tag war schön gewesen, der Thermometer zeigte $8-9^{\circ}$, und die Bergesspitzen prangten im glänzendsten Schmuck des frischgefallenen Schnees. Die Borja-Bay wird aus einer kleinen Einbucht in dem Strande und von der außerhalb derselben gelegenen Insel Groß-Borja, so wie von einigen im Nordwesten von dieser liegenden Scheeren gebildet. Die Bucht selbst bietet einen guten Ankerplatz dar, aber derselbe ist, wie wir es an uns gesehen haben, oft von größeren Fahrzeugen schwer zu erreichen, und doch wählen diese jederzeit denselben Weg, welchen wir einschlugen, da er nach der Spezialkarte Kings der einzig mögliche ist. Es ist jedoch noch ein zweiter zu finden, und zwar zwischen Groß-Borja und den eben erwähnten Scheeren; er ist zwar eng, und die Strömung geht mit großer Geschwindigkeit durch denselben, wir maßen aber die Rinne durch das Loth aus, und fanden in ihrer Mitte achtzehn bis zwanzig Faden Tiefe, und noch in ganz kurzer Entfernung, sowohl von der Insel, als der Scheere, fünf bis sechs Faden, so daß sich ein Fahrzeug mit den Seiten an den Felsen schrammen kann, ohne daß es mit dem Kiele aufstößt.

Außen vor Groß-Borja liegt die Scheere „Klein-Borja," deren Strande nicht ganz rein sind, aber sie werden von Kelp umgeben, und

---

*) Kastby, Wurfschauer, technischer Seemanns-Ausdruck für gewisse Stoßwinde. Der Uebersetzer.

an dem Rande desſelben hat man fünf Faden Tiefe. Weiter nach Weſten hin liegt auch eine Untiefe, aber ſie iſt durch große Maſſen von Kelp außerordentlich bemerkbar gemacht. Wenn man ſich der letzterwähnten Fahrſtraße bedient, ſtößt man auf keine Schwierigkeit den beſten Ankerplatz zu erreichen, auf dem man dann ſechzehn bis zwanzig Faden Waſſer hat.

Die Strande der Bay ſind mit dichtem, feuchtem und mooſigem Walde beſtanden, aber irgendwelche Bäume von bedeutenderer Größe werden nirgend gefunden. Die Beſchwerlichkeit des Durchwanderns desſelben ſchreckte uns von Ausflüchten ab. Ganz vorzügliches Waſſer findet ſich in ein Paar kleinen Gebirgsbächen, und die Füllung kann mit der größten Leichtigkeit bewerkſtelliget werden, ohne vom Sturme oder Unwetter Hinderniß zu empfinden, da man gegen dieſe ſehr wohl geſchützt liegt. Groß-Borja iſt waldlos, aber mit dickem groben Graſe bewachſen, welches ſeine hohen Hügel bedeckt. Von den Gipfeln derſelben hat man eine gute Ausſicht über das zunächſt um daſſelbe herumliegende Fahrwaſſer mit den darin liegenden Untiefen. Ein anſpruchsloſes Denkmal iſt hier auf Groß-Borja einem Offizier und einem Soldaten der chileſchen Republik errichtet, die am Bord eines Fahrzeuges, während ihres Aufenthaltes in dieſer Bucht, geſtorben waren.

Wir ſahen hier abermals eine Dampfboots-Ente, und machten von Neuem vergebliche Verſuche ſie zu ſchießen. Sie war uns zu ſchnell, machte eine Biegung um die Bucht herum, und verſchwand bald hinter einem Vorgebirge. Ein großer weißer Gänſerich mit ſeiner grauſarbigen Gattin wurden auf der Scheere ſichtbar, verhöhnten aber unſere Bemühungen, ſie auf Schußweite zu bekommen. Die ganze Jagd beſchränkte ſich auf eine Strandelſter.

Nach einer regnigten Nacht mit anhaltendem weſtlichen Winde brach am 10. Februar der Tag an, das Wetter klärte ſich bald auf, und der Wind zog ſich nach Norden und Oſten, aus welcher letzteren Ecke er ſich dann bald auffriſchte. Unſere Lage machte es faſt unmöglich denſelben Weg wieder herauszugehen, den wir gekommen waren. Unſere Gedanken fielen natürlich ſogleich auf die zweite Rinne, welche auch bei einer erneuten Unterſuchung als ganz rein erkannt wurde. Um $9\frac{3}{4}$ Uhr waren wir deshalb unterwegs, um aus der Bucht heraus zu kommen, und befanden uns nach einigen Minuten im großen Fahrwaſſer. Sobald der Anker aufgekattet*) worden war, wurde alles Tuch beigeſetzt, welches das Fahr-

*) „Aufkatten," techniſcher Ausdruck für eine gewiſſe Art des Heraufwindens der Anker, wobei „Katt's," d. h. eine Art Knoten in den Ankerketten gemacht werden, um ihn feſtzulegen und doch ohne großen Zeitverluſt ſchnell wieder fallen laſſen zu können.
Der Ueberſetzer.

zeug nur irgend tragen konnte; selbst die Brawsegel waren eine kleine Weile dabei, mußten jedoch bald wieder eingenommen werden, da die von den Bergen herabkommenden, oft ganz steifen Fallschauer*) diese Rücksicht geboten. Das Wetter war ziemlich schön und ein Wenig wärmer, als an den vorhergehenden Tagen. Mit frischer Fahrt passirten wir nun durch den engen „Crooked Reach," zwischen den Vorgebirgen „Cap Quod" auf der nördlichen und „El Morrion" (dem Sturmhut) auf der südlichen Seite, und liefen hinaus in die etwas breitere Strecke des Magalhaens-Sundes, die „Long-Reach" heißt. Die Ufer wurden jetzt noch kahler und wüster, die Spuren des Grünen waren noch weit tiefer in die Thäler hinabgetreten, und selbst dort waren die Bäume nur verwachsene kleine Mißgeburten.

Das Feuerland selbst zeigt sich durch viele Buchten und Rinnen zerschnitten, von denen mehrere bis hinaus in das Meer leiten. Ungeheuere Schneefelder sahen wir, so weit das Auge reichte, hier und dort unterbrochen durch schwarze Bergfirsten und Spitzen, deren steil abhängende Seitenwände den Schnee nicht haften ließen. Gletscher streckten sich, in den schönsten Tönen von Hellblau, Violett und lichtem Grün schimmernd, bis zu dem Strande hinab, und viele Gebirgsbäche warfen sich schäumend von Klippe zu Klippe hinunter. Um 3 Uhr Nachmittags passirten wir die Oeffnung der großen Xaultegua-Bucht, und der westliche Theil des Magalhaens-Sundes, der „Sea-Reach" genannt, zeigte sich unseren Blicken in seiner ganzen abschreckenden Oede. Von irgend einem Wachsthume war nun kaum noch eine Spur sichtbar, und ganz in eben dem Maaße, wie man sich dem Ausflusse nähert, werden auch die Berge niedriger, ihre Formen weniger keck, und an die Stelle der großartigen Aussichten in den mittelsten Theilen des Magalhaens-Sundes, tritt hier nur eine verworrene und verwickelte Masse ungleicher, knorriger Berggipfel, welche mit vollem Grunde dieses Land den Namen verdient machen, den ihm Narborough verliehen hat. Die Deining des stillen Meeres ließ sich hier schon erkennen. Während der westlichen Winde tritt sie oft mit großer Gewalt auf, und macht alles Kreuzen nach Westen zu unmöglich. Um 4 Uhr Nachmittags waren wir dem Cap Providence gerade gegenüber, um $5\frac{1}{4}$ Uhr Nachmittags am Cap Tamar; um 6 Uhr fing der Wind, welcher bisher sehr frisch geweht hatte, an, sich zu beruhigen, und kurze Zeit darauf stellte sich Regen und dicke Luft ein. Bevor der östliche Wind noch ausgegangen war, befanden wir uns jedoch schon quer vor dem Cap Pillar, dem westlichen Thore des

*) Styfva fallbyar. heftige vom Lande wehende Stoßwinde.
Der Uebersetzer.

Magalhaens-Sundes. Es war jetzt beinahe Mitternacht geworden, und mit dem 11. Februar traten wir ein in die weiten Räume des stillen Meeres, nach genau zwei Wochen Aufenthalt in dem Magalhaens-Sunde, von welcher Zeit wir drei Tage in Port-Famine zugebracht hatten. Nach einer Windstille von ein Paar Stunden sprang der Wind nach Westen um, der Regen und die dicke Luft hielten aber bis zur Dämmerung des Tages an.

Ein Vergleich mit den oben mitgetheilten historischen Angaben zeigt, wie leicht und schnell unsere Fahrt durch den Magalhaens-Sund gewesen ist, wenn man sie in Bezug bringt zu den mühsamen und zeitraubenden Fahrten, welche die früheren Seefahrer durch denselben unternommen hatten. Die Ursachen hierzu liegen klar am Tage, erstens in den besser segelnden Fahrzeugen und dann in einer genaueren Kenntniß des Fahrwassers. Ein solches Fahrzeug, wie die Eugenie, bringt sich bei weitem zuverlässiger gegen den Wind auf, und manoeuvrirt bedeutend sicherer und schneller, als die langsam und träge segelnden „Bütten," mit denen Byron, Wallis und mehrere Andere ihre Reisen um die Erde machten. Die unzureichenden und in jeder Beziehung mangelhaften Mittel, welche ihnen, und natürlicherweise in einem noch höheren Grade ihren früheren Vorgängern zu Gebote standen, beschränkten in selbst verständlicher Wechselwirkung auch ihre Wirksamkeit bedeutend, aber man muß desto mehr den Muth und die Kühnheit bewundern, mit welchem sie die Gefahren und Widerwärtigkeiten aller Art bekämpften. Ganz insbesondere hat Anson Proben einer Beständigkeit gegeben, die man beinahe gräßlich nennen könnte, die aber auch dafür mit Erfolg gekrönt wurden.

In einer Beziehung ist uns jedoch das Glück dafür ungünstig gewesen; wir haben nämlich nicht einen einzigen Eingeborenen gesehen, unerachtet der aus dem Feuerlande aufsteigende Rauch es uns bewies, daß sich dergleichen in unserer Nachbarschaft befunden haben. Weder ein groß gewachsener Patagonier, noch irgend ein elender Feuerländer konnte von unseren danach spähenden Augen entdeckt werden. Wir können es also nicht unternehmen, den Leser mit einer Beschreibung dieser Leute zu unterhalten, die wir aus eigener Anschauung hätten, sondern müssen sie auf die Berichte jener Reisenden hinweisen, denen das Glück in dieser Beziehung günstiger war, als uns. Ohne Zweifel hat die Anlegung der Chilesschen Colonie dazu beigetragen die Eingeborenen zurückzuschrecken. Der oben erwähnte Morrell erwähnt, daß er in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die Strande des Magalhaens-Sundes wohl bevölkert gefunden habe, jedoch ist der Ausdruck etwas unbestimmt, und wir haben uns schon über die geringe Glaubwürdigkeit dieses Mannes geäußert. Die englische Fregatte Fisgard, welche 1846 durch den Magalhaens-Sund passirte,

hatte dasselbe Mißgeschick wie wir; während der sechzehn Mal vierundzwanzig Stunden, welche sie auf der Durchfahrt verbrachte, zeigte sich ihr auch nicht ein einziger Eingeborener. Unter den älteren Seefahrenden, deren Reisen allgemeiner bekannt geworden sind, haben Byron, Wallis und Bougainville die vollständigsten Angaben geliefert, unter den Neueren werden dergleichen bei King, Fitz-Roy und d'Urville gefunden. Besonders hat Fitz-Roy sowohl die Patagonier, als die Feuerländer ausführlich beschrieben, und zwar eines Theils nach eigenen Beobachtungen, anderen Theils nach des Jesuiten Falkners Bericht über seinen vierzigjährigen Aufenthalt unter den Patagonischen Stämmen und anderen guten Quellen.

Schon im Jahre 1767 wurden von Buenos-Ayres aus Missionäre nach dem Feuerlande abgesendet. Ein spanisches Fahrzeug war auf der östlichen Küste desselben gestrandet, und der Besatzung wurde von den Eingeborenen wohl begegnet, ja es standen ihnen dieselben sogar bei der Bergung der Fracht bei. Aus Dankbarkeit beschloß man, ihre Seelen aus der heidnischen Finsterniß zu erretten, aber es ist nicht bekannt geworden, daß aus diesem edlen Vorhaben wirklich einige Resultate gewonnen wären. Capitain Fitz-Roy, welcher auf seiner ersten Expedition vier Feuerländer, drei Knaben und ein Mädchen, mit nach England geführt hatte, setzte diese 1833 wieder in Gesellschaft eines jungen Missionärs in ihrer Heimath an das Land, doch mußte dieser das Vorhaben einer Bekehrung bald wieder aufgeben, und froh sein, glücklich an Bord zurück zu kommen. Zuletzt hat ein Capitain Gardiner, von der englischen Flotte, in Gesellschaft eines Arztes und vier cornwall'scher Fischer, einen derartigen Versuch gemacht, welcher eben so fruchtlos und bei weitem tragischer ablief. Die Maaßregeln und Schritte, welche er unternahm, um sich die Zuführung der nöthigsten Lebensmittel zu sichern, waren sehr übel berechnet, und die Folge davon war es, daß er selbst und seine Kameraden vor Hunger und Elend auf der Picton-Insel, die im Süden des eigentlichen Feuerlandes liegt, jämmerlich umkamen. Capitain Morshead; der Chef der englischen Corvette Dido, hatte Ordre erhalten, auf dem Wege nach Valparaiso, wohin die Corvette abgehen sollte, die Picton-Insel zu besuchen, und Gardiner den Beistand zu leisten, dessen er etwa bedürftig sein könnte. Bei seiner Ankunft auf der Insel fand der Capitain Morshead keinen Menschen, aber nachdem er einige Tage danach gesucht hatte, wurden die Leichen Gardiners und ein Paar seiner Unglücksgefährten entdeckt.

Morrell sieht die Fahrt durch den Magalhaens-Sund als eine angenehme und leichte an („pleasant and easy"). Das Erstere beruht natürlicherweise auf Ansicht und Geschmack, und wir wollen ihm daher hierin nicht widersprechen, sie ist mindestens bei weitem interessanter, sowohl für den Mann der Wissenschaft, als für den Ungelehrten, wie die Fahrt

um das Cap Horn herum, wo sich nur die, während einer jeden längeren Seereise hinreichend oft gesehenen Gegenstände, Wolken und Wasser den Blicken der Menschen darbieten. Die Leichtigkeit dieser Fahrt ist aber schwerer zuzugestehen, obgleich auch wieder auf der anderen Seite eingestanden werden muß, daß die Schwierigkeiten für ein wohlbemanntes und gut segelndes Fahrzeug bei weitem nicht so groß sind, als man sie sich vorzustellen gewöhnt hat. Für ein Handelsfahrzeug mit nur der gewöhnlichen Besatzung bleibt jedoch die Fahrt durch den Magalhaens-Sund von Osten nach Westen im Allgemeinen sehr mühsam und sogar gefährlich, wenn schon ein glücklicher Zufall, wie zweimal vierundzwanzig Stunden anhaltender Ostwind, sie leicht machen kann. Auf dem entgegengesetzten Wege, oder, klarer gesagt, der Fahrt aus dem stillen Ocean in das Atlantische Meer, wird durch die fast ununterbrochen wehenden westlichen Winde das Segeln ebensowohl bequem, als leicht gemacht, besonders während der Sommermonate vom September bis April, in denen sie am überwiegendsten sind, und man überdies lange Tage hat.

Man spart durch die Benutzung des Magalhaens-Sundes sowohl an Zeit, als an Abnutzung des Fahrzeuges, und außerdem läßt sich hier frisches, süßes Wasser und Brennmaterial in völlig unbegrenzter Menge erlangen. Für kleine Fahrzeuge, insonderheit Schnellsegler, Schooner, Kutter und dergleichen mehr, bleibt ganz bestimmt der Weg durch den Magalhaens-Sund der vortrefflichste, eben sowohl wenn diese eine westliche, als auch eine östliche Richtung einschlagen. Solche Schiffe haben bei weitem mehr die schwere See um das Cap Horn herum zu fürchten; sie kreuzen sich viel leichter gegen die westlichen Winde an, da ihre Manoeuver in der Regel äußerst gewandt sind, und sie finden in dem Sunde selbst eine große Menge Ankerplätze, welche für jedes größere mit Raasegeln versehene Fahrzeug unzugänglich sind. Für Dampfschiffe ist das Verhältniß ein günstigeres, und sie wählen daher auch jetzt immer diesen Weg. Für sie bietet sich noch der Vortheil dar, daß sie sich daselbst mit Holz versehen können, um ihre Kohlen zu sparen, auch haben sie nebenbei weder Gefahren, noch Beschwerlichkeiten zu befürchten, und finden überdies ein gegen jeden Seegang geschütztes inneres Fahrwasser, durch die Scheeren von Cap Tamar im Magalhaens-Sund bis Pennas-Bucht, eine Entfernung von fast sechzig schwedischen Meilen, im Austausche gegen eine eben so große Strecke eines sehr stürmischen Meeres. Das Fahrwasser ist schon verschiedene Male benutzt worden, und es finden sich zuverlässige Karten von demselben.

Wir kehren nunmehr wieder zur Eugenie zurück, die wir draußen am Cap Pillar in Regen und dickem Wetter verließen. Der Wind sprang bald nach Westen herum, und zwar mit einer steifen Kälte. Wir kreuzten

den ganzen Tag, um von dem Lande abzukommen. Um die Mittagszeit wendeten wir ganz dicht bei den vier klippigen Inseln, welche den Namen die „Evangelisten" bekommen haben; die Strömung versetzte uns in den vierundzwanzig Stunden ungefähr 15 Meilen ($2\frac{1}{2}$ schwedische) nach Südosten. Am folgenden Tage wurde das Wetter sehr schön, der Wind ging nach einer Weile Stillstand nach Südwest mit schwacher Briese herum. Am Nachmittage waren noch Cap Pillar und Cap Victoria mit dem dort herumliegenden Lande, auf eine Entfernung von etwa 35—40 Meilen (6—7 schwedische) deutlich in Sicht. Am Morgen des 13. ging der Wind nach Nordnordwest mit Regen und dicker Luft, und fuhr bis zur Mittagszeit des 14. fort in dieser Weise ziemlich steif zu wehen, wo er dann auf einmal abstarb und nach Süden herumging, worauf auch der Himmel bald klar wurde. Am 15. und 16. fuhr er fort von Süden und Südwesten her zu wehen, mit mäßiger und zuletzt lauer Briese, und hierauf folgten sodann wieder ein Paar Tage mit nördlichen Winden. Den 18. am Abende kam der Wind wieder aus der Südwestecke, und hielt auch am 19. und 20. in dieser Art mit schönem Wetter an. Am letzterwähnten Tage war vor dem Sonnenaufgange ein starkes Meeresleuchten zu sehen, und am Vormittage bekamen wir das Land um das Cap Rumena herum in Sicht. Wir hatten jetzt eine Temperatur von 14—16°, und die des Meeres war dieselbe.

Am 21. beim Aufgange der Sonne erschien die Küste von Chile abermals, verschwand jedoch kurze Zeit darauf in Sonnenrauch und Nebel. Der Wind hielt bis zum Nachmittage von Südsüdwest frisch aus, dann aber beruhigte er sich, und es folgte ihm nun ein laues und unbeständiges Wehen, das sich zwischen Nordwest und Nordost bewegte und schönes Wetter mit sich führte. Während der Nacht zum 22. wurden ungewöhnlich starker Thaufall und sehr viele Sternschnuppen beobachtet. Am Morgen war das Land um Valparaiso herum in Sicht; die schon weiter entfernt liegenden Anden schimmerten undeutlich hervor durch die trübe, neblige Luft. Kurz nach der Mittagsstunde passirten wir bei der Punta Caraumilla vorüber, dem Vorgebirge, welches die Valparaiso-Bucht bildet, und die Stadt zeigte sich mit ihren, auf den steil abfallenden Bergen, treppenförmig übereinander aufsteigenden Häusern. Um 2 Uhr Nachmittags ankerten wir in der Tiefe von vierunddreißig Faden und Modergrund, und hatten die Flaggenstenge auf der St. Antonio-Batterie im Südwesten, und die Scheere außerhalb Punta Caraumilla im Nordwesten zum Westen $\frac{1}{2}$ West des Compasses.

Von der Strömung, die nach der Erfahrung so Mancher sich zwischen der Mündung des Magalhaens-Sundes, oder mindestens zwischen dem 48. Parallelkreise und Valparaiso befinden, und weiter nach Norden

hinauf auch nach Norden zu umsetzen soll, haben wir Nichts gespürt, sondern erfuhren eher auf der ganzen Fahrt eine kleine Versetzung nach Süden, nach welcher Richtung sie zwischen den 46. und 33. Parallelkreisen in den vierundzwanzig Stunden 13 (oder ungefähr 2 schwedische) Meilen betrug. Man muß jedoch dabei bemerken, daß die Stärke des Windes in diesen Tagen sehr ungleich war, so daß die durch das Logg gemessene Geschwindigkeit der Fahrt unseres Schiffes möglicherweise zu groß geworden ist. Aber der Umstand, daß die Temperatur des Meerwassers in diesen Tagen zwischen 14 und 16° gewesen ist, und sich vor Valparaiso eher unter 14° hielt, macht es nicht unwahrscheinlich, daß es mit der gefundenen Strömungsversetzung wirklich seine Richtigkeit gehabt hat, und es ist sehr wohl bekannt, daß derartige Abweichungen von den gewöhnlichen Verhältnissen zuweilen eintreffen.

Das Fahrwasser in die Rhede von Valparaiso hinein ist ganz rein, wenn man das ausnimmt, was in denselben über dem Wasserspiegel sichtbar liegt. Der starke südliche Wind, welcher oft am Tage weht, erschwert indessen das Einsegeln, und zwingt die Fahrzeuge bis gegen Sonnenuntergang zu warten, wo er sich meist gänzlich legt. Die Handelsfahrzeuge wählen in der Regel einen Ankerplatz, der der Stadt näher liegt, als es mit dem unseren der Fall war.

VI.

Aufenthalt in Valparaiso. Fahrt nach Callao und Aufenthalt daselbst.

1852. Februar 23. bis März 18.

Die politischen Verhältnisse, so wie die schöne Jahreszeit hatten einen großen Theil aller der Orlogsfahrzeuge, welche die Seemächte in dem stillen Meere stationirt haben, in Valparaiso versammelt. England wurde hier durch die Fregatte Portland von funfzig Kanonen, mit der Flagge des Contre-Admirals Moresby an Bord, ferner der Fregatte Thetis von dreiundsechzig Kanonen, den Corvetten Amphitrite von zwanzig und Dido von achtzehn Kanonen repräsentirt. Dieses Geschwader wurde kurz nach unserer Ankunft durch unsere alte Bekannte die Virago und durch die Corvette Dädalus vermehrt; diese letztere war zu einer Expedition nach dem Behrings-Sund verwendet worden, um dem Entdeckungsschiff Investigator, unter Führung des Capitains M'Clure*), Proviant zuzuführen. Die Amphitrite wurde eben zu einer ähnlichen Expedition ausgerüstet, und hatte zu diesem Zwecke den größten Theil ihrer Kanonen gelöscht (ausgeladen). Wegen des englischen stillen Meeres-Geschwaders liegt zur Magazinirung ein Vorraths-Fahrzeug, ein altes kassirtes Linienschiff, wohl vertaut und mit ausgeworfenen Gabelankern auf der Rhede von

*) Es ist dies derselbe M'Clure, von dem jetzt 1853 behauptet wird, daß er die so lange gesuchte nordwestliche Durchfahrt gefunden habe. Bekanntlich hat sich diese Nachricht vollkommen bestätigt.

Der Uebersetzer.

Valparaiso. Die Regierung von Chile eiferte zwar anfangs gegen das dorthin Legen desselben, gab jedoch schließlich nach, als der damalige Chef der Escadre, Admiral Seymour, erklärte, Callao zu seinem Hauptquartiere zu nehmen, und es nachwies, wie hierdurch Valparaiso der gewiß nicht unbedeutenden Summen verlustig gehen würde, welche durch das englische Geschwader für Lebensmittel und andere Gegenstände dorthin flössen, und außerdem erklärte, daß durchaus keine politischen Pläne mit seinem Vorhaben verknüpft wären. Dieser ganz imponirenden Stärke gegenüber hatte Frankreich nur die Fregatte Penelope von 36 Kanonen, mit dem Stander*) des Divisions-Chefs, Capitain Pollion, an Bord, aufzuweisen; die amerikanische Fregatte Raritan 46 Kanonen und des Commodores M'Caulays Stander führend, und die holländische Fregatte Prins Fredrik langten ein Paar Tage nach uns an. Die Letztere war einen Tag vor uns von Montevideo abgesegelt und den gewöhnlichen Weg um das Cap Horn herumgegangen. Die Chilensische Flagge wehte von der Fregatte Chile von 46 Kanonen, welches Fahrzeug jedoch nicht in der Verfassung ist, daß es auf's Meer gesendet werden könnte. Eine chilensische Corvette langte einige Tage vor unserer Abfahrt an, so daß man auf der Rhede nicht weniger als sieben Fregatten, vier Corvetten und ein Dampfboot versammelt sah. Desgleichen befand sich ein russisches Transportschiff hier, welches nach Sitka, dem Hauptorte der russischen Colonieen auf der Westküste von Nord-Amerika abgehen sollte. Die zwischen den Orlogsfahrzeugen gebräuchlichen Artigkeitsbezeugungen wurden auch hier, wie gewöhnlich, gewechselt, die Flagge der Republik mit 21 Schüssen begrüßt, welche von der Schanze San Antonio aus erwiedert wurden, und die beiden Flaggen des Escadrechefs, die eine mit 13, die andere mit 11 Schüssen bewillkommnet, welches ihre respektiven Flaggenschiffe mit der gleichen Anzahl beantworteten.

Die Rhede von Valparaiso bietet eine Aussicht dar, welche den möglichst starken Contrast gegen die Häfen der von der Eugenie zuletzt besuchten Städte aufweist. Dort sieht man nur Felder und Ebenen, und auf einer weitgedehnten Oberfläche zerstreute Häuser; hier Berge und Thäler, und Wohnsitze, die auf steilen Abhängen terrassenförmig über einander aufsteigen. Innerhalb des Landes wird der glockenförmige Berg Campana de Quillota, nach Fitz-Roy 6360 Fuß hoch, sichtbar und, wenn die Luft klar ist, sieht man große Strecken von den Anden, unter denen der ungeheuere Aconcagua, der höchste Berg Amerikas und der höchste Vulkan der Erde seine schneebedeckte, noch von keines Menschen Fuß

*) Eine Flagge vom Top des Mastes wehend.

Der Uebersetzer.

betretene Spitze über alle Anderen erhebt. Seine Höhe wird von Fitz-Roy bis auf fast 24,000 Fuß*) oder 9000 Fuß über der Schneegrenze angegeben, und er liegt 13 Meilen von Valparaiso entfernt. Am häufigsten ist jedoch die Luft so dunstig, daß er nur undeutlich zu sehen, und zuweilen auch gar nicht zu erkennen ist; aber in den Nächten sieht man den Schein des Feuers, welches in dem Innern des Berges brennt, durch die Dämpfe, welche von demselben aufsteigen und über seiner Spitze schweben, reflektirt. Ungeachtet dieser bedeutenden Erhebung über die Schneegrenze soll es sich doch ereignet haben, daß auf eine kürzere Zeit aller Schnee von demselben verschwunden gewesen ist.

Die Stadt ist theils längs dem Strande von der nach Norden offenen Bucht, welche die Rhede bildet, theils auf verschiedenen Bergkuppen und in den Thalsenkungen, man könnte fast sagen Klüften, welche sich zwischen diesen hindurchwinden, erbaut. Der spanische Ausdruck für diese Thäler ist „quebrada," („quebrar") brechen, und dürfte, nach der Art der Thäler zu urtheilen, am richtigsten mit Klüften übersetzt sein. Diese Beschaffenheit des Grund und Bodens hat hier selbstverständlich den planmäßigen und regelrechten Entwurf nicht erlaubt, der sonst die neu angelegten spanisch-amerikanischen Städte charakterisirt. Die Berge lassen nur einen schmalen langen Streifen ebenen Landes zwischen ihrem Fuß und dem Meeresstrande, und treten auf einer Stelle so nahe an den letzteren hinan, daß man die Straße aus der Klippe aussprengen mußte. Die so gebildete vorspringende Gasse ist im Scherz Cap Horn genannt worden, und scheidet die eigentliche Stadt von der Vorstadt „Almendral," die im Osten von der ersteren liegt. Sie wird von drei Hügeln gekrönt, welche die Namen Vor-, Groß- und Kreuz-Mars**) erhielten, und mit elenden, jämmerlichen Hütten bebaut sind, in denen eine ausschweifende und schmutzige Bevölkerung wohnt. In der eigentlichen Stadt, welche wir von nun an schlecht und recht die Stadt nennen wollen, liegen zwei ziemlich hohe Berge, Cerro de Cordillera und Cerro Alegre, die von mehreren Ausländern erwählt wurden, um ausgezeichnete und eben so prächtige, als angenehme Wohnsitze darauf zu errichten, wenn schon der Weg zu ihnen hinauf etwas beschwerlich ist, und zum Theile aus Treppen besteht, die denen im inneren Theile der Stadt, in Stockholm, sehr ähnlich sehen, obgleich sie nicht so schmutzig sind, als diese, was jedoch allerdings mehr eine Folge des hiesigen trockneren Klimas, als eines besonderen

---

*) 23,000 englische Fuße sind gleich 23,700 schwedische Fuß; aber die Messung kann nicht sehr genau sein, und ist darum die Höhe in runder Zahl angegeben.

**) Mars heißt soviel als Mastkorb.

Der Uebersetzer.

Werthes ist, den man etwa auf ihre Reinerhaltung legen möchte. Nach Westen zu schließt die Stadt mit einem schmalen Thale neben der Höhe, auf welcher die Schanze San Antonio liegt; die Häuser und die Bevölkerung dieser Gegend haben eine starke, geschwisterliche Aehnlichkeit mit derjenigen der drei Mars'sen. Bei der Ausmündung dieses Thales nach dem Meere zu liegt eine kleine Schiffswerfte, und nahe bei derselben war ein weitläuftiges Gebäude in Angriff genommen, das auf Rechnung der Zollbehörde aufgeführt wird, und bei welchem ein Reitweg vorüber und zur Schanze hinauf führt.

Die Straßen sind weder breit, noch gerade, doch ziemlich gut gepflastert und eben. Die Wege, welche auf die Berge hinaufführen, verdienen den Namen von Gassen nicht mehr, und bilden steile Abhänge, von denen mehrere nicht einmal mit Wagen befahren werden können. Der geringe Raum hat die gewöhnliche spanische Bauart nicht gestattet, besonders nicht für die in den späteren Jahren errichteten Häuser, deren Entstehung eine Folge der durch den wachsenden Handel und die größere Bedeutung der Stadt vermehrte Bevölkerung ist, zu welcher Vermehrung auch die Einwanderungen aus Europa nicht unwesentlich beigetragen haben. Man trifft hier Häuser mit zwei und drei Wohnungen an, die, ihrer Einrichtung nach vollkommen den englischen gleichen. Es kommt mir jedoch fast so vor, als sei diese Bauart wenig geeignet, der Wirkung der hier so häufigen Erdbeben zu widerstehen. Einzelne in architektonischer Hinsicht etwa besonders merkwürdige Gebäude findet man hier nicht. Eine ziemlich bequeme Landungsbrücke, aus Holz erbaut, ist ein erst vor wenigen Jahren ausgeführtes Werk.

In Almendral ist die Geräumigkeit besser, die Straßen sind breiter und die Häuser zum größten Theile nach spanischer Bauart. Hier hat die Mehrzahl der vermögenderen Einwohner, besonders die eingeborenen Chilenen, ihre Wohnsitze, wie sich auch das Theater und der Garten Abadie, ein Promenadenplatz für die schöne Welt, hier befinden. Das Theatergebäude ist ganz hübsch, sowohl in seinem Aeußeren, als in seiner inneren Einrichtung, eine italienische Truppe gab dort die allermodernsten Opern vor ziemlich gut besetztem Hause. Die Anordnung der Plätze ist dieselbe, wie sie fast im ganzen südlichen Europa gebräuchlich ist, und man stattet hier ebenso, wie dort, seine Besuche in den Logen seiner Bekannten ab. Die Truppe pflegt sich, je nach der Jahreszeit, hier oder in Lima aufzuhalten, und war durchaus nicht übel, wenn man die Umstände in Erwägung zieht, obschon größere Talente erforderlich wären, um den Opern, welche sie aufzuführen unternahmen, ein neues und besonderes Interesse zu verleihen. Für den Fremden ist es jedoch jederzeit angenehm

und erheiternd, da er hier eine kleine Uebersicht über die Gesellschaft des Ortes zu bekommen im Stande ist.

Vor dem Schauspielhause dehnt sich ein weiter Markt aus, dessen der Façade des Theatergebäudes gegenüber liegende Seite von Privathäusern eingenommen wird; die beiden übrigen werden von dem in einem Winkel erbauten Gefängnisse, und unter anderen von Häusern gebildet, welche in den letzteren Jahren meist von Spielhöllen eingenommen waren, die jedoch jetzt nicht mehr zu halten erlaubt sind. Ganz außen in der Vorstadt sind ein Paar Gassen mit ziemlich schmutziger Bevölkerung, und wieder vor diesen liegt ein öffentlicher Garten, Polanco genannt, in welchem man sich ergehen und allerlei Arten Erfrischungen erhalten kann. Ein kleiner Bach rinnt dort vorüber, die Landstraße entlang, die nach dem Dorfe Quillota und nach St. Jago de Chile, der Hauptstadt der Republik, führt. Gleich außerhalb Almendrals geht der Weg im Zickzack einen steilen Abhang hinauf, oberhalb welches man dann auf eine weitläufige Ebene hinauskommt, deren verdorrtes und kahles Aussehen durchaus keinen angenehmen Eindruck macht. Um diesen Berg hinunter fahren zu können, ohne gar zu schnell unten anzukommen, bedient man sich eines eigenen Manoeuvers. Von den großen Lastkarren, die in der Regel hier benutzt werden, um schwere Waaren zu transportiren, werden vier von den sechs Ochsen abgespannt, so daß nur die Stangenochsen an denselben gelassen werden; die anderen werden hinten an den Karren gespannt, und zwar mittelst einer um ihre Hörner befestigte Leine, die dann an die Achse des Karrens geknüpft wird, und diese vier Ochsen sträuben sich darauf instinktmäßig mit aller ihrer Kraft gegen eine zu große Schnelligkeit der Fahrt, und halten dieselbe auch natürlich auf, da sie sich hierbei große Strecken, auf allen vier Füßen feststehend, fortschleppen lassen. Bei leichteren Fuhrwerken begnügt man sich mit einem oder ein Paar Pferden, die auf dieselbe Art verwendet werden, nur mit dem Unterschiede, daß die erwähnte Leine um den Sattelgurt befestigt wird. Die Karren gleichen den in den Pampas gebräuchlichen, sind jedoch um Vieles kleiner, wie auch die hiesigen Ochsen an Größe und Kraft den dort vorkommenden bedeutend nachstehen, obschon man im südlichen Chile ausgezeichnet schönes und großes Vieh finden soll.

St. Jago liegt ohngefähr dreizehn Meilen von Valparaiso, und die Reise dorthin wird schnell zurückgelegt, und zwar in einer Art hoher Chaise, die mit zwei Pferden bespannt ist, während eine hinreichende Zahl loser Pferde zum Wechsel des Gespannes den ganzen Weg über dem Fuhrwege folgen. Der hohe Preis für eine solche Reisegelegenheit hielt uns alle von der Unternehmung der Reise ab. Man bezahlt 16 Piaster nur für die Hinreise, und eben so viel, wenn man auch wieder zurück-

Chilenisches Fuhrwerk.

THE NEW
PUBLIC
ASTOR,
LENOX

reisen will, so daß die Kosten für einen Besuch von ein Paar Tagen dort auf eine Summe von ungefähr 200 Thaler Reichsgeld anlaufen würden. Obgleich sich übrigens in Chile ganze Strecken finden, auf denen man sich recht gut des Fuhrwerkes bedienen kann, bleibt doch das gewöhnliche Fortschaffungsmittel für Menschen das Besteigen eines Pferderückens, während die Waaren auf den der Maulthiere gepackt werden.

Das Klima des mittleren Chile ist seiner Gesundheit und Behaglichkeit halber weit und breit berühmt, während das in den südlichen Theilen des Landes stürmisch und äußerst regnicht, und dahingegen in den nördlichen Theilen so dürr ist, daß dort keine Vegetation mehr existiren kann, und das Land eine vollkommene Wüste, die Atacama-Wüste*), bildet, durch deren öde Sandfelder Menschen und Thiere nur mit der größten Schwierigkeit schreiten können. Schon bei Coquimbo, drei Grade nördlich von Valparaiso, fällt nur einer oder der andere kleinere Regenschauer während des Winters oder des Frühlings, und bei dem noch nicht volle drei Grade nördlicher gelegenen Copiapó regnet es selten alljährlich einmal, vielmehr verfließen gewöhnlich zwei oder drei Jahre zwischen jedem kleinen Schauer, und nur das Land, welches bewässert werden kann, indem man irgend einen von dem schmelzenden Schnee der Cordilleren genährten Strom durch dasselbe leitet, ist von einem wirklichen Werthe, und alles Uebrige ist der hülflosesten Unfruchtbarkeit verfallen. Aber diese trostlos erscheinende Gegend besitzt dennoch ihre Reichthümer. Während die grünenden Felder des südlichen und mittleren Chile durch reiche Erndten die leichte Aussaat lohnen und zahlreichen Viehheerden Weide geben, deren bedeutender Ertrag von Concepcion und Valparaiso verschifft wird, werden in dem nördlichen Theile große Massen von Kupfererz gebrochen, welche von Coquimbo, Huasco und Caldera**), so wie aus mehreren minder bekannten Häfen über das Meer versendet werden. Wir werden weiter unten noch nähere Rechenschaft über die Produkte und den Handel des Landes ablegen.

Die Winde, welche im Allgemeinen an der Küste, zunächst um Valparaiso herum, herrschen, sind zu drei Vierteln des Jahres die aus dem Süden herwehenden, einige Male kommen jedoch auch Nordwinde vor, und zwar Regen und Feuchtigkeit in ihrem Gefolge mitbringend, besonders in der Winterzeit, was hier so viel sagen will, als im Mai und Sep-

---

*) Die Atacama-Wüste liegt eigentlich im Bezirke Bolivias, doch die zunächst daran grenzenden Theile von Chile sind wenig besser.

**) Caldera ist der Hafen von Copiapó, die Stadt selbst liegt fünf bis sechs Meilen von der Küste entfernt. Eine Eisenbahn zwischen beiden Orten ist im Bau begriffen. An der Spitze dieses Unternehmens steht ein Nordamerikaner Mr. Wheelwright.

tember. Zuweilen treten auch Stürme aus Norden und Nordwesten auf, welche sodann Valparaisos im Sommer fast ununterbrochen sichere Rhede für Fahrzeuge, die nicht mit sehr guten Ankern und Ketten versehen sind, gefährlich machen, sind sie dies aber, so dürften sie, selbst in diesem Falle, selten etwas zu befürchten haben. Während des Sommers bläst der Wind auf der Rhede oft frisch aus Süd oder Südwest, und heftige Stöße kommen aus den Thalschluchten des gebirgigen Strandes, wodurch die Einfahrt zuweilen erschwert wird, und mehr als einmal Fahrzeuge mit Ankern und ein oder mehreren Stiegen*) Faden der Verkettung vor dem Buge in die See getrieben wurden. Dieser Wind wird hier Seewind genannt; er legt sich fast jederzeit kurz nach Sonnenuntergang, und wird von leichten Landwinden und Stille abgelöst, die dann bis zum Morgen anhält, der sich häufig neblig und feucht zeigt. Ist er dies, so gilt es in der Regel als ein Vorzeichen des guten Wetters, wohingegen man nach einer klaren Nacht und einem klaren Morgen immer eine harte Seebriese zu erwarten haben soll. Die auf der Rhede liegenden Orlogsfahrzeuge pflegen sich hiernach bei dem Aufziehen der Bramraaen zu richten. Während der zwölfmal vierundzwanzig Stunden, welche wir uns in Valparaiso aufhielten, wehte die Seebriese nur ein einziges Mal mit einiger Gewalt, und dies eine Mal auch nur in der Dauer von ein Paar Stunden. In einer Jahreszeit, die dem Ende des August und dem Anfange des September in der nördlichen Hemisphäre entspricht, und in einer Entfernung von dem Aequator, die etwa der des südlichsten Theiles von Europa gleichkommt, hatten wir eine Temperatur, welche am Tage nicht 24° Reaumür überstieg, und in der Nacht nicht unter 12° sank. Die des Wassers auf der Rhede hielt sich zwischen 14 und 15°.

Ein wirklicher Fluch ist für Valparaiso die unerhörte Menge Staub, welche von jedem etwas stärkeren Windstoße aufgewühlt wird und in starken Massen wirbelnd in alle Straßen hinabfliegt, in alle Wohnhäuser dringt, und selbst nicht einmal die am weitesten hinaus auf der Rhede liegenden Fahrzeuge verschont. Bei regnigem Wetter wird er in eine dicke Schicht Schmutz verwandelt, die sich vor anderen ihresgleichen durch ihre große Zähigkeit und Klebrigkeit auszeichnet.

Wir gehen nunmehr zu der Bevölkerung von Valparaiso über. Es versteht sich ganz von selbst, daß, wenn man nach einem Aufenthalte von nur ein Paar Wochen den Charakter und die Eigenschaften der Bevölkerung eines Ortes beurtheilen soll, man fast unausweichbar mehr oder minder große Mißgriffe begeht, besonders was die Moral und das Be-

---

*) Der Seemann zählt die Faden nach Stiegen, eine Anzahl von 20 Stücken. Der Uebersetzer.

nehmen derselben betrifft. Die Angaben, welche man hierüber von Anderen erhält, können bona fide unrichtig sein, oder sind vielleicht nur durch Laune und Vorurtheile eingeflüstert, und eine so kurze Zeit, wie die erwähnte, erlaubt überdies nicht das Einholen vieler verschiedenen Angaben und ein gewissenhaftes Vergleichen derselben miteinander, um dadurch auf die rechte Spur zu kommen. Die größte Zahl der Urtheile, welche von Reisenden in dieser Weise gefällt werden, sind entweder von Anderen aufgenommen, auf allgemeine bekannte Verhältnisse und Lagen begründet, oder es sind voreilige Generalisationen von besonderen Fakten, die oft genug mit um so größerer Bestimmtheit hingestellt werden, als die Kenntnisse des Beurtheilenden beschränkt gewesen sind. Wir können es nicht erwarten, in dieser Hinsicht mehr als unsere Vorgänger gegen Mißgriffe geschützt zu sein, zu große Furcht vor dergleichen, würde aber dahin führen, daß man sich gar nicht mehr zu äußern und Urtheile über das, was man gesehen und erfahren hat, zu fällen wagte. Wir glauben daher schon damit Allen Gerechtigkeit erwiesen zu haben, daß wir es im Voraus angedeutet, wie wir weit davon entfernt sind, Ansprüche auf eine Unfehlbarkeit zu erheben; diese ist im Allgemeinen dem Menschen nicht beschieden, und hier wird sie überdies noch durch die Beschränktheit des Raumes und die Unzulänglichkeit die Gründe auseinander zu setzen, auf die sich das Urtheil stützen soll, vielleicht gemindert.

Wir beginnen mit den niederen Klassen der Stadt, welche den Ankommenden zuerst in die Augen fallen. Dieselben sind hier weniger, als in Buenos Ayres, mit Mulatten und Schwarzen vermischt, dagegen kam es uns entschieden so vor, als flösse indianisches Blut in den Adern gar Vieler. Man sagt jedoch, es sei dies nicht der Fall. Ein Vergleich mit der entsprechenden Bevölkerung in den La-Plata-Städten fällt, was das Physische betrifft, keinesweges zum Vortheile der Chilenser aus, und wir glauben, daß auch in Beziehung auf die moralischen Eigenschaften dasselbe Verhältniß herrscht. Die Chilenser aus dieser Klasse haben meist einen großen Kopf mit einem groben und plumpen Antlitz, struppiges schwarzes Haar und dunkel gefärbte Haut; von Körperbau sind sie oft untersetzt, und sie entbehren der Elasticität, oder Federkraft und Geschmeidigkeit in ihren Bewegungen, die sonst die spanische Raçe gerade so sehr charakterisirt. Gosselmann behauptet in seinen Angaben, daß die Chilenser zum größten Theile von geflüchteten Flandrern aus den spanischen Niederlanden herstammen, und es scheint fast wirklich so, als wäre dies der Fall, denn man begegnet hier sehr selten dem ächten spanischen Typus, was in Buenos Ayres gerade so gewöhnlich ist. Dasselbe Verhältniß ist auch unter den höheren Klassen vorherrschend, von welcher wir eine hinreichend große Zahl Individuen zu sehen bekamen, um hiernach einigermaßen ihr Aeußeres beur-

theilen zu können. Ueber das Aussehen und das Wesen des niederen Chilensen scheint eine entschiedene Vulgarität ausgebreitet zu liegen, — wir haben kein anderes Wort um eine Vereinigung von Rohheit und Alltäglichkeit auszudrücken; — seine Tracht, von europäischem Schnitte, mit Ausnahme des Poncho, entbehrt durchaus der malerischen Anmuth, welche die Tracht der Bewohner der La-Plata-Staaten in so hohem Grade besitzt, und zeichnet sich überdies keinesweges durch Sauberkeit aus. Das, was hier angeführt wurde, gilt übrigens in allen seinen einzelnen Zügen sowohl dem männlichen, als dem weiblichen Geschlechte. Ein gut gekämmtes Haar und ein gewisses Ansehen von Nettigkeit und Sauberkeit pflegt meist die spanischen Weiber aus dem Volke auszuzeichnen, mindestens so weit sich hierin unsere Erfahrung erstreckt. Hier sieht man sie nun aber mit ungeschlossenen Kleidungen umherlaufen, und unter der durch das Nichtzuknöpfen entstandenen Oeffnung sieht ein schmutziges Stück Linnenzeug hervor, gegen welches eine rauhe, kraus gewordene und nach unten zu aufgegangene Flechte dicken, borstenähnlichen Haares absticht, als wollte es dem Beschauer sagen, daß es am letztvergangenen Sonntage gekämmt und geflochten sei und nun, „per fas aut nefas" bis zum nächstkommenden Sonntage wieder in ungestörter Ruhe, und gegen alle ordnenden Hände und Thaten geschützt, verbringen würde.

Ueber die Landbewohner müssen wir, nach dem was wir gesehen haben, ein völlig gleichlautendes Urtheil fällen. Der chilensische Bauer — der allgemein Guazo genannt wird — ist ein ebenso guter, ja in gewisser Hinsicht noch geschickterer Reiter, als der Gaucho in den Pampas, jedoch geben ihm, nach dem ersten Anblick geurtheilt, die Menge auf seinem Sattel stufenweise aufeinander gelegten Schaaffelle und die massiven Holzsteigbügel, deren er sich überall bedient, einen Charakter von Schwere und unförmlicher Plumpheit. Der Sitz dieser Leute ist nicht recht frei, denn ihre Beine werden durch die Breite des Sitzes im Sattel eine halbe Elle von den Seiten des Pferdes entfernt gehalten, und statt der weiten, mit Franzen gezierten Beinkleider, oder grell gefärbten „Chilipá"*), bedient sich der Guazo nur eines Paars ganz gewöhnlicher Hosen, mit einem darüber gespannten Riemen befestigt, und im Uebrigen ganz lose hängend. An seiner rechten Seite sitzt stets ein in seine Scheide eingeschlagenes Messer, und der Schaft desselben liegt gerade so bequem, daß er mit der rechten Hand ergriffen werden kann, wenn man zu Pferde sitzt. In den Hauptsachen sind die Sättel und das Zaumzeug von der-

*) Chilipá ist das schon früher beschriebene, um das Bein gewickelte Zeugstück, welches bei der geringeren Klasse in den La-Plata-Staaten allgemein gebräuchlich ist.
Der Uebersetzer.

selben Beschaffenheit, wie die in den Pampas, und der Guazo gebraucht seinen Lazo mit derselben Geschicklichkeit, wie der Gaucho.

In der schönen Jahreszeit lockt der Gebrauch der Seebäder eine große Menge der vornehmeren Leute aus St. Jago nach Valparaiso, wodurch uns die Gelegenheit und das Vergnügen bereitet wurde, eine große Menge hervorragender Personen aus den höheren Klassen wenigstens zu sehen. Unter den Männern konnte man dasselbe bemerken, was schon von der geringeren Klasse gesagt worden ist, es liegt etwas ziemlich Alltägliches und Plumpes in ihrem Aeußeren und in ihrer Lebensart. Unter dem weiblichen Geschlechte sieht man viele liebliche Gesichter, aber wenige Schönheiten, und was das Uebrige betrifft, so kommen bei Weitem nicht so viele stattliche Figuren hier vor, als es in den La-Plata-Staaten der Fall ist. In den Gesichtszügen und in der Hautfärbung haben die Frauen von Chile oft etwas Nordisches; lichtbraune oder dunkelblaue Augen, ziemlich helles braunes Haar, ein reiner und klarer Teint sind hier ganz etwas Gewöhnliches, während dunkelschwarze Augen und Haar selten sind und zur Ausnahme gehören. Dies verleiht ihnen den äußeren Anschein von Milde und Güte; ihre Art und Weise zu leben und sich zu geben, stimmt auch nicht übel damit überein, und wie es heißt, sollen auch diese Eigenschaften die Hauptzüge in ihrem Charakter sein. Die Lebhaftigkeit und das Feuer, welches aus dem Wesen aller Portennas hervorleuchtet und sie dahin bringt, dem Fremden in der Regel bei dem in den Gang bringen einer Conversation zu helfen, wird fast immer bei den chilensischen Frauen vermißt, und wir haben uns mehr als einmal vergebens darum bemüht ein Gespräch in Gang zu bringen, denn alle unsere Versuche scheiterten an den dürren Antworten „Ja" und „Nein," die, einige Male in kürzester Folge hintereinander angewendet, dem anredenden Theile meist die Lust zur Fortsetzung der Unterhaltung rauben. In Hinsicht auf die Kleidung hat die seit den letzten Jahren in Gang gekommene Dampfschifffahrts-Verbindung mit Europa über Panamá die französischen Moden fast zur ausschließlichen Herrschaft gebracht, so daß man hier die Hüte in weit allgemeinerem Gebrauche sieht, als es von dem weiblichen Geschlechte in Buenos Ayres zu geschehen pflegt, und die Mantille wird nur ausschließlich noch zum Kirchgange benutzt.

In den letzten Jahren haben eine große Menge Ausländer ihren Wohnsitz in Chile aufgeschlagen, besonders in Valparaiso, dessen Bevölkerung seit 20 Jahren von 6000 bis auf 30,000 Seelen gestiegen ist. Ungeachtet diese Vermehrung hauptsächlich aus Eingeborenen besteht, so sind doch ohne allen Zweifel die Ausländer die Ursache zu dem Eintreffen derselben, indem durch sie eine Lebendigkeit in den Handel gebracht worden und überhaupt Rührigkeit und Bewegung durch ihre Gegenwart

erweckt ist, die denn auch natürlicherweise immer mehr und mehr Leute dorthin gelockt hat; Deutsche, Engländer und Nordamerikaner sind verhältnißmäßig weit zahlreicher, als Franzosen. Nach der Entdeckung der Goldgruben Californiens hat sich jedoch eine nicht geringe Anzahl Chilenen dorthin gezogen, viele unter ihnen haben sich aber bald wieder nach ihrer alten Heimath zurückgewendet. Ein schwedisches Fahrzeug, die Brigg Clara, unter Führung des Capitains Lundborg, lag in Rüstung begriffen, um Auswanderer nach San Franzisko an Bord zu nehmen; ein großer Theil derselben bestand aus jungen Damen, welche vermuthlich auf eine andere Art und Weise, als durch Graben und Waschen die langersehnten Goldberge zu erreichen hofften. Bevor wir etwas über den Handel und die Nahrungsquellen des Landes erwähnen, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf die sociale und politische Stellung desselben werfen.

Chile ist in geringerem Grade, als die meisten der übrigen Südamerikanischen Republiken durch bürgerliche Unruhen erschüttert worden, obschon es keinesweges ganz von denselben verschont geblieben ist. Die Ursache zu dieser Erscheinung muß aber eher in dem socialen Zustande des Landes zur Zeit der Emancipation von Spanien, als in der überlegenen Kraft und Tüchtigkeit der Personen, welche in späterer Zeit an der Spitze der Regierung standen, gesucht werden. In Chile war nämlich schon seit langen Zeiten her der Grund und Boden in dem Besitze einer geringeren Zahl reicherer Eigenthümer gewesen, und der Guazo, der kleinere Landbewohner, Fröhner (Kossat oder Käthner) und Einlieger auf den größeren Besitzungen mit der Verpflichtung, auf Anforderung Tagewerkerdienste zu leisten. Ein im Verhältniß zur schwachen Zahl der Bevölkerung nicht unbedeutender Ackerbau ist lange Zeit hindurch dort betrieben worden, obschon der in Kultur genommene Theil der Oberfläche des Landes nur einen geringen Theil von der Ausdehnung der Republik ausmacht. Die Hauptbeschäftigung des Guazo ist wohl zu jeder Zeit die Hütung der großen Viehheerden gewesen, bei welcher es ungefähr auf eben die Weise zuging, wie in den Pampas, jedoch hat er auch gleichzeitig sich mit dem Ackerbaue beschäftigen müssen, wodurch er dann selbstverständlich mehr an seinen Wohnsitz gefesselt wurde, wie er sich auch meistentheils zu seinem täglichen Unterhalte der vegetabilischen Produkte seines Bodens, insbesondere einer Art Bohnen, die er bei seinem Hause baut, bedient. Sich, in der Regel in der tiefsten Armuth befindend, hat er einen gewissen Grad von Achtung und Respekt für die vermögenderen Klassen beibehalten, und hegt nicht die hohen Gedanken über sich selbst, die den Gaucho in den Pampas beseelen, und bei denen daher der Begriff der modernen Gleichheit sehr stark entwickelt ist. Auch dürfte die Gemüthsart des Chilenen weniger heftig und gewaltsam, als die des Letzteren

ſein, ohnerachtet er für mehr dem Vergnügen und den ſtarken Getränken ergeben gehalten wird. Wir ſind keinesweges der Meinung, daß er in moraliſchem Werthe höher ſtände, als der Gaucho, deſſen gute Eigenſchaften er vielleicht dem größeren Theile nach entbehrt, aber die ſchlechten deſſelben treten bei ihm in weit geringerem Grade ſcharf hervor. In ſinnlicher Beziehung ſoll die größte Unſittlichkeit unter den niederen Klaſſen in Chile herrſchen.

Die erwähnten Umſtände haben es denn natürlicherweiſe zur Folge gehabt, daß ein politiſcher Abentheurer die Landbewohner Chiles nicht mit ebenſo großer Leichtigkeit zu einem kleinen, zur Ausführung ſeiner politiſchen Pläne beſtimmten Kriegsheere ſammeln konnte, als es in der Argentiniſchen Republik jederzeit ſtattfand; dennoch fehlten auch hier die Revolutionen nicht, jedoch ſind ſie immer mehr durch den Beitritt der wirklichen Truppen zu Wege gebracht. Man entſinne ſich hierbei der großen Rolle, welche wir in der letzten Stadt die „los Monteneros“ ſpielen ſahen. Außerdem iſt Chile an und für ſich auch nicht groß genug, um eine eigentliche föderale Partei entſtehen und beſondere Sympathien gewinnen zu laſſen. In den letzteren Jahren iſt ein anderes friedlicheres Element ſtatt deſſen hervorgetreten, welches zwar ſchon ſeit langer Zeit vorhanden, aber dennoch nicht ſtark genug war, um irgend einen Einfluß auszuüben; wir wollen es das Element des Fortſchrittes nennen. Bis jetzt dürfte es wohl noch ſeine meiſten Anhänger unter den im Lande wohnenden und naturaliſirten Ausländern zählen, doch hat ſich auch ſchon eine gar nicht zu kleine Zahl Eingeborener derſelben zugeſellt. Der gegenwärtige Präſident, Don Manuel Montt, gilt allgemein als der Repräſentant dieſer Partei. Er iſt, ſeinem Berufe nach, Advokat und ſoll Geiſt und Kenntniſſe haben, findet jedoch viele Widerſacher unter den verſchiedenen Klaſſen. Die reichen Landariſtokraten ſehen ihn wegen ſeiner unbedeutenden Herkunft über die Achſeln an, das Heer hält gar Nichts von ihm, da er ſelbſt niemals Soldat geweſen iſt, und die große Maſſe in den geringeren Volksklaſſen ſtößt ſich an ſeinem Aeußeren, welches in der That unanſehnlich, und ſogar auf eine kleine Beimiſchung von Blut der ſchwarzen Raçe hindeutet. Der Aufſtand, welcher 1851 ausbrach, war gegen ihn gerichtet, und wurde erſt gegen Ende des Jahres unterdrückt; es ſcheint ihm eine Coalition der bewaffneten Macht, welche die Kämpfer lieferte, und der großen Gutsbeſitzer, die mit neidiſchen Augen die wachſende Zahl und das Vermögen der Ausländer betrachteten, zu Grunde gelegen zu haben. An der Spitze der Erhebung ſtand der General la Cruz, aber die Truppen blieben im großen Allgemeinen der Regierung treu, und daran ſcheiterte das Vorhaben. Der engliſche Admiral miſchte ſich in die Angelegenheit und trug dadurch, daß er ein Paar Dampf-

boote, derer sich zu bemächtigen den Aufrührerischen geglückt war, aufbrachte, nicht unbedeutend zur schnellen Erstickung der Unruhen bei. Die ausländischen Handelshäuser in Valparaiso boten der Regierung unbegrenzten Credit zur Beschaffung der Geldsummen an, da es derselben so schnell und so vollkommen geglückt war, den Sieg zu erringen, und zwar um so mehr, als nach dem letzteren auch die grausame Rache ausblieb, welche sonst in Südamerika in der Regel ein schauderhaftes Nachspiel von derartigen Vorhaben bildet.

Die Verfassung von Chile ist in der Hauptsache nach der der vereinigten Staaten von Nordamerika geformt. Der Präsident wird auf fünf Jahre gewählt, und kann einmal wieder gewählt werden. Die Mitglieder des Senats, neunzehn der Zahl nach, werden für denselben Zeitraum gewählt. Die Deputirten-Kammer besteht aus 82 Mitgliedern, welche auf drei Jahre gewählt sind, und tritt am 1. Juni jeden Jahres zusammen. Die Kriegsmacht besteht zu Lande aus 343 Mann Artillerie, 1398 Mann Infanterie und 525 Mann Cavallerie, und einer National-Miliz von 50,000 Mann; zur See aus der schon vorhin erwähnten untauglichen Fregatte, einer Corvette, zwei Briggs und einigen kleineren Fahrzeugen. Ein Engländer, Namens Simpson, ist der Befehlshaber dieser kleinen Flotille.

Während des Freiheitskrieges der Colonieen spielte die chilensische Flotte, unter dem Befehle des berühmten Lord Dundonald, — wohl unter seinem früheren Namen Cochrane bekannter, — eine bedeutende Rolle, und trug im wesentlichen Maaße zu der Eroberung von Callao bei. Der chilensische Soldat soll in der Gefahr keck und verwegen sein, und ungemein geduldig in der Ertragung von Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche letztere Eigenschaft übrigens ein Allgemeingut aller amerikanischen Abkömmlinge der Spanier ist. Der Bildungsgrad der befehlenden Offiziere steht auf einer noch ziemlich niedrigen Stufe.

Fremde erhalten, wenn sie verheirathet sind und Familie mitbringen, nach sechsjährigem Aufenthalte im Lande das Bürgerrecht, während im anderen Falle zehn Jahre Ansässigkeit dazu erforderlich sind. Für diejenigen endlich, welche eine Ehe mit in Chile gebürtigen Frauenzimmern eingehen, sind nur drei Jahre nöthig. Die Volksmenge von Chile beläuft sich auf ungefähr 1,200,000 Seelen. Die Hauptstadt St. Jago enthält 68,000 Einwohner, und hat eine hohe Schule, ein großes Hospital mit dabei befindlichem Lehrstuhle für die mediciniſchen Wissenschaften, eine Militair-Akademie und mehrere Privatschulen für beide Geschlechter, und soll, wie es heißt, immer noch an Bevölkerung und Wohlstand zunehmen.

Wir haben schon die große Verschiedenheit erwähnt, die in dem südlichen und nördlichen Klima von Chile herrscht, und die daraus hervor-

gehende Ungleichheit der Produkte dieser beiden Theile oberflächlich berührt, und wollen nun etwas näher auf diesen Gegenstand eingehen. Aus dem feuchten, sich nach Süden hinab erstreckenden Chiloë sind Zimmerhölzer und Bretter fast die einzigen Exportwaaren; von Maule und Talcahuano oder Concepcion werden Häute und Wolle nach Peru verschifft, und Weizen und Korn gehen von dort nach Europa und Ecuador; aus Conpiapó, Coquimbo, Huasco und mehreren anderen kleinen Häfen Kupfer und Kupfererz, theils direkt, theils über Valparaiso nach Europa, oder vielleicht, richtiger gesagt, nach England, da dieses den größesten Theil desselben für sich in Anspruch nimmt. Die Küstenfahrt wird meist mit chilensischen Fahrzeugen betrieben; Valparaiso zählt allein sechzig solcher mit zwischen funfzig und dreihundertundfunfzig Tonnen Tragfähigkeit*); und nimmt in bedeutendem Maaße Theil an dem Export aller dieser verschiedenen Waaren, namentlich aber an dem der edlen Metalle, welche auch zu bedeutendem Werthe nach England abgesendet werden. In der Regel geschehen die derartigen Sendungen auf den zurückgehenden englischen Orlogsfahrzeugen, und fast jeder Befehlshaber eines solchen Schiffes kann darauf rechnen, daß ihm ein größerer oder kleinerer Verdienst aus diesem Transport erwächst. Die Fracht beträgt zwei und ein halb Procent, von denen die Hälfte dem Chef des Fahrzeuges zufällt, während die andere Hälfte zwischen dem Befehlshaber der Station und dem Hospitale von Greenwich getheilt wird**). Das Silber ist entweder gemünzt, in Platten oder in Blöcken (plata pina); das Gold in Klumpen, in der Form des Sandes oder gemünzt.

Die Einfuhrartikel Chiles gehen hauptsächlich nach Valparaiso, welches der bedeutendste Niederlagsort für europäische Waaren auf der ganzen westlichen Küste von Amerika ist, und von wo aus sie dann erst, in kleinere Quantitäten vertheilt, mit den Küstenfahrzeugen in die verschiedenen kleinen Häfen versendet werden. Von hier aus werden sie auf Mauleseln in das Innere des Landes geschafft, und müssen natürlich zu diesem Zwecke wieder erst in kleinere Packete von hundert bis hundertundfunfzig Pfund Gewicht gesondert werden, welches die ungefähr passende Last für ein gewöhnliches Maulthier zu sein pflegt. Ausgenommen eine Art groben Zeuges zu den Ponchos, werden fast gar keine Manufacturwaaren in Chile selbst gefertigt, sondern alle aus Europa dort eingeführt. Von England aus wird fast der dritte Theil aller Importwaaren bezogen. Neben den europäischen Fabrik- und Manufaktur-Erzeugnissen jeder Art

*) Ungefähr halb so viele schwedische Lasten.

**) Die Corvette Dädalus langte im Juni dieses Jahres (1853) in England mit über einer Million Piaster in Münze und Platten an.

sind noch Wein, Zucker, Kaffee, Cacao, Yerba Maté oder Paraguay-Thee Haupteinfuhrartikel, und aus China kommen bedeutende Quantitäten Seidenwaaren, Meubel u. d. m. hierher.

Viele Walfischfänger sind jährliche Besucher der Häfen von Chile, und zwar besonders von Talcahuano, um ihre Besatzungen dort zu erfrischen und sich zu verproviantiren. Eine der Stellen, an welchen man die Walfische häufig in sehr großer Zahl antrifft, liegt gar nicht weit von der Küste. Der Fang kann dort das ganze Jahr hindurch betrieben werden, und zwar kommen beide Arten, der gewöhnliche Walfisch und der Spermazeti-Wal vor*). Die mannigfachen Arten der Proviant-Artikel, welche die erwähnten Fahrzeuge bedürfen, werden aus den vereinigten Staaten eingeführt. Ein oder das andere Fahrzeug wird auch von der Republik Chile selbst für den Walfischfang ausgerüstet.

Die Seefahrenden dürfen übrigens immer darauf rechnen, alle ihre Bedürfnisse, sowohl in Bezug auf Proviantartikel, als auch hinsichts irgend welcher Ausrüstungsgegenstände in Valparaiso befriedigen zu können, doch müssen sie darauf gefaßt sein, hohe Preise für dieselben zu bezahlen. Erfrischungen, wie neu geschlachtetes Fleisch, grüne Gemüse, Früchte und dergleichen kann man zu mäßigem Preise beziehen, und Wasser erhält man aus gegrabenen Brunnen und Cisternen.

Detaillirte Angaben über die Handesverhältnisse des Landes können natürlich in dieser Arbeit keinen Platz finden, auch sind wir nicht hinreichend damit versehen. Um über dergleichen Dinge Rechenschaft ablegen zu können, ist eine Geschäftskenntniß nöthig, welche die von einem Seeoffizier allenfalls zu verlangende bei Weitem übersteigt. Da indessen die hauptsächlichste Einfuhr aus solchen Manufakturwaaren besteht, wie wir sie in Schweden nicht zu verschiffen haben, und eine Concurrenz mit anderen Ländern mindestens so lange nicht denkbar ist, als wir kein an Ort und Stelle etablirtes Haus besitzen, dürfte dieser Mangel ziemlich gleichgültig und leicht zu verschmerzen sein, und in statistischer Hinsicht ist die Kenntniß der laufenden Preise des größten Theiles der Waaren von ebenso geringem Interesse, als die Angaben über die Breite, Farbe und die Sortirung der Zeuge, welche den meisten Absatz finden, und dies

---

*) Der „gewöhnliche Walfisch" umfaßt die ganze Klasse der Bartenwalen (Balaena und Balaenoptera), die nur pflanzenfressend sind, und von dem Engländer im Allgemeinen „right whale" genannt werden. Ihre verschiedenen Arten heißen u. a. „finback" (Finnwal oder Flossenrücken), „humpback" (Buckelrücken) und „sulphur-bottom" (Schwefelbauch). Letztere Arten werden jedoch seltener gejagt, weil sie schwer zu fangen und zu tödten sind, und überdies wenig Thran geben. Der Spermazetiwal ist ein Fleischfresser, und kommt in verschiedenen Arten als Potwal, Cachelot ꝛc. vor.

Der Uebersetzer.

um ſo mehr, als hier alle derartigen Modeſachen ſchnell und oft verändert werden.

Ohnerachtet übrigens die Zufuhr an Vieh und Pferden gut iſt, mußten doch die Preiſe für daſſelbe ziemlich hoch ſein, da das Ochſenfleiſch in Valparaiſo gerade eben ſo viel, als in Europa koſtete, oder zehnmal ſo viel, als in Buenos Ayres. Den gangbaren Preis des Viehes kennen wir nicht, haben aber den der Pferde angeben hören. Die Regierung pflegt für die Pferde ihrer Cavallerie ſechzehn bis zwanzig Piaſter zu bezahlen, und viel höher dürfte ſich der Preis für das Reitpferd des einfachen Guazos nicht belaufen. Für ein beſſeres Pferd werden funfzig bis hundert Piaſter bezahlt, doch kann man auch welche finden, deren Preis bis zu zwanzig Unzen oder dreihundertundvierzig Piaſter hinaufreicht*). Hierbei kommt dann natürlich ebenſowohl die Raçe des Thieres, als der mehr oder weniger gute Grad der Dreſſur und der Schule in Rede; denn man findet nicht ſelten in Chile Pferde, die zu allerhand Künſten abgerichtet ſind, wie zum Beiſpiel in ſo kurzer Entfernung um ein Pfahl herum zu galoppiren, daß der Reiter denſelben ſtets mit ſeiner Hand berührt; oder in der allerſtärkſten Gangart und ſelbſt beim Sprunge auf ein gegebenes Zeichen oder einen Zuruf augenblicklich ſtill zu ſtehen, und dergleichen Spielereien mehr, die von Manchem mit einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgeführt werden. Der Chilenſe geht übrigens bei der Zähmung der Pferde viel weniger roh und gewaltſam zu Werke, als der Gaucho, ſo daß er dieſelben auch viel ſeltener dabei beſchädigt. Man ſieht auch in Chile ausgezeichnet ſchöne Thiere, deren Bau ſtärker, als der der Pampasthiere iſt, die jedoch für ſchnellfüßiger und auf ebenem Boden für brauchbarer gehalten werden. Dahingegen ſind die chilenſiſchen ſicherer auf den Füßen, und es erregt die Bewunderung der Fremden, es mit anzuſehen, wie man hier ſteinige und holprige Berge, die ſo ſteil ſind, daß man es bei uns ſchon für einen Uebermuth halten würde, nur im Trabe hinauf zu reiten, im Galopp hinanſpringt. Es erſchien uns auch ſo, als ob ſich Sattel und Reiter etwas weiter nach hinten, auf der Kroupe des Pferdes befänden, als es bei uns in Europa gebräuchlich iſt. Als eine Probe, welche Ausdauer man auch hier in Chile bei den Pferden findet, wollen wir nur die Verſicherung Darwins anführen, daß er ohne Unterbrechung zwölf Stunden hinter einander auf einem Pferde geritten habe, das vorher

*) Eine Unze gilt eigentlich nur ſechzehn Piaſter, wird jedoch hier mit ſiebzehn und ein Viertel bezahlt. Dieſe Goldmünze wird im europäiſchen Geldhandel mit Unrecht meiſt Dublone genannt, die jedoch nur ein Vierpiaſterſtück iſt.

nahe an zweimal vierundzwanzig Stunden nicht das geringste Futter erhalten hatte, weil solches nicht aufzutreiben gewesen war*).

Maulesel giebt es hier von ganz vorzüglicher Beschaffenheit, und sie werden zu den meisten Transporten in das Innere des Landes benutzt. Wenn man den schmächtigen Körperbau und die feinen Beine eines solchen Thieres betrachtet, — und sie sind feiner, als die des edelsten arabischen Pferdes, — so kommt es Einem allerdings sonderbar vor, daß sie die starken Bürden, mit denen sie belastet werden, tragen sollen. Auf ebenem Boden ist die gewöhnliche Schwere derselben ein Schiffspfund, in gebirgigen Gegenden aber natürlicherweise etwas geringer, und die Gelehrigkeit des Thieres ist ebenso überraschend, als ihre Stärke. Bei einem jeden kleineren Trupp Maulesel findet man eine „Madrina" (altes Mütterchen), welcher die Uebrigen folgen. Zu dieser Madrina pflegt man in der Regel eine alte Stute zu nehmen, die sodann mit einer Glocke versehen wird, an deren Schall sich die Uebrigen so gewöhnen, daß sie stets dahin gehen, wo sie dieselbe tönen hören, und wenn sie einmal von derselben getrennt waren, schnüffeln und wittern sie schon in der Luft nach ihr, wenn sie ihr wieder nahe kommen. Bei allen diesen guten Eigenschaften sind jedoch die Maulthiere oft auch sehr boshaft, schlagen mit den Füßen aus und beißen; um das Letztere zu verhindern, pflegt man ihnen auch einen Poncho über den Kopf zu werfen, wenn sie beladen werden, und es ist sehr amüsant, es mit anzusehen, wie sie dann mit ihren langen Ohren spielen und Männerchen machen. Wir hörten es oft erzählen, daß sie, im Falle man ihnen die Ohren längs der Vorderseite des Kopfes festbände, weder schlagen, noch beißen, doch können wir nach unserer eigenen Erfahrung keinesweges für die Wahrheit dieser Behauptung einstehen.

Zwar ohne selbst eine Grube besucht zu haben, wollen wir dennoch in möglichster Kürze einige Nachrichten über das Berg- und Hüttenwesen in Chile mittheilen, uns hierin an Darwins treffliche Angaben haltend. Gold wird auf zweierlei Arten gewonnen, ebensowohl aus den Bergen, als auch durch Waschung in den ausgetrockneten Bächen. Außerdem findet man Silber- und Kupfergruben. Es ist ein Sprüchwort im Lande üblich, welches behauptet, eine Kupfergrube gäbe einen sicheren Gewinn, eine Silbergrube einen möglichen, aber eine Goldgrube einen sicheren Verlust. Es scheint dies aber dennoch nicht so ganz wahr zu sein, wenigstens ist es nicht überall der Fall, denn es sind schon bedeutende Vermögen durch Silbergruben gewonnen, und die Besitzer von mageren Landgütern sind durch unerwartete Entdeckung von Silberadern auf ihrem Eigenthume

*) Voyage of the Adventure and Beagle, III. 429.

plötzlich zu reichen Leuten geworden. Jedermann, der irgend einen Erzgang entdeckt, hat das Recht denselben zu bearbeiten, selbst wenn er auf dem Grunde und Boden eines Anderen läge. Die Oberfläche der Berge soll im Allgemeinen weit lockerer sein, als die Erzadern, welche dadurch leicht bemerkbar werden, indem sie wie kleine niedrige Hügelkuppen in die Höhe stehen, da sich eine dünne Schicht der Klippen in Folge der Jahre ablöst und verwittert, oder auch durch die Einwirkung der Gebirgsbäche gewaltsam abgenutzt wird. Fast jeder Bewohner des mittleren und in noch höherem Maaße des nördlichen Chile versteht sich etwas auf die Erze, und bei dem Umherstreifen in den Bergen um Buschwerk, zum Brennmaterial einzusammeln, sollen daher viele reiche Gruben entdeckt sein.

Die Menge der mechanischen Hülfsmittel, welche in den europäischen Bergwerken zur Anwendung kommen, ist bisher in Chile so gut, als ganz unbekannt. Während des in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts allgemein herrschenden Grubenfiebers wurden von England aus sowohl Arbeiter, als Maschinen nach Chile gesandt, aber es stellte sich sehr bald heraus, daß die Ersteren durch ihre Lohnforderungen zu kostspielig waren, und die Letzteren wegen der mangelnden Treibkraft nicht benutzt werden können. Wir müssen hierbei daran erinnern, daß die Mehrzahl der Gruben in den unfruchtbaren Theilen des Landes liegen, und daß in diesen eine Lebensart, wie die, an welche der englische Arbeiter gewöhnt ist, und die er daher auch hier forderte, äußerst kostbar werden muß. Viele Amerikaner und Engländer sind jedoch in Anstellungen, als Grubenvorstände und Aufseher ꝛc. zu finden, aber die Arbeit selbst wird fast ausschließlich durch Eingeborene verrichtet. Das Erz wird in Körben zu Tage gefördert, und in dem Schachte zickzackförmig angebrachte Balken, in welchen, nach beiden Seiten gerichtet, Haken eingeschlagen sind, bilden die wenig bequeme Treppe, die von den Arbeitern mit ihrer Last erstiegen werden muß. Dieselbe wiegt gewöhnlich ungefähr 10 Liespfund, und man berechnet auf jeden Mann 12 Lasten im Tage, die er so aus einer Tiefe von 4—500 Fuß heraufschleppen muß. Zwischen dem Hinaufsteigen muß er sich auch noch das Erz selbst brechen, um seinen Korb damit zu füllen, und die ganze Bezahlung für die harte Arbeit ist eine dürftige Kost, fast ausschließlich aus Bohnen und Brod bestehend, und ungefähr fünf oder sechs Piaster monatlich*). Es erscheint uns fast unglaublich, daß Jemand mit freiem Willen zu dergleichen Bedingungen seine Zustimmung geben kann, da jedoch selten Mangel an Arbeit eintritt, muß man annehmen, daß sie entweder Auswege haben, um durch Verbergung der Erzstücke einen

*) Ein Piaster gilt in Chile einen Thaler und dreizehn Silbergroschen.
Der Uebersetzer.

Extraverdienst zu erlangen, oder daß der als Tagelöhner dienende Guazo ein noch dürftigeres und beschwerlicheres Leben führen muß.

Die persönliche Sicherheit findet zwar bei Reisen in Chile keinen Schutz durch besondere Einrichtungen oder Verordnungen Seitens der Regierung, auch nimmt es der Guazo nicht gar zu genau mit dem gelegentlichen Gebrauche seines Messers; aber dennoch kann man im Allgemeinen überall ungefährdet durchkommen, wenn man nur den Kolben einer Pistole irgendwo hervorsehen läßt; ja in einzelnen Gegenden kann man es sogar ohne denselben wagen. Eigentliche Diebesbanden giebt es nicht, und die einzige, wirkliche Gefahr ist es, auf einen halbbetrunkenen Guazo zu stoßen, der so eben seine letzten wenigen Pfennige verspielt hat, und natürlich in solchem Falle übler Laune zu sein pflegt. In Valparaiso giebt es eine recht gute Polizei, theils zu Fuße Dienste leistend, theils beritten auftretend. Die Letztere fängt sowohl den flüchtigen Verbrecher, so wie den, der sich ungesetzlich auf den Straßen bewegt, mit Geschicklichkeit und Schnelle in ihrem Lazo. Bei nächtlicher Zeit findet man die Mannschaft der Ersteren überall, sie hat sich die Stadt in gewisse Distrikte getheilt, und durch Signale, die sie auf einer kleinen Pfeife giebt, ermahnt sie ihre Nachbaren zur Aufmerksamkeit und benachrichtigt sie davon, daß irgend etwas vorgeht, was ihre Einschreitung herbeirufen kann. Ziemlich gutes Lohnfuhrwerk kann man für einen mäßigen Preis bekommen, und wenn der Kutscher den Fremden übervortheilen will, so darf man nur den nächsten Polizeidiener zu seinem Beistande herbeirufen.

Wir haben es weiter oben bereits erwähnt, daß die Kaufleute in Valparaiso der Regierung während des letzten Revolutionsversuches einen unbedingten und unbegrenzten Credit eröffnet haben, und dadurch in nicht geringem Maaße zu dem eben so schnellen, als entscheidenden Siege der Regierung beitrugen. Um, wie es hieß, seine Erkenntlichkeit dafür auszudrücken, hatte der Präsident erklärt, die Stadt besuchen zu wollen, und man rüstete sich eben, ihn auf eine würdevolle Weise zu empfangen. Er langte am 29. Februar, von einer kleinen Abtheilung Lanzenreiter escortirt, in Valparaiso an, und eine große Volksmasse hatte sich in Bewegung gesetzt, um die Pracht und den Glanz seines Einzuges zu bewundern. Am folgenden Tage besuchte er, auf die Einladung des Admirals Moresby, das Flaggenschiff desselben, den „Portland," und nahm an Bord ein Frühmahl ein. Alle auf der Rhede liegenden Orlogsfahrzeuge salutirten ihn, als er zum Schiffe und wieder zum Lande fuhr, mit sechsundzwanzig Schüssen, und da es ein ruhiger und heiterer Tag war, so bot die Rhede in der That ein sehr schönes Bild dar. Der Verfasser war mit wissenschaftlichen Beobachtungen am Lande beschäftigt, und hatte daher gute

Gelegenheit, von einem der nahe derselben liegenden Hügel das hübsche Schauspiel zu betrachten.

Am 4. März gab die Stadt ihrerseits, um den Besuch des Präsidenten zu feiern, einen großen Ball im Theaterhause, dessen Salon und Bühne zu einem einzigen, und daher ansehnlich großen Tanzsaale eingerichtet wurde. Alle am Orte anwesenden fremden Offiziere waren eingeladen, so daß ein bedeutender Theil der tanzenden Cavaliere nur aus solchen bestand. Einem Reisenden, selbst wenn er auch an und für sich nicht sehr tanzlustig ist, wird eine solche große Veranstaltung immer willkommen sein, weil er dadurch Gelegenheit bekommt, einen Ueberblick über die schöne Welt des Ortes zu gewinnen. Man muß gestehen, daß dieselbe hier eine nicht unbedeutende Zahl schöner Frauengestalten enthielt; die Toiletten waren im Allgemeinen auch geschmackvoll, und an kostbarem Schmuck fehlte es keineswegs. So hatte zum Beispiel eine junge Frau einen Brillantschmuck um, von welchem es hieß, daß er hunderttausend Piaster werth sei, und der natürlich um so weniger verfehlen konnte, einen großen Effekt zu machen, als er sich mit einer gut gewachsenen und hübsch gekleideten Figur, mit einem anmuthigen Antlitze und prächtigen feurigen Augen verband. Der Ball war wirklich in jeder Beziehung eine den Bewohnern von Valparaiso Ehre machende Festlichkeit, denen wir durch diese Worte für das Vergnügen, welches sie uns durch denselben bereitet haben, unsere aufrichtige Erkenntlichkeit bezeigen.

Mehrere Offiziere der Fregatte genossen von Seiten verschiedener, hier ansässiger Ausländer große Artigkeiten und wurden mit Wohlwollen aufgenommen; ebenso von dem Admiral Moresby und Einigen seiner Offiziere, welche, schon im Besitze zahlreicher Bekannschaften, uns die Anknüpfung von dergleichen sehr erleichterten. Auch fehlte es uns nicht an Besuchen an Bord, im Gegentheile wurden uns sogar dergleichen von Damen zu Theil, ohnerachtet die Deining auf der Rhede oft stark genug ist, um den Besuch eines dort liegenden Schiffes für den nicht an die See Gewöhnten weniger behaglich zu machen. Unser Consul, Herr Bahlsen, ein Deutscher seiner Nationalität nach, und mit einer Chilensin vermählt, hatte die Artigkeit, dem Chef und den Offizieren der Eugenie eine Einladung zu einer Mittagsmahlzeit zugehen zu lassen.

Unser Aufenthalt in Valparaiso erreichte nun sein Ende, bevor wir aber in dieser Aufzeichnung unsere Reise fortsetzen, wollen wir noch einige Worte über den Totaleindruck äußern, den es auf uns gemacht hat. Natürlicherweise ist ein solcher immer bei verschiedenen Personen ein verschiedener, da bei der ungleichen Geschmackseinrichtung dieselbe Sache oder derselbe Umstand bei dem Einen ein Gefühl der Anmuth, bei dem Anderen aber ein entgegengesetztes erzeugen kann. Vielleicht ist Valparaiso

die civiliſirteſte unter allen Städten des ſüdlichen Amerikas, und jedenfalls diejenige, in welcher die bewegenden Ideen des Jahrhunderts den meiſten Eingang gefunden haben. Ohne das darin liegende Gute leugnen zu wollen, oder im Ernſte den Satz als allgemein gültig aufzuſtellen, daß der wilde Naturzuſtand der wünſchenswertheſte für Jedermann ſei, können wir uns jedoch eines Gedankens der Bekümmerniß darüber, daß ein fortwährendes Verwiſchen und Ausgleichen jeder nationellen Eigenthümlichkeit auch hier Platz gegriffen hat, nicht erwehren. Für den Reiſenden, der aus Europa kommt, und hier nur trübſelige und mittelmäßige Nachbildungen von dem, was er in ſeinem eigenen Welttheile täglich ſieht, erblickt, iſt das Gefühl ungefähr daſſelbe, wie das, welches man empfinden würde, wenn man in ein kleines Städtchen ſtatt auf das platte Land verſetzt wäre. Die Civiliſation muß im großen Ganzen vortheilhaft wirken, und iſt eine große welthiſtoriſche Nothwendigkeit; ihre erſte Einwirkung auf die Maſſe des Volkes iſt aber die, daß die guten Eigenſchaften, welche immer, wenn auch in geringer Zahl, bei den Naturmenſchen und Halbwilden zu finden ſind, verſchwinden, ohne durch andere ähnliche erſetzt zu werden, während die üblen im Gegentheile zurückbleiben, und nur in einer ekelhafteren und verächtlicheren Form auftreten; ſelbſt aber unter den vermögenderen Klaſſen wird man es vielleicht am häufigſten finden, daß die Civiliſation ihre Wirkung nicht weiter, als bis auf die Kleidertracht ausdehnt. Der Eingeborene kann es nicht ableugen, daß ihm Europa in einer großen Menge von Dingen weit voraus iſt, aber er hat dennoch keinen recht klaren Begriff, worin dieſe Ueberlegenheit liegt. Da kommt nun ſo eine franzöſiſche Modehändlerin, oder ein deutſcher Schneider, und beide predigen mit demſelben Fanatismus, mit welchem die Mönche des Mittelalters der Welt den wahren, allein ſeligmachenden Glauben verkündeten, daß außerhalb der pariſer Modejournale, dem ſchwarzen Frack und allen dazu gehörigen Stücken, keine ſittliche Erhebung in dieſem Leben zu finden ſei. Die Frauen kaufen ſich alſo einen eleganten Hut, und dünken ſich damit ſchon vollendete Pariſerinnen geworden zu ſein, während ihre Männer ſich mit hohen und ſteifen Halsbinden bekleiden, und ſich gleichfalls durch dieſe Transfiguration, als auf der Höhe der europäiſchen Bildung angelangt, betrachten. Natürlicherweiſe giebt es Ausnahmen hiervon, beſonders unter den Männern, welche leichter Gelegenheit haben, durch Reiſen nach Europa den Stand der Dinge näher zu betrachten, und hierbei zuweilen der Sache auf den Grund kommen, welche die wirklichen Urſachen zum ſchnelleren Fortſchritte dieſes Welttheiles enthalten. Eins hoffen wir aber zuverſichtlich, wenn ſchon vielleicht nur daher, daß wir es im höchſten Grade wünſchen, nämlich, daß die Töchter des ſpaniſchen Amerikas, trotz alles Eindringens

der fremden Sitten und Bräuche, für alle Zeiten ſich das offene und frohe Weſen, die Einfachheit und anziehende Anmuth bewahren mögen, welche ſie jetzt ſo vortheilhaft vor Anderen ihres Geſchlechtes auszeichnet.

Ein Paar Tage vor unſerer Ankunft ſtarb uns plötzlich ein Bootsmann, mit Namen Löfman. Die Leichenöffnung ergab, daß ſein Tod die Folge einer Eitergeſchwulſt im Gehirne war. Er wurde am Lande begraben.

Am Morgen des 5. März war Alles klar zum Abſegeln, aber es gefiel keinerlei Winde ſich einzuſtellen. Erſt am Nachmittage ſprang eine kleine Handvoll aus Südweſten auf, mit der wir ſodann um 2 Uhr die Anker lichteten und in See ſtachen, worauf ſich auch bald der Wind aus derſelben Richtung zum guten Wehen auffriſchte. Am folgenden Tage zog er ſich allmählig immer mehr nach Süd und Südoſt, mit ſehr angenehmen, wenn auch etwas feuchtem Wetter, und einer Temperatur von ungefähr zwanzig Graden, ſowohl der Luft, als des Meerwaſſers. Die Fahrt war ſo eintönig, wie nur möglich, und ohne alle Abwechslung, ſo daß über den Verlauf einer ganzen Woche Nichts zu ſagen iſt.

In der Morgendämmerung des 12. bekamen wir die Inſel San-Gallan in Sicht, und gleich darauf auch die dabei liegende Küſte von Peru. Nicht weit nordwärts von dieſer Inſel liegen die, wegen ihrer unermeßlichen Guano-Lager berühmten Chinchas-Inſeln. Durch eine kleine Briſe, aus der Südweſtecke herkommend, vorwärts getrieben, erreichte die Fregatte langſam das Land, aber um 9 Uhr Vormittags fiel plötzlich ein dichter Nebel, der uns für eine ganze Zeit lang jedes Ziel aus den Augen rückte. Etwa gegen 9 Uhr fiel der Nebel, und wir befanden uns nun ganz nahe vor San-Gallan.

Die San-Gallan-Inſel.

Dieſe Inſel iſt 1160 Fuß hoch und gewährt ein Bild der äußerſten Unfruchtbarkeit. Keine Spur von Vegetation iſt weder auf der Inſel ſelbſt, noch auf dem dahinter liegenden Lande ſichtbar, ſondern Alles ſchimmert in einer zwiſchen brauner und in's Graue ſpielenden Färbung. Die Abhänge ſind ſteil und voller tiefer Spalten und Schluchten. Eine Menge kleiner Klippen, theils hoch und ſchmal, theils flach, liegen in kurzer Ent-

fernung ihrer Ufer, im Meere herumgeſtreut, ſie ſind dicht mit Guano bedeckt, und mehrere derſelben ſind in der ſchönſten und regelmäßigſten Form gewölbt, ſo daß ſie faſt einem Werke der menſchlichen Kunſt gleichen. Wenn man bei San-Gallan vorüber iſt, ſo öffnet ſich ſogleich die Piſko-Bucht vor den Blicken des Reiſenden; in ihr liegt die Stadt gleichen Namens in einem durch künſtliche Bewäſſerung fruchtbar gemachten Thale. Eine bedeutende Quantität Branntwein wird in derſelben deſtillirt, und findet an der ganzen Weſtküſte guten Abſatz, überall unter dem einfachen Namen Piſko bekannt. Von hier aus ſieht man nun auch die Inſeln Balleſta und Isla Blanca, ſo wie auch Chincha ſelbſt. Der Wind legte ſich auf eine Stunde gänzlich, kehrte dann aber bald wieder zurück, und zur Mittagszeit kamen wir bei Balleſta vorüber, deren mit Guano dicht bedeckte Bergesgipfel und ſonderbar gewölbten Grotten und Höhlen einen höchſt eigenthümlichen Anblick darboten.

Die Inſel Balleſta.

Um 2½ Uhr Nachmittags ging die Fregatte an der Inſel Chincha ſelbſt vor Anker, und zwar mit einer Tiefe von fünfunddreißig Faden und Lehmboden. Ein peruaniſcher Orlegsſchooner liegt hier, um unter den als Frachtſchiffe anweſenden Handelsfahrzeugen die Ordnung aufrecht zu erhalten, und darauf zu achten, daß keine ungeſetzliche Beladung vorkomme. Gleich nachdem wir unſere Anker hatten fallen laſſen, wurde von uns ein Offizier an Bord des Schooners geſandt, um für die Gelehrten und Offiziere der Fregatte die Erlaubniß zu einem Beſuche auf der Inſel nachzuſuchen, die auch ſogleich bereitwillig ertheilt wurde, wie auch der Commandeur des Schooners die Artigkeit hatte, uns allerlei Nachrichten über das hier herumliegende Fahrwaſſer mitzutheilen, die wir weiter unten auch anführen werden.

Der Inſeln ſind drei an der Zahl, und außerdem noch einige kleine Klippen, welche nicht mit in Berechnung gezählt werden können. Der Grund der Klippe, auf welchem die Guano-Lager liegen, beſteht aus Granit, und iſt durch die mit ewig gleicher Macht auftretende Wirkung der Brandung völlig durchbrochen, ſo daß dadurch Grotten und gewölbte Höhlen gebildet wurden, in deren mehrere man mit den Booten hineinfahren kann. Es ſcheint dies übrigens ein charakteriſtiſcher Zug für ſämmtliche Klippen dieſer Küſte zu ſein. Der Guano zeigt ſich in mäch-

tigen Lagen übereinander gehäuft, und zwar so, daß sich seine verschiedenen Schichten dem Auge deutlich bemerkbar machen, da sie in der Färbung etwas verschieden sind, und in mannigfachen Farbentönen zwischen braungelb und graugelb schimmern. Die Masse des Guano ist sehr trocken, läßt sich leicht zerbröckeln, und bei nur einigermaaßen frischem Winde wird sie über die ganze Rhede als wirbelnder Staub hingetrieben. Ihr Geruch ist scharf ammoniakartig, und es finden sich ganze Schichten von Ammoniaksalzen dazwischen. Einer Untersuchung und Berechnung zufolge sollen die Guanolager auf der Gruppe der Chinchas-Inseln ungefähr sechzig Fuß Tiefe haben, und ihre zusammengeworfene Masse beläuft sich etwa bis auf hundert Millionen Tonnen, oder über vierzig Millionen schwedischer Lasten*). Bei einer jährlichen Verschiffung von fünfhundert Ladungen zu zweihundert Lasten eine jede, würde der Vorrath erst nach vierhundert Jahren erschöpft sein, doch dürfte sich in dieser Zeit eine nicht unbedeutende Masse wieder gebildet haben. Wir haben schon früher (im fünften Kapitel) des Klimas Erwähnung gethan, welches zur Entstehung größerer Guanolager erforderlich ist, so wie den Stoff genannt, aus dem sie bestehen. Von den Vogelarten, welche zur Bildung desselben beitragen, sahen wir unzählige Schaaren um die Insel herumschwärmen, deren Lager man noch nicht abzugraben begonnen hat. Auch werden die Inseln von vielen Seelöwen besucht. Auf einer derselben soll eine Grotte befindlich sein, wohin sich, den Erzählungen zufolge, diese Thiere begeben sollen, sobald sie es fühlen, daß sich ihr Leben seinem natürlichen Ende nahet, wofür allerdings der Umstand spräche, daß man dort eine große Anzahl Skelette zusammengehäuft finden soll**). Die kurz gemessene Zeit erlaubte es uns leider nicht dieselbe zu besuchen, um uns durch eigenen Augenschein wenigstens von der Wahrheit des Faktums zu überzeugen. Jede Art Jagd und Störung der Thiere ist auf das Strengste verboten, aber der auf der Insel befehlende Offizier ging in seiner Liebenswürdigkeit so

---

*) Dies ist die Angabe aus Nopitsch's: „Kaufmännische Berichte" S. 274. Doch hörte der Verfasser auch andere Angaben machen, nach denen der Vorrath ein bedeutend geringerer wäre.

Nach einer von der peruanischen Gesandtschaft zu London am 7. Februar 1854 veröffentlichten Angabe ist das Ergebniß einer von einer Deputation von Ingenieuren unternommenen Messung der Guanolager, auf allen drei Inseln ein Gesammtvorrath von 12,376,100 Tonnen. Diese Schätzung zeigt aber Messungstonnen an, welche nach Gewichtstonnen des Marktes eine Mehrheit von einem Drittel ergeben, also 15,501,466 Tonnen Gewicht.

Der Uebersetzer.

**) Darwin erwähnt etwas Aehnliches von den Guanakos. Siehe Adventures und Beagles Reisen III, 197.

weit, uns zu gestatten, so viele Vögel und Robben zu tödten, als für unsere zoologischen Sammlungen wünschenswerth waren, doch mußte es mit Steinen oder Knütteln geschehen, um keine Aufmerksamkeit bei den Bewohnern der Insel zu erregen.

Die Chinchas-Inseln sind Staatseigenthum der Republik Peru, und der Staat gestattet, gegen eine gewisse im Voraus zu entrichtende Summe auf eine längere oder kürzere Zeit, gewöhnlich jedesmal auf ein Jahr, die Ausbeute und Verschiffung zu unternehmen. Es hat sich eine Handelsgesellschaft zu diesem Zwecke gebildet, die aus verschiedenen, meist englischen, großen Handelshäusern in Lima besteht. Die größte Versendung geschieht nach England, und geht immer auf Rechnung der erwähnten Gesellschaft, so daß an Ort und Stelle kein Guano verkauft wird. Man hält den, welchen man von hier aus bekommt, für besser und kräftiger, als den patagonischen und afrikanischen, woher er natürlich auch in etwas höherem Preise steht. Die Fahrzeuge, welche ihn abholen, laufen sowohl Lima, als Pisco an, um dort zu klariren. Im Jahre 1851 war dieser Ort von 397 Fahrzeugen besucht, unter welchen drei schwedische waren; 1850 ist die Zahl der Letzteren fünf gewesen. Bei unserer Anwesenheit lagen 15 Fahrzeuge hier, die meisten darunter waren amerikanische, und alle von ziemlicher Größe. Ihr Aussehen legte ein deutliches Zeugniß ab, was für eine unangenehme Befrachtung der Guano sein muß, denn sie waren von dem Staube sämmtlich graugelb gefärbt und hatten ein höchst unsauberes Ansehen. Den Besatzungen der Fahrzeuge ist es nicht erlaubt, das Land zu betreten, da es zu wiederholten Malen vorgekommen ist, daß zwischen ihnen und den Arbeitern blutige Schlägereien stattfanden. Die Letzteren sind theilweise Verbrecher, andrentheils aber auch freie Arbeiter, namentlich Chinesen, und müssen ein höchst jämmerliches Leben führen; ihre Zahl belief sich zur Zeit unserer Anwesenheit auf einhundertundachtzig. Dieselben graben den Guano ab, und führen ihn zu großen Haufen zusammen, die hart am Rande der steilen Abhänge errichtet werden, und von welchen aus er dann durch Röhren und Rinnen in die Fahrzeuge selbst oder deren Boote hinuntergeschaufelt wird. Die erstere Belastungsart ist natürlicherweise die am wenigsten Zeit erfordernde*), aber dennoch pflegt man die Letzteren vorzuziehen, und den Guano durch die eigenen Boote an Bord führen zu lassen, wie man uns sagte, wegen der übermäßigen Abgaben, welche bei dem ersteren Verfahren erledigt werden müßten. Diese Angabe kam uns allerdings etwas sonderbar vor. Die

*) Ein Fahrzeug von 400 Tonnen kann in weniger als zweimal vierundzwanzig Stunden belastet werden. Eine Maschinerie war von England aus bestellt, mit deren Hülfe ein solches Fahrzeug in 14 Stunden seine völlige Ladung soll erhalten können.

Arbeiter sind verpflichtet, eine gewisse Anzahl Schubkarren den Tag über einzubringen, und erhalten ihre Beköstigung von der Handelsgesellschaft. Spirituosa dürfen nicht auf den Inseln eingeführt, sollen jedoch aus dem nahegelegenen Pisco, wo, wie es bereits erwähnt wurde, gerade diese Waare im Ueberfluß vorhanden ist, reichlich eingeschmuggelt werden.

Der Ankerplatz zwischen den Inseln hat zwar eine etwas offene Lage, da aber harte Winde hier nie vorkommen, liegt man bei funfzehn bis zwanzig Faden Tiefe in der allerschönsten Sicherheit. Wir hatten mit der Fregatte unsern Platz etwas weiter vom Lande entfernt gewählt. Ein Paar Untiefen in der Nähe der Inseln sind durch Bojen kenntlich gemacht. Fitz-Roy ließ von einem seiner Offiziere eine Spezialkarte von dem hiesigen Fahrwasser aufnehmen, die sehr gut sein soll; es fehlt aber auf derselben die Angabe einer kleinen klippigen Untiefe, die nur von einigen wenigen Fußen Wassers bedeckt ist, und welche, nach der uns mitgetheilten Angabe des Befehlshabers der Inseln, erst später im Westsüdwesten von Isla Blanca, in gerader Linie zwischen Ballestas und San Gallans östlichen Vorgebirgen, ungefähr auf einem Drittel der Länge dieser Linie von der ersten Insel entfernt, gefunden wurde. Drei Fahrzeuge sind schon auf derselben aufgelaufen und verloren gegangen, das letzte derselben, 1851, war ein peruanisches Barkschiff von 400 Lasten. In Folge dieses Verlustes war die Anmeldung der gefahrbringenden Klippe bei der Regierung geschehen, und sie ließ nun auch diese letzte Untiefe mit einer Boje bezeichnen.

Um 8 Uhr Abends gingen wir wieder unter Segel und brachten den folgenden Tag im Angesichte der Küste zu, die Luft war aber so dick und nebelig, daß die Contouren des Landes fast gar nicht unterschieden werden konnten. Der Wind war ganz schwach und blieb auch noch am 14. so bei, an welchem Tage wir Nachmittags die Insel San Lorenzo und die Stadt Lima in Sicht bekamen. Das Wetter war sehr angenehm, und die Temperatur hielt sich auf 20 bis 25 Grad. Um 11 Uhr Abends ankerten wir mit Wurfankern im Osten von Lorenzo, weil uns eine Windstille hier überraschte. Während der Nacht sahen wir große Schwärme von Fischen rings um die Fregatte herumplätschern, wobei sie einen stark leuchtenden Schein verbreiteten. Die Windstille hielt noch am Morgen des 15. bis ungefähr 10 Uhr Vormittags an, wo dann eine leichte Briese von Süden aufsprang, mit deren Hülfe wir bald und noch früh am Nachmittage die Rhede von Callao erreichten, auf der wir Nachmittags um 1½ Uhr Anker auswarfen. Außer einer alten, zum Magazinschiffe eingerichteten, englischen Fregatte fanden wir kein Orlogsfahrzeug auf der Rhede.

Der Hafen von Callao liegt zwar ziemlich offen da, aber durch den

günstigen Umstand, daß in dieser Gegend niemals härtere Winde wehen, ist er vollkommen sicher, und der Ankergrund ist gut. Eine hervorspringende Landzunge und die Insel San Lorenzo brechen die aus dem Meere herkommende Deining, so daß sie auf der Rhede selbst wenig oder gar nicht fühlbar wird. Die erwähnte Insel ist ungefähr 1100 Fuß hoch, sehr unfruchtbar, und wird von großen Seelöwen und einer Menge Seevögeln von verschiedenen Arten, unter denen eine häßliche Gattung Pelikane vorherrscht, bewohnt. Während unseres kurzen Aufenthaltes an diesem Orte unternahmen wir mehrere Jagdpartieen dorthin, jedoch glückte es uns nicht, Etwas zu erlangen, obgleich wir mehrere Seelöwen verwundet hatten.

Die Aussicht nach der Landseite zu ist sehr eigenthümlich. Am Strande sieht man das ziemlich schmutzige Callao mit seiner Festung, hinter welcher sich das Land langsam erhebt, und eine weitläuftige, etwas abschüssige Ebene von ziemlich unfruchtbarem Aussehen bildet; an dem oberen Ende derselben blitzen die weißen Häuser Limas und viele Kirchthürme hervor, und unmittelbar hinter denselben erheben sich steile Bergkuppen, während in weiterem Abstande die undeutlichen Contouren der Cordilleren durch die meistens wolkige und nebelige Atmosphäre schimmern. Die Beschreibungen, welche uns von Lima gemacht waren, und besonders von dem weiblichen Theile seiner Bevölkerung, hatten die Einbildungskraft verschiedener unter uns lebhaft erhitzt, und die Neugierde bedeutend gereizt, die jedoch, wie wir bald sehen werden, grausam gehöhnt wurde.

Callao ist nur die Hafenstadt Limas, und die Handelshäuser haben ihre Comptoire nicht einmal dort, sondern legen ihre Geschäfte in die Hände der daselbst etablirten Commissionäre. Es ist, wie schon erwähnt, ein ziemlich schmutziges Nest, welches wenig Interesse darbietet. Man landet an einer hölzernen Brücke, die auf den Ruinen des alten Callao erbaut ist, welches 1746 bei einem Erdbeben vom Meere verschlungen ward. Die Brücke dient zum Niederlagsplatze für Bretter und dergleichen Waaren, und man sieht dicht dabei etwas, welches daran erinnert, daß man sich in einem Lande befindet, in dem eigentlicher Regen nur höchst selten fällt. Dies sind nämlich hohe Haufen von Getreide, welche man auf unbestimmte Zeit ohne Bedeckung unter freiem Himmel liegen läßt. Ein peruanischer Soldat stand auf der Brücke als Schildwacht; es war eine kleine unansehnliche Figur, sichtlich von mehr indianischer, als weißer Race, und von höchst unmartialischem Aussehen. Eine Compagnie schwedischer Soldaten würde ganz gewiß ohne große Schwierigkeit ein oder das andere Bataillon solcher Würmer über den Haufen werfen. Wenn man aus dem Labyrinthe von aufgestapelten Brettern und Getreidehaufen herausgekommen ist, tritt man in eine äußerst bettelhafte Strandgasse ein, in welcher sich eine wahrhafte Probenkarte von gemischten Menschenracen den Blicken

der Fremden auffällig darbietet, und der große Reichthum an verschiedenen Farbentönen wird noch durch die tausendfach buntgefärbten Kleidungsstücke vermehrt, mit welchen diese Herrschaften ausgestattet sind. Wir werden weiter unten einige Worte über die verschiedenen Mischungen bemerken, die in Peru zu erkennen sind, und mit besonderen Namen ausgezeichnet werden. Früchte und Grünzeug werden hier zum Verkaufe ausgeboten, wobei sich ein lebhaftes Gespräch zwischen den schönen Verkäuferinnen und ihren Kunden entspinnt. Unter den vielen nackten Füßen sieht man einen oder den anderen in einen fleischfarbigen, seidenen Strumpf und einen kleinen coquetten Schuh gesteckt; die indianische Raçe hat im Allgemeinen kleine Hände und Füße, obschon die Form derselben nicht recht hübsch ist.

Man geht aus dieser Gasse weiter, bei einigen armseligen Läden mit Schiffsmaterialien vorüber, und kommt zu einem Haufen ziemlich unregelmäßiger und winkeliger, von vielem Schmutze strotzender Gassen und Quergäßchen, die von Häusern mit sehr anspruchslosem Aussehen gebildet werden. In einer der beiden Wasserrinnen, welche dorthin geführt sind, sieht man vielleicht eine Dame von einer unbeschreibbaren Raçe ihre Kinder und ihre schmutzigen Kleider waschen, und ein kleines Stückchen weiter hüpfen einige der landesüblichen Straßenreiniger, der garstigen, aber höchst achtungswerthen und nützlichen „Gallinazos"*). Mehrere Kameraden derselben sitzen auf den Dächern der nahegelegenen Häuser, oder segeln mit unbeweglichen Fittigen im Kreise über die Stelle, auf welcher sie einen guten Bissen zu finden erwarten. Jungen treiben Haufen von halbverhungerten Eseln vor sich her, und hier und dort kommt ein Reiter trabend herbei; sein Sattel gleicht der Form nach fast ganz dem der Araber, jedoch sind die Steigbügel daran von Holz. An einzelnen Punkten finden sich Steinbanken, auf denen man sich niedersetzen und die Herrlichkeiten betrachten kann; und dies ist mindestens weit besser und mehr Vergnügen gewährend, als ein Besuch in den schmutzigen und ungemüthlichen Wirthshäusern.

Außen vor dem südlichen Ende der Stadt liegt die Festung, welche jedoch nun für den Kriegsdienst aufgegeben ist, und statt dessen für das Zollwesen verwendet wird. Von dem tapferen und standhaften General Rodil vertheidigt, war sie das letzte Besitzthum der Spanier auf dem Festlande von Amerika, und ist erst mehr als ein Jahr nach dem Schlage bei Ayacucho aufgegeben, wo die letzten Ueberreste der spanischen Kriegsmacht in Amerika von dem General Lucre gesprengt wurden. Während

*) Eine Geierart, ungefähr von der Größe einer kalekutischen Henne. Das Wort „Gallinazo" bedeutet eigentlich große häßliche Henne.

des beständigen Bürgerkrieges, von welchem Unglücke Peru in einem noch weit höherem Grade, als die anderen Republiken Amerikas heimgesucht war, hat der Commandant der Festung Callao oft den Sieg entschieden, wenn er es nicht etwa vorgezogen hat, sich selbst auf den Platz des Präsidenten zu schwingen, der in der Regel der Grund zu sein pflegte. Ein Präsident, welcher in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts regierte, — wir erinnern uns jedoch nicht mehr seines Namens, — und der auf diese Art zur Macht gelangt war, ist dadurch zu der Meinung gekommen, daß er keinen Offizier besäße, welchem er die Stelle eines Commandanten mit Zuversicht anvertrauen könne, weshalb er denn zu dem sehr verständigen Auskunftsmittel seine Zuflucht nahm, die Bewaffnung der Festung, die meist aus Metallkanonen bestand, zu verkaufen, und die Werke verfallen zu lassen. Unerachtet dieser Vorsichtsmaaßregel wurde er aber dennoch abgesetzt und erschossen; sein Nachfolger hatte jedoch die Klugheit seiner Handlung eingesehen, und wahrscheinlich auch außerdem der nöthigen Geldmittel entbehrt, um eine neue Armirung anzuschaffen, und deshalb, statt die Festung wieder auf den Kriegsfuß zu versetzen, — auf welchem sie übrigens jetzt kaum noch von einigem Nutzen sein möchte, — die geräumigen Gebäude derselben dem Zollwesen zu Waarenniederlagen, Magazinen und Amtsräumen überlassen.

Eine Eisenbahn hat jetzt die ehemaligen Diligenzen nach Lima ersetzt. Man mußte früher einige Stunden auf den ungefähr eine Meile langen Weg, der tief und sandig war, verwenden, und dabei mußte man überdies bewaffnet sein, falls man die Reise in der Dunkelheit unternehmen wollte. Jetzt gehen täglich sechsmal Züge auf- und abwärts, und gegen Erlegung von einem halben Piaster kommt man in weniger, als einer halben Stunde hin. Diese Schnelligkeit ist für eine Fahrt auf der Eisenbahn nicht groß, dieselbe wird jedoch ein ziemliches Stück über die erwähnte Meile verlängert, durch die Bogen, in welche sie geführt werden mußte, und überdies ist die Steigerung ganz ansehnlich, denn Lima liegt 500 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Die Wagen sind von englischer Construction, aber die Gebäude auf den Stationen von der allereinfachsten Beschaffenheit, oder vielmehr durch leichte Schuppen mit Dächern von Baſtmatten ersetzt, was übrigens vollkommen hinreichend ist, da man nichts Anderes fordert und bedarf, als einen Schutz gegen die Sonne. Die Bahn hat nur ein Geleise.

Lima war ehemals die Hauptstadt des ganzen spanischen Amerikas und die Residenz des Vicekönigs. Noch verräth die Stadt Spuren ihrer früheren Pracht, und bietet einem Liebhaber des Malerischen Vieles von Interesse dar. Nach dem planmäßigen Entwurfe ist auch sie, wie Buenos Ayres, Montevideo, Valparaiso und die übrigen Städte in regelrechte

Quartiere von gleicher Größe getheilt, und auch die Bauart ist in ihren großen Zügen ganz dieselbe, wenn schon das viel wärmere Klima in den Details gar manche Aenderungen bedingte. So sieht man hier zum Beispiel bedeckte Altane, welche zuweilen außerhalb um die ganze Länge des Hauses herumlaufen, zuweilen sich aber auch nur ein wenig außerhalb der Seiten des Fensters ausbreiten, sie geben dem Hause ein gewisses morgenländisches Aussehen. Die Eisengitter um die Fenster des Erdgeschosses fehlen hier ebensowenig, als in den anderen spanisch-amerikanischen Städten.

Straße in Lima.

Häuser mit mehr als einer Wohnung darin giebt es auch wohl hier und dort, jedoch haben die meisten nur eine, außer dem Erdgeschosse. Das Dach ist so leicht, als möglich, um nicht unter den Erderschütterungen zu leiden; ihre Form ist die gewöhnliche flacher Dächer. Die Straßen enthalten alle Trottoirs, sind aber sonst recht schlecht gepflastert und würden in einem regnigen, oder auch nur weniger trockenem Klima, als es hier herrscht, abscheulich sein. In der Mitte der meisten läuft ein kleiner Kanal, welcher sein Wasser aus dem dicht bei der Stadt vorüberfließenden Fluß Rimac erhält. Die Gallinazos besorgen auch hier, wie in Callao, die Reinerhaltung der Straßen, und es ist bei einer Geldstrafe verboten, einen derselben zu tödten.

Der Rimac ist ziemlich breit, aber sehr seicht und hat nur eine

unbedeutende Menge Wasser, welches jedoch von vorzüglicher Reinheit und Klarheit ist. Eine Brücke führt über denselben nach einem anderen Theile der Stadt, durch welchen man auf die Promenaden und zu dem Schauplatze der Thierkämpfe gelangt. Die Stiergefechte sollen schlecht sein, und werden daher auch fast nur von den niederen Klassen besucht. Längs den Ufern des Rimac, führt auch eine Promenade mit vierfachen Baumreihen bepflanzt. Die Brustwehr, welche dieselbe gegen den abschüssigen Theil des Strandes begrenzt, ist so eingerichtet, daß man sie zu Sitzen benutzen kann. Die Straßen und Wege werden mit Wasser besprengt, um keinen Staub zu erzeugen, und gleich außerhalb der Stadt, dort wo die Baumanpflanzung der Promenade endet, findet man eine höchst angenehme Badeeinrichtung, durch deren Bassin eine Rinne das Wasser unmittelbar aus dem Flusse leitet. Steile, kahle und zerklüftete Klippen erheben sich dicht daneben. Das Bad wird fleißig von beiden Geschlechtern benutzt. Es ist von hohen, kräftigen Bäumen beschattet.

Zum Unglück für uns standen jetzt alle diese schönen Promenaden so gut, wie ganz öde. Es war nämlich gerade die schlechteste Jahreszeit für diesen Ort eingetreten, kalte und hitzige Fieber grassirten in der Stadt, und der größere Theil der vermögenden Einwohner von Lima bewohnte deshalb jetzt den kleinen Flecken Chorillos*), oder hielt sich in Callao auf, um dort die Seebäder zu benutzen. Wir bekamen daher kaum eine von den so gepriesenen Damen Limas zu sehen, die im ganzen südlichen Amerika in dem Rufe der höchsten Schönheit und Anmuth stehen, der überdies von den meisten Europäern, welche sich einige Zeit an diesem Orte aufhielten, als wahr und wohlverdient anerkannt wird. Sogar der ernsthafte Nord-Amerikaner Wilkes, der Befehlshaber der großen Expedition in das stille Meer, die in den Jahren 1838—1842 unternommen wurde, erwähnt der Frauenwelt Limas im Allgemeinen lobend, und insbesondere einzelner unter ihnen als „außerordentlich schön!“ (exceedingly beautiful). Zu allen den Gaben, die ihnen die Natur so freigebig geschenkt hat, kommt übrigens außerdem noch die ausgesuchteste Eleganz in der Kleidung, wozu sowohl in den Arbeitstagen, als in den Feiertagen die feinsten seidenen Strümpfe und weiße oder schwarze, zierliche seidene Schuhe gehören. Wie es ziemlich allgemein bekannt ist, haben die spanischen Damen in der Regel kleine und schöne Füße, und die Limaerinnen scheinen sich noch ganz besonders darin auszuzeichnen, was sogar auch unter den Leuten geringeren Standes zu bemerken ist. In dem Hause wird die Kleidung nach französischem Muster getragen, und leider sieht

*) Chorillos, ein kleines Städtchen, ein Paar Meilen südlich von Callao, wird meist von den reicheren Kaufmannsfamilien Limas als Landsitz bewohnt.

man den Hut und matte, blaßgefärbte Stoffe, die ehemals gebräuchliche Kleidertracht schon mehr und mehr verdrängen. Der Gebrauch verschleiert zu gehen, welcher bei den Weibern Limas früher so gewöhnlich gewesen ist, hat auch schon sehr abgenommen, wenn schon man es doch noch zuweilen sieht, und es bei gewissen Gelegenheiten sogar noch allgemeine Sitte sein soll. Das zu diesem, nur Lima ganz eigenthümlich angehörenden Costüme nöthige Kleidungsstück wird „Saya" genannt, und ist nur ein leichter Unterrock von dunkler, meist ganz schwarzer Seide, sehr weit und in dichte Falten aufgenommen; vor einigen Jahren wurde er mit Tragbändern versehen gebraucht, mit denen er so in die Höhe gezogen und in Falten gelegt wurde, daß er den Formen des Körpers folgte, später pflegte er allgemein so getragen zu werden, daß er frei über einen steifen gestärkten Unterrock herabfiel. Der Schleier — „Manto" — besteht aus einem Stücke schwarzer Seide, welches mit einem Bande um den Leib befestigt und über die Achseln und den Kopf hinaufgezogen wird, so daß nur ein Auge von demselben unbedeckt bleibt. Vollendet wird diese Tracht sodann mit einem leichten Shawl von Crêpe oder dergleichen, zuweilen ganz weiß, zuweilen aber auch von irgend einer anderen lebhaften Farbe. Eine in dieser Art gekleidete und verschleierte Dame geht ganz ungenirt dorthin, wohin es ihr gefällt, und Niemand wagt nur den Versuch zu machen, sie zu entschleiern. Ungeachtet eines gegen die Benutzung dieser Tracht gerichteten Verbotes der Regierung, ist der Gebrauch derselben doch beibehalten, und das Verbot selbst bald in Vergessenheit gerathen. Die von der Fremde eindringenden Sitten dürften jedoch schneller die Ablegung desselben verursachen, und Lima hat dann eine interessante Eigenthümlichkeit mehr verloren.

Nach dem Wenigen zu urtheilen, was wir zu sehen bekamen, schien es uns so, als ob bei den weiblichen Bewohnern Limas der ächte spanische Typus in der größten Vollkommenheit anzutreffen sein müßte; die geschmeidigen, und dennoch so wohl gerundeten Formen, die blitzenden dunklen Augen, die bleiche, klare, fast durchsichtige Haut, und die ganz besondere eigenthümliche Anmuth in ihren Stellungen und Bewegungen, welche Eigenschaften denselben auszeichnen, besitzen sie im höchsten Grade.

Auch unter den Männern trifft man vorzüglich schöne Figuren. Es ist schwer zu sagen, worin die erwähnte Anmuth besteht, sie ist so leicht und ungesucht, daß man versucht wird zu glauben, es sei dieselbe eine natürliche und nothwendige Folge der regelrechten Proportionen unter den einzelnen Gliedern und der Zusammensetzung aller der verschiedenen Theile des Körpers, die diesem Menschenschlage so vorzugsweise schön und ebenmäßig verliehen sind.

Die niedrigeren gesellschaftlichen Klassen Perus bestehen dem größeren

Theile nach aus gemiſchten Raçen, und bei ihnen darf man daher nicht viel Schönheit erwarten, wenn ſchon unter den „Cholos," oder den von Indianern und Weißen Herſtammenden, zuweilen ganz anmuthige Individuen anzutreffen ſind, und ihre Kleidungen aus grellen Farben verleihen ihnen oft ein ſehr maleriſches und behagliches Ausſehen. Einem engliſchen Reiſenden, Stevenſon, folgend, theilen wir nachſtehende Aufzählung der verſchiedenen Miſchungen der drei Raçen, weiß, roth und ſchwarz mit. Die Farbe des Vaters entſcheidet bei der Abſtammung mehr, als die der Mutter.

Der Vater,	die Mutter,	das Kind heißt:
Europäer,	Europäerin,	Kreole.
Kreole,	Kreolin,	Kreole.
Weißer,	Indianerin,	Mestize.
Indianer,	Weiße,	Mestize.
Weißer,	Mestize,	Kreole.
Mestize,	Weiße,	Kreole.
Mestize,	Mestize,	Kreole.
Weißer,	Negerin,	Mulatte.
Neger,	Weiße,	Zambo.
Weißer,	Mulattin,	Quarteron.
Mulatte,	Weiße,	Mulatte.
Weißer,	Quarterone,	Quinteron.
Quarteron,	Weiße,	Quarteron.
Weißer,	Quinterone,	Kreole.
Neger,	Indianerin,	Chino.
Indianer,	Negerin,	Chino.
Neger,	Mulattin,	Zambo.
Mulatte,	Negerin,	Zambo.
Neger,	Zambo,	Zambo.
Zambo,	Negerin,	Zambo.
Neger,	Chino,	Zambo-Chino.
Chino,	Negerin,	Zambo-Chino.
Neger,	Negerin,	Neger.

Die Lebensweiſe und Art des Umganges ſoll in Lima ganz beſonders fröhlich und behaglich ſein, und die ſehr zuvorkommende Aufnahme, die wir bei der Abgabe von einigen Empfehlungsbriefen fanden, giebt uns perſönlich allen Anlaß zu glauben, daß es ſich hiermit wirklich ſo verhält, als es angegeben wurde. Das Innere der Häuſer ſteht in einer angenehmen Harmonie mit den Menſchen und ihrer Lebensweiſe, welche natürlich hier, wie in den meiſten warmen Ländern im: „il dolce far niente" beſteht. Die Flure, Thorwege, Gänge, Höfe und Vorzimmer ſind mit

großen Malereien, al fresco ausgeführt, geschmückt, welche gewöhnlich religiöse oder historische Stoffe darstellen; sie sind natürlicherweise in den meisten Fällen nichts weniger, als Meisterstücke, entbehren jedoch nicht immer einiger Anmuth, und beweisen mindestens einen Sinn und Geschmack für die Kunst, wie sie auch gleichzeitig die unangenehme Einförmigkeit der weißübertünchten Wände wohlthätig unterbrechen. Die Höfe werden in sehr sauberer Gestalt erhalten und strotzen meist von einem wahren Ueberfluß an Blumen, die überdies ein durchaus nothwendiger Artikel zu der Toilette der amerikanischen Spanierinnen sind, denn bei allen Klassen gehört durchgehends eine Blume im Haare zum vollendeten und ordentlichen Anzuge. Die Zimmer pflegen hoch und geräumig zu sein; die außen vor den Fenstern angebrachten Balkone sind bedacht und mit Gardinen versehen, und lassen daher nur eine schwache Dämmerung in das Zimmer und erhalten dasselbe kühl. Der Fußboden wird mit feinen Strohmatten, oder mit Teppichen aus einem Wollenzeuge in lebhaften Farben belegt, und die Meubel sind meist von zierlicher Form und bequem. Selten fehlt ein Fortepiano oder Flügel in einem einigermaßen vermögenden Hause.

Lima besitzt eine große Anzahl Kirchen, sämmtlich im Renaissance-Styl gehalten, in welchen sich jedoch hier und da etwas Morgenländisches, wohl aus der Zeit der maurischen Herrschaft im Mutterlande, eingeschlichen hat, und Reparaturen der durch Erdbeben verursachten Schäden sind nicht immer in demselben Style ausgeführt, dem die ursprüngliche Anlage des Werkes angehört. Steine oder gar Quadern sind selten zu diesen Kirchen verwendet worden, vielmehr hat man dieselben durch Holzmaterial und Rohr ersetzt, da diese selbstredend den Erschütterungen besser widerstehen, wie denn auch mehrere unter ihnen fast unbeschädigt aus starken Erdbeben hervorgegangen sind. Die Façade besteht meist aus zwei durch ein bogenförmiges Fronton vereinigten Thürmen, und ist mit ziemlich phantastisch verzierten, Statuetten, Blumenkränze und dergleichen mehr, tragenden Pfeilern geschmückt; das ganze äußere Material der Ornamente bildet Gips, der oft mit den grellsten Farben, am häufigsten aber mit blendendem Roth oder Violett prunkt. Der Effekt, den dies hervorruft, ist häufig etwas prahlerisch und überladen, aber nicht unbehaglich, weil die Harmonie mit dem über die ganze Stadt verbreiteten phantastischen Anstrich, der übrigens auch noch für lange Zeit nicht ganz zu verwischen sein möchte, dadurch nicht gestört wird. Das Innere der Kirchen stimmt in seiner Ausstattung mit dem Aeußeren derselben überein. Mehrere von ihnen sollen gute Gemälde aus der älteren spanischen Schule enthalten, so zum Beispiel von dem berühmten Meister Zusbazan und mehreren Anderen. Hier und dort finden sich auch Italiener und besonders Meister

der lombardischen Schule vertreten. Unsere Zeit erlaubte uns leider nicht, diese selbst aufzusuchen, wir haben aber die Sache hier für diejenigen erwähnt, deren glücklicher Stern sie vielleicht einmal nach Lima führt und ihnen Gelegenheit gönnt, dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen, so daß sie nicht mit so lästiger, fliegender Eile Alles in Augenschein nehmen müssen, als es uns beschieden war. Es sei fern von uns, die Vortrefflichkeit und den Nutzen eines ähnlichen Vorhabens, wie das, London mit seinem Krystallpalaste und Allem, was darin und daran war, während eines Aufenthaltes von acht Tagen zu besehen, zu verwerfen; aber um sich bei einer solchen Expedition Etwas denken, oder Etwas fühlen und empfinden zu können, gehört wohl eine geistige Organisation von einer solchen Vollkommenheit, wie wir sie uns zuzuerkennen durchaus keine Ansprüche machen dürfen. Noch keine Aufgabe ist uns so ermüdend und anstrengend vorgekommen, als die, Merkwürdigkeiten und Kunstgegenstände pflichtmäßig und in geregelter Ordnung zu besehen.

Sowohl bei den höheren, als auch bei den niederen Klassen in Peru steht die Moral auf schwachen Füßen. Diejenigen, welche sich längere Zeit in diesem Lande aufgehalten haben, versichern jedoch, daß mindestens bei den Ersteren sich die Frauen in dieser Beziehung vortheilhaft vor den Männern auszeichnen, über welche sie sich ziemlich laut und deutlich mit Verachtung ausdrücken, da sie aller Grundsätze über Pflicht und Ehre entbehren. Die Spielsucht, eine wirkliche Pest in Amerika, von der die ganze Bevölkerung angesteckt ist, grassirt in Peru im allerhöchsten Grade, und besonders soll in Chorillos unerhört viel und hoch gespielt werden. Wir haben in einem Zeitungsartikel die Namen und Verhältnisse derer aufgenommen gesehen, welche sich an einem Gesellschaftsabende um den grünen Tisch versammelt hatten, und es befanden sich Damen darunter, Jünglinge, die kaum die Schule verlassen haben konnten, Priester, höhere Beamte, und mitten darunter ein Haufen Plebejer aller Sorten. Ein chilensischer Grubenbesitzer soll an einem Abende, wenn wir uns in der Erinnerung nicht betrügen, die Bank von Chorillos mit einem Gewinne von dreißigtausend Piaster verlassen haben. Es ist nichts sehr ungewöhnliches, daß die Gewinner auf der Rückreise, — viele fahren eben nur nach Chorillos hinaus, um dort ein wenig zu spielen, und begeben sich darauf sogleich wieder auf den Rückweg, — von Straußenräubern angefallen werden. Diese halten nämlich förmlich ihre Spione an der Spielbank, die sich hinreichend unterrichten, um genau zu wissen, wenn und wo der Raub ausgeführt werden kann; der Räuber selbst greift dann nicht etwa sein Opfer offen an, sondern legt sich vielmehr vorsichtig hinter einer Mauer oder einer Hecke in den Versteck, um von dort aus seinen Mann zu erschießen und erst dann zu plündern. Die Raubgier dieses

Gesindels wird nur noch von seiner Feigheit übertroffen, denn, wenn sie auch der Zahl nach bedeutend überlegen sein sollten, werden sie dennoch fast nie einen offenen gewaltsamen Angriff wagen, am allerwenigsten aber gegen Ausländer, von denen sie wissen, daß sie dort auf muthigeren Widerstand, als bei ihren eigenen Landsleuten rechnen können. Fast alle Beamten, sowohl die vom Civil, als vom Militär, sollen der allgemeinen Stimme nach unredlich und bestechlich sein, so daß es den ergriffenen Missethätern und Verbrechern gewöhnlich durch heimliche Geldbußen und Opfer gelingen soll, sich vom Galgen loszukaufen. In der allerletzten Zeit soll jedoch auch hierin eine Verbesserung eingetreten sein, so daß das Land dadurch doch wenigstens von einigen ganz bekannten Banditen befreit ist. Im Inneren des Landes kann man übrigens mit größerer Sicherheit reisen, denn das Volk ist dort weniger verderbt.

Wir haben nun Alles wiedergegeben, was wir an Ort und Stelle über die Bevölkerung von Peru erfahren konnten, und wollen daher nur noch in größester Kürze die Beschaffenheit des Landes und seine verschiedenen Produkte erwähnen.

Peru wird von den Cordilleren in zwei seiner Natur nach gänzlich verschiedene Theile zerlegt; nämlich: in das niedere Peru, oder das bereits beschriebenen unfruchtbare Küstenland, und in das obere, auf den nach Osten zu gelegenen Abhängen der erwähnten Bergkette sich ausbreitende Land. Dieses obere Peru ist reich und fruchtbar, aber die Produkte desselben haben einen zu schwierigen Weg zum Meere, um es der Mühe zu lohnen, dasselbe in einem größeren Maaßstabe zu bebauen, selbst wenn die Bevölkerung zu einer solchen Arbeit geneigt und geeignet wäre. Die natürliche Straße für die Ausfuhr würde der Amazonenstrom sein, der bis zu seiner Ausmündung auf der nordöstlichen Küste Brasiliens schiffbar ist, und dessen Quellen in dem oberen Peru selbst liegen, Vor nun bald zwanzig Jahren ging ein Offizier der englischen Flotte, der Lieutenant Smyth, in einem Boote diesen ganzen Fluß herunter, und erst kürzlich hat der Lieutenant Herndon, von der Flotte der vereinigten Staaten, dieselbe Reise unternommen. Der Bericht des Letzteren über diese Fahrt ist noch nicht erschienen. Vielleicht dauert es nicht mehr allzulange, daß die Regierung von Brasilien die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome frei geben muß.

Das dem Werthe nach unvergleichlich größte Exportprodukt Perus ist das Silber, von welchem der bedeutendste Theil aus den Gruben bei Cerro de Pasco gewonnen wird, die jährlich zwei bis drei Millionen Piaster liefern. An Gold werden vergleichungsweise nur unbedeutende Quantitäten ausgeführt, da sich kein reicher Zugang davon im Lande findet.

Außer diesen edlen Metallen kommen noch folgende Handelsartikel

zur größeren Ausfuhr, ungefähr nach ihrem Werthbetrage in der hier aufgeführten Ordnung, nämlich: Guano, Salpeter, Baumwolle, Alpacawolle*), Schaafwolle, Medicinal- oder Officinal-Gewächse (vorzüglich Chinarinde), Kupfer und Zinn, so wie auch ein geringes Quantum Häute und Chinchilla-Felle. Von allen diesen Produkten gehören nur der Guano und der Salpeter dem eigentlichen Küstenlande an; in dem nördlichen Theile desselben wird zwar auch noch Reis in größerem Maaßstabe gebaut, jedoch nur zu dem Verbrauche im eigenen Lande.

Die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Fabrik- und Manufakturwaaren, ungefähr in gleicher Art, wie in Chile. Außerdem wird aus dem letzteren Lande Getreide und Mehl eingebracht, und aus den vereinigten Staaten werden Mehl und Holzwaaren, — die jedoch auch von Chiloë herkommen, — bezogen, und ferner Tabak, Indigo und allerlei Waaren von minderem Belaufe. Von Queckſilber werden zum Betriebe der Bergwerke bedeutende Quantitäten aus dem Auslande bezogen.

Ein besonderer Handelszweig auf der Westküste von Amerika ist der Chinesische. Es sind hauptsächlich Seidenzeuge, Crêpe-Shawls und dergleichen Artikel, welche von dorther entnommen werden, doch kommen auch eine Menge Waaren anderer Art, als z. B. Möbel, Thee und allerlei Kleinigkeiten zu einem nicht unbedeutenden Werthe vor. Die Zeuge werden immer zuvor bestellt, und zwar auf die Weise, daß ein jedes von einem Hause abgesendete Fahrzeug die Bestellung für das nächstkommende desselben Hauses mit sich führt. Da die Bezahlung stets bei Empfangnahme der Waare contant geleistet werden muß, und dergleichen Geschäfte sich jederzeit um große Summen drehen, kann dieser Handelszweig natürlicherweise nur von sehr reichen Häusern betrieben werden. Für jetzt wurde uns nur eins, als damit beschäftigt, angegeben; es ist ein amerikanisches Haus und nimmt jährlich nur zwei Frachten auf einem Fahrzeuge von 200 bis 250 Lasten Tragfähigkeit in Empfang. Diese Fracht wird auf Valparaiso und Lima vertheilt, von wo dann später ein Theil in die kleineren Häfen und Städte des inneren Landes abgeht. Diese Angaben sind uns von einem unserer Landsleute, dem Herrn Oesterling, zugegangen, welcher in Lima ansässig ist, und längere Zeit hindurch Kassirer bei dem erwähnten Hause, Aslop & Comp., gewesen ist, und der an hiesigem Orte ein bedeutendes und wohlverdientes Ansehen genießt.

---

*) Alpaca ist nach Einigen eine Species des Guanaco oder Llamas; da aber nie ein wildes Stammthier vorkommt, wohl nur eine Spielart mit verfeinerter Wolle. Letztere ist in allen Abstufungen von rauher Wolle bis zum feinsten Seidenhaar im Handel. Der Uebersetzer.

Callao bietet dem Seereisenden ziemlich gute Hülfsquellen in Hinsicht auf Proviant und andere nöthige Bedürfnisse dar; er kann aber allerdings darauf rechnen, sie sehr hoch bezahlen zu müssen, ganz besonders was Brennmaterial betrifft; Wasser kann ohne Abgaben dicht bei der Landungsbrücke geholt werden.

Wir haben nun das Wenige mitgetheilt, was wir während unseres kurzen Aufenthaltes in diesem Lande an Erfahrungen machen und an Nachrichten sammeln konnten. Die Ursache zu unserer schnellen Abreise, — die weit eher unternommen wurde, als es anfangs in unserer Absicht gelegen hatte, — war die Expedition, welche von dem General Flores, dem ehemaligen Präsidenten der Republik Ecuador in Callao ausgerüstet wurde, um die Regierung zu stürzen, die sich nach der Vertreibung des gesetzlich erwählten Präsidenten Noboas, der Macht bemächtigt hatte, und an deren Spitze sich der General Urbina befand. Die Rüstungen wurden ganz offen betrieben, ein Paar Fahrzeuge, darunter ein Dampfboot, waren schon nach Payta abgegangen, welches zu dem Sammelplatze der vielen landespflichtigen Ecuadorianer bestimmt war, und in Callao wurden Leute angeworben, ohne daß die peruanische Regierung die geringsten Schritte gethan hätte, um diesen, einer befreundeten Macht ziemlich zu nahe tretenden Unziemlichkeiten irgend ein Hemmniß in den Weg zu legen. Der Gesandte von Seiten Ecuadors in Lima, General Elizaldes, schrieb auch über diesen Gegenstand ungeheuer lange diplomatische Noten, mit denen die Spalten der Zeitungen täglich gefüllt waren. Es verlautete unter der Hand, daß verschiedene Handelshäuser in Lima Flores zu seinen Plänen bedeutende Geldsummen vorgestreckt hätten. Um von einem näheren Punkte aus den Verlauf der Angelegenheit und Ausgang dieser Expedition betrachten zu können, beschloß der Commandeur-Capitain Virgin sich mit der Fregatte eiligst nach Guayaquil zu begeben.

Bevor die Fregatte zur Abfahrt schritt, erhielt sie noch an Bord den Besuch des Gouverneurs vom Orte. Es war ein schon älterer, etwas zur Fettheit geneigter Herr, von sehr heiterem und gutmüthigem Ansehen und sehr artigem, einnehmenden Wesen. Seine Uniform war ungemein glänzend; sie bestand aus rothen Sammetbeinkleidern mit breiten goldenen Tressen besetzt, einem förmlich mit Gold beladenen Frack und einem dreieckigen Hute von ähnlicher Beschaffenheit, der noch überdies mit einem ungeheuer großen, weißen Federbusch geschmückt war. Sein Gefolge bildeten zwei Seeoffiziere, beides hochgewachsene und ausgezeichnet schöne Männer, deren Uniformen ebenfalls von Gold strahlten.

Während unſeres Aufenthaltes in Callao war die Temperatur der Luft zwiſchen 19 und 25 Grad, wobei man ſich jedoch entſinnen muß, daß es auch gerade die heißeſte Jahreszeit war. Die Temperatur des Waſſers hielt ſich auf der Rhede um 18 Grad herum. Der Wind wehte aus der Südecke her, meiſt nur mit ſchwacher Briese, der Himmel war hier und dort mit leichtem Gewölk beſtreut, und die Luft nebelig und dunſtig.

VII.

Fahrt nach Puná und Aufenthalt daselbst. Fahrt nach Panamá und Aufenthalt dort und bei den Perl-Inseln.

1852. März 18. bis April 28.

Am 18. März um 7 Uhr Abends verließ die Fregatte Eugenie die Rhede von Callao, um sich nach Puná*) zu begeben. Der Wind fuhr fort, mit schwacher Briese aus der Südecke her zu wehen, und für ein Paar Tage ereignete sich durchaus nichts Bemerkenswerthes. Zur Mittagszeit des 20. passirten wir durch eine Meeresstrecke von ungefähr 12 Meilen (2 schwedische) Länge, worin sich oft und deutlich Streifen von bluthrother oder rothbrauner Farbe zeigten. Eine von den an Bord befindlichen Naturforschern veranstaltete mikroskopische Untersuchung ergab, daß die rothe Färbung von einer unglaublichen Menge sogenannter Conferven herrührte, mit denen das Wasser ganz angefüllt war. Am Mittage den 21. gab unser Besteck eine Stromabweichung von ungefähr 12 Meilen nach Südsüdwest in vierundzwanzig Stunden an. Es war dies allerdings ein Gegentheil zu dem gewöhnlich hier herrschenden Verhältniß, soll jedoch auch ziemlich oft eintreten. Die Veränderungen, welche sich in der Temperatur des Meeres bemerkbar machten, bestärkten auch die Sicherheit der Angabe des Bestecks. Es ist klar, daß eine Strömung nach Süden hier eine Erhöhung der Temperatur an der

---

*) Puná ist eine Insel, welche außerhalb der Mündung des Guayaquil-Flusses liegt. Größere Fahrzeuge können den Fluß nicht hinauf gehen, sondern müssen bei dieser Insel bleiben.

Meeresoberfläche herbeiführen wird, und daß bei einer Strömung nach Norden sich auch das entgegenstehende Verhältniß zeigen muß. Diese Temperatur betrug, wie wir angaben, bei Callao ungefähr 18°, stieg dann am 19. bis auf 22°, am 20. und 21. auf 24°, und nahm am Nachmittage des letzterwähnten Tages wieder ab, so daß sie am folgenden Tage bis auf 20° hinabging, wo sich dann die Strömung auch nicht länger erkennen ließ, sondern eher etwas nach Nordwest umsetzte.

Am 22. Morgens $3\frac{1}{2}$ Uhr gingen wir vor Anker, und zwar, in Ansehung der Windstille, vor Wurfanker, dicht südlich unterhalb Punta Ayuja. In der Dämmerung zeigte sich eine bedeutende Strecke der peruanischen Küste unseren Blicken, aber die südlich von Punta Ayuja liegenden Inseln Lobos de Tierra und Lobos de Afuera, — was in der Uebersetzung: „Innere und äußere Robbeninsel" bedeutet, — welche kürzlich durch die Streitigkeiten zwischen den vereinigten Staaten von Nordamerika und Peru über den rechtlichen Besitz der darauf befindlichen Guanolager und deren Benutzung so berühmt geworden sind, konnten wegen der gar zu großen Entfernung nicht unterschieden werden. Um 7 Uhr Morgens lichteten wir, bei einer schwachen Briese aus der Südecke, wieder die Anker und nahmen unseren Cours nach Payta, wo wir, den Erzählungen nach, glaubten den jetzigen Aufenthalt Flores und seines Geschwaders zu finden. Um 3 Uhr Nachmittags passirten wir ganz nahe bei den dicht im Süden von Payta liegenden Lobos-Inseln*), und hielten um 5 Uhr in die Rhede ein. Hier war jedoch keine Spur von Flores zu sehen, und wir brachten später in Erfahrung, daß er bei Lobos de Afuera vor Anker lag, um noch ein zu ihm stoßendes Fahrzeug zu erwarten, bevor er sich nach Ecuador begäbe. Das Land hat hier um Payta herum dasselbe Aussehen von niederschlagender Unfruchtbarkeit, als es von uns bei San Gallan beschrieben ist. Eine Gruppe von Berggipfeln — Silla de Payta genannt — welche eine Figur bilden, die ungefähr einem Sattelbocke gleicht, ist ein guter Anhaltepunkt, um den Ort anzusegeln, und wird auch meist als Führer dorthin von den Seeleuten benutzt. Die Stadt soll ungefähr 5000 Einwohner haben, und ist eigentlich nur der Hafenort von San Miguel de Piura, dessen Bevölkerung sich, nach uns gemachten Angaben, auf 75,000 Seelen belaufen soll.

Ueberall im spanischen Amerika fanden wir den Brauch, die großen Städte nicht am Meere selbst anzulegen. Die Ursache hiervon lag wohl jedenfalls in der Furcht vor den mächtigen Meeresfeinden, und wenn wir

*) Dieselben dürfen des häufiger wiederkehrenden Namens halber nicht mit den oben erwähnten Guano-Lobos-Inseln verwechselt werden.

von Drakes und mehreren Anderen kecken Plünderungszügen und den Räuberthaten der Flibustier vernehmen, so darf man sich auch nicht darüber wundern, daß man im Allgemeinen die Nähe des Meeres für gefährlich erachtete. Payta wurde 1741 von Anson geplündert und verbrannt; die Bevölkerung hatte, wie gewöhnlich bei dergleichen Vorfällen, sich in das Innere des Landes begeben und Alles, dessen sie in der Eile habhaft werden konnte, auf dieser Flucht mitgenommen, und zwar fast ohne jeglichen Versuch einen Widerstand zu leisten. Der Hafen wird für den besten auf der ganzen peruanischen Küste gehalten, und ein nicht unbedeutender Handel mit Baumwolle in demselben betrieben, auch nächstdem viele Medicinalwaaren und Häute in ihm verwerthet. Vieh und allerlei Erfrischungen soll man zu guten Preisen auch daselbst bekommen können, aber weder Holz, noch Wasser. In geographischer Beziehung ist Payta durch seine Nähe an dem magnetischen Aequator merkwürdig.

Es ereignete sich nicht eher, als am 24. etwas Bemerkenswerthes, wo wir um 4 Uhr früh in Ansehung einer Windstille uns vor einen Wurfanker legten. In der Tagesdämmerung sprang eine leichte Briese auf, mit der wir wieder lichteten. Sie frischte sich bald noch mehr auf, und blies zwischen 7 und 8 Uhr so steif aus Ostsüdost, daß wir in dem Marssegel ein Reff einstecken mußten, was für uns seit einer geraumen Zeit etwas ganz Ungewöhnliches war. Um 7 Uhr bekamen wir die Insel Santa Clara und den darauf befindlichen Feuerthurm zu Gesicht, und kurze Zeit darauf erschien auch Puná vor unseren Blicken, und das Land um Tumbez schimmerte hervor. Schattige Bäume bedeckten hier das Land, und auch Santa Clara war mit einem Grün geschmückt, welches gegen die so eben verlassenen Sandflächen ganz stattlich und prunkend aussah. Wir kreuzten uns in die Guayaquil-Bucht hinein, aber der frische Wind starb bald ab, und um 1 Uhr Nachmittags legten wir uns abermals wegen wieder eingetretener Windstille vor unseren Wurfanker. Ein Paar Stunden vorher hatten wir im Innern der Bucht ein Barkschiff beobachtet, dessen Manoeuver uns sehr sonderbar erschienen. Erst schien es die Absicht zu verrathen, der Fregatte ausweichen zu wollen, da sich dieselbe ihm aber dennoch näherte, schlug es einen, seinem bisherigen ganz entgegengesetzten Cours ein, ankerte ungefähr gleichzeitig mit derselben, und hisste sodann die hamburgische Flagge auf; gleich darauf sah man dasselbe ein Boot aussetzen und dieses auf die Fregatte zurudern. Es langte auch bald an Bord derselben an, und führte den Befehlshaber des Barkschiffes mit sich, der uns sodann benachrichtigte, daß sich in der Bucht ein amerikanisches Walfischfängerschiff befände, welches bei den Galapagos-Inseln in den Besitz der von Ecuador dorthin deportirten Verbrecher gelangt sei, die sodann die Besatzung desselben ermordet und sich

später damit auf die Seeräuberei begeben hätten. Der Mann war ungemein erschreckt; er hatte, als ihm die Fregatte zu Gesicht kam, dieselbe für den Seeräuber gehalten und deshalb gesucht, ihr zu entkommen, sodann aber doch bald seinen Irrthum bemerkt und sich ihr zugewendet; er erzählte gräßliche Geschichten von dem Verfahren der Räuber, und daß sie ohne Schonung Alle mordeten, welche in ihre Hände fielen, und suchte schließlich die Erlaubniß nach, unter Konvoy der Fregatte segeln zu dürfen. Sein Begehren wurde ihm natürlich gestattet, und wir sollten auch später zu sehen bekommen, daß seine Furcht nicht so gänzlich unbegründet war. Die Barkasse und die Slup wurden von uns ausgesetzt und bewaffnet, und gleichzeitig mit dem Loringsboot vom Backbord, unter dem Befehle des Premier-Lieutenants Sundin, abgesendet, mit der Ordre, während der Nacht das Seeräuberfahrzeug, welches von dem Ankerplatze des Barkschiffes, aber nicht von dem der Fregatte sichtbar war, zu bewachen, und es zu nehmen, wenn es etwa versuchen sollte, durch in die See stechen zu entkommen. Die Fregatte lichtete 5½ Uhr Nachmittags mit einer kleinen Briese, die von der See herkam, die Anker, und legte sich um 10½ Uhr in kurzer Entfernung von dem Barkschiffe, bei zwanzig Faden Tiefe, fest.

In der Dämmerung des 25. wurden die Boote durch Signale wieder zur Fregatte zurückgerufen, und kurze Zeit darauf ward uns der Seeräuber auch sichtbar; ein Paar von den diesem Lande eigenthümlich angehörenden kleinen Fahrzeugen, den sogenannten „balsas" oder der „Stockflotte," sah man in der Nähe desselben in Bewegung. Diese kleinen Fahrzeuge verdienen eine nähere Beschreibung, welche wir jedoch, um den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen, bis auf Weiteres hinausschieben. Die anhaltende Windstille hinderte die Fregatte vom Flecke zu kommen, und der Abstand von ihr zu dem Seeräuberschiffe war noch zu bedeutend, um in der starken Sonnenhitze die Boote absenden zu können, da die ermattete Besatzung derselben bei der Ankunft möglicherweise dem Kampfe nicht gewachsen gewesen sein möchte, falls der Seeräuber stark bemannt war. Es war derselbe überdies für alle Fälle eine ziemlich sichere Priese, denn der Weg in die See hinaus war ihm abgeschnitten. Um 1 Uhr Mittags lichtete die Fregatte endlich bei leichter Briese wieder die Anker, so daß uns unser Feind sehr bald deutlich sichtbar wurde, und gleichzeitig mit ihm ein kleiner Schooner, welcher hinten an demselben durch das Schlepptau befestigt war. Die amerikanische Flagge war aufgehißt, und wehte von seiner Gaffel niederwärts. Um 4 Uhr starb die Briese schon wieder gänzlich aus, kam jedoch ziemlich frisch zurück, so daß sich die Fregatte ihm schnell nähern konnte, wir sahen nun die Flagge auf den Vortopp hinüberversetzt. Kurz vor Sonnenuntergang, als wir ihr hätten ganz nahe kommen können, wurden wieder die Barkasse

und die zwölfrudrige Slup, unter dem Befehle des Premier-Lieutenants Sundin abgesendet, um das Fahrzeug in Besitz zu nehmen. Die Fregatte ankerte dicht neben dem Schiffe und das Hamburger Barkschiff, welches ihr gefolgt war, ein kleines Stück weiter davon entfernt.

Die Barkasse ruderte unter das Hintertheil des Schiffes und legte am Gangbord der Steuerbordseite bei. Irgend ein Anzeichen einer beabsichtigten Vertheidigung war nicht zu bemerken, als aber die Boote anlegten, zeigte sich ein Kerl, dessen Aussehen jedoch ein durchaus friedliches war, und der auf keinerlei Weise die Ankommenden zu hindern versuchte. Die bei dergleichen Anlässen gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln wurden ergriffen, die Luken sogleich verpfählt und Posten mit geladenem Gewehr davor ausgestellt. Der erwähnte Gefangene gab an, daß er der Tonnenbinder*) des Fahrzeuges sei und Peacock hieße; ferner, daß sich am Tage vorher sämmtliche Räuber mit den Booten des Fahrzeuges an das Land begeben hätten, und daß außer ihm Niemand mehr an Bord zurückgelassen wäre. Nun wurde der Raum auf das Sorgfältigste untersucht, aber in Wahrheit ohne Jemand in demselben zu finden. Eine sechspfündige Metall-Kanone stand auf dem Gangbord der Steuerbordsseite und war, wie sich bei einer Untersuchung ergab, mit Stücken von alten Harpunen, Meißeln und allerhand anderem Eisengeräth geladen. Die Segel, welche losgeknöpft gefunden wurden, ließ der Lieutenant Sundin sogleich beschlagen, nahm die Papiere des Fahrzeuges sodann in Verwahrung, und brachte sie später an Bord der Fregatte; wir erkannten aus denselben, daß unsere Priese das Walfischfängerschiff George Howland von New-Bedford, unter dem Capitain Cromwell, war. Der Tonnenbinder gab an, daß es ohngefähr 280 Fässer Spermazeti und 70 Fässer Thran an Bord habe. Das Fahrzeug selbst war außerdem sehr schön ausgerüstet, jetzt aber bis zum äußersten, ekelerregendsten Grade beschmutzt und verdorben, so daß man es in der Cajüte kaum vor Gestank aushalten konnte. Der Premier-Lieutenant Fries erhielt Ordre, den Befehl über dasselbe zu übernehmen, und der Tonnenbinder wurde nach der Fregatte hinübergesendet, um verhört zu werden. Der kleine Schooner wurde ebenfalls untersucht; es war ein schlecht gedecktes Boot, ganz angefüllt mit verdorbenem Proviant, zerschlagenem Porzellan, zerrissenen Kleidungsstücken und Anderem mehr, der Ballast im Raume war mit geronnenem Blute überzogen, womit auch das Deck ganz besudelt war,

*) An Bord jedes Walfischfängers befindet sich ein Tonnenbinder, in der Regel ein Seemann, der die Großböttcherei erlernt hat und zu den da hinein schlagenden Geschäften verwendet wird.

Der Uebersetzer.

und ein gräßlicher Gestank überfiel die an Bord Kommenden. Nachdem Alles angeordnet war, kehrten die Barkasse und die übrigen Boote wieder an Bord der Fregatte zurück. Kurze Zeit darnach gaben einige der Marsgäste*) an, daß sie von den Raaen aus, außer dem erwähnten Peacock, noch mehrere Personen an Bord des Seeräuberschiffes, und zwar durch die Vorderluke hinuntersteigend, gesehen hätten. Unerachtet der Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe wurde ein Boot zur Priese geschickt, mit dem Befehle, von Neuem eine Durchsuchung sämmtlicher Winkel zu veranstalten. Alle Boote der Priese wurden vermißt, weshalb die Jolle der Fregatte ihr zur Benutzung überlassen wurde.

Die Aussage des Tonnenbinders lautete, wie folgt: „Während das Fahrzeug bei Charles Island**) vor Anker lag, welche Insel es angelaufen hatte, um Wasser und Brennmaterial zu holen, kam ein Walfischfängerboot zu ihm und legte sich an seine Seite, worauf die in demselben befindlichen Personen bei dem Capitain anfragten, ob er willig wäre, ihr Boot durch seinen Zimmermann ausbessern zu lassen. Der Capitain erklärte, daß er ihrem Ansinnen nicht beipflichten könne, schlug ihnen jedoch vor, gegen Bezahlung die Hülfsleistung von vier Mann der Besatzung in Anspruch zu nehmen, die an das Land gesendet wären, um dort Holz zu schlagen, und sich seitdem noch nicht wieder an Bord eingestellt hätten. Sie erklärten sich hierzu bereit und fuhren an's Land, kamen jedoch bald darauf in Gesellschaft vieler Anderer zurück, bemächtigten sich ganz unvermuthet des Fahrzeuges, und nachdem sie den Capitain an Händen und Füßen gebunden, sandten sie ihn und einige Mann von der Besatzung nach der Insel auf's Land, und gingen sodann mit dem Schiffe unter Segel, ihre Fahrt nach Chatham Island***) richtend. Unterweges setzten sie den Steuermann und zwei Mann aus, um die Außenwände und Borde des Fahrzeuges andersfarbig anzustreichen, diesen glückte es jedoch, ein Boot in die See zu lassen, mit welchem sie sich sodann auf den Weg von Charles Island zurückbegaben. Peacock hatte es versucht, mit ihnen zu entkommen, wurde aber festgenommen und erhielt mit einem Haumeißel einen Hieb über den Kopf. Auf Chatham Island gingen die Räuber an das Land, und nahmen den Commandanten der Insel, sowie seine Tochter und vier Soldaten gefangen,

---

*) Marsgäste nennt der Seemann die nicht im Dienste, sondern zur Strafe oder freiwillig in den Mastkörben befindlichen Matrosen.

Der Uebersetzer.

**) Eine der Galapagos-Inseln, auch Floriana genannt, die zum Deportationsort für Verbrecher benutzt wurde, wovon noch weiter unten die Rede sein wird.

***) Eine andere der erwähnten Inselgruppe.

und führten sie an Bord, wie sie sich ingleichen auch einer nicht unbedeutenden Geldsumme, welche dem Ersteren zugehörte, bemächtigten. Das Mädchen wurde von mehreren unter den Buben geschändet, aber später, und nachdem sie erst von der Ermordung des Commandanten und der Soldaten hatte Zeugin sein müssen, an's Land gesetzt. Diese wurden sämmtlich erschossen; der Commandant erhielt drei Schuß, welche so schlecht trafen, daß er nicht einmal von denselben umgeworfen wurde, sondern stehen blieb, und mit der Hand auf das Herz deutete, indem er rief: „Acqui, acqui!" (Hier, hier!), während seine Mörder ihre Gewehre von Neuem luden, worauf ihn dann endlich vier Kugeln todt auf das Deck niederstreckten. Die Körper wurden über Bord geworfen, doch lebten noch zwei der Soldaten und hielten sich in den Relingen so fest, daß sie erst durch Schläge und Messerstiche dazu gebracht werden mußten, dieselben loszulassen, worauf man sie noch lange mit den Wellen im Kielwasser des Fahrzeuges ringen sah. Am folgenden Tage hatte ein Franzose, welchen die Räuber gezwungen hatten, ihnen von Charles Island zu folgen, um die schiffskundige Hülfe auf dem Fahrzeuge zu leisten, sich Peacock genähert und ihm die Warnung zugeflüstert, auf seiner Hut zu sein, indem er vernommen habe, daß er wahrscheinlich im Laufe des kommenden Tages ermordet werden würde. Peacock hatte sich darauf unter den Fässern im Raume verborgen, wo er theilweise von Walfischspeck, den er als Tonnenbinder daselbst zu finden wußte, theils von dem gelebt hatte, was dem kleinen Franzosen von Zeit zu Zeit glückte ihm heimlich zuzustecken, wie er auch mit seinem Messer ein Loch in eins der Wasserfässer gebohrt hatte, und auf diese Art den Durst löschen konnte, von welchem er geplagt wurde. In solcher Weise hatte er, er wußte es, da er während der ganzen Zeit sich in beständiger Finsterniß befunden hatte, nicht ganz genau anzugeben, sechzehn oder achtzehn Tage verbracht. In dieser Zeit war das Schiff zur Küste des Festlandes hinübergesegelt, bei Tumbez wurden ein Paar Fässer Thran aus dem Raume heraufgeholt, um verkauft zu werden, und er hatte bei dieser Gelegenheit zufällig erfahren, daß dort zwei Matrosen desertirt seien, so daß sich jetzt nur noch der Zimmermann und er selbst von der ursprünglichen Besatzung des Fahrzeuges an Bord befanden. Kurze Zeit darauf wurde der kleine Schooner genommen, wobei eins von den Booten des Fahrzeuges zerschlagen wurde, und aus Schüssen, die er gehört, und aus Gesprächen, die er belauscht hatte, schloß Peacock, daß einige der an Bord befindlichen Personen ermordet wurden. Ueber alle späteren Ereignisse gab er jedoch vor nicht nähere Kenntniß zu besitzen, weil er nur sehr wenig von der spanischen Sprache verstand, und auch eben nur durch Belauschen der zwischen den Räubern geführten Gespräche etwas

über die Thaten und das Vorhaben derselben erfahren konnte. Am 24. März hatte er es gehört, daß sich dieselben in den Booten von dem Fahrzeuge wegbegeben hatten, und nachdem Alles still geworden war, kroch er vorsichtig auf das Deck hinauf, von wo er eins der Boote nach Puná steuern sah, während sich die beiden anderen nach Tumbez begaben. Eine Ausschau von den hohen Masten erklärte ihm sogleich die Ursache der so hastig ausgeführten Abreise. Um die Eingeborenen, welche er auf ihren Balsas in der Nähe des Schiffes umhersegeln sah, zu schrecken und zu verscheuchen, oder wenigstens zu verhindern an Bord zu kommen, setzte er einige Hüte auf Stangen und Hebebäumen und hing ihnen Jacken um, so daß sie von Weitem wie Leute der Bemannung aussahen. Nachdem Peacock diesen Bericht so beendet hatte, äußerte er seine Freude darüber, der Gefahr entgangen, von der er so lange bedroht war, und in so gute Hände gefallen zu sein. Er wurde noch an demselben Abende an Bord seines Fahrzeuges zurückgesendet. Seine Mittheilungen erregten anfangs viel Unglauben und Mißtrauen, wurden aber späterhin nicht nur in allen Hauptsachen richtig befunden, sondern auch sogar die von den Buben begangenen Verbrechen als keineswegs übertrieben erkannt, vielmehr stellte es sich heraus, daß denselben noch verschiedene andere, nicht weniger scheußliche zur Last gelegt werden konnten. Es ist also glaublich, daß er wirklich in dem Raume versteckt gelegen hat, aber die Angabe, daß die Räuber schon am 24. oder am Tage, bevor das Schiff von uns genommen wurde, dasselbe verlassen hatten, klang ein wenig unwahrscheinlich, und es kann wohl kaum bezweifelt werden, daß auch Peacock ein verschlagener und listiger Lümmel war.

Am folgenden Tage, den 26., lichteten wir um 8 Uhr Vormittags wieder die Anker, warfen sie jedoch schon um $9\frac{1}{4}$ Uhr abermals aus, da es um diese Zeit von Neuem still zu werden anfing. Wir erwarteten nun ein Lootsenboot uns entgegen kommen zu sehen, konnten jedoch keins bemerken. Früh am Nachmittage zeigte sich aber ein kleines Dampfboot unter der Flagge von Ecuador und näherte sich uns bald, wenn schon mit einer gewissen Vorsicht und mißtrauischer Bedenklichkeit. Es wurde ein Boot an Bord desselben abgesendet mit dem Ansuchen an den Chef desselben, sich an Bord unserer Fregatte zu begeben; nach einigen Augenblicken des Zweifels und der Ueberlegung, und nachdem er erst ein Paar Pistolen abgelegt hatte, stieg er in das Boot. Er sagte uns, daß es seine eigentliche Absicht gewesen sei, eine Recognoscirung und Ausschau nach dem Geschwader von Flores anzustellen, und daß er bei dem Anblick unserer drei zusammenhaltenden Fahrzeuge, der Eugenie, ihrer Prieſe und dem dänischen Barkschiffe (unter Hamburger Flagge, welches immer noch unter unserm Convoy segelte,) nichts Anderes habe glauben

können, als daß wir der gefürchtete Feind seien, dann aber bei näherer Betrachtung seinen Irrthum bemerkt habe. Am vorhergehenden Tage hatte er in der Nähe von Puná ein Walfischfängerboot mit eilf Personen an Bord desselben gefangen genommen, und auch auf der Insel selbst noch vier andere aufgegriffen. Es befanden sich unter diesen funfzehn der Anführer der Piraten Breones und sein vornehmster Helfershelfer, ein Mulatte, mit Namen Antonio Huncho, dann der amerikanische Zimmermann, der oben erwähnte Franzose Hieron, zwei Feuerwächter von dem Leuchtthurme auf Santa Clara, welche von den Räubern gewalsam an Bord geführt worden, um von ihnen als Lootsen benutzt zu werden, sowie neun deportirte Verbrecher. Breones und Huncho hatten bereits früher alle nur möglichen Verbrechen begangen, Eine bedeutende Summe Geldes befand sich in den Kleidern dieser Herren und ihrer Kameraden, auch in das Leinenzeug und an anderen Orten sorgfältig eingenäht.

Der Commandeur-Capitain Virgin ging auf dem Dampfboote nach Guayaquil ab, während die Fregatte von der Mannschaft desselben Lootsen erhielt. Um 1½ Uhr Nachmittags gingen wir unter Segel und ankerten gleichzeitig mit unseren beiden Kameraden um 8 Uhr außerhalb vor dem Dorfe Puná bei sieben Faden Tiefe und Schlammboden.

Früh am folgenden Morgen sahen wir eine französische Corvette aus dem Guayaquil-Flusse herauskommen und in der Nähe der Fregatte vor Anker gehen. Der Chef derselben kam zu uns an Bord und theilte uns mit, daß er mit der Absicht ausgelaufen wäre, das Seeräuberfahrzeug, von dessen Schandthaten bereits Nachricht nach der Stadt gelangt war, zu nehmen, und schien ziemlich mißvergnügt darüber, daß er hierzu zu spät gekommen sei. Später am Tage segelte die Corvette wieder in den Guayaquil-Fluß hinein, und am Nachmittage ging unsere Prieſe unter dem Befehle des Premier-Lieutenants Fries auch unter Segel, um dem amerikanischen Consul in der Stadt übergeben zu werden; sie langte am folgenden Tage, den 28., daselbst an. Bevor wir nun eine Beschreibung von Puná liefern, wollen wir hier noch die Geständnisse der Räuber, in Bezug auf ihre kürzlich begangenen Verbrechen, mittheilen.

Schon lange vor der Ankunft George Howlands hatten sie bei Charles Island einen nordamerikanischen Schooner genommen, der von der Küste von Mexiko gekommen war und eine sehr bedeutende Summe Geldes an Bord hatte; die Besatzung wurde gänzlich niedergemacht und das Fahrzeug versenkt. Peacocks Mittheilung über den gegen George Howland unternommenen Anfall erwies sich als richtig, ebenso die Angaben über den Mord bei der Chatham Insel, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Person, von welcher er glaubte, daß sie der Commandant der Insel gewesen sei, ein aus politischen Gründen dorthin

verwiesener General Monte, und daß das mitgenommene Weib nicht die Tochter desselben, sondern die Frau eines auf der Insel ansässigen Fischers gewesen war. Bei Tumbez waren die Piraten noch auf ein am Strande beschäftigtes Weib und deren junge Tochter gestoßen, welche beide erst gewaltsam geschändet und dann ermordet wurden. Kurze Zeit nach dieser Unthat wurde der kleine Schooner in Gesellschaft eines anderen angetroffen; beide waren befrachtet, um der Expedition des Präsidenten Flores Mannschaft zuzuführen. Aus welchem Grunde diese angefallen wurden, konnten wir nicht so recht herausbekommen, wahrscheinlich ist es aber in der schlau angelegten Berechnung geschehen, hierin ein Mittel zu gewinnen, dereinst auf Begnadigung von Seiten der Regierung einwirken zu können. Dem einen Schooner glückte es jedoch dadurch zu entkommen, daß er auf das Land auflief, aber von den an Bord des anderen befindlichen zweiundvierzig Personen wurden dreiundzwanzig ermordet. Die Uebrigen sind an Bord des Schiffes aufgenommen und begaben sich später auf zwei Booten desselben nach Tumbez.

Unter den Ermordeten befanden sich ein Obrist, mit Namen Manuel Tamayo, zwei Obrist-Lieutenants, Moreno und Guerrero, so wie noch mehrere andere Offiziere. Eine Menge Briefe und Papiere, welche diesen Personen angehörten, wurden von uns an Bord des Schiffes gefunden, und mehrere darunter waren von höchst compromittirender Beschaffenheit. So fand sich z. B. ein versiegelter Brief von Flores, einer von ihm an Tamayo, worin dieser, welcher damals als landesflüchtig in Piura wohnte, ermahnt wurde, die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren, welche ihm von seiner Frau ausgewirkt war, nicht anzunehmen, sondern statt dessen in Piura und Payta so viel tüchtige Kerle, als nur irgend möglich sei, für die Expedition anzuschaffen. Ferner wurde ein weitläuftiger Briefwechsel gefunden, der zwischen Tamayo und seiner Frau und Schwägerin stattgefunden hatte. Man konnte daraus ersehen, wie inständig und unermüdlich diese beiden Damen alle ihre Freunde und Bekannte um ihren Beistand bei der Auswirkung des oben erwähnten Sicherheits- und Geleitsbriefes für Tamayo angegangen waren; wie die Schwägerin ihm nicht unbedeutende Geldunterstützungen zugesandt hatte und sich darüber beklagte, daß ihr ihre Mutter nicht das ihr vom Vater als Erbtheil hinterlassene Silber ausliefern wollte, damit auch der Werth desselben dem Schwager als Hülfsbeitrag zugesendet werden könne; wie die Sennora Tamayo über den Gesundheitszustand und das Wachsthum ihrer Kinder unterrichtet und ihn ermuntert, fortwährend sein Vertrauen auf die Vorsehung zu setzen: „Du sagst mir in Deinem letzten Briefe," — schreibt sie, — „daß Du nicht wüßtest, auf welche Art Du Dir Deinen Unterhalt zu erwerben suchen solltest, aber ich sage Dir, daß Du

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

damit nicht warten mußt, bis Deine letzten Pfennige zu Ende gehen, sondern bald daran denken, was Du unternehmen und Dir auferlegen kannst, Du bist doch allein! Denke nur einmal an mich und an meine große Familie! Aber ich hoffe auf Gott, und er wird mit dem Wenigen, was ich verdienen kann, mich dennoch nicht der Mittel zum täglichen Brode entbehren lassen. Hüte Dich nur zu spielen und zu trinken, und arbeite ohne zu ermüden, und Du wirst Dir gewiß hinreichenden Unterhalt verdienen. Ich weiß, daß Du über diese meine Warnung und Mahnung beleidigt sein wirst, aber, mein Geliebter! Du wirst es nicht lange bleiben; denn ich bin ja die Einzige, die Dir so etwas sagen kann, denn Dein Wohlergehen oder Unglück ist ja auch mein eigenes." — Weiter unten in demselben rührenden Briefe schlägt sie ihm vor, ihm einige Strohhüte, welche sie selbst angefertigt hat, zuzusenden, weil diese dort, wo er sich befand, besser bezahlt würden, als in Portoviejo, wo sie sich aufhielt.

Dem Verfasser dieser Arbeit war der traurige Auftrag geworden, alle diese Papiere durchzusehen und zu ordnen. Es erweckte ein eigenthümliches und sonderbares Gefühl in ihm, sich so ganz unvermuthet in die geheimsten Verhältnisse Anderer versetzt zu sehen. Damit keine von den in den Briefen erwähnten Personen möglicherweise compromittirt werden möchte, lieferte der Commandeur-Capitain Virgin sie sämmtlich einer zuverlässigen Person in Guayaquil aus, die ihm gelobt hatte, sie den Verwandten und Angehörigen der Ermordeten zu überliefern. Einige wenige Papiere, kleine Gedichte, oder Erzählungen über Wunderthaten und dergleichen mehr, hat der Verfasser sich jedoch nicht enthalten können, als Curiosum und Andenken zu behalten. Unter diesen befindet sich auch ein Concept zu einer Liebeserklärung im feurigsten und blumenreichsten Style.

Am 29. wurden in Guayaquil Breonos, Huncho und vier Andere erschossen. Ein Paar von unseren Offizieren, welche der Prise nach Guayaquil gefolgt waren, wurden Zeugen der Hinrichtung. Die Schurken gingen alle mit der größten Seelenruhe ihrem Tode entgegen; Huncho vertheilte etwas Geld, was er noch zurückbehalten hatte, unter die Soldaten, und war eben im Begriffe einem derselben ein Geschenk mit einem Paar Würfel zu machen, als er, sich besinnend, zögerte und sagte: „Vielleicht kann man auch noch in der Hölle Würfel spielen, es ist ganz gut, daß ich diese noch versteckt habe!" — Eine große Anzahl Zuschauer hatte sich eingefunden, und die Damen schienen ganz besonders ein großes Interesse an dem Schauspiele zu verrathen. Noch vor unserer Abseglung nach Puná wurden auch alle übrigen zu der Seeräuberbande gehörenden Missethäter ergriffen.

Das Dorf Puná liegt auf der Insel gleiches Namens und besteht aus ungefähr einem Dutzend Häuser mit ein Paar unbedeutenden eingehegten Feldern. Die Häuser sind sämmtlich auf Stützen erbaut, um der Luft den Zutritt zu allen Seiten zu gestatten und die Zimmer frei von Feuchtigkeit zu erhalten. Die hier angefügte Zeichnung giebt einen besseren Begriff von deren Aussehen, als jede Beschreibung es vermöchte, wir müssen aber der Deutlichkeit der Vorstellung halber hinzufügen, daß das abgebildete Haus eins der Besten in dem ganzen Dorfe ist. Das Innere derselben ist überall höchst dürftig; das Ameublement besteht dort, wo es seine Höhe erreicht hat, aus einigen Stühlen und Bänken und einigen Hängematten und Kisten. Zum Heerde benutzt man einige flache Steine, und die Hausgeräthe beschränken sich auf ein oder das andere Kochgefäß und einige Kalabassen. Von einer ordentlichen Feldbearbeitung war keine Spur zu sehen, ungeachtet eine solche mit der größesten Leichtigkeit würde in's Werk gesetzt werden können. Mit alleiniger Ausnahme einiger Bananen waren keinerlei Früchte dort zu bekommen.

Eine halbe Meile von dem Dorfe bei Punta Espannola hat der englische Consul in Guayaquil einen Landsitz, woselbst er einmal den Versuch machte Baumwolle anzubauen, die auch vortrefflich gedieh, aber in Bezug auf Mangel an Arbeitskräften nicht geerndtet werden konnte, denn die Bewohner von Puná waren der Meinung, daß für sie solche Arbeit eine zu beschwerliche sei. Es führt ein kleiner Fußweg von dem Dorfe selbst zu dieser Stelle, doch muß man sich mitunter ein wenig zwischen den zahlreichen Gebüschen und Schlinggewächsen hindurchdrängen, die an manchen Flecken den Weg versperren. Eine Art Ranke mit Blättern, welche fast denen unserer Nesseln gleichen, wird sehr beschwerlich; denn die Blätter derselben heften sich so fest an die Kleider an, daß sie erst nach mehrmaligen Abwaschungen ganz wegzubringen sind, und laßen dann noch zum Ueberflusse Flecke zurück, die ganz unverwischlich zu sein scheinen. Für einen Botaniker bietet Puná gewiß ein reiches Feld dar. Pockenholz und mehrere andere Arten nützlicher Bäume wachsen daselbst im Ueberflusse, die Dichtheit des Waldes macht aber das Aufsuchen derselben und das Hinabschleppen zum Strande zu beschwerlich, um, selbst wenn die Arbeit hier nicht gescheut würde, große Vortheile zu bieten.

Dicht bei dem Dorfe wird die Insel von einer schmalen Rinne — „estero" — durchschnitten, welche eine Viertelmeile vor ihrer Mündung entfernt sich in zwei Arme verzweigt, und so enge und mit umgefallenen Bäumen verstopft wird, daß nur die allerkleinsten Boote in ihr vorwärts dringen können. Die Strande dieser Rinne bieten dem Auge einen ächt tropischen Anblick dar. Sie sind mit hohen, schattigen Bäumen

TAGAL.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

bewachsen, zwischen deren Stämmen Gebüsche vollkommen undurchdringliche Netze bilden, während Parasitgewächse auf den Stämmen derselben üppig gedeihen, die Zweige verbindend umschlingen, und große herabhängende Festons bilden. Bei hohem Wasser stehen die zunächst an den Ufern wachsenden Bäume mit ihren Wurzeln im Strome, aber bei niedrigem, — der Höhenunterschied beider Wasserstände beträgt hier in der Regel einen Faden, — wird ein Theil von dem schlammigen Abhange des Strandes selbst sichtbar, und mit ihm große Strecken von Wurzeln der Bäume, welche in ihren Verschlingungen höchst phantastische Figuren bilden. Dann kann man in großer Menge Muscheln von den Gebüschen und den in das Wasser herabhängenden Aesten und Zweigen des Mangle-Baumes abpflücken. Reiher, Ibisse und andere Wasservögel werden an dem Strande gefunden, viele kleinere gefiederte Geschöpfe beleben die Büsche, und zuweilen sieht man einen im Schlamme in träger Ruhe liegenden Kayman bei der Annäherung des Bootes schnell in das Wasser verschwinden. Die, welche wir sahen, waren jedoch weder zahlreich, noch besonders groß, und nur an einem Tage zeigte sich ein sehr großer um die Fregatte herumschwimmend. Die Länge desselben kann jedoch nicht mehr als acht bis neun Ellen betragen haben, und das Aussehen desselben hatte etwas höchst widerwärtiges. Die Kaymans gelten hier für den Menschen wenig oder gar nicht gefährlich, ausgenommen etwa, wenn man bei Nachtzeit in's Wasser fiele. Auf dem Lande greifen sie nicht allein Niemand an, sondern sind im Gegentheile so scheu, daß ihnen mit Feuerwaffen sehr schwer beizukommen ist, gegen deren Wirkung überdies ihre dicke und harte Haut ein sehr gutes, wenn schon nicht unfehlbares Schutzmittel ist.

An der Seite der Rinne, an welcher das Dorf liegt, erlaubt die Dichtheit des Waldes keine weiteren Wanderungen zu unternehmen, und wenn man dort einen Vogel schießt, ist es oft eine völlige Unmöglichkeit zu seiner herabgestürzten Beute zu gelangen. Auf dem Strande, an der anderen Seite, ist die Landschaft dagegen weit reicher an Abwechslungen und offener, so daß sie an manchen Stellen sogar an den Anblick schwedischer Wiesen und Weiden erinnert. Weite, grasbewachsene Stellen sondern sich ab von bewaldeten Bergen, welche, dem größeren Theile nach, voller stachlicher Büsche und Schlangengewächse standen, während jedoch auch einzelne durch freistehende Baumgruppen prächtig geziert waren. Eine halbe schwedische Meile von dem Dorfe entfernt hatten die Einwohner desselben ihre Sennhütten, wenn man diesen Ausdruck hier gebrauchen darf, und um dieselben herum weideten zahlreiche Viehheerden, unter denen sich besonders Ziegen bemerkbar machten. Man konnte in diesen Gegenden unbehindert weite Spaziergänge unternehmen, und dieselben erhielten stets einen neuen Reiz durch die im bunten Wechsel neu auf-

tauchenden lieblichen Aussichten und durch die vielen Vögel verschiedener Arten, an denen man seine Jagdlust befriedigen konnte. Man stieß hier auf mehrere Gattungen von Tauben, Papageien, Colibri und auf allerhand kleinere Vogelsorten, und am Strande unten an der Bucht fanden sich Reiher, Schnepfen und Kibitze. Zierlich gefärbte Schlangen waren nicht selten, und lebhafte, muntere Eidechsen mit glänzender Farbenpracht rauschten unaufhörlich durch die Gebüsche hin und her, in denen die großen Grillen von Zeit zu Zeit ihren gellenden Sang anstimmten und ein Weilchen hören ließen. Prächtige Schmetterlinge flatterten überall umher, von Blume zu Blume, von welchen mehrere Arten ihre Wohlgerüche weit umher verbreiteten. Bei den Sennhütten pflegt man ein wenig zu ruhen, mit den Einwohnern derselben zu reden, und sich mit etwas Milch zu erfrischen, die in einer Kalabasse servirt wird, oder man genießt auch dicke Milch aus einem ähnlichen Gefäße, wobei die Hülse von einer großen Bohne als Löffel benutzt wird, die ein Luxusartikel für diese Naturkinder zu sein scheinen.

Es giebt in dem Dorfe einen Alkalden, der, neben seinen Amtsgeschäften, den Handel monopolisirt hat und gleichzeitig die Schankgerechtigkeit durch Haltung des einzigen Kruges im Orte ausübt; es ist, nebenbei gesagt, dies Verhältniß kein ungewöhnliches bei solchen Herren. Uebrigens war er ein ganz angenehmer und umgänglicher Mann. Der einzige nach Guayaquil führende Weg ist der Strom, und eine andere Gelegenheit dorthin zu kommen, als sich ein Kanot mit Leuten zu miethen, die es zu rudern und lenken verstehen, giebt es nicht. Die Ufer des Stromes sind niedrig belegen, von sumpfiger, morastiger Beschaffenheit, und daher ungesund, und der Besuch derselben, besonders zur Nachtzeit, verursacht sehr bösartige Frostschauer und wirkliche Fieberanfälle, von denen wir leider auch eine Probe zu erdulden hatten. Gewürm und Mücken giebt es dort in unbehaglichem Ueberflusse und von schlimmen Arten. Die starke Strömung, welche durch die regelrechte, zeitweise eintretende Wasservermehrung hervorgebracht wird, erleichtert die Schifffahrt auf dem Flusse bedeutend, die jedoch von Puná aus nicht ohne Lootsen unternommen werden kann. Im Allgemeinen ist auf wenig Wind zu rechnen, und größere Fahrzeuge müssen sich vor Anker legen, wenn ihnen der Strom entgegen kommt, aber Boote können sich immer längs dem Ufer durch Rudern vorwärts bringen. Auf dem Ankerplatze der Fregatte war der höchste Wasserstand ungefähr sechs Stunden nach der Culmination des Mondes zu bemerken, und die Strömung schlug fast gleichzeitig mit der regelmäßigen Wasserveränderung um. Der Wasserunterschied betrug während der Springzeit sieben Fuß, zur Zeit der gewöhnlichen Fluth aber nur drei bis vier Fuß. Bei ersterer Gelegenheit wurde an unserem

Bord die ſtärkeſte Strömung während der Ebbe durch das Logg zu 4′,6 (¾ ſchwediſche Meilen) in der Stunde gemeſſen, und während der Fluthzeit zu etwas mehr als die Hälfte dieſer Geſchwindigkeit.

Süßes Waſſer kann man bei Puná nur in unbedeutender Menge erhalten, Holz dagegen im Ueberfluſſe und zu einem nur mäßigen Preiſe, wenn man es durch ſeine eigenen Leute ſchlagen läßt. Jede, auch die geringſte und müheloſeſte Arbeit, die von den Eingeborenen verrichtet wird, kommt theuer zu ſtehen. Wie es gewöhnlich in tropiſchen Klimaten der Fall iſt, kommen mit dem Holze eine Menge Inſekten an Bord, um einigermaßen dieſer Unannehmlichkeit zu entgehen, muß man die Stämme der Borke entkleiden, ſie dann ein Paar Tage hindurch im Waſſer liegen, und bevor ſie zerſchlagen und aufgeholt werden, mit einer Quaſte abſcheuern laſſen. An Vieh iſt hier guter Zugang, aber die Ochſen ſind klein und mager, und ſtehen dabei in ziemlich hohem Preiſe. Früchte und Grünzeug, Kräuter und Gemüſe giebt es kaum, mit Ausnahme von Platanen, aber auf Fiſche und etwas Wildprett iſt jederzeit zu rechnen. Die Regierung hatte die Artigkeit, von Guayaquil aus der Fregatte eine gewaltige Menge der allervortrefflichſten Ananas und Apfelſinen, und außerdem noch verſchiedenartiges Grünzeug und ſonſtige Waaren, welche man in Puná nicht erhalten kann, zuzuſenden, mit dem gleichzeitigen Befehle an den Alkalden, auch auf ihre Rechnung uns Vieh für die Beſatzung zu liefern. Als daſſelbe auf dem Lande geſchlachtet wurde, verlangte ein Weib, welches mit ihrer Familie ein elendes Haus nahe bei unſerem Landungsplatze bewohnte, von uns die Erlaubniß, die Gedärme und dergleichen, was von uns nicht zu benutzen war, für ſich nehmen zu dürfen, und als ihr dieſe ſelbſtverſtändlich ertheilt war, konnten wir noch an demſelben Abende ſie und ihre Töchter in dem Hauſe damit beſchäftigt ſehen, bei dem matten Scheine einer elenden Lampe dieſe unappetitlichen Gegenſtände an den Wänden des einzigen Zimmers ihres taubenſchlagähnlichen Wohnſitzes aufzuhängen. Die älteſte Tochter war ein ausgezeichnet ſchönes Exemplar der Meſtizen-Raçe, oder Miſchung eines Weißen mit indianiſchem Blute; ſie war ſchon jetzt in dem Alter von dreizehn Jahren vollkommen ausgebildet und ſollte ſich bald verheirathen. Ihre Geſichtszüge waren zwar etwas grob, aber keineswegs unangenehm, und die Körperformen, welche ihre leichte Tracht ſehr vortheilhaft hervortreten ließen, ausgezeichnet ſchön, in Sonderheit, was Arme und Hände betraf, die im Allgemeinen wohlgebildet gefunden werden, ſowohl bei der rothen Raçe in Amerika, als auch bei der braunen polyneſiſchen, die auch von manchen Fachmännern für ein und dieſelbe gehalten wird.

Während der neun Tage, die wir uns bei Puná aufhielten, war der Himmel die meiſte Zeit mit Wolken bedeckt, aber es fiel nur wenig

Regen. Der Wind blies gewöhnlich mit herumlaufenden ſchwachen Stößen, doch häufiger aus Südweſt, als aus jeder anderen Richtung. Die Temperatur ſtieg am Tage mehrere Male im Schatten bis auf 32 Grad, und ſank in der Nacht nie unter 21 Grad und ſehr häufig nicht einmal unter 23 Grad. Die Temperatur des Waſſers betrug auf dem Ankerplatze 25 bis 27 Grad. Die ſchöne Jahreszeit tritt ein, wenn die Sonne im Norden des Aequators ſteht, oder vom April bis zum Oktober oder November, dieſe ſogar mit-eingerechnet; man war der Meinung, daß ſie gerade mit unſerer Ankunft eingetroffen war. Vom Dezember bis zum März einſchließlich regnet es ſtark und anhaltend, und die Hitze iſt drückend, während man im Juni, Juli und Auguſt ein ganz beſonders angenehmes und behagliches Klima haben ſoll mit hinreichender Kühle, um einer Arbeit oder Leibesbewegung kein Hinderniß in den Weg zu legen. Mit Ausnahme der niedrigen, moraſtigen Uferſtrecken iſt das Land geſund.

Wir müſſen nunmehr unſere Aufmerkſamkeit wieder dem politiſchen Verhältniſſe zuwenden.

Am 29. März langten die Ordres von dem Commandeur-Capitain Virgin an, alle ankommenden Fahrzeuge, welche möglicherweiſe Truppen oder Kriegsbedürfniſſe an Bord haben könnten, anzuhalten, die letzteren jedoch nur in dem Falle, daß ſie der gehörigen Papiere entbehrten und ihre Päſſe nicht in Ordnung ſeien.

Am 31. kam der Commandeur-Capitain Virgin ſelbſt auf einem der ſchon früher erwähnten Corvette La Prudente zugehörendem Boote an, und theilte uns die Nachricht über die Stellung der Dinge und das in Guayaquil herrſchende Verhältniß mit.

Das Hauptſächlichſte darunter war: „daß die peruaniſche Regierung im Geheimen die Expedition des Flores begünſtigte, wenn gleich ſie ſich dahin erklärt hatte, ihren Schutz nicht auf die Bürger der Republik, welche ſich derſelben zugeſellt hatten, ausdehnen zu können; daß Flores wahrſcheinlicherweiſe auf einen nicht unbedeutenden Beiſtand und eine Unterſtützung im Lande ſelbſt zählen könnte; daß ein großer Schrecken in Guayaquil herrſchte, welches in ſoweit in den Belagerungszuſtand verſetzt wurde, daß kein Fahrzeug an den Abenden, nachdem es dunkelte, einpaſſiren konnte; und daß die Regierung Flores und Alle, welche ihm folgten, für Seeräuber und vogelfrei erklärt hatte, die, wer es auch immer ſei, das volle Recht hätte anzufallen und aufzugreifen, wenn und wo ſie anzutreffen ſeien. Zu dieſer Erklärung hatte auch die Regierung von Neu-Granada ihre Zuſtimmung gegeben. Es lief ferner das Gerücht umher, daß Flores ſeinen Schaaren, die zum größten Theile aus Abentheurern aus aller Herren Ländern beſtehen ſollten, gelobt hätte, zweimal

vierundzwanzig Stunden hindurch Guayaquil plündern zu dürfen. Sowohl der englische als auch der nordamerikanische Consul dieses Ortes hatten um den Schutz der Kanonen der Fregatte Eugenie angehalten, bis zu der Zeit, wo irgend ein anderes Orlogsfahrzeug herbeikommen könnte.

Unsere Prieſe war dem Consul der vereinigten Staaten abgeliefert worden. Von ihm und dem Agenten der Fregatte, Herrn Garbe, erwählte Taxatoren hatten das Fahrzeug auf 20,000 und die Ladung auf 25,000 Piaſter Werth abgeſchätzt, und wurde von dem Commandeur-Capitain Virgin für die geſammte Mannſchaft der Fregatte Eugenie auf ein Drittel dieſer Summe als Bergungslohn Anſpruch erhoben. Am 4. April landete der Premier-Lieutenant Fries mit ſeiner Mannſchaft in der Barkaſſe der Fregatte, welche ihm entgegengeſendet worden war, wieder an Bord der Eugenie an; er brachte zwei Kaymans von vier bis fünf Ellen Länge und eine ungefähr vier Ellen lange Schlange mit, welche die ohnehin ſchon bedeutende naturhiſtoriſche Sammlung wünſchenswerth vermehrten.

Unſer Proviant-Verwalter, Herr Bagge, welcher eine längere Zeit hindurch an einem inneren Uebelbefinden leidend war, und die Diät, welche ihm, als für die Heilung deſſelben unumgänglich nöthig, anbefohlen wurde, nicht genau genug beobachtet hatte, mußte bereits ſeit dem Abſegeln von Lima aus das Bett hüten. Sein Zuſtand war jedoch keineswegs ein ſolcher, daß er Anlaß zu der Vermuthung gegeben hätte, ſeine Auflöſung ſei nahe vor der Thür, jedoch verſchlimmerte er ſich ſchnell, und am Vormittage des 4. April, am Palmſonntage, entſchlummerte er ſanft.

Am Nachmittage deſſelben Tages gingen wir wieder unter Segel, mußten jedoch bereits nach ein Paar Stunden wegen eingetretener gänzlicher Windſtille die Anker wieder auswerfen. Um 10 Uhr Abends lichteten wir ſie abermals und trieben mit der Strömung im leiſen Vorſchreiten aus der Bucht hinaus. Der folgende Tag verfloß auf dieſelbe Art unter wiederholtem vor Anker und wieder unter Segel gehen, aber um 6 Uhr Nachmittags ſprang eine leichte Briese aus Südweſt auf, die uns ſodann ein ziemliches Stück hinausführte. Um 2 Uhr des Morgens am 6. mußten wir abermals ankern und nach einem vergeblichen Verſuch unter Segel zu gehen, blieben wir in Beziehung auf die hartnäckige Windſtille bis auf Weiteres liegen.

Schon in der Tagesdämmerung wurden eine kurze Strecke in die See hinein vier Segel uns ſichtbar, und es auch bald erkannt, daß es das Geſchwader des Flores ſein müßte, welches aus einem Dampfboote und drei ſegelnden Fahrzeugen beſtand. Ungefähr um 8 Uhr Vormittags ſahen wir ein Boot von dem Dampfſchiffe abſtoßen und auf die Fregatte

zu rudern; nach dem Verlaufe von anderthalb Stunden lag es auch an der Seite derselben, und nachdem die Erlaubniß eingeholt und ertheilt worden, kamen fünf Personen aus demselben an Bord. Vier unter ihnen waren mit einer Uniform bekleidet, der fünfte trug bürgerliche Tracht. Unter den Militairs hatten ein Paar ein ziemlich abenthenerliches und windiges Aussehen, und wurden, ihrer Nationalität nach, als Deutsche erkannt; der Vornehmste unter der ganzen Gesellschaft war ein langer, schöner Mann, der angab, er sei Adjutant bei Flores, und auch wirklich von diesem, als seinem Chef, ein Schreiben an den Commandeur-Capitain Virgin mitbrachte, in dessen Cajüte sie alle hinabgewiesen wurden. Nachdem sie in derselben den Aufenthalt von etwa einer Stunde gehabt hatten, kamen sie wieder auf das Deck und fuhren nach ihrem Fahrzeuge zurück. Das von Seiten Flores übergebene Schreiben lautete folgendermaßen:

An Bord des Dampffahrzeuges Restaurador,
den 5. April 1852.

An den Herrn Chef der Fregatte Seiner Majestät des Königs von Schweden, zur Zeit bei Puná vor Anker liegend.

Mein Herr!

Offen und aufrichtig in allen meinen Handlungen, habe ich die Ehre mich an Sie zu wenden, um den Zweck meiner Expedition zu Ihrer Beurtheilung niederzulegen, und Ihnen die Gründe mitzutheilen, welche dieselbe rechtfertigen, damit Sie sich einen richtigen Begriff von den inneren Streitigkeiten Ecuadors und den dort kürzlich sich zugetragen habenden Begebenheiten machen können.

Durch das einhellige Votum der National-Versammlung des Jahres 1843 zum constitutionellen Präsidenten erwählt, hatte ich mich im Jahre 1845 über eine der in den neugeschaffenen Republiken so oft eintretenden Revolutionen zu beklagen, und obschon die Waffen der Regierungen in zwei nacheinander bei Hacienda de la Elvira gelieferten Schlachten siegreich blieben, beschloß ich dennoch, auf zwei Jahre das Land zu verlassen, damit die Erfüllung meiner Pflicht, meine Macht und die Staatsverfassung, aus welcher sich dieselbe herleitete, aufrecht zu erhalten, nicht etwa persönlichen Absichten zugeschrieben werden könnte. In Folge dessen traf ich mit Virginia ein Uebereinkommen, und habe ich von meiner Seite die darin festgestellten Verbindlichkeiten erfüllt; aber kaum hatte ich die Ufer Ecuadors verlassen, als auch bereits meine Gegner das getroffene Uebereinkommen brachen, einen verdienten General ermordeten, diejenigen, welche der Regierung treu geblieben waren, proscribirten, und sich endlich unmenschlichen Verfolgungen, welche ebensowohl die Moral, als die Civilisation verdammen,

hingaben. Als contrahirendem Theile im Namen der Uebereingekommenen, und eben sowohl als constitutionellem Präsidenten, lag mir die Verpflichtung ob, darauf zu sehen, daß die eingegangenen Verbindlichkeiten respectirt wurden, daß die gesellschaftliche Ordnung wieder hergestellt wurde, und daß die ungerecht Proscribirten ihren Familien wieder zurückgegeben würden, und zwar um so mehr und im Besonderen, als auf mir die Verantwortlichkeit ruhte, sie mitten in ihren Siegen entwaffnet, und sie gezwungen zu haben, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche von der anderen Seite fast höhnend unter die Füße getreten wurden. Aber unglücklicherweise scheiterte eine von mir beabsichtigte Expedition an der Ausführung, und meine Feinde klagten mich nun dessen an, ein Königreich in Amerika errichten zu wollen, und zur Aufrechterhaltung desselben die Ausländer zu begünstigen. Die hohe Regierung Ihrer großbrittanischen Majestät, erzürnt über die unverantwortliche Kränkung des abgeschlossenen Uebereinkommens, übersandte ihrem in Ecuador befindlichen Repräsentanten die hier in der Abschrift beigelegte Note, und fuhr fort mich zu begünstigen und zu unterstützen, aber vergeblich; während des letztverflossenen Jahres waren sich die Revolutionen gefolgt, wie die Wogen des Meeres, und es ist daher nicht möglich gewesen eine Regierung zu Stande zu bringen, welche dem bereits geschehenen Bösen hätte abhelfen können; und schließlich, als man hoffen konnte, daß die gemäßigte und versöhnliche Regierung des Sennor Noboas würde einige Dauer haben, ist dieselbe von dem General José Maria Urbina mit bewaffneter Hand gestürzt worden, der sich zum allgemeinen Skandal die Macht anmaßte. Von dieser Stunde ab erlosch unter den Ecuadorianern alle Hoffnung auf Vergleich und Versöhnung, weil die politischen Parteien, in welche das Land getheilt war, unmöglich sich der Herrschaft eines Mannes unterwerfen konnten, der alle Regierungen verrathen hatte. Sehen Sie hier seine Geschichte folgen:

Von seiner frühesten Jugend ab von mir begünstigt*), durch mich von Grad zu Grad erhöht, bis zur Stellung eines Obrist, und als Gouverneur über die Provinz Manabé eingesetzt, hinterging er mich, betrog mein Vertrauen, brach seine Verpflichtungen gegen das allgemeine Wohl, und war undankbar gegen seinen Wohlthäter.

Begünstigt von der Regierung des Sennor Ascasubis, betrog er auch diesen, täuschte gleichfalls sein Vertrauen und vergaß die neuen Pflichten, welche er sich auferlegt hatte, und warf sich von Neuem in

---

*) Es heißt, er sei ursprünglich Stalljunge bei Flores gewesen.

eine Revolution, welche die Gefilde Riobambas und Favacumbos verwüstete und mit Blut befleckte.

Schließlich vom Senuor Noboa begünstigt, erfüllte er vollends das Maaß seiner Verräthereien und stürzte sich in eine unglücksbringende Revolution; er nahm die inneren Provinzen ein, und überschwemmte den Erdboden der Provinz San Miguel de Chimbos mit Blut, verlegte die Regierung hinüber nach Guayaquil*), regierte das Land gänzlich nach Gutdünken und Willkür, ohne nur einmal durch irgend eine Art gesetzgebender Versammlung seine angemaßte Macht zu legitimiren, ließ das Eigenthum seiner Privatfeinde confisciren, und proklamirte den verderblichen Socialismus, welcher sowohl in Europa, als auch in Amerika so viel Uebel verursacht hat.

Unter solchen Umständen haben mich die politischen Parteien von Ecuador ermahnt, der Anarchie eine Grenze zu setzen, die bereits seit sieben Jahren dort herrscht, die gesellschaftliche Ordnung wieder aufzurichten, die Gemüther zu versöhnen und die Mitbürger zu unterstützen, welche etwa dazu kommen möchten, von dem Volke zu ihrem Regenten erwählt zu werden. Zu diesem Zwecke haben sie große Opfer für die Expedition gebracht, welche bereits ganz nahe an viermalhunderttausend Piaster kostet, und endlich haben sich mit derselben alle diejenigen vereinigt, welche landesflüchtig auf den Küsten von Peru weilten, und die sowohl durch natürlichen Antrieb, als auch durch gebotenes Interesse dabei betheiligt waren, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, um ihre verlassenen Familien zu schützen und ihre gestörten Gewerbe von Neuem aufzunehmen. Ich meinerseits habe das Vertrauen angenommen, mit welchem man mich beehrt hat, ich habe die nationale Flagge aufgehißt, meine Truppen haben bereits den Boden Ecuadors betreten, die Bevölkerung hat sich mit Enthusiasmus gegen den Usurpator erklärt, und ich beabsichtige mein Vorhaben fortzusetzen, selbst wenn es mir auch mein Leben kosten sollte; denn groß sind die Verpflichtungen, welche ich zu erfüllen habe, sowohl als gesetzlicher Präsident der Republik — dessen Macht nicht auszuüben, ich mir jedoch vorgenommen habe, — so wie auch als contrahirender Theil bei dem Uebereinkommen mit Virginia, und endlich auch als Begründer der Unabhängigkeit des Landes.

Bei dieser Lage der Angelegenheiten hat der General Urbina, um aus dem Streite heraus zu kommen, in welchen ihn seine Ehrgier und elendes Betragen verwickelt hat, ein Decret erlassen, worin wir zu

---

*) Sie soll sich nach dem Grundgesetze in Quito befinden.
Der Uebersetzer.

Seeräubern erklärt werden, obschon er kein Recht dazu hatte, da unsere Verfahrungsweise uns keinesweges zu solchen stempelt. Wenn usurpirte Regierungen ein solches Recht gegenüber den politischen Parteien, welche sie bekämpfen, besäßen, würde die Auswahl der menschlichen Gesellschaft ohne eine Bürgschaft für ihre Sicherheit leben, dem ausgesetzt, entweder das Joch eines durch Schreckensherrschaft regierenden feilen Tyrannen zu tragen, oder als Räuber behandelt zu werden, wenn sie die Ordnung und den Gehorsam gegen die Gesetze unterstützen. Glücklicherweise sind die Lehren des Völkerrechts in dieser Beziehung deutlich, in ihnen findet es sich auf das Klarste festgestellt, „daß eine politische Partei, welche es auch immer sei, unter dem Schutze des Völkerrechtes steht, und nur von der Regierung als kriegsführend behandelt werden darf, gegen welche sie den Krieg führt." Und zu allem Glücke haben die in Peru residirenden fremden Minister das erwähnte Decret nicht anerkannt und sich für die strengste Neutralität erklärt. Dem ohnerachtet ist es bemerkenswerth, daß ein Usurpator mit so elenden Antecedentien den Begründer der Nationalität von Ecuador, den, welchen man mit Recht den gesetzlichen Präsidenten und ein ungerechtes Opfer der in die Augen springendsten Verletzungen der Heiligkeit eingegangener Traktate nennen kann, zu einem Seeräuber erklären darf, daß er achtungswürdige Männer, welche wieder in ihr Vaterland, in dem sie Verwandte und Eigenthum besitzen, zurückzukehren wünschen, für Freibeuter ausgeben darf; daß er Personen zu solchen stempelt, welche Revolutionaire und Anarchisten bekämpfen, und welche stolz darauf sind, ewig Männer der Ordnung und der Regierung gewesen zu sein.

Ich hoffe, daß Sie, mein Herr! bei Betrachtung dieser und der vorhin angegebenen Umstände, geneigt sein werden, mir dieselbe Theilnahme zu schenken, welche die Europäischen Regierungen mir erwiesen haben, und welche ich von Seiner Majestät dem Könige von Schweden, dem Sohne des weltberühmten Bernadotte, genossen habe. Wollen Sie mir dieselbe nicht schenken, erbitte ich mir die Neutralität, welche die Grundsätze des Völkerrechtes vorschreiben, und welche ein Mann von ihrem Rufe und Charakter mir nicht verweigern kann. Von meiner Seite erbiete ich mich, die Rechte der freundschaftlich gesinnten Nationen zu respectiren, die Freiheit des Handels zu beschützen, die freundschaftlichsten Verbindungen mit Seiner Majestät des Königs von Schweden Regierung zu befördern, und auf jede Art, in welcher ich es vermag, Ihnen zu dienen.

Der erste Gouverneur der Provinz Guayaquil, welcher von dem

General Urbina abgesetzt und des Landes verwiesen wurde, kann Ihnen wichtige Nachrichten mittheilen.

Bis ich die Ehre haben kann, gemäß meiner Wünsche, persönlich mit Ihnen zu reden, unterzeichne ich mich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr gehorsamer und ergebener Diener
Juan José Flores.

Wenn Flores in diesem Briefe den Charakter seines Widersachers nicht geschont hat, so muß man auch nach der anderen Seite hin zugeben, daß die Partei, an deren Spitze Urbina jetzt stand, ebenfalls in Beziehung auf Flores in ihren Ausdrücken nicht gerade gewählt und genau berechnend verfuhr. Es standen täglich Artikel in den Zeitungen, welche sowohl seine Person, als auch seine Regierung arg beschimpften, aber es wurde gleichfalls darin zugestanden, daß er einen bedeutenden Anhang im Lande besäße. Wie bekannt ist, gelangte seine Expedition nicht weiter als bis Puná, wo sie sich sodann von selbst auflöste, ohne im Lande mehr, als einige Demonstrationen zu seinem Vortheile hervorgerufen zu haben. Wie die Sachlage sich auch immer befinden mochte, jedenfalls konnte die Eugenie nicht hier am Orte für unbestimmte Zeit liegen bleiben, um dem Kampfe der beiden Parteien als Zeuge beizuwohnen, besonders da kein eigentlich schwedisches Interesse dabei zu wahren und zu schützen war. Der Commandeur-Capitain Virgin hat jedoch bei der Zusammenkunft mit den Abgesandten der Expedition darauf hingewiesen, daß er, wenn gleich er sich nicht befugt fände, sich in die Streitigkeiten des Generals Flores und der Republik zu mischen, er dennoch, sowohl im Namen seiner eigenen Regierung, als auch in dem der bevollmächtigten Gesandten Englands, der vereinigten Staaten von Nordamerika und Neu-Granadas bei der Republik Ecuador, auf das Ernsthafteste gegen jede Plünderung und Bombardirung der Stadt protestirte, und daß er den General Flores für jeden Schaden an Leben oder Eigenthum, welcher durch ein solches Verfahren den dort ansäßigen Ausländern zugefügt werden könnte, verantwortlich machte. Diesen Anforderungen bezeigte der Bevollmächtigte des Generals seinen entschiedensten Beifall. Wir setzten darauf unseren Weg weiter fort und ließen Flores den seinigen ziehen.

An demselben Tage, dem 6., wurde unser verstorbener Schiffskamerad, der Proviantverwalter Bagge, bestattet. Zur Mittagszeit sprang eine leichte Briese aus Nordnordost auf, und bald darauf hatten wir die Guayaquil-Bucht hinter uns. Am Nachmittage war der Wind eine Zeit lang ganz frisch, und zwar aus Südwest, starb jedoch bald wieder ab und erlosch gegen Mitternacht.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Am 7. hielt sich der Wind den ganzen Tag in der Westecke, zwischen mäßiger Briese und Stille wechselnd, und mit klarem aber dickem Wetter. Zur Mittagszeit war das Vorgebirge von Santa Elena und das um dasselbe herumliegende Land sichtbar, und in einiger Entfernung schienen auch die hohen Anden undeutlich durch den Höhenrauch hervorzuschimmern. Am Abende wurden sehr entfernte Blitze im Nordosten über dem Lande sichtbar, aber der Donner war noch nicht zu hören.

Längs der Küste hinhaltend, und zwar in einem Abstande von ungefähr zwanzig, oder 3 bis 4 schwedischen Meilen, passirten wir um die Mittagszeit des 8., ungefähr sechs, oder eine schwedische, Meilen entfernt, bei der hohen, rauhen und unebenen Isla de la Plata oder der Silber-Insel vorüber, welche ihren Namen dadurch erhielt, daß Franz Drake dort die reiche Beute, welche er in den spanischen Colonien gemacht hatte, unter seine Freunde theilte. Der Wind hielt sich an diesem Tage zwischen Südwest und Süd, und der Abend wurde ebenso, wie der des vorhergehenden Tages, durch entfernte Blitze erhellt.

Am folgenden Tage, am heiligen Charfreitage, legten wir uns um 7 Uhr Morgens außerhalb des Cap Passado in dreiundvierzig Faden Tiefe und Moderboden vor Wurfanker, und zwar in ungefähr zehn oder anderthalb schwedischen Meilen Abstand vom Lande, damit der dem Ernste des Tages gebührende Gottesdienst und das darauf folgende Abendmahl ungestört vor sich gehen könne. Das Wetter war schön, von einer leisen Briese aus der Südecke gekühlt, und die See so unbedeutend bewegt, daß es kaum bemerkt wurde, daß die Fregatte sich rühre, nachdem sie vor Anker gegangen. Die Sonnenzelte wurden ausgespannt und ein Altar im hinteren Theile des Schiffes erbaut. Eine große Zahl unter der Besatzung hatte sich zum Abendmahle gemeldet, und der Gottesdienst schloß nicht vor $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags.

Das Land um das Cap Passado herum ist hoch und mit Wald bewachsen, auch wurden unten an dem Strande ein Paar Dörfer sichtbar. Es wurde bemerkt, daß sich die Strömung, während wir vor Anker lagen, etwas nach Südwesten hin versetzte, und die Temperatur des Meerwassers, welche in den vorhergehenden Tagen ungefähr 25 Grad gewesen, war nun bis auf fast 27 Grad gestiegen. Um 2 Uhr Nachmittags gingen wir wieder unter Segel und schnitten um 6 Uhr zum zweiten Male auf dieser Reise den Aequator. Am 10. war Mittags das Cap San Franzisco in Sicht, und es zeigte sich, daß die Strömung ziemlich stark nach Westsüdwest versetzte. Am Abende waren starke und sich dicht auf einander folgende Blitze rund um den ganzen Horizont herum sichtbar, auch fielen ein Paar Regenschauer. Das Blitzen hielt die ganze Nacht an, und es wurden einige Donnerschläge am Morgen

des 11. gehört. Diese ganze Nacht hindurch zeigte sich der Wind sehr unbeständig, indem er sich unaufhörlich zwischen Südwest und Südost herumwarf und starke, schnell auf einander folgende Regenschauer mitbrachte. In der Dämmerung passirten wir die Insel Gorgona, jedoch ohne daß wir sie, in Folge der dicken Regenluft, sehen konnten. Sie ist bebaut, und man kann Erfrischungen auf derselben erhalten. Am Abende fing es wieder an zu blitzen und hielt auch wieder diese ganze Nacht an.

Um 1 Uhr in der Morgenfrühe des 12. sprang der Wind mit einem plötzlichen Stoße auf, und zwar von Süd nach Ostsüdost gerichtet, und mit dem dämmernden Tage bekamen wir das Cap Corrientes in Sicht. Um $9\frac{1}{4}$ Uhr Vormittags sprang der Wind von Ostsüdost quer über nach Westsüdwest, und setzte sich dann in der Richtung aus Südsüdwest fest. Am vorhergehenden Tage hatte keine Beobachtung stattfinden können, aber die am heutigen Tage angestellte, zeigte für die zweimal vierundzwanzig Stunden eine Stromversetzung von funfzehn, oder zwei und eine halbe schwedische, Meilen in einmal vierundzwanzig Stunden. Am folgenden Tage, den 13., war der Wind abermals äußerst unbeständig und mit gänzlicher Stille abwechselnd; um 8 Uhr Morgens kam ein starker und anhaltender Regenschauer mit Donnerschlägen, und die Mittagsobservation gab eine Stromversetzung von zweiundvierzig oder sieben schwedischen Meilen nach Norden zu, seit dem vorhergehenden Mittage an. Die Temperatur des Meerwassers betrug fast 28 Grad. Cap Solano und das dort herumliegende Land war für uns in Sicht.

Am 14. kam der Wind aus der Nordecke mit zuweilen frischer Briese, und die Strömung ergab sich seit dem vergangenen Mittage um fünfundzwanzig oder vier schwedische Meilen nach Nordwest versetzt. Am Nachmittage bekamen wir die Inseln des Perl-Archipelagus zu Gesicht, und warfen bei Sonnenuntergang im Osten von der größesten unter ihnen, der Königsinsel oder Isla del Rey, bei 17 Faden Tiefe unsere Anker in einem Boden von Geröll und Muschelschalen aus. Am 15. lichteten wir dieselben um $7\frac{3}{4}$ Uhr Morgens wieder und kreuzten uns nach Norden hinauf. Der Wind kam aus der Nordecke und ziemlich lau; und weiter in den Vormittag hinein starb er ganz ab und ging in völlige Stille über. Die Hitze war den ganzen Tag hindurch drückend gewesen und stieg bis zu 31 Grad, die Temperatur des Meeres war ungefähr 28 Grad. Am Abende bewölkte sich der Himmel etwas, und um $9\frac{1}{2}$ Uhr entlud sich eine Wolke unter starken Donnerschlägen eines Regenschauers. Weil das Fahrwasser hier noch etwas zu eng war, um bei einem solchen Wetter mit Sicherheit die Nacht unter Segel verbringen zu können, und außerdem starke Stromversetzung zu befürchten war, ankerten wir um $9\frac{3}{4}$ Uhr bei 17 Faden Tiefe im Lehmboden. Da hier kein

Seegang von Bedeutung entstehen kann, besonders wenn die Winde, so wie jetzt, sehr wechselnd sind, und überdies die Tiefe mäßig und der Ankergrund gut ist, thut man am besten, die Nacht vor Anker zu liegen, falls man nicht ganz beständig führenden Wind hat. Unser Halteplatz war ein kleines Stück nördlich von den Perlinseln; die Finsterniß hinderte uns an einer genaueren Bestimmung desselben.

Am folgenden Morgen lichteten wir um 5½ Uhr, bevor es noch vollkommen taghell war, die Anker. Der Wind kam mit nur mäßiger Briese aus Südwest, der Himmel war bewölkt und das Wetter regnicht. Später am Morgen kam der Wind mehr von Westen her, warf sich aber bald nach Südsüdost um und verband sich mit sehr starkem Regen, der bis zur Mittagszeit anhielt, wo es sich plötzlich und wie mit einem Schlage aufklärte. Kurz darauf fing das Land um Panamá herum an sich zu zeigen, und der anhaltende gute Wind führte uns auch schleunig dorthin. Um 3½ Uhr Nachmittags ankerten wir auf der Rhede bei einer Tiefe von 8 Faden und Schlammboden. Der höchste Gipfel der Insel Perico wurde von hier im Südwesten zum Westen gepeilt, und die Klippe Farallon de San José im Süden zum Osten. Die Temperatur der Luft war am heutigen Tage nicht höher als 27 Grad und die des Meerwassers ungefähr 26 Grad.

Das Land um die Panamá-Bucht herum besteht aus mit Wald und Gebüschen bewachsenen Hügeln von einigen hundert Fuß Höhe; die Form derselben ist abgerundet, und man sieht keinen einzelnen, der durch überragende Größe etwa die übrigen dominirte. Unser Ankerplatz befand sich drei oder vier, etwa eine halbe schwedische, Meilen weit von der Stadt entfernt, welche, von dieser Entfernung aus betrachtet, wenig in die Augen fällt. Die uns zunächst gelegenen Inseln, Perico und Naos, welche nur durch einen ganz schmalen Sund von einander geschieden sind, erheben sich zu einem Paar hundert Fuß Höhe und sind gleichfalls mit Gebüschen und stachlichen Gewächsen bestanden, welche das Durchwandern derselben bedeutend erschweren. Farallon de San José ist eine hohe und spitze kleine Klippe, in deren Schluchten einige Kräuter Wurzel geschlagen haben, und auf welcher sich eine Menge Seevögel aufhalten. Sie wurde von unserem Naturforscher besucht, der daselbst mehrere Vögel schoß, aber die Brandung, welche dieselbe rund herum umtost, macht das Landen dort etwas unbequem. Auf Naos findet man sandige Ufer, auf denen Fischerei mit Netzen zu großem Erfolge von uns betrieben wurde. Eine ungeheuere Anzahl Fische von sehr verschiedenen Formen und Farben wurden daselbst gefangen, so daß nicht allein hinreichende Exemplare zur Aufbewahrung in Spiritus und zum Ausstopfen vorhanden waren, sondern auch die wißbegierigen Mitglieder des Deckes und der Mannschaft Versuche zur

Erforſchung der Nutzbarkeit der verſchiedenen Arten in gaſtronomiſcher Beziehung anſtellten. Sie wurden ganz genießbar gefunden, jedoch muß man hinzufügen, daß die unter uns herrſchende Gemüthsſtimmung Allem beſonders günſtig war, was uns eine kleine Abwechslung in der Speiſeordnung bieten konnte. Außer den Fiſchen wurden übrigens auch noch eine Menge Krabben gefangen, die ſich auf dem ſandigen Ufer in zahlreicher Menge vorfanden. Sie waren von hochrother Farbe, bewegten ſich mit unglaublicher Schnelligkeit und faſt ſpringend, und wurden, wenn ſie ſich verfolgt glaubten, ſo aufmerkſam und ſcheu, daß man ſie zuletzt kaum noch fangen konnte. Mehrere Arten Schnecken wurden ferner bei niedrigem Waſſerſtande in dem feuchten Meeresſande und unter den Klippen aufgeſucht; wo das Waſſer in den Aushöhlungen der Letzteren zurückgeblieben war, traf man eine Menge von kleinen Fiſchen an, von der Länge etwa eines halben bis zu einem Zolle. Dieſe Umſtände machten Naos für uns zu einem recht angenehmen Promenadeplatz, ohngeachtet die von dem weißen Sande zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen die Hitze bedeutend vermehrten, die ſchon vorher fühlbar genug war, da die Sonne des Mittags im Zenith ſtand, und die Temperatur im Schatten 29 bis 30 Grad hatte. Bald erſparten uns auch die Eingeborenen das Sammeln der Schnecken, indem ſie uns dergleichen von verſchiedenen Sorten

und in großer Zahl an Bord brachten und auch wirklich einen guten Absatz dabei fanden. Ganz vortrefflich fiel das Geschäft aus, wenn Jemand als Tauschwaare ein altes Hemde oder ein Paar kränkliche Beinkleider zu verwenden hatte, mit welchen beiden Artikeln unsere Schneckenfischer ziemlich anspruchslos ausgesteuert waren.

Die weite Entfernung bis zur Stadt verursachte, daß sie wenig besucht werden konnte, und die Berichte derer, welche sich dorthin begeben hatten, waren auch gerade nicht der Art, daß sie sich dazu geeignet hätten, die Lust der Uebrigen sehr dazu zu reizen. In solchen Climaten, wie dies hier in Panamá herrschende, muß man auch besonders seine Bootsleute schonen, wenn man es nicht will, daß sie bald an allerlei Beschwerden leiden. Das Boot ging deshalb hier nur einmal am Tage ab, und man war wenig dazu geeignet, sich einen ganzen Tag lang in Hitze und Schmutz in der Stadt umher zu treiben, besonders, da es kaum möglich war, dort etwas zum Essen zu verlangen, welches man überdies auch in seinen einfachsten Urzuständen zu wahrhaft fabelhaften Preisen bezahlen mußte. Sich ein Landboot zu nehmen, um an Bord zurück zu kommen, konnte auch nicht sehr in Rede kommen, da ein solches mit zehn Piaster bezahlt werden mußte. Die Stadt war mit Reisenden überfüllt, welche alle nach Californien gingen oder dorther kamen, und dieselben machten zum größten Theile eine höchst unbehagliche Gesellschaft aus. Alles trug ein deutliches Gepräge des Verfalles und der Schlechtigkeit.

Ohne eine Handelsstadt zu sein, hat Panamá doch in den letzteren Jahren eine bedeutend vermehrte Wichtigkeit erlangt, einen Theils durch die Auswanderungen nach Californien, und zum anderen Theile durch die bereits in Angriff genommene Eisenbahn, und dadurch, daß sie der Mittelpunkt der Packetfahrt auf der Westküste von Amerika geworden ist. Während der letzten vier Jahre sind jährlich zwanzig- bis fünfundzwanzig Menschen hier durchgekommen, und die Bewohner von Panamá verstehen die Kunst, das Mark aus den Kassen der Durchreisenden zu saugen, aus dem Grunde. Einmal in jedem Monate geht ein Dampfboot von hier nach Süden, nämlich nach Lima, Valparaiso und den dazwischen gelegenen Ortschaften, und zweimal in jedem Monate nach San Franzisco, wohin außerdem noch mehrere segelnde Fahrzeuge regelmäßig Passagiere befördern. Die Posten von Norden und Süden treffen auch ebenso regelmäßig und gleichzeitig ein. Die Arbeit an der Eisenbahn fanden wir mehr als bis zur Hälfte vorgeschritten, da sie aber an der Seite von Chagres zu bauen begonnen worden, so hatten wir keine Gelegenheit etwas davon zu sehen.

Der eigentliche Handel ist unbedeutend. Von Hamburg und Bremen aus werden jedoch sehr große Quantitäten elenden Weines in Flaschen

mit sehr wohlklingenden Etiquetts hergesendet. Lebensmittel sind unerhört theuer, gewöhnliches Ochsenfleisch kostet einen Reichsthaler das Pfund (siebzehn und einen halben Silbergroschen preußisch), und für ein mageres Schaaf wurden zehn Piaster verlangt. Wasser erhält man von der Insel Taboga, woselbst von der Wasserschute geschöpft wird, wofür man eine Abgabe von zwei Cents für die Gallone zu zahlen hat, oder etwas über zwei Schillinge die Kanne. Taboga liegt ungefähr zwanzig Meilen (über drei schwedische) von der Stadt entfernt, und ein kleines Dampfboot unterhält die Communication zwischen beiden.

Der Gouverneur der Provinz beehrte eines Tages die Fregatte mit seinem Besuche, und brachte unseren Consul Herrn Zachrisson, ein Mitglied der sehr angesehenen Firma Nelson, Zachrisson u. Comp., in seinem Gefolge mit. Seine Excellenz, der Gouverneur, war von Gestalt klein, etwas schloddrig in seinem Anzuge, mehr als hinreichend schmutzig an den Händen, und hatte einen sehr gemeinen Ausdruck in seinem Gesichte. Es kostete uns wirklich Mühe, einer solchen Banditenfigur bei seiner Abreise den üblichen Salut zukommen zu lassen. Der Consul hatte die Güte, sämmtliche Offiziere und die Gelehrten der Fregatte auf sein eine halbe Meile außerhalb der Stadt liegendes Landeigenthum einzuladen, um dort ein Paar Tage zu verbringen; aber die kurze Zeit, über die wir nur zu disponiren hatten, erlaubte es Keinem unter uns von seiner Artigkeit Gebrauch zu machen.

Während der fünf Tage, welche wir uns in Panamá aufhielten, war der Wind ziemlich unbeständig, jedoch mehr aus der Südost-, als aus irgend einer anderen Ecke herwehend. Der Thermometer war mitten am Tage ein Paar Male bis auf 30 Grad hinaufgegangen und sank in der Nacht kaum unter 25 Grad. Die regnige Zeit war gerade im Hereinbrechen, und am 20. und 21. regnete es stark.

Den 21. um 7 Uhr Morgens gingen wir unter Segel, um bei den Perl-Inseln unseren Wasservorrath vollständig zu ergänzen. Es war wohl Niemand am Bord, der nicht mit Vergnügen Panamá verlassen hätte, besonders da keine Briefe hier zu erwarten zu sein schienen, da die, welche möglicherweise hierher adressirt wären, nach den vorausbestimmten Daten schon vor längerer Zeit hätten eintreffen müssen. Der Chef hatte angefragt, ob etwa ein Lootse nach den Perl-Inseln zu erhalten wäre, da aber für die Führung dorthin hundert Piaster verlangt wurden, so beschloß er schließlich doch, ohne einen solchen die Fahrt zu unternehmen. Kurz vor Mittag mußten wir wegen Windstille Anker auswerfen, lichteten dieselben aber nach ein Paar Stunden wieder und blieben dann bis gegen Mitternacht unter Segel, wo wir abermals unter strömendem Regen vor Anker gehen mußten. Am folgenden Tage lichteten wir sie um

2½ Uhr in der Nacht, und warfen sie um 11½ Uhr ostwärts von St. Joseph, der westlichsten von den Perl-Inseln, aus, und zwar bei dreizehn Faden Tiefe in einem Grunde von Sand und Schneckenschaalen. Der Commandeur-Capitain Virgin ging mit seinem Gigg ab, um den Ort zur Wasserfüllung aufzusuchen; er kam nach Verlauf von ein Paar Stunden wieder an Bord, nachdem er ein Paar dergleichen aufgefunden hatte. Um 4½ Uhr gingen wir unter Segel und ankerten um 5¾ Uhr mitten vor den besten Füllungsstellen bei einer Tiefe von zwölf Faden und in eben solchem Grunde, wie früher. Diese Stelle ist für die uns nachfolgenden Fahrzeuge nicht schwer aufzufinden; vom Norden längs der östlichen Seite von St. Joseph kommend, passirt man bei einer Bucht vorüber, in welcher ein offener Platz sichtbar wird, auf dem eine kleine Hütte steht; man sieht von ihr, nach Süden zu, eine dicht bei der Insel liegende kleine heugabelförmige Klippe, welche mit Gebüschen und kleinen Bäumen bewachsen ist. Dicht nordwärts von dieser war unsere Füllungsstätte, aber ein Paar Andere finden sich noch außer derselben in der Bucht, südlich von der erwähnten Klippe. Die Fahrt zwischen Panamá und den Inseln ist sehr leicht, im Fall der Verlegenheit kann man überall ankern und mit dem Boote das Fahrwasser untersuchen.

Den ganzen folgenden Tag, den 22., war es äußerst bewölkt, und die beiden darauf kommenden Tage schien Jupiter Pluvius wirklich den Versuch machen zu wollen die Fregatte zu ersäufen. Der Regen stürzte ohne Unterbrechung in unerhörten Fluthen herab, und am Nachmittage des 25. begann es erst wieder sich etwas aufzuklären. Der Wind wehte während dieser Zeit schwach aus der Westecke herüber und wechselte mit völliger Stille ab. Einen Vortheil brachte der Regen jedoch durch Abkühlung der Luft mit; denn am 25. zeigte der Thermometer des Morgens nur noch 22 Grad. Während der drei Tage, welche wir noch ferner hier liegen blieben, hatten wir uns sehr schönes Wetter zu erfreuen, aber die Hitze war drückend und erreichte am Tage eine Höhe von 30 Grad.

Ungeachtet des starken Regens wurde die Wasserschöpfung aus dem nun zu einem brausenden Bache angeschwollenen, an und für sich unbedeutenden Gerinne, das sich sonst von einem kleinen steilen Abhange in das Meer warf, sogleich begonnen. Die Hajning*), die am Strande

*) Hajning nennt man das Stampfen der See, die kurze Wellen gegen den Strand wirft, welche dann zurückprallend sich an den nachfolgenden brechen und in die Höhe richten.

Der Uebersetzer.

geht, macht es nöthig die Boote mittelst eines Wurfankers festzulegen oder durch eine Treibeleine von dem Schiffe aus wohl zu vertauen. Wenn man eine einigermaaßen lange Röhrenschnecke hat, und diese auf einer Scheere hinaufführen läßt, stößt man weiter auf keine Schwierigkeiten, die in den Booten liegenden Fässer zu füllen, wenn jene etwa nicht bis dicht an den Strand herangehen könnten. Das Wasser war von vortrefflicher Beschaffenheit und hielt sich ausgezeichnet gut, aber es möchte ungewiß sein, ob man nach einer einigermaaßen anhaltenden Dürre, ohne gar zu großem Zeitverluste, einen hinreichenden Vorrath davon würde erhalten können. Vollkommener Mangel an Wasser möchte hier jedoch nie entstehen, da ja das Vieh während der Dauer des ganzen Jahres hier auf der Insel weiden geht.

Die Hafenzeit ist zwei Stunden und dreißig Minuten, und das Wasser steigt zur Springzeit um 12 Fuß. Die Strömung versetzt während der Fluth nach Nordwest, während der Ebbe aber südwärts, mit der Geschwindigkeit von einer zu anderthalb Meilen in der Stunde, und wir konnten keinen Unterschied in der Wendungszeit zwischen der regelmäßigen zeitweisen Wasserzunahme und der Strömung bemerken. Obschon etwas offen, kann die Ankerstelle der Fahrzeuge für vollkommen sicher angesehen werden, da anhaltende harte Winde hier fast nie vorkommen. Der Grund hält gut, ist aber scharf und verdirbt die Hanftaue.

Von den Inseln, welche den Perl-Archipelagus bilden, ist nur die größte, Isla del Rey oder San Miguel, bewohnt. Die hier betriebene Perlfischerei soll ehemals sehr einträglich gewesen sein, und war damals ein Monopol der Regierung. Wir werden in den Beilagen einige Angaben über den jetzigen Ertrag derselben mittheilen, die uns zu erhalten glückte. Die Inseln sind sämmtlich mit Wald bestanden, und auf St. Joseph war es an den meisten Stellen keine leichte Sache durch das verwachsene Unterholz zu dringen. Die beste Art war es immer einem Bache zu folgen, wobei man jedoch nicht all zu sicher sein durfte, auch manches Mal in das Wasser selbst gehen zu müssen, da die Ufer derselben so steil und mit stachligen Gewächsen bestanden waren, daß man auf denselben unmöglich vorwärts dringen konnte. Riesenhaft hohe Bäume wuchsen hier und dort, deren weitläuftige und laubreiche Kronen die Tümpel und Lachen, welche die Bäche bildeten, beschatteten, in denen es nur einiger anmuthig plätschernden Najaden bedurfte, um das anziehendste Gemälde zu vollenden. Die Sonnenstrahlen waren nicht im Stande das Laubgewölbe zu durchdringen, und nur ein vereinzelter schmiegte sich hier und dort durch, vergoldete ein oder das andere Blatt, oder spielte auf dem von Rankengewächsen umschlungenen und geschmückten Stamme. Lange Parasit-Gewächse hingen von den Baumgipfeln bis auf den

Boden herab, man konnte mitunter zehn bis zwölf Faden Länge von ihnen abreißen. Am Ufer wuchsen Kokospalmen, deren Nüsse nicht lange in friedlicher Ruhe sitzen gelassen wurden, sondern in allen Exemplaren, denen möglicherweise durch Anstrengung und Erfindungsgabe beizukommen war, der Besatzung ein willkommener Zuschuß zur Schiffskost wurden.

Ein Stück nordwärts von unserem Ankerplatze, von der oben erwähnten Hütte, oder eigentlich richtiger gesagt, Höhle aus, führte ein ganz leidlicher Fußweg in das Innere der Hütte hinein. Massen von Schaalen der Perlmuscheln lagen hier am Strande. In der Höhle befand sich etwas Hausgeräth von der allerdürftigsten Art. Eine Art höchst unbehaglicher Fliegen zeigte sich im Ueberflusse in derselben. Der Fußweg führte anfangs zwischen dichtem Gesträuche hin und zu schlüpfrigen Hügeln hinauf; wenn man etwa eine halbe Stunde gewandert war, so kam man zu einem offenen, von schönem, aber lichteren Walde umgebenen Platze, auf welchem eine kleine Heerde von einigen zwanzig Stücken Vieh gemüthlich zu weiden beliebte. Ein Paar unter den Mitgliedern derselben reizten unseren Appetit durch ihr wohlgenährtes Aussehen sehr auf, und ließen es fast bedauern, daß man in unseren Tagen sich nicht mehr dergleichen Flibustierthaten erlauben kann, wie die, ohne weitere Complimente und Umstände sich des Viehes, wenn man eines oder des anderen Stückes bedürftig zu sein glaubt, da zu bemächtigen, wo man es gerade findet. Jetzt erlaubt sich höchst ein oder der andere Führer einer amerikanischen Walfischfängerschute dergleichen. In der lichten Waldung, um diesen offenen Weideplatz herum, kann man selbstredend ohne die erwähnten Schwierigkeiten spazieren gehen, und es lohnte sich in der That der geringen Mühe sich zu diesem Zwecke dahin zu begeben.

Die üppige Vegetation, von der wir eine flüchtige Schilderung geliefert haben, wurde durch eine bedeutende Zahl von verschiedenen Vogelarten belebt. Die Dichtigkeit des oberen Waldes gewährte ihnen einen bedeutenden Schutz, indem sie die Erlangung derselben erschwerte, da man theils nicht entdecken konnte, wo sie sich unter den dichten Laubmassen verborgen hatten, und anderntheils selbst die, welche etwa geschossen waren, nicht immer zu Boden fielen und auch auf diesem schwer gefunden wurden. Am Strande schossen wir dafür Pelikane, Reiher und Ibis. Die erstererwähnten sind hier außerordentlich häßliche und ungeschlachtete Vögel, von denen es schwer zu sagen ist, bei welcher Gelegenheit sie sich am widerwärtigsten ausnehmen, ob entweder, wenn sie im Schwimmen den langen Beutel an ihrem Schnabel lothrecht auf die Wasseroberfläche herabhängen lassen, oder, wenn dieser Körpertheil im Fliegen darnach zu streben scheint, das Thier wieder herabzuziehen. Die Reiher waren dagegen aus-

gezeichnet schön, und der blaßrothe Schnabel der Ibis und ihre gleichfarbigen Beine geben ihnen, in Verbindung mit dem weißen Körper, ein höchst sonderbares Aussehen. Auch Tauben von drei oder vier verschiedenen Arten und ein Paar ungleiche Arten grüner Papageyen wurden hier gefunden. Diese Letzteren haben ein außerordentlich zähes Leben, und zwei oder drei, welche schwer angeschossen waren, lebten noch mehrere Wochen am Borde unseres Schiffes. Sie hielten sich in den Gipfeln der höchsten Bäume auf, und es war ihnen nicht so leicht beizukommen. Auch wurde ein Paar Mal ein Papagey von der großen rothen Art gesehen, aber keiner derselben geschossen. Von kleineren Vogelsorten wurden viele Exemplare erlegt, von welchen einige mit einer Bekleidung in den schönsten Farben geschmückt waren. In den schon erwähnten lichteren Stellen der Waldung flatterten die lieblichsten Colibris in zahlreicher Menge. Sie werden dem Jäger eine leichte Beute, denn man kann ihnen so nahe kommen, als es einem beliebt, ohne daß sie sich in ihrer Ruhe stören lassen. Will man sie schießen, ladet man die Büchse mit ganz schwachem Pulvermaaß, etwa ein Drittel von einem gewöhnlichen Schuß, oder sogar mit noch etwas weniger, und nimmt das Geschoß von dem allerfeinsten Vogeldunst, wählt dann als Standpunkt eine geringe Entfernung vom Ziele, vielleicht zehn bis funfzehn Schritt, oder so ähnlich, was man leicht durch Versuche ergründen kann; so kann man darauf rechnen, daß die meisten, die man trifft, in so unversehrtem Zustande sind, daß man es kaum im Gefieder unterscheiden kann, wo der Vogeldunst in dasselbe eingedrungen ist. Der Verfasser dieser Zeilen schoß an einem Vormittage sechs oder acht Stücke, von welchen auch nicht einer dem Ansehen nach im geringsten beschädigt war, obgleich die benutzte Büchse von ungewöhnlich großen Caliber war.

Verwilderte Schweine, aber keine wilden Schweine, werden in Menge auf der Insel gefunden, jedoch ist auch ihnen sehr schwer beizukommen; die Versnche, die wir machten, mißglückten beständig, obschon sich uns ein Paar Mal Schweine zeigten. Hat man keine Hunde bei sich, so bleibt die einzig mögliche Art sie zu schießen, sich an den Orten, die sie zu besuchen pflegen, auf den Anstand zu legen. Bekömmt man sie durch einen glücklichen Zufall bei einem Spaziergange im Walde zu sehen, so kann man kaum zum Schuß kommen, ehe sie sich im Gebüsche verborgen haben.

Gegen alle Erwartung gab das Meer unseren Naturforschern hier keine reiche Erndte. Wiederholte Versuche, die mit dem Netze angestellt wurden, fielen immer fruchtlos aus, und das ausgeworfene Schrabeisen brachte nicht einmal einige Schnecken herauf, ungeachtet zerbrochene Schalen von mehreren Arten in Menge an den Ufern angetroffen wurden. Ein

Exemplar der Argonauta Argo*) wurde jedoch hier gefangen. Verschiedene kleine Schnecken wurden auch wohl bei niedrigem Wasserstande in den dadurch bloßgelegten Spalten und Ritzen der Klippen gefunden, aber sie waren von zu anspruchslosem Aussehen, um sich die Aufmerksamkeit der nichtwissenschaftlichen Schneckensammler zuzuziehen. In den am Strande liegenden Schneckenschalen hatten sich Krabben und Krebse einquartiert, und man sah sie beständig hin und her laufen, und ihre usurpirten Wohnsitze mit sich schleppen.

Während ein Theil der Besatzung mit der Wasserfüllung beschäftigt war, wurde ein anderer Theil zum Holzfällen verwendet. Von den auf der Inseln wachsenden Bäumen giebt ein Theil auch gutes Baumaterial. Am 28. April wurde Alles klar und die Barkasse und Slup wieder eingeführt.

Bevor wir jetzt diese Gegenden verlassen, wollen wir noch einige Worte über die Schifffahrt in derselben erwähnen. Unsere Fahrt zwischen Callao und Puná nahm sechs Tage in Anspruch, während die Erfahrung zeigt, daß zu den gewöhnlichen Reisen im entgegengesetzten Wege funfzehn bis zwanzig Tage erforderlich sind, wobei man jedoch in Betracht ziehen muß, daß der Wind im Allgemeinen aus der Südecke herkommt, und also entgegenstehend ist, wie auch ferner die Strömung in der Regel nach Norden zu versetzen pflegt. Die Panamá-Bucht ist wegen der dort so häufig herrschenden Windstillen gefürchtet. Eine Person, welche fünfmal zwischen Callao und Panamá gereist ist, sagte uns, daß sie niemals den 250 schwedische Meilen langen Weg in weniger als einundzwanzigmal vierundzwanzig Stunden zurückgelegt habe, daß jedoch Reisen von siebzig bis achtzigmal vierundzwanzig Stunden auch nichts Ungewöhnliches seien, und selbst Beispiele von noch länger währenden aufgewiesen werden könnten. Der Chef der englischen Corvette theilt mit, daß er einmal siebenundzwanzigmal vierundzwanzig Stunden in fast ununterbrochener Windstille in der Panamá-Bucht zugebracht habe. Die Eugenie war nur funfzehn Tage zwischen den beiden letzterwähnten Orten unterweges, und muß sich daher, als sehr vom Glücke begünstigt, betrachten. Man sieht leicht die Nothwendigkeit ein, gut segelnde Fahrzeug für die Beschiffung dieser Küste zu besitzen, und das fast ununterbrochen herrschende ruhige Wetter erlaubt die Anwendung einer Segelaufstellung, welche in anderen,

---

*) Argonauta Argo oder gewöhnlicher Papiernautilus ist das reizende Kopfweichthier, welches, auch im mittelländischen Meere vorkommend, zu so vielen poetischen und ansprechenden Fabeln Anlaß gegeben hat, und erst seit 1838 durch Beobachtungen einer Französin mit Gewißheit erkannt und bestimmt ist.

Der Uebersetzer.

namentlich aber unseren heimischen Fahrwassern ebensowohl unnütz, als schädlich sein würde.

Die geringere Küstenfahrt um Payta und Guayaquil herum wird zu einem Theile mit einer Art Fahrzeug von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit betrieben. Es sind ganz einfache Flüsse, die auch Stockfletten genannt werden, und in deren Mitte sich eine niedrige gezimmerte Erhöhung befindet, auf der man meist ein kleines Haus zum Wohnsitze für die Besatzung des kleinen Fahrzeuges zu errichten pflegt. Die mittelsten Bäume oder Balken des Flusses sind die längsten, und die äußersten die kürzesten, so daß das ganze Fahrzeug dadurch eine gegen ihre Enden zugespitzte Form bekommt. Das Segel ist dreieckig, nach oben zu mit einer Raae versehen und nach unten zu an einen Baum befestigt, und wird unter einer Scheere aufgehißt. Um das Abtreiben zu verhindern, sind an den Enden der mittelsten Stöcke Löcher von einem oder zwei Fuß Länge eingehauen, und durch diese werden Planken bis zur Tiefe von drei oder vier Ellen durchgesteckt; sie entsprechen vollkommen den Schwertern, die man an den holländischen Kuffs angebracht sieht. Die Steuerung geschieht vermittelst eines Ruders. Die größeren von diesen eigenthümlichen Fahrzeugen sind sechzig bis siebzig Fuß lang, und es werden mit denselben ziemlich lange Reisen längs der Küste und sogar bis nach den Galapagos-Inseln hin unternommen.

Die Fahrt von Panamá nach San Franzisco wird von dem im Anfange dieser Arbeit bereits erwähnten Maury für eine derjenigen gehalten, deren wahrscheinliche Dauer man am wenigsten im Voraus mit Sicherheit berechnen kann. Die Ursachen hiervon sind theils unbeständige und schwache Winde, theilweise aber auch die starke Strömung, welche längs der Küste nach Südosten umsetzt. Sogar gut segelnde Fahrzeuge sind neunzigmal vierundzwanzig Stunden unterweges gewesen, und die kürzeste Bereisung dieses Striches, die man bisher kennt, hat doch immer noch eine Dauer von fünfundvierzig Tagen. Dieselbe wurde von einem Klipperschiff zurückgelegt, welches sich südwärts von den Galapagos-Inseln gehalten hat, dann dort im Südostpassat westwärts hielt, und die Linie unter 110 Grad westlicher Länge schnitt. Sich längs der Küste von Mexiko hinauf zu schlagen, soll eine höchst mißliche Sache sein; es ist dazu überdies eine sehr genaue Kenntniß der Küste erforderlich, denn man muß die Nächte hindurch sich so nahe an dem Lande halten, daß man noch Nutzen aus der herrschenden Landbriese ziehen kann, welche aber hier ebenso, als an anderen Orten, nur schwach ist, und sich nicht bis weit in die See hinein zu erstrecken vermag. Um nicht den Begebenheiten vorzugreifen, wollen wir die Anführung der Gründe, welche für den Weg im Süden der Galapagos-Inseln reden, obschon derselbe

ein Kreuzweg zu ſein ſcheint, bis zu unſerer Ankunft in San Franzisko aufſchieben.

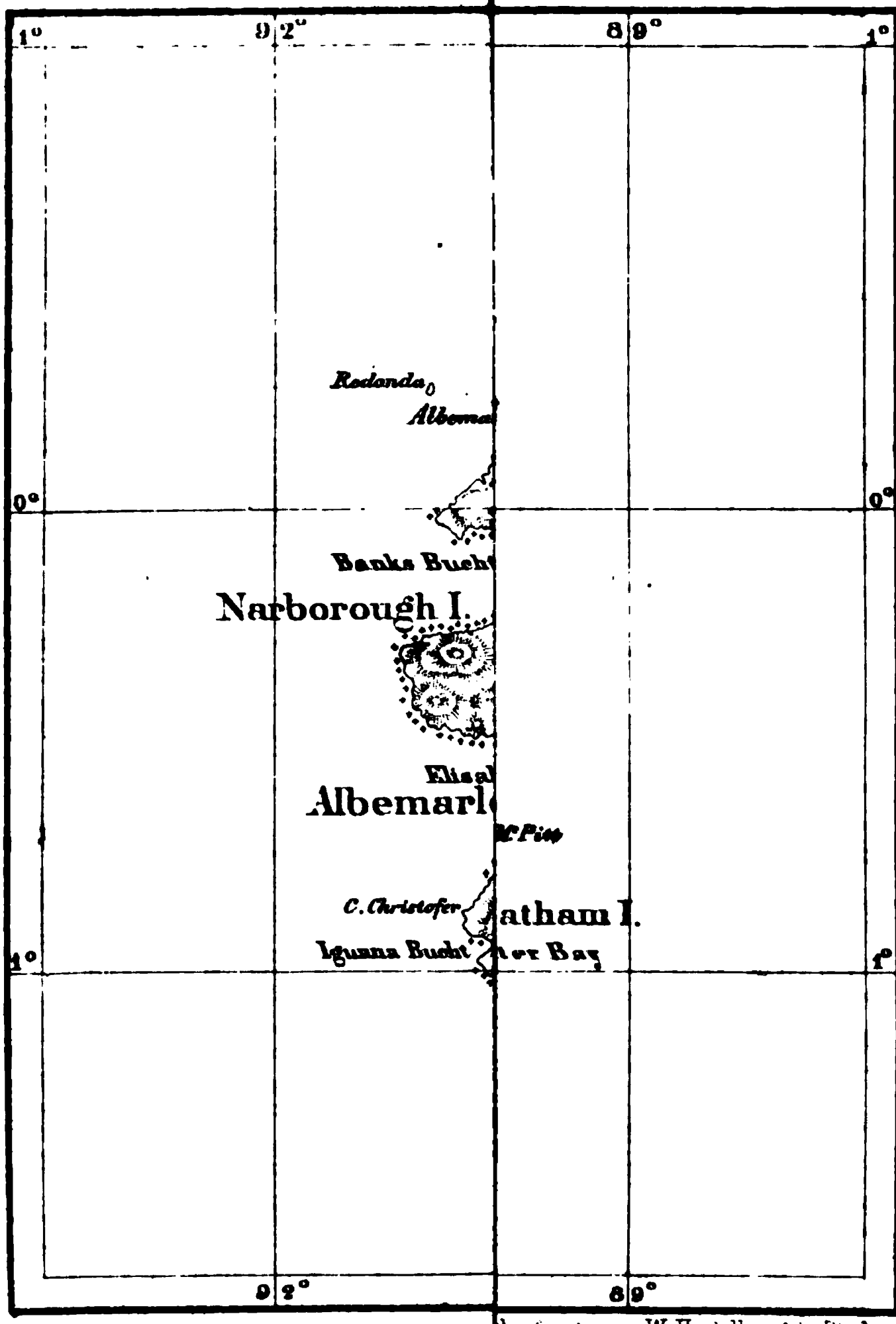
Da alle von uns in Panamá eingezogenen Nachrichten zu Gunſten deſſelben ſprachen, beſchloß der Commandeur-Capitain Virgin denſelben zu verſuchen, und im Vorübergehen den, ihrer merkwürdigen Natur halber ſo berühmten Galapagos-Inſeln, auf denen ein bedeutender Zuwachs zu den ſchon angelegten Naturalienſammlungen zu erwarten war, einen kurzen Beſuch abzuſtatten.

VIII.

Fahrt nach den Galapagos-Inseln; der Aufenthalt auf denselben, und Fahrt nach Honolulu.

1852. April 28. bis Juni 22.

Am 28. April um 10 Uhr Abends verließ die Eugenie ihren einsamen Ankerplatz bei San José. Am folgenden Tage wurde im Laufe des Vormittages das Land um Punta Puercos in Sicht genommen, und mit einer kleinen, aber guten Briese aus der Nordostecke und mit schönem Wetter entfernten wir uns schnell vom Lande, welches bald unter dem Horizonte versank. Am 30. kam der Wind aus Nordwest, und in den dreimal vierundzwanzig Stunden von dem 1. bis einschließlich den 3. Mai wurde die Eugenie zwischen Windstillen und Windstößen aus Südwest umhergeworfen, während der Himmel geneigt schien, seinen ganzen Wasservorrath über dieselbe zu ergießen. Donnerschläge wurden gleichfalls alltäglich vernommen. Am 4. war es schönes Wetter, aber die folgenden vier Tage wurden eine Wiederholung der drei vorhergehenden, jedoch in einer etwas milderen Form, und gegen das Ende derselben setzte sich der Wind mehr im Süden fest, und zwar in Gestalt einer einigermaßen günstigen Briese. Während dieser acht Tage, vom 1. bis 8. Mai, versetzte die Strömung die Fregatte nicht weniger als 157 Meilen, ungefähr 27 schwedische, genau nach Osten. Die Temperatur des Meereswassers war während dieser Zeit ununterbrochen um 27 Grad herum, und die Gränzen der Strömung 5 Grad und 1 Grad 30 Minuten nördlicher Breite.



hier nach Nordosten umsetzen soll, haben wir auch [illegible] Spur entdecken können.

*) Von Galapago, was „Landschildkröte" bedeutet. Es wird Galápágos accentuirt, und alle die mannigfachen Schreibarten, die sich in geographischen Handbüchern und Reisen vorfinden, wie z. B. Gallapagos, Galipagos ꝛc. ꝛc., sind ganz unmotivirt und völlig unrichtig.

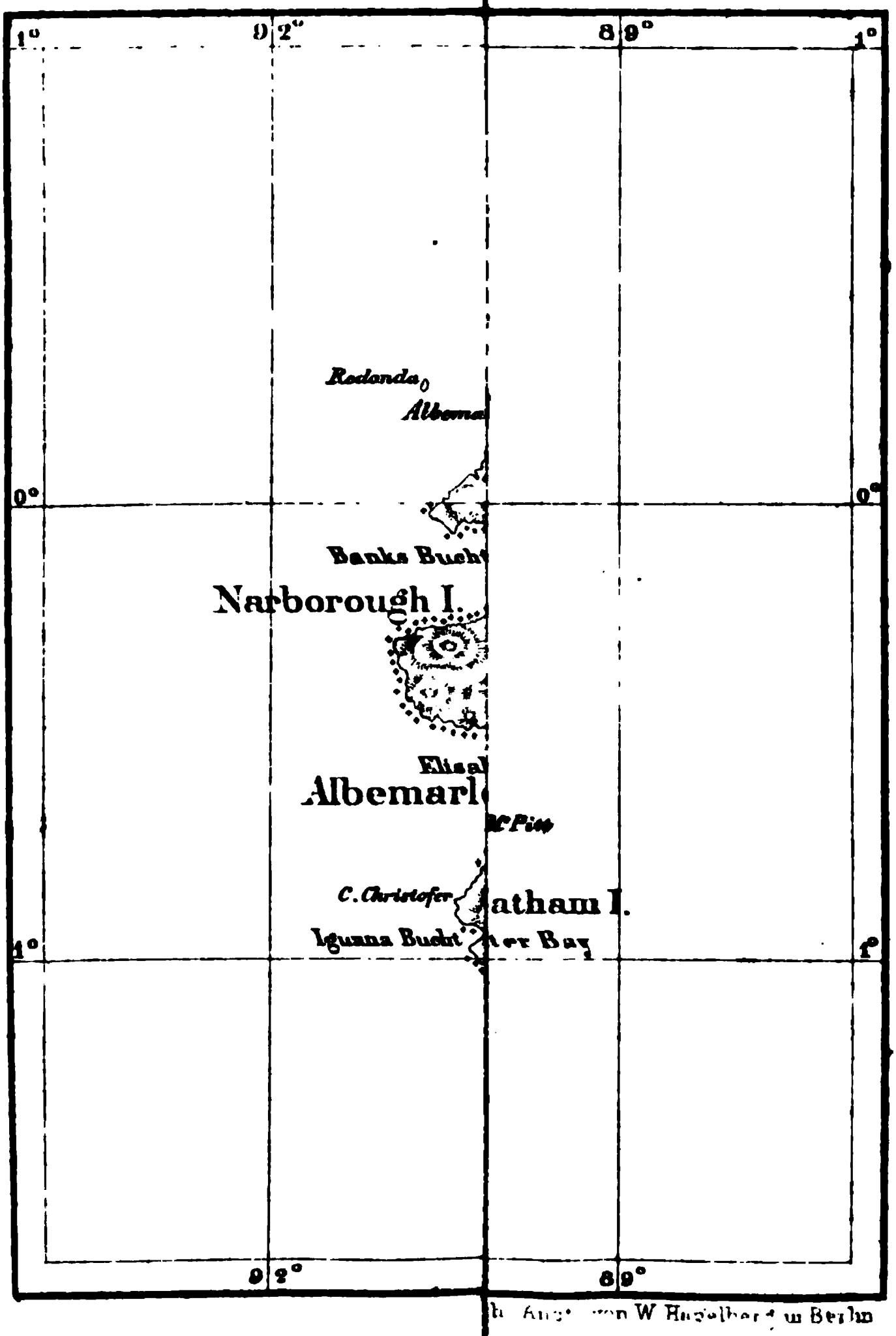
Der Uebersetzer.

VIII.

Fahrt nach den Galapagos-Inseln; der Aufenthalt auf denselben, und Fahrt nach Honolulu.

1852. April 28. bis Juni 22.

Am 28. April um 10 Uhr Abends verließ die Eugenie ihren einsamen Ankerplatz bei San José. Am folgenden Tage wurde im Laufe des Vormittages das Land um Punta Puercos in Sicht genommen, und mit einer kleinen, aber guten Briese aus der Nordostecke und mit schönem Wetter entfernten wir uns schnell vom Lande, welches bald unter dem Horizonte versank. Am 30. kam der Wind aus Nordwest, und in den dreimal vierundzwanzig Stunden von dem 1. bis einschließlich den 3. Mai wurde die Eugenie zwischen Windstillen und Windstößen aus Südwest umhergeworfen, während der Himmel geneigt schien, seinen ganzen Wasservorrath über dieselbe zu ergießen. Donnerschläge wurden gleichfalls alltäglich vernommen. Am 4. war es schönes Wetter, aber die folgenden vier Tage wurden eine Wiederholung der drei vorhergehenden, jedoch in einer etwas milderen Form, und gegen das Ende derselben setzte sich der Wind mehr im Süden fest, und zwar in Gestalt einer einigermaßen günstigen Briese. Während dieser acht Tage, vom 1. bis 8. Mai, versetzte die Strömung die Fregatte nicht weniger als 157 Meilen, ungefähr 27 schwedische, genau nach Osten. Die Temperatur des Meereswassers war während dieser Zeit ununterbrochen um 27 Grad herum, und die Gränzen der Strömung 5 Grad und 1 Grad 30 Minuten nördlicher Breite.



hier nach Nordosten umsetzen soll, [illegible]
Spur entdecken können.

---

*) Von Galapago, was „Landschildkröte" bedeutet. Es wird Galāpăgos accentuirt, und alle die mannigfachen Schreibarten, die sich in geographischen Handbüchern und Reisen vorfinden, wie z. B. Gallapagos, Galipagos ꝛc. ꝛc., sind ganz unmotivirt und völlig unrichtig.

Der Uebersetzer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

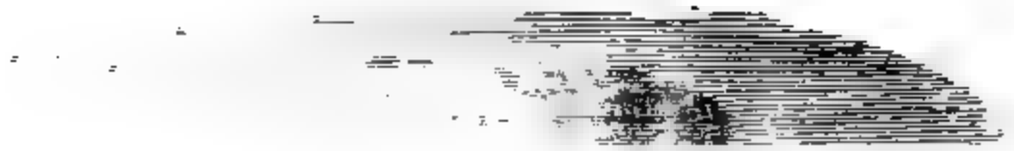
gleichmäßig anhaltend vernommen. Am 4. war es schönes Wetter, aber die folgenden vier Tage wurden eine Wiederholung der drei vorhergehenden, jedoch in einer etwas milderen Form, und gegen das Ende derselben setzte sich der Wind mehr im Süden fest, und zwar in Gestalt einer einigermaßen günstigen Briese. Während dieser acht Tage, vom 1. bis 8. Mai, versetzte die Strömung die Fregatte nicht weniger als 157 Meilen, ungefähr 27 schwedische, genau nach Osten. Die Temperatur des Meereswassers war während dieser Zeit ununterbrochen um 27 Grad herum, und die Gränzen der Strömung 5 Grad und 1 Grad 30 Minuten nördlicher Breite.

Am 9., als wir uns dem Aequator nahten, kamen wir endlich aus diesen starken Gegenstrom heraus, und beim Sonnenuntergange schienen die östlichen der Galapagos-Inseln*) durch die etwas nebelige Luft hervorzuschimmern. Am Morgen erreichten wir einen amerikanischen Walfischfänger, der ein Boot zu uns an Bord sandte. In dem Boote befand sich ein Mann von der Besatzung, welcher an einem schweren Brustleiden litt und gegen dasselbe den Rath unseres Arztes zu vernehmen wünschte. Das Fahrzeug hatte viel und großes Ungemach erlitten und bereits seit einigen Monaten auch nicht einen Walfisch gesehen. Am ganzen folgenden Tage waren uns die Chatham- und Indefatigable-(Unermüdliche) Inseln in Sicht; aber lauer und Gegenwind verhinderten uns unsere Bestimmung, nämliche die erstere der genannten Inseln zu erreichen, und wir mußten uns daher beim Einbruche der Finsterniß unter kleinen Segeln beilegen, um den Morgen abzuwarten. Am folgenden Morgen, den 11., befanden wir uns ganz nahe dem östlichen Vorgebirge der Chatham-Insel, aber Windstille verhinderte uns ein Paar Stunden lang von der Stelle zu kommen. Etwas später am Vormittage sprang eine schwache Briese auf, mit welcher wir auf den Ankerplatz in der Stephans-Bai, der auf der nördlichen Seite der Insel liegt, zuhielten. Gleich im Osten von dieser Bucht befindet sich ein hohes Vorgebirge, auf welchem eine schmale, sich nach oben verdünnende Klippenspitze, gleich einem Finger in die Höhe steht, und von welcher auch das Vorgebirge seinen Namen, Finger-Point, erhalten hat. Ganz oben auf der Spitze dieser kleinen Klippe wuchs einer großer Cactus. Um Zeit zu gewinnen, wurde im Voraus ein Boot mit den Gelehrten, den Herren Doctor Kinberg und Magister Andersson dorthin abgesendet. Die Fregatte erreichte erst um $12\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags ihren Ankerplaß in der Mündung der Bucht, woselbst sie bei zehn Faden Tiefe und in einen Boden von Sand und Muschelschalen ankerte. Das höchst merkwürdige, 520 Fuß hohe Felseneiland Kicker Rock wurde von hier im Westen zum Süden gepeilt. Von der starken Strömung, welche, nach der Angabe Fitz-Roy's, hier nach Nordosten umsetzen soll, hatten wir auch nicht die geringste Spur entdecken können.

---

*) Von Galapago, was „Landschildkröte" bedeutet. Es wird Galāpăgos accentuirt, und alle die mannigfachen Schreibarten, die sich in geographischen Handbüchern und Reisen vorfinden, wie z. B. Gallapagos, Galipagos ꝛc. ꝛc., sind ganz unmotivirt und völlig unrichtig.

Der Uebersetzer.



Eicher Rock.

Die Insel bietet einen höchst sonderbaren Anblick dar. Sie besteht aus drei Höhen, oder vielmehr richtiger ausgedrückt, drei Gruppen von Höhen, von denen die mitten auf der Insel liegende etwas niedriger ist, als die anderen sind, die eine Höhe von 1600 Fuß erreichen*). Ihre Contouren sind flach und unbestimmt, und auf dem niedrigen Lande zwischen denselben sieht man eine Menge kleiner Vulkankrater aufsteigen. Das Ganze hat ein höchst wüstes Aussehen; denn nur hier und dort bietet einer oder der andere kleine Fleck einen Schimmer von Grün dar. Unten am Strande wurde ein kleines Haus sichtbar, von welchem man ein Paar Leute in Bewegung und mit dem Tragen einer Stange mit einer kleinen Flagge beschäftigt sah.

Sobald die Fregatte nur die Anker ausgeworfen hatte, beeilten sich alle die nicht durch dienstliche Verrichtungen an Bord zurückgehalten wurden, an das Land zu gehen. Die am Strande beständig herrschende Brandung macht die Landung sehr unbequem, obschon sie in den meisten Fällen ganz ohne wirkliche Gefahr bewerkstelligt werden kann, wenn man

*) Alle Höhen-Angaben für die Galapagos-Inseln sind entlehnt aus: Voyages of the Adventure and Beagle, appendix 301—3.

sich eine sandige Stelle des Ufers dazu aussucht. Solche Sandflecke sind aber zwischen den ausspringenden Klippenvorgebirgen überall leicht zu finden. Wir steuerten auf das kleine Haus zu, und als wir dem Strande nahe gekommen waren, winkte einer der dort anwesenden Leute mit seiner Flagge, um uns die Landungsstelle zu zeigen. Seiner Führung folgend, steuerten wir zwischen einigen niedrigen, schwarzen und langgedehnten Klippenstreifen ein, und befanden uns bald in einer kleinen Bucht, die einen guten Hafen für Boote darbot, und in welchem man mit aller Bequemlichkeit landen konnte. Wir wurden von den beiden Männern ungemein freundlich aufgenommen, und es schienen dieselben in der That durch unseren Besuch höchlichst erfreut zu sein. Ihre Zahl wurde auch bald durch einen dritten und einen Jungen vermehrt, welche auf einer Mauleselin aus dem Innern der Insel heimgeritten kamen.

Der Strand an der Landungsstelle besteht zu einem Theile aus Sand, zum anderen Theile aber aus Lavaklippen, auf denen eine Menge brandgelber Krabben auf und ab krochen. Das Haus war ein kleines hölzernes Gebäude von der Art, wie sie von Schweden aus nach Californien verschifft werden; dicht dabei war ein Schuppen, unter dem ein altes Walfischfängerboot umgekehrt lag. Rund umher lagen eine große Menge Schildkrötenschalen, theils alte, theils von erst neuerdings getödteten Thieren, um welche unzählige Fliegen herumschwärmten. Einige zweig- und astreiche, sonderbar gestaltete Gebüsche und kleine Bäume wuchsen in der Nähe, und ungeheure Cactusse zeigten ihre drohende Stacheln. Zahlreiche kleine Vögel hüpften in den Büschen auf und ab, und waren so wenig scheu, daß man mitunter im Stande gewesen wäre, sie mit einer Ruthe todt zu schlagen. In kurzer Entfernung von dem Gebäude war ein Fleck eingehegt, auf welchem eine große Zahl der berühmten Schildkröten, nach welchen dieser Inselgruppe der Name verliehen ist, aufbewahrt wurden. Die Männer, welche das Haus bewohnten, waren aus Ecuador, und die ganze Volkszahl auf der Insel belief sich auf vier Männer, ein Weib und einen Jungen. Sie hielten sich nur dann hier unten am Strande auf, wenn irgend ein Fahrzeug die Insel besuchte, sonst hatten sie ihren gewöhnlichen Wohnsitz im Innern, weil sich am Strande kein hinreichender Vorrath von Trinkwasser vorfindet. Wir leiteten das Gespräch auf Breones, und die von ihm im vorigen Abschnitte berichteten Schandthaten, und empfingen nun vollständige Bekräftigung aller der Unthaten, welche dieser Bube und sein Gefolge hier begangen haben. Der eine der Männer war des erwähnten Weibes Gatte. Als er hörte, daß wir bei der Ergreifung der Missethäter behülflich gewesen waren, und daß dieselben schon hingerichtet seien, brach der Mann in die wildesten Freudenergüsse aus. Er lachte und schrie jubelnd

auf, warf seinen Hut in die Luft und machte die verdrehtesten Bocks-sprünge als Dankbarkeitsbeweise, immer seine Befriedigung äußernd, daß seine Feinde ihren verdienten Lohn erhalten hätten, und er gelobte, daß er am morgenden Tage seine Frau zu uns schicken wollte, damit auch sie ihren Rächern persönlich ihren Dank abstatten könne.

Während Herr Johansson in der Nähe des Hauses magnetische Observationen anstellte, streiften wir Anderen in der weiteren Umgegend umher, aber die unerhörte Unfruchtbarkeit des Erdreiches machte es schwierig aus der Stelle zu kommen. Der eine kleine Krater, dicht neben dem anderen, bildete so viele holprige Hügel und Gruben, als es nur irgend möglich war, und die Schärfe der Lava brachte nach und nach einen Jeden unter uns dahin, mit Betrübniß an sein Schuhzeug zu denken, das auf so langen Reisen ohnehin ein werthvoller und kostbarer Artikel ist. Zwischen den zerklüfteten Steinen wuchsen dichte Massen von riesengleichen Cactusbüschen, deren viertelellenlange Stacheln den Wanderer ermahnten, sich in einer achtungsvollen Ferne zu halten. Auf dem Grunde einiger dieser Krater hatten sich Tümpel mit ganz besonders salzigem Wasser gebildet, während ein anderer Theil derselben mit einem stinkenden Schlamme angefüllt war. An kleinen Vögeln war nirgends ein Mangel zu spüren, und sie waren, wie schon erwähnt worden, sehr wenig scheu. Ein Raubvogel wurde gleichfalls gesehen, und an dem Strande schwärmten Wasservögel in zahlreichen Arten, darunter Möven, Pelikane und Tropikvögel. Ungeheuere Eidechsen von ekelhaftem Aussehen krochen auf dem schwarzen Lavagesteine, und das Ganze der Insel hatte thatsächlich einen etwas antediluvianischen Anstrich, der gerade durch ihr Vorkommen noch vermehrt wurde.

Am Abende kehrten wir fast gleichzeitig mit dem Doktor Kinberg und der ihn begleitetenden Gesellschaft wieder an Bord zurück; es hatten dieselben, außer einer Menge von Vögeln und Eidechsen, einige Seehunde mitgebracht, welche gleichfalls in großer Zahl auf den Inseln zu finden sind. Sie kriechen oft ein Stück von dem Strande weg und in den Wald hinein, so daß es sich sehr wohl ereignen kann, daß man, nichts ahnend, plötzlich durch ihr Grunzen überrascht wird, und dann sich von einer höchst sonderbaren Figur angrinsen und durch eine ganz achtungsgebietende Zahnreihe bedroht sieht. Ungeachtet ihres grimmigen und verdrießlichen Aeußeren sind sie jedoch wenig gefährlich, weil ihre Bewegungen auf dem Lande, und namentlich den Bergen sehr langsam sind; können sie aber erst einmal mit den Zähnen zufassen, so beißen sie gefährlich. Die Vorderfüße sitzen bei diesen Arten weit mehr nach hinten, als bei den in Schweden vorkommenden Seehunden, so daß sie dadurch den Kopf weit höher in die

Luft ſtrecken können, als dieſe, die größten unter ihnen bis zu einer Höhe von zwei Ellen.

Am folgenden Morgen wurde der Beſuch der Inſel erneuet, und auf das Anſuchen der Einwohner derſelben folgten uns dieſes Mal zwei von den Zimmerleuten der Fregatte, um das Walfiſchboot derſelben zu repariren, daß ſich in einem etwas zerrütteten Zuſtande befand. Als unſer Boot der Inſel nahte, kam ihm ein großer Seehund nahe, ſchwamm dicht neben demſelben her, und folgte ihm ein weites Stück nach, dann und wann unter daſſelbe hindurchtauchend, und zwar mit ebenſo lebhaften Bewegungen, als ein Fiſch. Später am Tage kam die bereits erwähnte Frau aus ihrem Wohnſitze im Innern der Inſel zum Strande herunter; ſie hatte den Weg auf einem Maulthiere zurückgelegt, und ſich ſelbſt auf die beſte Art herausgeputzt, und dazu, nach dem, was der Augenſchein zu glauben berechtigte, mit beſonderer Sorgfalt ein Paar der allerkokketteſten kleinen Locken an den Schläfen gedreht. Es war ihr auch keineswegs unvortheilhaft, verlieh vielmehr ihrem Aeußeren etwas Anziehendes, wenn ſchon daſſelbe ſonſt keine Anſprüche auf Schönheit machen konnte. Sie erzählte uns den ganzen Verlauf der Ermordung des Generals Meſena auf das Vollſtändigſte. Sie war mit ihrem Manne und einem anderen, der hier anweſenden Männer, zum Strande hinabgegangen, als ihnen das Fahrzeug zu Geſicht gekommen war: Walfiſchfänger kommen übrigens häufig hierher, um Schildkröten zu kaufen, und die Bewohner ſind ſchon deßhalb immer auf der Ausſchau nach ihnen. Das Fahrzeug erreichte den Ankerplatz nicht eher, als in der Abenddämmerung, und die erwähnten drei Perſonen waren deßhalb über Nacht hier in dem kleinen Hauſe zurückgeblieben, welches, damals von dem Generale und ſeinen vier Soldaten bewohnt wurde. Sie wurden ſämmtlich durch ein Paar Büchſenläufe aus ihrem beſten Schlafe geweckt, die durch das Fenſter in das Haus geſteckt waren, und dem ihnen zugeſchrieenen Befehle: aufzuſtehen und Licht anzuzünden, Nachdruck verliehen. Sie folgten unter dieſen Umſtänden natürlich ſogleich, und fanden das Haus von den Buben umringt, die alle wohl bewaffnet waren und Laternen mit ſich geführt hatten. Der General wurde ſodann durch Drohungen gezwungen, anzugeben, wo er ſeine Gelder verwahrt habe, und die Räuber bemächtigten ſich der ganzen Summe, die ſich bis auf ein Paar Tauſend Piaſter belaufen haben ſoll. Als es hell geworden, wurden der General, die vier Soldaten und die Frau an Bord geführt, während ihr Mann und der andere Fiſcher gebunden im Hauſe zurückgelaſſen wurden. Die Begebenheiten an Bord wurden uns nun ganz auf dieſelbe Weiſe erzählt, wie ſie von uns ſchon nach den Angaben des Tonnenbinders vom Georg Howland mitgetheilt wurden, und es ſchilderte uns dabei die Frau ſelbſt mit großer Naivetät

ihr erlittenes Mißgeschick. Um uns ihre Erkenntlichkeit für den Dienst zu beweisen, den wir ihr durch unsere Beihülfe zur Ergreifung der Räuber geleistet hatten, theilte sie eine Anzahl Schnecken, welche sie mitgebracht hatte, unter uns aus, und konnte nicht dazu bewogen werden, für dieselben eine Bezahlung anzunehmen, weßhalb wir statt derselben später einige kleine Gegengeschenke machten. Unglücklicherweise befanden wir uns aber nicht in der Lage, ihr das zu schenken, was sie, wie sie sagte, am meisten bedurfte, nämlich Nähnadeln und Zwirn.

Als Mittagsmahlzeit wurde für die am Lande anwesende Gesellschaft eine Schildkröte angerichtet. Das Schlachten derselben wurde von einem der Inselbewohner verrichtet, und ging auf eine höchst grausame Art vor sich. Das Thier wurde erst auf den Rücken gelegt, dann, wegen der starken Wölbung seines Schildes, auf den Seiten unterpfählt, um ganz fest zu liegen, worauf dann das Bauchschild mittelst einer Axt losgehauen und abgenommmen wurde, bei welcher natürlich ziemlich langsam fortschreitenden Operation die Schildkröte mit den Füßen auf die fürchterlichste Art stieß und zuckte. Das Fleisch wurde in dem Oele, welches aus dem Fette des Thieres gewonnen ward, geschmort, und war sehr schmackhaft, wenn gleich wir für unsere Person es nicht so hoch auf die gastronomische Stufenleiter zu stellen vermögen, als es viele unserer Vorgänger gethan haben. Von den rothen und feuergelben Krabben, von welchen es am Strande wimmelt, wurden uns einige angerichtet. Sie sind sehr scheu und pfiffig, so daß man sie nur mit großer Schwierigkeit lebend erhalten kann, wenn man sie aber mit einem Stocke todt schlägt, kann man sie leicht in großer Anzahl bekommen. Sie sind von vortrefflichem Geschmacke, so daß unser Mittagsessen, mit Hülfe des von der Fregatte mitgenommenen Brodes und Weines, ein wahrhaft lukullisches gegen diejenigen war, an welche wir uns schon seit einiger Zeit hatten gewöhnen müssen. Die Schildkröten wurden durch das allgemeine Urtheil als etwas Gutes anerkannt, und wir erhandelten uns deßhalb einige zwanzig Stück zum allmählichen Gebrauche am Bord.

Diese Thiere sind in der That höchst merkwürdig. Sie werden immer noch, trotz der unerhört hohen Zahl, welche in jedem Jahre gefangen werden, in großer Menge auf allen größeren Inseln des Galapagos-Archipels gefunden, jedoch wird behauptet, daß sie dem äußeren nach auf den verschiedenen Inseln auch etwas verschieden seien. Man muß jedoch keinesweges glauben, daß man nur den Fuß auf das Land zu setzen braucht, um sogleich einige derselben zu sehen zu bekommen, im Gegentheile halten sie sich meist in den inneren höheren Theilen der Insel auf, wo sich mehr Zugang zu süßem Wasser befindet, welches dort in der Regel durch Condensirung der ringsum an den Höhen hängenden Wolken

gebildet wird, wenn ſchon in ſo kleinen Quantitäten, daß keine Bäche oder auch nur Gerinne daraus entſtehen können, von welchem Verhältniß nur die Charles-Inſel und eine Stelle auf der Chatham-Inſel eine Ausnahme machen. Diejenigen, die ſich in den niedrigeren und trockneren Theilen aufhalten, gehen zeitweiſe auch die Höhen hinauf, um zu trinken, und haben durch dieſe Reiſen ordentliche Treppen und Steige ausgetreten, durch welche die ſonſt für die Menſchen höchſt mühſame Wanderung in das Innere der Inſel und auf die Berge erleichtert und ſelbſt ermöglicht wird. Auch wenn man Schildkröten in Menge gefangen hat, wird die Hinunterführung zum Strande eine höchſt beſchwerliche Operation, beſonders bei der größeren Sorte, deren Gewicht meiſt bei Weitem die Tragkraft eines Mannes überſteigt. Es behaupten einige Angaben, daß von einer einzelnen Schildkröte oft zweihundert Pfund Fleiſch und darüber gewonnen werden könnten, und daß das Gewicht der lebenden ſo ſchwer ſei, daß ſechs Männer ſie kaum zu tragen vermöchten. Die meiſten ſind jedoch lange nicht ſo groß, ſondern ungefähr eine Elle lang. Sie können am Bord mehrere Monate lang ohne Futter leben und magern dadurch nicht

einmal ab. Die Walfischfänger versehen sich meist in reicher Zahl mit ihnen, und salzen sogar bedeutende Quantitäten davon ein*).

Unser Chef hatte die Absicht gehegt am Abende abzusegeln, aber die Windstille hielt uns bis 2 Uhr des Morgens vom 13. zurück, wo wir endlich die Anker lichteten, um nach der Charles-Insel abzugehen. Wir kreuzten den ganzen Tag hindurch gegen einen lauen südsüdwestlichen Wind, und hatten die ganze Zeit über mehrere Inseln in Sicht, die Luft war jedoch gar zu nebelig, um die Contouren deutlich unterscheiden zu lassen. Der 14. wurde auf dieselbe Art verbracht, und die Strömung nach Norden wurde ganz fühlbar. Die Charles-Insel war von früh am Morgen ab für uns sichtbar, und um 5 Uhr Nachmittags ankerte die Fregatte auf Blackbeach-Road (schwarze Ufer-Rhede) bei zweiundzwanzig Faden Tiefe, in einem Boden von Lehm und grobem Sande. Der höchste Berg auf der Insel wurde von hier aus im Osten, und das durch seinen Namen Saddle-Point (Sattel-Punkt) hinreichend beschriebene Vorgebirge im Süden ½ Westen gepeilt. Der Commandeur-Capitain Virgin ging sogleich mit seinem Gigg ab, um die Landungsstelle zu untersuchen, die er auch ziemlich bequem fand, unbeschadet einer kleinen Brandung an ihrem Strande. Ein Schuppen und ein Haus standen dicht dabei, und ein Mann wurde in demselben angetroffen, der, wie es sich ergab, ein Matrose von einem amerikanischen Walfischfänger war, welcher vor einigen Tagen auf sein eigenes Begehren hier zurückgelassen worden war**). Er zeigte uns ein Schreiben von dem Gouverneur der Inseln, worin derselbe seine Abreise von der Charles-Insel anzeigte, die er auf einem peruanischen Walfischfängerschiffe in's Werk gesetzt hatte. Er und ein Knabe waren, nachdem Breones und seine Bande das Feld geräumt hatten, die einzigen zurückgebliebenen Bewohner der Insel gewesen, wozu allerdings noch für einige Zeit der Capitain des George Howland und dessen Matrosen gekommen waren, die sich jedoch säumtlich sobald als möglich auf den verschiedenen, die Inseln anfegelnden Schiffen aus dem Staube gemacht hatten. Das Schreiben schloß mit dem Begehren, das auf der Insel zurückgelassene Eigenthum zu schützen, und der Bitte, daß die Fahrzeuge, welche dieselbe besuchten, ihre Namen und die Zeit ihres Besuches verzeichnen möchten. Es war jetzt bereits zu spät am Abende, um noch einige Ausflüchte vorzunehmen,

*) Darwin hat während seines langwierigen Aufenthaltes auf den Inseln die Gewohnheiten dieses Thieres hinreichend studiert. Siehe Voyages of the Adventure and Beagle III, 462.

**) Es erhielt derselbe auf sein Ansuchen die Erlaubniß auf unserer Fregatte mit nach Honolulu zu kommen.

aber Jedermann machte Alles bereit, um sich am folgenden Morgen bei recht guter Zeit zur Abfahrt anschicken zu können.

Bei Tagesanbruch waren daher Alle, welche nicht durch dienstliche Verrichtungen an Bord zurückgehalten wurden, gerüstet. Die Brandung ging am Ufer ziemlich stark, aber doch nicht so, daß die Boote bei der Landung wirkliche Gefahr gelaufen wären, sondern sich die ganze Unbequemlichkeit darauf beschränkte, daß man etwas nasse Füße bekam, als man aus denselben auf's Land springen mußte. Der Strand besteht aus Lava, die jedoch zu einem feinen Sande zerrieben ist, dessen dunkle Farbe der Stelle eben den Namen schwarze Ufer-Rhede gegeben hat. Dieser Sandstrand erstreckt sich übrigens nur ein kleines Stück weit und wird von schwarzen, zerklüfteten Lavaklippen begränzt, die mit derselben Art Büsche und Cactusse bewachsen sind, wie die auf der Chatham-Insel befindlichen. Herr Johansson blieb am Strande zurück, um im Schutze des dort befindlichen Schuppens magnetische Beobachtungen zu machen, während sich alle Andern in das Innere der Insel begaben. Außer den gewöhnlichen Verlockungen für die Jäger der Fregatte gab es hier noch eine andere von ungewöhnlicherer Natur. Unser Chef hatte nämlich durch den Kriegsminister in Ecuador, dem General Villamil, die Erlaubniß erlangt, hier ein Paar Ochsen zu empfangen, da jedoch nun alle menschlichen Bewohner der Insel ihrer Wege gegangen waren, gab es keinen anderen Ausweg diese Ochsen wirklich zu bekommen, als sie zu schießen.

Vom Ufer aus führt ein Steg längs einem mit Cactusbüschen und hohen Kräutern bewachsenen Thale zu einem offenen und etwas cultivirten Platze, auf welchem zum Theile die Gebäude der nunmehr verlassenen Colonie errichtet sind; die Entfernung desselben vom Ufer beträgt ungefähr eine Viertelmeile. Diese Colonie wurde 1832 angelegt und erhielt, dem General Flores zu Ehren, den Namen Floriana, der sodann auch auf die ganze Insel angewendet wurde. Der obenerwähnte Kriegsminister, General Villamil, war der erste Gouverneur derselben, und sie blühte im Anfange ziemlich schnell auf, so daß sie ein Paar Jahre nachher ungefähr dreihundert Einwohner zählte, die theilweise wegen politischer, theilweise aber auch wegen anderer Verbrechen deportirt, anderentheils aber auch freiwillig dorthin gezogen waren. Dieses günstige Resultat blieb jedoch nur kurze Zeit herrschend; denn schon gegen das Ende der dreißiger Jahre erregte ein Theil der verwiesenen Verbrecher einen Aufstand, tödtete den Nachfolger Villamils, und nachdem der ganze bessere Theil der Bevölkerung sich in Folge dessen wieder auf's Festland zurückgezogen hatte, ist die Colonie ganz in Verfall gerathen. Wir werden weiter unten sehen, daß eine solche hier blühen könnte, wenn die Bevölkerung derselben aus tüchtigen und ehrenhaften Leuten bestände.

Um die Häuser herum, die von der allerdürftigsten Beschaffenheit und nun natürlich in höchst verfallenem Zustande waren, fanden wir ein Paar kleine eingehegte Felder, in denen Kürbisse gepflanzt waren und jetzt gerade in Blüthe standen. Eine Quelle mit reichlichem Wasservorrathe befindet sich gleichfalls hier, und eine Leitung derselben, etwa in Bleiröhren, bis zum Strande hinab, würde sich leicht bewerkstelligen lassen. Das Wasser ist von gutem und reinem Geschmacke, war aber unangenehm lauwarm; das Bassin, in welchem die Quelle sprudelt, wird von einem prächtigen Feigenbaume beschattet, und zahlreiche kleine Vögel hüpften und zwitscherten um dasselbe herum. Sie waren hier bereits ein wenig scheuer, als auf der Chatham-Insel, was jedoch nur sagen will, daß man sie nicht mehr ganz sicher mit dem Ladestocke todtschlagen konnte. Nach dem üppigen Wachsthume zu urtheilen, mußte der kleine Abhang, auf welchem die Häuser und Anpflanzungen liegen, ein ungemein fruchtbares Erdreich besitzen, und man hat von demselben eine keineswegs unangenehme, weun gleich ein wenig öde Aussicht über einen Theil der westlichen Abdachungen der Insel Nach Osten erhebt sich der glockenförmige Berg Saddle Hill (Sattel-Berg) bis zu einer Höhe von 1800 Fuß über's Meer. Der Gipfel desselben ist in Wolken gehüllt, deren Feuchtigkeit den Abhängen des Berges ein üppiges Wachsthum erhält.

Den Sattel-Berg verlassend, setzt sich der Fußsteig zu seiner Rechten fort und übersteigt einen sanften Abhaug, dessen scharfer und dürrer Boden nur dünn mit Buschwerk und Kräutern bewachsen ist. Wenn man ungefähr eine Viertelmeile gegangen ist, und den Fuß des Berges erreicht hat, wird das Wachsthum üppiger, und ganz unvermuthet befindet man sich auf der östlichen und südöstlichen Böschung des Berges, von wo aus man über eine Hecke hinweg, aus welcher hohe, baumgleiche Aloestengel, Zepter gleichend, emporsteigen, und durch herrliche Orangen- und Citronenbäume hinabblickt in ein von zwei glockenförmigen Bergen umgebenes, nach Süden zu geöffnetes, und sich weit ausdehnendes Thal, in dem üppige grüne Felder, mit zwar lichten, aber dennoch schattigen Waldungen abwechseln. Der Uebergang von der Dürre und Unfruchtbarkeit des nordwestlichen Abhanges von dem Sattel-Berge, zu dem lebhaften und saftigen Grün auf der südöstlichen Seite desselben, ist eben so schroff, als wenn man in einer großen Stadt plötzlich aus einem schmutzigen Nebengäßchen herauskommt, und durch die Umschreituug einer Ecke auf einen großen, schönen Platz geräth. Ein halbes Dutzend Hütten waren hier in einer Lage errichtet, die man mit dem höchsten Rechte ungemein anziehend nennen kann.

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen und einer seiner Kameraden stießen hier oben auf den Chef der Expedition, der, von dem amerika-

nischen Matrosen begleitet, sich im Voraus hierher begeben hatte, um nachzusehen, wo die Viehheerden jetzt anzutreffen sein möchten, dem es jedoch noch nicht geglückt war, eine derselben gewahr zu werden, obschon er das Gebrüll derselben vernommen hatte. Nachdem wir Nachricht darüber erhalten hatten, von welcher Seite aus er sie gehört hatte, begaben wir uns in das Thal hinab, um unser Jagdglück zu versuchen. Das hohe und nasse Gras machte das Gehen mitunter etwas beschwerlich, besonders wo es lose Lavastücke verbarg, auf denen man oft strauchelte. In eine der kleinen Waldungen eingetreten, bemerkten wir sogleich frische Beweise von der Anwesenheit des Viehes, das also noch in unserer Nähe sein mußte, und nachdem wir ein kleines und halb ausgetrocknetes Gerinne überschritten hatten, und eine Weile aufmerksam durch ein weitläuftiges Gebüsch gekrochen waren, sahen wir dicht neben einem schattigen Mimosenbaume den rothbraunen Rücken eines gewaltigen Ochsen aus den Büschen hervorsehen. Die Entfernung war noch zu weit für unsere Doppelbüchsen, weßhalb wir mit aller Vorsicht durch das Unterholz krochen, um ihm etwas näher zu kommen. Der Ochse war uns inzwischen aus den Augen gekommen; ganz unvermuthet hörten wir nun einen kleinen Hund, der uns nachgefolgt war, laut bellend einen Anschlag geben, und das darauf folgende Prasseln und Brechen in den Gebüschen, gab uns zu erkennen, daß der Braten, auf den wir bereits rechneten, bei der Nase vorübergegangen war. Wir berathschlagten gerade darüber, was nun vorgenommen werden sollte, als der Hund von Neuem zu bellen anfing, und uns nach wenigen Augenblicken eine Heerde in vollem Sprunge entgegen kam, die augenscheinlich aus zwanzig bis fünfundzwanzig schönen Thieren bestand; sie scheute bei unserem Anblicke und schwenkte ab, noch ehe sie uns in gute Schußweite gekommen war. Wir schossen aber trotz der großen Entfernung durch die Büsche nach einer Kuh, doch ohne eine sichtliche Wirkung, und setzten darauf unseren Weg weiter durch das Thal fort. Bald gelangten wir zu einer verfallenen Hütte, und bekamen in einer kleinen Entfernung auf einem waldigen Hügel ein junges, halbwachsenes Rind zu sehen, welches etwas weniger scheu, als die, welche wir bisher erblickt hatten, zu sein schien. Wir näherten uns eiligst, aber gerade, als wir unsere Büchsen anzulegen im Begriffe waren, bemerkten wir, daß das Thier mit einem Spannstricke angepflockt war, und in der Nähe desselben sahen wir nun auch noch fünf Kälber in einer Hürde. Da die letzten Einwohner der Insel sich bereits vor einem Monate wegbegeben hatten, so kann man es sich denken, in welchem Zustande der Abgemagertheit sich diese armen Thiere befinden mußten. Die angepflockte Kuh hatte Alles benagt, was sie hatte erreichen können, war aber jetzt in die Spannbeine verwickelt und konnte daher nur zu ein Paar Ellen im Umkreise kom-

men; wir spannten ihm die Leine um so viel weiter, daß es wenigstens zu etwas Gras kommen konnte. Die Kälber in der Hürde hatten fast Nichts zu fressen, aber dafür guten Vorrath an Wasser, welches reichlich und im Ueberflusse von einem steilen Sandsteinberge herabsickerte. Wir beschlossen am folgenden Tage die ganze Gesellschaft an Bord zu holen, mit Ausnahme eines schon größeren Kalbes, welches uns zur unmittelbaren Benutzung zu einladend aussah, und welches daher mittelst einer Kugel vor die Stirn abgefertigt wurde. Der Körper war bald zerlegt, und wir nahmen soviel von demselben mit, als wir tragen konnten, um unsere Kameraden damit zu tractiren.

Ehemals hatte der Gouverneur hier seinen Wohnsitz, und einen angenehmeren Platz für denselben könnte er kaum gewählt haben. Ausgezeichnet fruchtbare Erde wird in hinreichender Menge gefunden, um eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren; herrliche Weidestrecken für große Viehheerden aller Arten liegen zwischen den Bergen, und an kaltem, reinen Wasser findet sich guter Zugang. Frühere Colonisten haben aus einem Sandsteinblocke für ihre hiesigen Wohnungen Wasserkufen und Kochheerde ausgehöhlt; der Stein ist so locker, daß sie dabei auf keine besondere Schwierigkeiten stoßen konnten. Die ganze Lage dieses Fleckes war so lieblich, daß man sich kaum des Wunsches enthalten konnte, hier seine vier Pfähle aufschlagen und sein Leben in beschaulicher Ruhe verbringen zu dürfen.

Es ging nun bereits auf den Nachmittag los, so daß wir an unsere Rückkehr denken mußten, und uns deßhalb nach einer kleinen Weile Ruhe, mit unseren Fleischstücken auf dem Rücken, wegbegaben, und in diesem Aufzuge wahrlich mehr Flibustiern, als Offizieren von Seiner Königlichen Majestät Flotte glichen. Unterweges wurde noch ein abermaliger Versuch gemacht, einem einsam weidenden Ochsen auf Schußweite nahe zu kommen; aber auch er griff zu seinen Beinen und verschwand weit eher in dem Walde, als wir ihn erreichen konnten. Die Wanderung aus dem Thale hinaus über die Berge wurde durch die Bürde, die wir uns auf den Rücken geladen hatten und die 30 Grad Wärme, welche der Thermometer zeigte, etwas mühsam, aber die Perspective auf den so lange entbehrten Genuß eines Kalbsbratens, hielt unseren Muth aufrecht. In der Nachbarschaft des oben erwähnten, auf dem Abhange des Sattelberges gelegenen Hauses sahen wir einen Kerl von höchst sonderbarem Aussehen aus dem Walde herauskommen; es stellte sich heraus, daß es einer der Gehülfen des Magister Anderson war, der auf einen von den delikatesten Limonien strotzenden Baum gestoßen, und um so viel, als möglich, von den köstlichen Früchten an Bord bringen zu können, auf den einfachen und glücklich angewendeten Ausweg gerathen war, sich seiner Hosen zu entledigen, und dieselben, nachdem er die untere Oeffnung der Beine

zugebunden hatte, mit Limonien zu füllen, darauf das Sitztheil über die Schultern zu werfen, und so in der sicheren Berechnung seinen Rückweg anzutreten, keinen Frauenzimmern zu begegnen, die sich und den Anstand durch seinen Sanscülottismus verletzt fühlen könnten. Bei dem zunächst dem Strande gelegenen bebauten Platze trafen wir mit unseren Kameraden zusammen, worauf ein Feuer angezündet und ein Theil des Kalbes auf feldmäßige Weise zubereitet wurde, welches, nachdem es angerichtet war, der Gesellschaft im Allgemeinen recht behagte. Nach beendeter Mahlzeit begaben wir uns an die Landungsstelle zurück, woselbst der Rest des Tages damit verbracht wurde, daß wir kleine Vögel schossen und auf Pinguinen und dergleichen mehr Jagd machten.

Am folgenden Morgen, den 16., ging von Neuem eine Anzahl Jäger ab, um den Versuch zu machen einen Ochsen zu schießen; einige Mann wurden unter dem Befehle eines Constablers mitgesendet, um die Beute zu transportiren, und einige Unteroffiziere folgten nach eingeholter Erlaubniß, um ihres eigenen Vergnügens halber. Es hatte in der Nacht geregnet, und auch noch später am Morgen, nachdem wir schon abgegangen waren, kamen noch wiederholte ganz tüchtige Schauer, so, daß das hohe Gras sehr naß war, und man bei der Durchwanderung des Waldes unaufhörlich von den Tropfen, die von den Bäumen, wenn sie bewegt wurden, herabfielen, durchweicht wurde. Niederwärts von dem vorhin erwähnten bekamen wir sogleich einen Ochsen zu sehen, der auf einem offenen Platze an einem Bergesabhange weidete. Wir ritten durch einen Morast zum Fuße des Berges, nachdem wir aber ein Stück in den Wald hinaufgekommen waren, der uns von dem Weideplatze trennte, hörten wir bereits einen Schuß von einem unserer Kameraden, der uns etwas zuvorgekommen war, und sahen ihn auch bald darauf auf uns zueilen, mit der Nachricht, daß er fehlgeschossen habe. Nach Verlauf von etwa einer Stunde sahen wir auf der anderen Seite des Thales eine ganze Heerde zwischen den Bäumen hervorschimmern, und zwar nicht weit von dem Gehäge, in welchem die Kälber eingesperrt waren. Wir ließen hier den Constabler und seine Leute zurück, und zwar mit dem Befehle uns erst dann zu folgen, wenn sie unsere Schüsse gehört hätten, und begaben uns darauf tiefer in den Wald hinein, wo wir bald auf das Vieh stießen, von dem jedoch nur ein Paar durch die Büsche sichtbar wurden. Aber das Glück war uns wiederum nicht günstig; ein Paar Schüsse gingen fehl, und die anderen waren feucht geworden und brannten nicht ab. Wir warteten eine Weile, bis der Constabler und seine Leute hatten herankommen können, und begaben uns dem Viehe nach, von dem wir zwar noch ein Paar Mal einen Schimmer sahen, aber dann bald die Spur verloren. Wir setzten unser Suchen dennoch ein Paar Stunden fort, geriethen aber

dabei in einen höchst weitläuftigen und unergründlichen Moraſt, auf dem ſich Enten in zahlreicher Menge vorfanden, die aber ſchwer zu ſchießen waren, da die Dichtheit der Büſche hinderlich werden mußte. Es war bisher noch keiner von uns in dieſe Gegend der Inſel gekommen, und man fing deßhalb ernſthaft an daran zu denken, ob man auch wohl von hier zurückkommen würde; denn es war dies keine leichte Sache, da wir eine Menge Wendungen und krumme Wege gemacht hatten, und die dicke und hohe Waldung uns die Berghöhen verbarg, auf welche wir als Wegweiſer gerechnet hatten. Nach einer Wanderung von ein Paar Stunden in der ungeheuerſten und gräulich unfruchtbarſten Gegend, langten wir endlich bei dem bekannten Gehäge an, vermißten aber bei unſerer Ankunft mit einem Male den Conſtabler, wir gaben ein Paar Schuß ab, damit der Schall ihm den Weg zu uns angeben könne, und da der Weg von hier aus zu unſerem Landungsplatze nicht ſchwierig zu finden war, begaben wir uns ſämmtlich zu demſelben zurück, die bereits erwähnten Kälber mit uns nehmend. Zwei beurlaubte Steuermänner wurden ebenfalls vermißt, doch hatten ſie ſich ſchon früh von der Hauptſtärke entfernt, um auf ihre eigene Hand ſpazieren zu gehen. Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir mit zerriſſenen Kleidern und durchgelaufenen Schuhen und faſt der Müdigkeit erliegend an Bord zurück.

Inzwiſchen verfloß der Tag, ohne daß ſich einer von den drei Vermißten vor dem Einbruche der Abenddämmerung zeigte, in welcher der eine der Steuerleute am Strande geſehen, und dann an Bord zurückgeholt wurde. Er theilte uns mit, daß ſich ſein Kamerad übermüdet und deßhalb beſchloſſen habe, über Nacht in dem Walde auszuruhen, um am folgenden Morgen ſeinen Weg an Bord fortzuſetzen, und daß er bereits genau die Richtung kenne, nach welcher er gehen müſſe, ſo daß dabei keine weitere Gefahr zu befürchten war. Um den Conſtabler wieder zu finden, wurde am folgenden Tage ganz früh eine Abtheilung der Mannſchaft, unter dem Befehle eines Offiziers, als Suchcommando abgeſchickt, und dazu mit Signal-Hörnern und Piſtolen verſehen.

Früh am Morgen des 18. langte der zweite der vermißten Steuerleute an, und gegen die Mittagsſtunde der Conſtabler. Der letztere befand ſich in der That in einem höchſt bedauerlichen Zuſtande durchnäßt, zerriſſen und ſo ermüdet, daß er kaum noch ein Glied ſeines Körpers rühren konnte. Er war ſchon aus Ermattung hinter uns zurückgeblieben, und hatte ſich endlich niedergeſetzt, um die erſchöpften Kräfte durch einen Augenblick Ruhe wieder zu gewinnen, und dachte dabei, er würde uns leicht bei dem Gehege auffinden können, war aber in dem Walde irre gegangen, bis er ſchließlich durch das mühſame Erklettern einer Höhe ſich

die Kenntniß verschafft hatte, nach welcher Gegend er sich wenden müsse. Beide Verlaufene waren im Walde auf verwilderte Schweine und Ziegen gestoßen. Am Nachmittage kehrte auch die ausgesendete Abtheilung wieder zurück, und um 6 Uhr gingen wir wieder unter Segel.

Die Charles-Insel ist verschiedene Male ein Zufluchtsort für Abenteurer gewesen, meistentheils bestanden diese aus Ausreißern von den Walfischfängerschiffen, welche schon seit lange und in Menge diese Häfen zu dem doppelten Zwecke besuchten, Erfrischungen zu erhalten und Spermazeti-Walen zu fangen, worüber wir bald etwas Näheres erwähnen werden. Die Befehlshaber und die Mannschaft der erwähnten Fahrzeuge pflegten ihre Briefe in einen, auf einer gewissen Stelle der Charles-Insel aufgestellten, Schrein zu legen, und die Capitaine der heimkehrenden Fahrzeuge haben es selten versäumt die dort gefundenen Briefe mitzunehmen, um sie aus den englischen oder amerikanischen Häfen, in welche sie sich begaben, an ihre verschiedenen Adressen abzusenden. Die Bucht, in der sich der Schrein in der Regel zu befinden pflegt, hat daher ihren Namen Post-Office-Bay erhalten.

Während des Krieges zwischen England und den vereinigten Staaten, in den Jahren 1812 bis 1814, wußte der Commodore Porter, Chef der amerikanischen Fregatte Essex, diesen festgewurzelten Brauch zu seinem Besten anzuwenden, und es glückte ihm, auf diesem Wege nicht allein für ihn wichtige Nachrichten zu erlangen, sondern auch durch fälschliche Warnungen, welche er absichtlich für später dorthin kommende Fahrzeuge auslegte, sich fast aller englischen Walfischfänger in diesem Theile des stillen Meeres zu bemächtigen. Er selbst erzählt (in Porter's Journal, Philadelphia 1815, I, 141 und folgende Seiten) von einem Irländer, der sich kurz vorher auf der Insel niedergelassen hatte, und dessen Geschichte merkwürdig genug ist, um hier einen Platz zu verdienen. Er war auf sein eigenes Begehren von einem englischen Fahrzeuge an das Land gesetzt, und hatte sich eine kleine Hütte gebaut, um welche herum er Kartoffeln und Kürbisse erzog, deren reichlichen und fast überflüssigen Ertrag er auf den die Insel besuchenden Fahrzeugen gegen Rum oder Geld veräußerte. Auf diese Art lebte er einige Jahre in vollkommener Einsamkeit, ohne jede andere Zerstreuung, als sich mitunter einmal voll zu trinken. Nachdem es ihm jedoch einmal geglückt war, sich ein altes Gewehr und etwas Ammunition zu ertauschen, nahm der Dämon des Ehrgeizes in seinem Herzen Platz, und er beschloß sich zum Herrscher über die Insel zu machen und sich Unterthanen zu verschaffen. Der erste Mensch, den er, nachdem er diesen Beschluß einmal gefaßt hatte, allein antraf, war ein Neger, der ein Boot bewachte, welches einem bei der

Insel liegenden Fahrzeuge angehörte. Paddy*) zwang den Neger mit gespanntem Gewehre ihm in das Innere der Insel zu folgen, und erklärte ihm auf seine eigene Hand, daß er von nun an sein Sklave wäre; als aber der Neger einmal merkte, daß sein neuer Herr und Gebieter nicht recht auf seiner Hut war, sprang er von hinten auf ihn zu, warf ihn zu Boden, band ihm die Hände zusammen und schleppte ihn zum Strande hinunter. Vor der Insel lag gerade ein englisches Fahrzeug, dessen Capitain Paddy zu Prügeln verurtheilte, und dessen Besatzung ihm darauf noch alles Geld raubte, was er sich gesammelt hatte, ihm seine Hütte und Anpflanzungen zerstörte, und ihn mit Handschellen gefesselt auf der Insel zurückließ. Es glückte jedoch dem Sohne Irlands sich der letzteren mittelst einer alten Feile, deren Griff er in einen Baum einschlug, zu entledigen, und er beschloß um so fester sich auf die eine oder die andere Art dereinst zu rächen. Er fuhr damit fort den anlangenden Fahrzeugen Grünzeug, Gemüse und dergleichen zu verkaufen, verführte aber mit der Zeit den Einen und den Anderen der Besatzungen zu entweichen, und war so glücklich, sich von diesen neugewonnenen Unterthanen Gehorsam zu verschaffen. Endlich bemächtigte er sich eines Bootes und begab sich mit seinen vier Kameraden nach Guayaquil, wo er jedoch allein anlangte, nachdem er, wie man allgemein glaubte, unterweges die anderen ermordet hatte, da er sah, daß sein Wasservorrath für Alle nicht ausreichen würde. Er begab sich später nach Payta, wo er sich in eine Mulattin verliebte, die auch seine Neigung erwiederte; als er jedoch mit seiner Herzenskönigin sich wieder nach seiner Insel zurückbegeben wollte, wurde er gefänglich eingezogen. Seine weiteren Geschicke sind unbekannt, aber das Geschlecht dieser Abenteurer ist noch nicht auf den polynesischen Inselgruppen ausgestorben, auf denen sich nicht wenige Individuen ansässig finden, deren Schicksale und Eigenschaften sehr große Aehnlichkeit mit denen unseres Paddy's haben.

Wir verließen, wie bereits erwähnt wurde, Floriana am Abende des 17. Während der Nacht war es fast ganz still, aber am Morgen frischte es sich aus Südosten auf, und mit der Tagesdämmerung befanden wir uns mitten in der Hauptgruppe. Hinter uns lag Floriana, zur Linken die große Albemarle-Insel, deren südwestliches Ende eine Höhe von 4800 Fuß erreicht, zur Rechten die Indefatigable- und Barrigton-Inseln, und gerade vor uns die Duncan- und James-Inseln. Mehrere kleine

---

*) Paddy ist der allgemein gebräuchliche Spitzname aller Irländer, eigentlich nur eine Verdrehung von Patrick, den üblichsten Vornamen, nach St. Patrick den Schutzheiligen und Patron Irlands.

Der Uebersetzer.

Klippen ſahen wir ihre ſchwarzen und ſteilen Seiten über die Oberfläche des Meeres emporſtechen. Der Wind friſchte ſich fortwährend auf, wir paſſirten dicht im Oſten der kahlen und öden Duncan's-Inſel, und drehten darauf bei, um ein Loringsboot (Windvieringsboot), mit dem Doctor Kinberg und dem Magiſter Anderſſon an Bord, nach der Indefatigable-Inſel abzuſenden, von wo ſie am folgenden Tage mit dem Boote nach der Albemarle-Inſel hinüber und weiter zur James-Inſel ſegeln ſollten. Ein Unterſteuermann ging mit ihnen ab, um den Befehl über das Boot zu übernehmen. Wir paſſirten ferner nahe der gleichfalls ganz kahlen Jervis-Inſel vorbei, und ankerten um 1 Uhr Morgens in der James-Bay mit funfzehn Faden Tiefe und in einem Boden von grobem Sande und Muſchelſchalen, zogen uns jedoch ſpäter noch mehr in die Bucht hinein, und blieben mit zwölf Faden und in gleichem Boden liegen. Der zuckerhutförmige Berg auf dem weſtlichen Vorgebirge der Inſel wurde von hier aus im Süden gepeilt und die kleine Albany-Inſel im entgegengeſetzten Strich.

Sobald die Fregatte vor Anker gegangen war, ging ein Boot zum Lande ab, mit einer Mannſchaft zum Brennholz ſchlagen. Der Chef der Expedition begab ſich auch dorthin, um eine von dem Engländer Colnett angegebene Stelle zu finden, an der man ſollte Waſſer erhalten können, er kehrte jedoch zurück, ohne ſie oder eine andere dergleichen gefunden zu haben. Mehrere Seefahrer ſind ſchon durch dieſe Angabe irre geleitet worden*). Die magnetiſchen Inſtrumente wurden mit an's Land genommen und Beobachtungen angeſtellt, welche jedoch wahrſcheinlich ohne beſonderen Werth bleiben werden, in Rückſicht auf die ſtörende Einwirkung der Lavamaſſen.

Die James-Inſel iſt 1750 Fuß hoch und zu einem großen Theile mit Wald beſtanden. Der Strand an der James-Bay beſteht theilweiſe aus Sand, und anderentheils aus einem erſtarrten Lavaſtrome, welcher aus der Höhe von ein Paar Faden ſteil in das Meer hinabſtürzt. Er erſtreckt ſich aus dem Innern der Inſel weit heraus, erreicht gewiß die Länge von beinahe einer ſchwediſchen Meile, und hält 1000 bis 1500 Ellen in der Breite, und ſein Aeußeres iſt noch nicht im Geringſten verwittert, ſondern gleicht einem ſchwarzen See, deſſen von einem heftigen Wehen aufgetriebene Wogen in einem Augenblicke erſtarrt ſind. Nur einem einzigen Cactus war es bisher geglückt, in den Klüften Wurzel zu ſchlagen. Die Schärfe der Oberfläche machte das Gehen auf derſelben ſehr unbehaglich, die ſtärkeſten Schuhſohlen würden darauf in ein Paar Stunden zerſchnitten ſein. Genau im Südweſten derſelben fand ſich ein

*) Porter's Journal, I, 233—34.

kleiner eingefallener Krater von Sandstein, von jener Art, über welche Darwin redet*). Der Stein lag in den schönsten und regelmäßigsten Schichten und war sehr locker. Ein Stückchen davon entfernt standen zwei zuckerhutförmige Hügel von rothbrauner Lava in einer höchst merkwürdigen Zusammensetzung; sie sah fast so aus, als bestände sie aus cylinderförmigen Stangen von der Dicke einer Bleifeder, die in kleine Stücke zerbrochen und ohne jede Art Ordnung in einander geklebt wären. Die magnetischen Beobachtungen wurden am ersten Tage in der Nähe des erwähnten Sandsteinkraters angestellt, am folgenden Tage aber auf der anderen Seite des Lavastromes fortgesetzt, woselbst ein langgedehntes sandiges Ufer eine bessere Landungsstelle darbot. Die Brandung geht überall ziemlich stark, ohne jedoch im Allgemeinen gefährlich zu sein. Am ersten Abende waren wir aber dennoch nahe daran, unsere sämmtlichen Instrumente durch ein Paar hohe Seen zerstört zu sehen, die gerade einrollten, als wir an's Land steigen wollten, und das Boot bis unter den Duchten anfüllten. Glücklicherweise waren die Kisten so dicht, daß nur eine höchst unbedeutende Quantität Wasser in dieselben einzudringen vermochte, wodurch die Instrumente noch einmal ohne jeden ernsten Schaden davon kamen.

Auch für denjenigen, der bereits die beiden Inseln, welche wir so eben verlassen hatten, besuchte, bietet die James-Insel dennoch einen sonderbaren Anblick dar, da die Eigenheiten aller der anderen hier noch in einer weit schärferen Form hervortreten. Hier eben so, wie dort, schwärmen große Schaaren von rothgelben Krabben auf den dunklen Lavaklippen umher, über welchen Pelikane und Pinguinen in langen Reihen sitzen, während Möwen und anderes Meergefieder auf dem Wasser schwebt und pfeilschnell auf seinen Raub herabstürzt. Indem dieses das Fischgeschlecht von oben beunruhigt, wird es von unten durch die Seehunde angegriffen, welche mit unglaublicher Geschwindigkeit den Haufen verfolgen, den man oft weit aus dem Wasser herausspringen sieht, um nur der bedrohenden Jagd zu entgehen; die Verfolger aber springen ebenso lustig und schnappen in der Luft nach ihrem Raube, reiche Beute machend**). Außer den erwähnten Seevögeln finden sich noch Enten, verschiedene kleinere Vögel, Reiher in mehreren besonderen Arten, und eine kleine sehr hübsche Taube in großer Anzahl. Alle sind hier noch weniger scheu als auf der Chatham-Insel, man kann die kleinen Vögel ohne alle Schwierigkeit mit einem Stocke todt schlagen, und sie fragen nicht das Geringste darnach, ob man

*) Voyages of the Adventure and Beagle III, 453.

**) Der Verfasser hat einer solchen Jagd lange Zeit bei den James-Inseln zugesehen.

sie mit Steinen wirft, selbst wenn diese dicht bei ihrem Kopfe vorüberfliegen. Sie setzten sich sogar auf unsere Instrumente, während wir noch dabei waren, um mit denselben zu beobachten. Schildkröten und große Eidechsen finden sich ebenfalls hier, und ein Paar Arten kleinerer schöner Eidechsen raschelten fast bei jedem Schritte, den man that, in den Büschen. Neben dem erwähnten Lavastrome liegt in der Richtung nach Osten zu ein ziemlich weitläuftiges mit Mangle-Gebüschen bewachsenes Sandfeld; nach innen zu ist jedoch die Insel höchst unfruchtbar, und Kleider und Schuhzeug zerrissen dort bei der Wanderung auf eine äußerst betrübende Weise, wie auch die starke Hitze, welche am 19. bis auf 32 Grad im Schatten stieg, jede Anstrengung höchst unangenehm, ja selbst ernstlich gefährlich machte. War doch die schwarze Lava an manchen Stellen so erhitzt, daß sie durch die Schuhsohlen brannte.

Am 18. langten des Nachmittags der Doctor Kinberg und Magister Andersson von ihrem Besuche auf den Indefatigable- und Albemarle-Inseln wieder an, und brachten einen großen Vorrath von allerlei Naturerzeugnissen mit sich, unter denen große feuergelbe Eidechsen sich die ganz besondere Aufmerksamkeit zuzogen. Ein Hai wurde vom Borde der Fregatte aus gefangen, ebenso verschiedene andere Fische, woran im Allgemeinen um alle diese Inseln herum guter Zugang ist. Auch die Seeschildkröte wird hier angetroffen, besonders in der Zeit, wo sie ihre Eier zu legen pflegt. Bevor wir nun auch die James-Insel wieder verlassen, wollen wir eine kleine Uebersicht über das Klima und die Geschichte des Galapagos-Archipelagus geben.

Die diesem Werke beiliegende, nach Fitz-Roy copirte Karte giebt besser, als jede andere Beschreibung, einen Begriff über die Lage und Größe der verschiedenen Inseln*). Unerachtet sie unter dem Aequator gelegen sind, ist ihr Klima doch nicht besonders heiß; jedoch ist ein Unterschied zwischen den südlichen und den nördlichen Inseln bemerkbar, welche letztere weit heißer sind, wie auch, dem entsprechend, die südlichen Abhänge der Berge sich viel fruchtbarer zeigen, als die nördlichen. Die Ursache hierzu ist in dem fast unaufhörlichem Wehen südlicher und südöstlicher Winde, welche die Wolken auf dieser Seite zusammentreiben und den größten Theil ihrer Feuchtigkeit einsaugen, und den übrigen Theilen der Insel nur noch geringere Theile zukommen lassen. Bei der Charles-Insel haben wir schon dasselbe Verhältniß bemerkt, der Regen gießt oft dort oben in den Bergen, wovon wir mehrere Male in der Zeit unserer kurzen Anwesenheit daselbst Beweise hatten. Am 20. fiel auch ein ziem-

*) Die kleineren weiter nach Norden hinausliegenden Klippen Wenman's Islet und Culpepper's Islet sind ausgelassen worden.

licher Schauer auf der James-Insel, aber im Allgemeinen soll es nicht oft regnen, wenn gleich die Höhen des Eilandes gemeiniglich mit Wolken umgeben sind. Der November, December und Januar sind die regnichtsten Monate, das Wetter soll dann meist sehr unbeständig und die Luft dick sein, auch oft Gewitter eintreten. Die schönste Jahreszeit herrscht, während die Sonne sich um den nördlichen Wendekreis herumbewegt. Bei der Chatham- und der Charles-Insel hatten wir jetzt im Mai eine Temperatur von 27 bis 29 Grad am Tage, und in der Nacht ungefähr 24 Grad; bei der James-Insel war die letztere ebenso, wie auf den vorher erwähnten Inseln, aber am Tage hatten wir bis zu 32 Grad, welche am Lande durch die von dem Boden zurückstrahlende Sonnenhitze bis zur Unerträglichkeit vermehrt wurde. Die Temperatur des Meerwassers hielt sich auf allen drei Stellen auf ungefähr 25 Grad. Während des ungefähr einen Monat währenden Aufenthaltes innerhalb der Gruppe, von Mitte des September bis zur Mitte des October, fand Fitz-Roy die Temperatur niemals höher als 23 Grad, aber einmal sogar an dem südwestlichen Vorgebirge der Albemarle-Insel nur 15 Grad. Diese niedrige Temperatur scheint auf eine Zuströmung von kaltem Wasser von Süden aus hinzudeuten, und er erwähnt überdies mehrere Male einer in der Nähe der Inseln stark nach Nordwesten versetzenden Strömung, von welcher wir jedoch weder vor der Ankunft, noch während unseres Aufenthaltes zwischen den Inseln, oder bei der Abfahrt von denselben irgend ein Kennzeichen merkten.

Da nach der Plünderung Panamá's die Flibustier und Bukaniere ihre Plünderungszüge auf die im stillen Meere gelegenen Colonieen Spaniens auszudehnen begannen, wurden die Galapagos-Inseln sowohl ihrer Lage halber, als auch durch den guten Zugang an Lebensmitteln, welche sie in ihrem reichen Schildkröten- und Fischfang darboten, ein sehr beliebter Zufluchts- und Aufenthaltsort. In dem letzten Theile der ersten Decennie des siebzehnten Jahrhunderts wurden sie außerdem oft von den Abenteurern besucht, welche sich in diesen Zeiten ebensowohl von Frankreich, als auch von England aus hinaus begaben, um ganz, wie es der Zufall mit sich brächte, Handel oder Kaperei zu treiben, und unter denen mehrere bemerkenswerthe Seefahrer anzuführen sind, wie z. B. Dampier, Cowley, Jean Bart und noch mehrere Andere, die, nachdem sie sich auf eine solche Art erst den Ruf eines unternehmenden Geistes, Kühnheit und Geschicklichkeit erworben hatten, oft von ihren Regierungen in Kriegszeiten auf den Flotten des Reiches angestellt wurden, welche damals zum größten Theile noch von Offizieren commandirt wurden, die gelegentlich und zu den bestimmten Zwecken angestellt waren. Durch Beschreibungen, die von solchen Personen mitgetheilt wurden, sind die verschiedenen Inseln inner-

halb der Gruppe erst bekannt geworden, und die von denselben gegebenen englischen Namen haben sich bis auf unsere Tage für dieselben erhalten. Wir erkennen in ihnen, als ein Zeichen der Zeit ihrer Taufe, die Namen des Stuartschen Hauses und seiner vornehmsten Anhänger wieder.

Gegen das Ende der ersten Decennie des achtzehnten Jahrhunderts fing das stille Meer an, einigermaßen bekannt zu werden, und der Walfischfang, welcher früher hauptsächlich in dem nördlichen Eismeere betrieben wurde, zeigte sich in demselben noch bei weitem belohnender. Eine große Schwierigkeit lag jedoch der Betreibung desselben im Wege, nämlich der Mangel an Punkten, wo man Proviant und Wasser erhalten konnte, und an denen sich auch etwa nöthig gewordene Reparaturen der Fahrzeuge hätten bewerkstelligen lassen. Die spanischen Häfen an der Westküste von Amerika waren, wie alle Colonieen Spaniens, den fremden Fahrzeugen verschlossen, die zwar einen bedeutenden und in steter, lebendiger Bewegung befindlichen Schleichhandel mit der ganzen Küste betrieben, aber dennoch nicht an derselben ihre Bedürfnisse an Lebensmitteln befriedigen konnten. Die vielen oceanischen Inselgruppen waren zu wenig bekannt und lagen zu sehr aus dem Wege, um öfter besucht zu werden. Die Reisen wurden dadurch, ungeachtet des milden Klima's und des gewöhnlich herrschenden schönen Wetters, in so weit zu sehr beschwerlichen, als die Besatzungen durch den Mangel einer Abwechslung in der Kost sehr stark vom Scorbut litten. Ungefähr um das Jahr 1790 herum erhielten zwar die englischen Walfischfänger die Erlaubniß die spanischen Häfen anzulaufen, um sich mit ihren Bedürfnissen zu versehen, aber unter so hemmenden Bedingungen, daß damit wenig oder gar nichts für sie gewonnen war.

In Folge eines Ansuchens der Kaufleute und Schiffsrheder, welche auf den Walfischfang im stillen Meere speculirten, sandte die englische Regierung 1793 den Capitain Colnett ab, um zu untersuchen, wo etwa zu ihrem Zwecke passende Häfen anzutreffen sein möchten. Colnett besuchte alle im stillen Meere längs der Küste von Amerika liegende Inseln, und gleichfalls die Sandwichs-Inseln, scheint aber auf dem ganzen Zuge seinen Auftrag nicht mit besonderem Glücke und Geschicklichkeit ausgeführt zu haben. Seine von den Galapagos-Inseln entworfene Karte ist unter aller Critik, und die Beschreibung auch gerade nicht durch ihre Treue ausgezeichnet, wie auch an manchen Stellen derselben ziemlich unbestimmte Angaben vorkommen. Der Gewinn, den man aus seinen Untersuchungen hätte ziehen können, blieb daher selbstverständlich ein sehr geringer, und in Ermangelung von etwas Besserem, blieben die Galapagos-Inseln fortdauernd eine Art Hauptstation für die Walfischfänger, welche bisweilen dort in geringeren Quantitäten Wasser einnehmen konnten, und immer

in hinreichender Menge Brennmaterial, Fische und Schildkröten vorfanden, wie auch die Ankerplätze hinreichend sicher waren, um auf denselben Reparaturen an dem Takelwerke oder den Booten ꝛc. vorzunehmen. Hierzu kam auch noch der Umstand, daß die weiblichen Wale, um ihre Jungen zu gebären, die Buchten aufsuchen, welche etwas gegen den starken Seegang geschützt sind, und gleichzeitig tiefes und klares Wasser haben, welche beiden Eigenschaften aber gerade die Sunde und Buchten in der genannten Inselgruppe vorzugsweise besitzen. In Sonderheit pflegen sie zu diesem Zwecke die Banks-Bay (man vergleiche die Karte) zu besuchen, woselbst sie zwischen März und Juni früherhin zahlreich anzutreffen waren; der Ausrottungskrieg aber, welcher nunmehr schon seit langer Zeit gegen diese riesenartigen Bewohner des Meeres geführt wird, hat theils ihre Anzahl sehr vermindert, theils sie scheu gemacht, so daß in der jetzigen Zeit wenigstens vergleichungsweise nur noch sehr wenige in diesen Gegenden aufzufinden sind, wenn schon ein oder das andere Fahrzeug mitunter noch einen guten Fang machen kann. Früher wurde diese Bucht, als eine der besten Walfischgegenden in dem stillen Meere angesehen, und die schon früher einmal erwähnte nordamerikanische Fregatte Essex nahm dort nicht weniger als zwölf englische Walfischfängerschiffe gefangen. Der Befehlshaber des Essex, der Commodore Porter, hat eine sehr gute Beschreibung der Inselgruppe geliefert, aber er hatte nicht Zeit, sie im Detail zu untersuchen, oder eine Karte davon zu entwerfen. Ein geschickter Seemann und ein kecker Offizier verursachte er dem englischen Handel große Verluste*), bis sein Fahrzeug bei Valparaiso nach einer tapferen Gegenwehr von der Fregatte „Phöbe" und der Corvette „Cherub" genommen wurde.

Vielleicht wird es nun nicht mehr lange dauern, daß andere und fleißigere Colonisten, als die bisher hier ansässigen, sich auf Floriana niederlassen, in welchem Falle die Seefahrenden würden darauf rechnen können, hinreichenden Zugang an allen Arten Erfrischungen zu finden, sowohl aus dem Thierreiche, als aus der Pflanzenwelt, wie auch süßes Wasser mit jedenfalls ganz mäßigen Kosten und großer Sicherheit zum Strande hinabgeleitet werden könnte, so daß mindestens bescheidene, wenn auch nicht gar zu große Quantitäten davon, zu Gebote stehen würden. Für die gegenwärtige Zeit wird nur eine einzige Stelle gefunden, woselbst Wasser in größerer Menge gefüllt werden konnte; es ist dies in der Treshwater-Bay auf der südlichen Seite von der Chatham-Insel, in einer kleinen Bucht, worin die Boote ohne Schwierigkeiten landen können.

---

*) Er selbst schätzte sie bis auf 8,300,000 Dollars.

Porter's Journal I, 257.

Die Fahrzeuge müſſen jedoch außerhalb der Bucht in der offenen See bleiben, aber wenn ſie mit ordentlichem Ankerzeuge verſehen ſind, iſt auch dabei keine Gefahr vorhanden.

Am 20. verließen wir um 5 Uhr Nachmittags die James-Inſel, ſteuerten nordweſtwärts mit friſchem, ſüdſüdöſtlichem Winde, und ſchnitten wenige Stunden, nachdem wir unter Segel gegangen waren, zum vierten Male während unſerer Reiſe den Aequator. Am 22. bemerkten wir unter dem vierten Grade nördlicher Breite wieder die Wirkung der nach Oſten hin verſetzenden Strömung, welche wir ſchon einmal früher bemerkt hatten, aber mit Hülfe eines guten und ziemlich friſchen Windes paſſirten wir dieſes Mal durch den Umkreis derſelben in zwei Tagen, während welcher Zeit wir 76 Meilen, 13 ſchwediſche, nach Oſten befördert wurden. Die nördliche Grenze derſelben befand ſich unter dem ſiebenten Grade nördlicher Breite, und ſchien ſehr ſcharf markirt zu ſein; die Temperatur des Waſſers betrug ungefähr 28 Grad. Das Wetter war dieſe beiden Tage hindurch regnicht und der Himmel bewölkt; auch hielt es in dieſer Art noch mehrere Tage hindurch mit weſtlichem und ſüdweſtlichem Winde an. Am 27. und 28. hatten wir zwiſchen dem zwölften und vierzehnten Grade nördlicher Breite ziemlich hartes Wehen von Weſten und Nordweſten mit dicker Luft, bewölktem Himmel und äußerſt heftigen Regenſchauern. An den Abenden waren mehrmals Blitze zu bemerken, aber es konnte kein Donner gehört werden. Am 29. wurde das Wetter wieder ſchön, aber ſchwache weſtliche und nordweſtliche Winde hielten uns mehrere Tage faſt auf derſelben Stelle zurück. Am 2. Juni bekamen wir den Wind von Norden und Nordoſten, und ſchmeichelten uns damit, daß wir nun endlich den Nordoſtpaſſat bekommen hätten; nachdem er aber ein Paar Tage ſo beigeblieben war, kam der alte Nordweſt wieder zurück. Am 4. waren zwei Segler in Sicht, von denen der eine die holländiſche Flagge zeigte. Die Hitze war die ganze Zeit hindurch ſehr beſchwerlich geweſen; ſie ging am Tage bis zur Höhe von 31 Grad hinauf, ſank in der Nacht ſelten unter 25 Grad, und während des ununterbrochenen Verlaufes von mehreren vierundzwanzig Stunden fiel ſie nicht unter 27 Grad. Eine ſolche anhaltende Wärme wird an Bord ſehr bald zu einer wahrhaft großen Plage, und das Meerwaſſer war ſo warm (28 bis 29 Grad), daß auch ein Bad den erſchlafften Körper nur unbedeutend zu erfriſchen vermochte. Die Strömung verſetzte im Allgemeinen etwas nach Süden. Am 6., 7. und 8. mußten wir liegen bleiben, oder gegen ſchwache nordweſtliche Winde arbeiten, aber am 9. erreichten wir endlich den langerſehnten Nordoſtpaſſat unter dem funfzehnten Grade nördlicher Breite und dem einhundertundachtzehnten Grad weſtlicher Länge.

Schon bei der Abfahrt von den Galapagos-Inseln hatte die ganze Mannschaft am Bord auf gewisse Rationen an Wasser gesetzt werden müssen, und da nun auch verschiedene Proviantartikel anfingen zu Ende zu gehen, beschloß unser Chef, daß wir, statt unsere Reise direct nach San Franzisko fortzusetzen, auf die Sandwichs-Inseln zuhalten sollten, auf welchen Cours wir deßhalb umsetzten. Der beständige und frische Passatwind führte, wie es gewöhnlich der Fall ist, schönes und angenehmes Wetter mit sich; die Temperatur der Luft sank bald bis auf 24 oder 25 Grad am Tage und 21 bis 22 Grad in der Nacht, und gleichzeitig die des Meeres auf 23 bis 24 Grad. Fliegende Fische wurden in unzähligen Schaaren sichtbar, außer ihnen aber keine anderen Thiere, weder Walen, noch Tümmler oder Haie. Ganz in demselben Maaße, wie wir uns dem Wendekreise naheten, zog sich der Wind mehr nach Osten und zuweilen sogar bis nach Ostsüdost. Einige kleine Regenschauer kamen inzwischen wohl vor, und die Nächte waren oft bewölkt. Im Allgemeinen war der Passat nicht sehr frisch, und warf sich ziemlich oft einen oder den anderen Strich nach beiden Seiten hin herum.

Am Abende des 20. war der Wind ganz steif, mit Regenschauern verbunden, und am folgenden Tage um 2 Uhr Nachmittags bekamen wir Maui, die nordöstlichste der Sandwichs- oder havaischen Inseln in Sicht. Kurze Zeit darauf zeigte sich auch Molokai oder Morotai, die im Westen derselben liegt, unseren Blicken. Beide Inseln sind hoch und klippig. Am Abende frischte sich der Wind stark auf, und die Regenschauer blieben bei, so daß wir die Segel bis auf das Marssegel vermindern mußten, um nicht während der Nacht eine zu starke Fahrt zu machen. Am folgenden Morgen befanden wir uns an dem westlichen Vorgebirge Molokai's und in Sicht von Oahu, passirten durch den Sund, welcher diese beiden Inseln von einander scheidet, und bekamen bald die, aus kahlen, hervorspringenden, erloschenen Kratern gebildeten Vorgebirge Lealu und Leahi (Diamont Point) in's Auge. Ein Jeder am Bord Anwesende betrachtete mit Interesse diese, noch von Keinem unter uns früher gesehenen Inseln, von denen wir nur durch unvollständige Beschreibungen einige Kenntnisse besaßen, und auf denen wir zum ersten Male mit der weitverbreiteten und so oft besprochenen polynesischen Menschenrace Bekanntschaft machen sollten. Kurz vor 10 Uhr Vormittags bekamen wir die von Leahi bis hierher schimmernde Stadt Honolulu in Sicht, und eine kleine Stunde darnach kam ein Boot, das einen Lootsen mit sich führte, und legte sich an unsere Seite, und um 11 Uhr ankerten wir auf der Rhede mit sechsundzwanzig Faden Tiefe und in einem Boden von grobem Sande. Vor

uns lag hier die nordamerikaniſche Fregatte St. Lawrence, dieſelbe welche ein Paar Jahr vorher in Stockholm geweſen war und 1851 den Beitrag der Vereinigten Staaten Nordamerikas zu der Weltausſtellung nach London hinübergeſchafft hatte.

Während der Fahrt zwiſchen den Galapagos-Inſeln und Honolulu verloren wir abermals Einen unſerer Schiffskameraden, den Bootsmann Broms, welcher am 8. Juni am Nervenfieber ſtarb, und am folgenden Tage auf die gewöhnliche ſeemänniſche Art im Meere begraben wurde.

IX.

Honolulu.

1832. Juni 22. bis Juli 2.

Unmittelbar nachdem wir die Anker ausgeworfen hatten, wurde ein Offizier an's Land gesetzt, um die Angelegenheit unseres Saluts in Ordnung zu bringen, und bei seiner Rückkehr an Bord wurde die hawai'sche Flagge von uns mit 21 Schüssen begrüßt, welche von einer Batterie auf der Spitze von dem hinter der Stadt belegenen Punchbowl-Hill mit gleicher Zahl beantwortet wurden. Kurze Zeit darauf kam ein Boot an Bord, welches einen havaischen Offizier mit sich führte, der den Auftrag hatte, die Fregatte in Honolulu willkommen zu heißen. Der Offizier war ein stark gebauter Mann, von langer Statur und gutem Aussehen, und in einen Uniformsfrack mit goldenen Epauletten, weißen Beinkleidern, Degen und einen sehr stark galonirten Hut gekleidet. Er sprach ein wenig englisch, und war von ungemein fröhlicher Laune und freundlich, faßte jeden Menschen bei der Hand, und fragte die auf Posten stehenden Marinesoldaten, wie es mit ihrer Gesundheit beschaffen sei, wobei diese sehr verblüfft aussahen. Bald fanden sich auch viele Boote und Canots ein, eine große Menge Kerle herbeiführend, deren Zweck es war, sich zur Besorgung der Reinigung der Wäsche für die Offiziere der Fregatte anzubieten.

Man liegt auf der Rhede ungefähr eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, ein etwas unbequemer Abstand, wenn man Proviantirung und Wasserfüllung zu besorgen hat. Der Chef beschloß deßhalb mit der schnellsten Gelegenheit sich in den Hafen selbst zu legen, was dann auch

am folgenden Morgen unter Beistand der Hafenlootsen in's Werk gesetzt wurde. Man wählt dazu am liebsten den Morgen, weil der später am Tage oft wehende und mitunter sehr frische Passatwind, welcher in heftigen Stößen und mit Ungestüm aus den Thälern herausbrauset, das Einholen häufig ungemein erschwert. Gewöhnlich wird Einem von einem Haufen Eingeborener Beistand geleistet, und der Hafenlootse schafft gegen Bezahlung Boote und Arbeitsleute herbei. Die Kosten beliefen sich für die Eugenie bis auf 75 Piaster. Der Hafen wird von dem einen Corallenriff gebildet, mit welchem die Insel umgeben ist, und in dem ein bei Honolulu mündender Strom, der Nuuanu-Strom, eine Oeffnung zu Wege gebracht hat, da, wie bekannt ist, die Corallen nicht im süßen Wasser zu leben vermögen. Die Rinne, welche in denselben hineinführt, ist ungefähr zweitausend Ellen lang und ein Paar hundert Ellen breit; die Tiefe derselben ist im Allgemeinen sechs Faden, aber zunächst bei der See nur vier-, und an einer einzelnen Stelle sogar nur einundzwanzig Fuß. Der Hafen kann ungefähr hundert größere Fahrzeuge gleichzeitig aufnehmen, welche in demselben vorn und hinten vertaut liegen müssen. Die Tiefe beträgt ungefähr fünf Faden, der Boden ist schlammartig. Der Hafen von Honolulu ist übrigens der einzige eigentlich gute auf allen hawaischen Inseln. Es kommen zwar noch ein Paar andere, auf gleiche Art entstandene, vor, jedoch erlauben ihre schmalen Einfahrten nur kleineren Fahrzeugen das Einlaufen; alle übrigen Ankerplätze sind nur offene Rheden, auf denen man aber fast das ganze Jahr hindurch ohne jede ernste Gefahr liegen bleiben kann, weil das Vorkommen aller anderen Winde, als der Nordostpassat, hier zu den seltensten Ausnahmen gehört. Wir werden weiter unten, im Verlaufe dieser Arbeit, noch einige Worte über die am häufigsten besuchten dieser Häfen verlieren.

Die südliche Seite Oahus, auf welcher Honolulu liegt, ist ziemlich dürr und unfruchtbar, und trägt die sich auf den ersten Blick verrathenden, deutlichsten Zeichen ihres vulkanischen Ursprunges. Die beiden bereits erwähnten Vorgebirge Lealu und Leahi werden durch erloschene Krater von sehr regelmäßiger Gestalt gebildet, eben so der sogenannte Punchbowl-Hill oder Puawai. Sie sind alle drei fast ganz kahl, nur einige kleine Gebüsche und Kräuter wachsen hier und dort in den Schluchten. Die Stadt liegt zwischen dem letzterwähnten Hügel und dem Strande, und wird im Westen von dem Nuuanu-Strome begrenzt. Das Thal, durch welches derselbe rinnt, geht ungefähr von Norden nach Süden, und ist bei seiner Mündung ziemlich breit, wird aber weiter stromaufwärts sehr schnell schmaler. Es ist umschlossen von mit Wald bewachsenen Höhen, und der untere Theil derselben hat durch Hülfe von Wasserleitungen aus dem Strome ein ganz anderes Aussehen gewonnen,

und ist in üppige grüne Felder verwandelt worden. Die größeren Höhen im Inneren der Insel sind gleichfalls alle mit dichten Waldungen bestanden. Die Stadt bietet von dem Ankerplatze aus gesehen, nichts besonders Bemerkenswerthes dar; nur die große, einem Kasten in ihrer äußeren Erscheinung gleichende Methodisten-Kirche zieht die Augen sogleich auf sich, ohne sie jedoch lange oder mit Wohlgefallen an sich fesseln zu können. Längs der Küste, im Osten der Stadt, zeigen sich mehrere Haine von Cocospalmen.

So bot sich uns die Aussicht vom Hafen aus dar; wir wollen nun an's Land steigen, um sie von einem näheren Punkte zu betrachten. Man landet an einer kleinen Brücke, um welche herum bei unserer Ankunft eine Auswahl aus der Jugendblüthe der Stadt, und zwar beiderlei Geschlechtes, in ziemlich leichter Tracht sich mit neptunischen Spielen belustigte; eine und die andere junge Dame von 6 bis 8 Jahren war eben aus dem Wasser gekommen, das noch aus ihren dicken, schwarzen Haaren herabströmte und sich über die dünne, baumwollene Kleidung ergoß, was uns an Tegnérs Ausspruch von den badenden Mädchen erinnerte; da die Kleidung, wie er es so meisterhaft schilderte, auch hier so genau, wie möglich, alle Formen der hübsch gestalteten Körper wiedergab. Dicht daneben stand eine andere, welche etwas mehr auf ihren Staat bedacht war, denselben abgelegt, und ihn nur zufällig durch einen kleinen Lappen nothdürftig ersetzt hatte. Die jungen Herren zeigten sich noch ungenirter in Bezug auf ihre Bekleidung, indem sie sich vollkommen mit dem begnügten, was ihnen die Natur mitgegeben hatte.

Dicht neben der Landungsbrücke ist auch der Marktplatz der Stadt gelegen, auf dem man die Alltagsgerichte der Bevölkerung: Gemüse, Poi, Fische, und namentlich Wassermelonen in großer Menge zum Verkaufe ausgelegt sieht, während Fleisch, allerlei Früchte und verschiedene Kleinigkeiten ihren Platz in einem dicht daneben liegenden Portikus bekommen haben. Von dem, was „Poi" eigentlich ist, werden wir weiter unten eine kleine Beschreibung hinzufügen. Der Markt wimmelte von barfüßigen Weibern, die in grellgefärbten Blousen einhergingen, und von Männern in allerlei Costümen, unter denen sich ein oder das andere ziemlich eigenthümliche befand. So sieht man den Einen im Poncho, — denn dies aus Südamerika herstammende Kleidungsstück hat sich auch hier eingebürgert, — obgleich aber diese Tracht nur bis zur Brust hinunterreicht, geht er dennoch ohne Beinkleider; ein Anderer trägt nur eine Weste, obschon man zugeben muß, daß die unvergleichlich größeste Zahl das Kleidungsstück trägt, welches man als ein Erforderniß des Anstandes betrachtet, wenn auch sein deutlicher und eigentlicher Name in besserer Gesellschaft nicht ausgesprochen werden darf, sondern mit einem längeren,

und die Situation mehr malenden umschrieben werden muß. Die ganze hier wimmelnde Volksmasse legt die deutlichsten Zeichen einer frohen Laune ab; Alle lachen und schreien, und die Jugend belustigt sich mit allen nur möglichen Scherzen und kurzweiligen Spielen. Ein rascher und geschickter Zeichner würde hier die reichste Erndte für sein Talent finden, und mit leichter Mühe gar manches Portefeuille füllen, so daß er an der Ausbeute eines kurzen Aufenthaltes Jahre lang zehren könnte.

In der unmittelbarsten Nähe des Marktplatzes liegt eine Reihe Scheuern oder Schuppen, welche als Garküchen benutzt werden, aber auch gleichzeitig zu Speisehäusern dienen, und wo man oft Zeuge werden kann, wie Mahlzeiten hier gehalten werden, die Alles übertreffen, was man sich in dem Reiche des Unappetitlichen zu erdenken vermag. Nahe neben denselben liegt das Zollhaus, ein Gebäude, welches, seiner äußeren Erscheinung nach, ziemlich deutlich an ein Gefängniß erinnert und aus Corallenblöcken erbaut ist. Diese ganz geschilderte Herrlichkeit befindet sich im Westen der Landungsbrücke; nach der anderen Seite zu liegt die Festung Honolulus, welche die Gefängnisse der Stadt umschließt, und in der sich auch die Wohnung des Gouverneurs von Oahu befindet. Die Festung ist aus Erde erbaut und mit 52 Kanonen besetzt, scheint aber trotz dieser Bewaffnung für einen angreifenden Feind wenig Fürchtenswerthes zu haben. Darüber schwebt die Flagge der hawaischen Inseln, welche rothe, weiße und blaue Streifen in sieben Schichten übereinander aufweist, um die Zahl der größeren und mehr bedeutenden Inseln zu repräsentiren; in der oberen Ecke derselben befindet sich das Feld mit der englischen Unionsmarke. Die Batterie auf dem Punchbowl-Hill hat 14 Kanonen und liegt ungefähr 500 Fuß über dem Meeresspiegel.

Gerade gegenüber der Landungsstelle führt die Kaahumanu-Gasse nach der Stadt hinauf. Die Gassen derselben sind einigermaßen unregelmäßig, aber ziemlich breit, jedoch nicht alle gleich. Ihre Namen stehen in englischer Schrift an den Ecken der Quartiere angeschrieben. Sie sind nicht gepflastert, und die Massen von Staub, mit denen sie bedeckt sind, machen das Gehen auf denselben unbehaglich. Die Häuser liegen, dem größeren Theile nach, nicht unmittelbar an der Straße, sondern meist in einem kleinen Gärtchen, welches durch ein Staket oder eine Mauer von derselben geschieden ist. Diese Mauern sind aus „Adobes" errichtet, dies ist nämlich die Bezeichnung der hier üblichen, von Lehm und gehacktem Stroh gefertigten Ziegel, welche, statt gebrannt zu werden, nur in der Sonnenhitze trocknen*). Diese Mauern sind es, aus denen sich der

*) Das Wort „adobe" ist spanischen Ursprunges, aber unter der englischen Bevölkerung in Honolulu allgemein gebräuchlich. In Spanien selbst, wie in allen

unerträgliche Staubvorrath der Gassen ergänzt und Nahrung schöpft, denn wenn dieselben schlecht unterhalten werden, was gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, fallen sie endlich als Staub auseinander. Nur eine geringe Zahl aus Steinen oder Coralleublöcken erbauter Häuser ist hier zu finden. Zahlreicher sind die hölzernen, aus Baumstämmen gefertigten, theils mit, theils ohne Fuß von Steinen oder Adobes, noch zahlreicher aber sind die ganz aus Adobes aufgeführten, und wohl die Hälfte der ganzen Zahl, welche ungefähr bis auf fünfhundert hinaufgeht, besteht aus Grashäusern. Von den Letzteren hat ein Theil einen Grund, oder besser gesagt, ein Gestell von Holz, auf den sich das Grasgeflecht stützt, und sie sind fast von derselben Form, wie die von Europäern in tropischen Climaten benutzten, das will sagen: mit einem hohen Dache versehen, welches nach unten zu so viel ausspringt, daß es einen Gang um das ganze Haus herum deckt, welches dadurch gleichzeitig beschattet und kühl erhalten wird. Es ist gewöhnlich nur ein Zimmer in jedem Hause enthalten, und das Hausgeräth und die Möbel beschränken sich auf ein oder ein Paar Kalabassen und Strohmatten. Dergleichen Grashäuser haben mehrere der vermögenderen Einwohner aufgeführt, entweder zu ihrer eigenen Benutzung, oder auch, um sie an Reisende zu vermiethen, diese sehen dann etwas besser aus, aber diejenigen, welche die Wohnsitze der großen Volksmasse ausmachen, gleichen in der That mehr einem Heuschober, als einer menschlichen Behausung. Vier ziemlich gute Hôtels finden sich in der Stadt. Außer der schon vorhin erwähnten Methodisten-Kirche, welche alles Schmuckes entbehrt, giebt es hier noch eine katholische, die, wenn schon einfach, sich dennoch recht hübsch ausnimmt. An Böden und Magazinen zeigt sich kein Mangel. Eine nicht unbedeutende Zahl der Ersteren befindet sich in dem Besitze von Chinesen, von denen auch viele als Handwerker, Dienstleute oder Arbeiter bei der Bebauung des Feldes angetroffen werden.

Oestlich von der Stadt führt eine gute Landstraße über eine dürre und etwas unfruchtbare Ebene zu verschiedenen Dörfern. Eine solches liegt eine halbe Meile von dem Meeresstrande entfernt in einem Haine von Cocospalmen, umgeben von Fischteichen und morastigen Sümpfen, in welchen letzteren Vieh, und namentlich Schweine ihren Zufluchtsort

---

einen Colonieen und im Oriente findet man überall diese Ziegel in Anwendung. Wahrscheinlich schreibt sich der Gebrauch derselben aus den letzterwähnten Erdgegenden her, und aus der im zweiten Buche Moses enthaltenen Beschreibung der Arbeiten der Kinder Israels in Aegypten, in der des Strohes mehrere Male, als eines Hauptbestandtheiles der Ziegel erwähnt wird, muß man sich dem Glauben zuneigen, daß dies gerade die Adobes gewesen sind, mit deren Anfertigung sie sich quälen mußten.

Lith Inst Arnz & Cie Düsseldorf

AUSSICHT BEI HONOLULU.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

gegen die drückende Wärme ſuchen. Beſonders ſieht man die Schweine ſich mit ſichtlichem Vergnügen in dem dicken und zähen Schlamme wälzen. Ein kleines Stückchen von dieſem Dorfe entfernt liegt ein dem Könige Kamehameha gehörendes Luſtſchloß, welches jedoch keineswegs den Vorzug einer ſchönen Lage genießt, ſondern vielmehr ſehr uneinladend ausſieht, da es auf einem kahlen, ſteinigen Felde ſteht. Sehr zahlreiche Heerden von ſchönem Viehe weideten aber auf den nahe herumliegenden Weiden.

Weſtwärts von der Stadt führen ein Paar Brücken von höchſt bedürftiger Beſchaffenheit über den Nuuanu-Strom, und dann geht die Straße ein Stück weiter, zwiſchen Taropflanzungen*) und Fiſchteichen hindurch, jedoch kommt man bald auf einen Haufen dürrer und ſonnenverbrannter Berge, auf denen Pferde und Rindvieh das verwelkte und verſengte Gras abweiden. Ungefähr drei viertel Meilen von Honolulu entfernt liegt hier zwiſchen dem Wege und dem Meeresſtande ein Salzſee, der Alia-paakai genannt wird. Er liegt auf dem Grunde eines alten in Stücke zerfallenen Kraters, hält etwas über eine achtel Meile im Umfange, und iſt nur einige wenige Fuß über die Meeresoberfläche erhöht. Das Waſſer iſt im Allgemeinen nur ein Paar Fuß tief, in der Mitte des Sees ſoll ſich aber eine Grube von einigen Faden im Durchmeſſer befinden, deren Grund noch nicht gefunden wurde, und es wird behauptet, daß der See durch dieſe in einer ſteten Verbindung mit dem Meere ſtände, deſſen Steigen und Fallen ein Weniges auf ſeiner Waſſerhöhe einwirkt. Mitunter ſoll die ganze Oberfläche dieſes Sees mit einer Salzrinde überzogen ſein, die eine ſolche Dicke und Feſtigkeit beſitzt, daß ſie einen Menſchen trägt. Unfruchtbarkeit und Todesſtille herrſchen um die Ufer deſſelben, auf denen nur einige dürftige Gebüſche wachſen.

Anderthalb Meilen von der Stadt kommt man zu einer weitläuftigen aber ſeichten Bucht, welche jedoch einen guten Hafen für Fahrzeuge abgiebt, die weniger als zwölf Fuß Tiefgang haben. Salzlagunen werden auch hier gefunden, und wahrſcheinlich würde man ohne große Schwierigkeit ſo bedeutende Quantitäten Salz bekommen können, als man immer haben möchte. Das hier zunächſt herumliegende Land iſt verdorrt und öde, und nur wenige Menſchenwohnungen trifft man in dieſer Gegend an. Die Grenze zwiſchen den dürren Feldern und den mit Wald beſtandenen, grünen Hügeln und Bergen in der Mitte der Inſel iſt überall ganz ſcharf und beſtimmt. Der Weg iſt auch auf dieſer Seite gut, wenn gleich etwas uneben und bergig.

---

*) Die Taro- oder Kalowurzel (Arum esculentum) bildet die hauptſächlichſte Nahrung der Eingeborenen.

Die schönste Promenade, obschon in einem Theile ein sehr schlechter Weg, hat man von der Stadt aus nach Norden zu, wenn man dem Thale des Nuuanu-Stromes folgt, der, bei seinem Anfange breit, sich bald zusammenzieht, und dessen steile Seiten mit dichtem Walde bestanden sind. Der Strom ist ganz unbedeutend, liefert jedoch einen hinlänglichen Wasservorrath, um eine große Menge Taroanpflanzungen zu erhalten, die zu ihrem guten Gedeihen einen unaufhörlich überschwemmten Zustand verlangen, und bildet überdies noch an mehreren Stellen kleine Bassins, in denen man im Schutze der Klippen, zwischen denen er fließt, ein erfrischendes Bad nehmen kann. Sollte man in diesem Vorhaben von einigen mit demselben Zwecke umgehenden Najaden gestört werden, so muß man die Sache ebenso kaltblütig, wie diese, aufnehmen, die sich wenig oder gar nicht darum bekümmern. Verirrt man sich zwischen den Anpflanzungen, von denen eine jede einen tüchtigen Schmutzpfuhl von viereckiger Gestalt bildet, so ist es keine leichte Sache sich aus denselben heraus zu finden, mindestens nicht mit Erhaltung der Reinlichkeit. Eine Strecke von der Stadt entfernt findet man verschiedene sehr anmuthige Villen, unter denen die größeste und zierlichste während unseres Aufenthaltes in Honolulu von dem Commissair der vereinigten Staaten auf den hawaischen Inseln, dem Herrn Severance, bewohnt wurde.

Bevor man noch eine Meile zurückgelegt hat, wird der Weg für Fuhrwerk völlig unbenutzbar, und da hier oben in den Bergen selten ein Tag ohne einen oder den anderen Regenschauer vorübergeht, muß man, wenn man reitet, auf sein Pferd aufmerksam sein, damit es nicht strauchle, auf den glatten Steinen ausglitsche, oder in die Gruben falle. Die Waldung auf den, den Weg umgebenden, Bergabhängen besteht nur aus kleineren Bäumen, die von Schlinggewächsen umschlungen und zusammengeflochten sind, und wahre Paradiese für Schlangen bilden, so daß man sich nur mit der größesten Schwierigkeit durch dieselbe drängen kann.

Anderthalb Meilen von Honolulu wird das Thal schmaler und bleibt nur noch einen Büchsenschuß breit; der Passatwind braust durch diese schmale Oeffnung mit ungeheurer Gewalt und reißender Geschwindigkeit. Der Weg endete ehemals hier, verschlossen durch einen steilen Abhang, der sich fast lothrecht sechshundert Fuß hoch hinabsenkte, und an welchem man nur mit sehr vieler Mühe, unter großen Schwierigkeiten und wahrer Gefahr, herabsteigen konnte. Jetzt ist ein Pfad angelegt worden, der zwar auch noch sehr steil ist, auf welchem man jedoch zu Pferde fortkommen kann, wenn man schon ein festes Vertrauen auf die Sittsamkeit seines Thieres haben muß, und eine Entschlußkraft dazu gehört sich darauf zu wagen, besonders auf der Reise nach unten. Diese

Stelle — Päli*) genannt — besitzt außer ihrer physischen Merkwürdigkeit, auch noch eine historische; denn hier war es, wo der große König Kamehameha, den Häuptling von Oahu, Kalanikupule überwand, welcher nach einem tapferen Widerstande mit einem Theile seiner Kämpfer fiel, während die anderen von dem Feinde über den Rand des Abhanges gejagt wurden, und sich jämmerlich an den Klippen zerschmetterten. Nach Norden hat man von hier aus eine weitläuftige Aussicht über die Insel; nach der entgegengesetzten Seite hin, ist sie aber in Folge der Krümmungen des Thales gänzlich versperrt. Die bedeutendsten Bergfirsten der Insel Oahu erreichen eine Höhe von ungefähr viertausend Fuß über der Meeresoberfläche.

Die Bevölkerung der hawaischen Inseln gehört zu der großen, über die meisten Inselgruppen des stillen Meeres verbreiteten Volksraçe, welche erst auf den am meisten nach Westen gelegenen Inseln — den neuen Hebriden und mehreren anderen Gruppen — dem Papuavolke (von Einigen auch die schwarze polynesische Raçe genannt, während die Erstere zum Unterschiede davon die braune heißt) Platz machte. Die Hawaier, oder wie sie sich gewöhnlich selbst nennen, die Kanaken, sind im Allgemeinen von nur mittelmäßiger Länge, oder sogar meist noch etwas darunter. Ihr Körper ist gewöhnlich wohlgebildet, aber der Kopf erscheint, gegen denselben gehalten, etwas groß und schwer, wozu jedoch das dicke üppige Haar, von welchem er bedeckt wird, nicht unwesentlich dazu beitragen möchte. Die Profillinie des Gesichtes ist oft ziemlich überhängend, wenn schon man auch zuweilen auf einzelne Personen stößt, bei denen sie fast lothrecht ist. Der Kopf nimmt sich, im Profile gesehen, schöner aus, als ganz von vorn, da in diesem Falle die Breite der Nase unbehaglich in die Augen fällt. Die Stirn ist ziemlich lothrecht, die Augen sind gerade gestellt und von mittlerer Größe, die Nase oft etwas gebogen, an der Wurzel eingedrückt und mit stark herausstehenden Nasenflügeln, die Spitze derselben hängt gemeiniglich etwas nach unten hinab. Der Mund ist breit mit etwas dicken Lippen, die Zähne sind gewöhnlich stark und frisch, die Backenknochen ziemlich hervorstehend. Das Haar ist schwarz und dick, zuweilen kraus, andere Male aber ganz schlicht und glatt; der Bart ist dünn. Die Hauptfarbe ist am Körper braun, im Gesichte mit etwas Roth gemischt, ungefähr wie ein frisch gebräunter Büchsenlauf auszusehen pflegt, ehe er von der Witterung dunkler werden konnte. Die Männer sehen im Allgemeinen weit besser aus, als die Weiber, die selten anmuthig sind. Es liegt etwas Schweres und Plumpes in dem Baue ihres Halses

*) Pali ist eigentlich kein Nomen proprium, sondern bedeutet einen jähen Absturz und dergleichen.

und ihrer Schultern; der Unterschied zwischen ihnen und den europäischen Weibern wird am besten durch die Benennung von „Langhälsen" klar gemacht, welche die Eingeborenen den Letzteren beilegen*). Unter den Häuptlingen kommen oft genug colossale Dimensionen vor, wovon wir bald ein Beispiel anführen werden.

Die Kleidung der Volksmasse ist, wie man es vermuthen kann, ziemlich einfach. Die der Männer besteht aus ein Paar leinenen Hosen und einem Hemde, wenn gleich es auch nicht ungewöhnlich ist, daß eins dieser Stücke entbehrt wird, und man oft sehr phantastische Costüme zu sehen bekommt, wie z. B. eine Weste und einen Hut, aber keine Beinkleider, oder andere Zusammenstellungen in gleichem Style. Die der Weiber ist eine bessere; sie besteht aus einem weiten blousenartigen Kleidungsstücke, welches rings um den Hals zugeknüpft wird, und von da ab ganz frei bis auf die Fußknöchel hinabhängt. Es ist mit langen und weiten Aermeln versehen, und meistens aus einem baumwollenen Zeuge gefertigt, doch sieht man es unter den vermögenderen Klassen auch bisweilen von Seide. Die Farbe ist gewöhnlich brandgelb, roth oder grün, doch kommen auch alle anderen existirenden Farben vor. Den Kopf tragen sie nur in seltenen Fällen bedeckt, und Schuhe und Strümpfe gehören zum Feiertagsstaate. Das Haar pflegen sie auf den Hals hinunterhängen zu lassen, doch so weit abgeschnitten, daß es nicht tiefer, als bis auf die Schultern reicht.

Die Wohnungen sind scheunenartige Hütten, aus Gras und den Bäumen des Pandanus-Baumes bestehend. Einige Strohmatten vertreten die Stelle der Dielen, und das ganze Hausgeräth beschränkt sich oft auf einige andere ähnliche Matten und auf eine Anzahl größerer oder kleinerer Kalabassen. Dergleichen finden sich zu allen Zwecken und bis zu der Größe, daß sie ungefähr den Inhalt eines Ankers in sich aufnehmen können, und dadurch, daß man Reifen und Umwickelungen an der noch im Wachsen begriffenen Frucht anbringt, giebt man ihnen diejenige Form, in der man sie zu haben wünscht. So kann man sie zu großen Mengen schalenförmig, als Näpfe, Urnen oder Flaschen finden.

---

*) History of the Hawaian Islands by Jarvis. 3c. Edit. Honolulu. 1847. Sid. 112.

FRAU VON DEN HAWAIISCHEN INSELN.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Kalabaſſen.

Die größeren pflegen dazu angewendet zu werden, die Kleider oder dergleichen darin zu verwahren, jedoch hauptſächlich um „Poi,“ das Nationalgericht der Kanaken, darin zu bereiten. Es wird daſſelbe aus der Tarowurzel zubereitet, die zu dieſem Zwecke geröſtet und in einer Mühle gemahlen wird, daß ſie ein etwas grobes Mehl giebt, welches ſie ſodann mit Waſſer zu einer Art Kleiſter von weißer Farbe, mit einer kleinen Beimiſchung von blau oder violett, einrühren. Dieſer Kleiſter wird fleißig mit den Händen durchgeknetet, und ſodann auf die Dauer von ein Paar Tagen bei Seite geſetzt. Wenn er beginnt in Gährung überzugehen und einen etwas ſäuerlichen Geſchmack bekömmt, iſt er zum Anrichten fertig, und als Beigericht gehört Fiſch in völlig rohem Zuſtande dazu. Bei der Verſpeiſung geht es folgendermaßen her: Die Geſellſchaft ſetzt ſich in hockender Stellung um das Poifaß herum, jedes Mitglied hält einen Fiſch, oder ein Stück von einem ſolchen zwiſchen dem Daumen und den beiden nächſten Fingern der linken Hand, während der Ring- und der kleine Finger der rechten Hand mit dem Daumen gegen die Fläche derſelben gedrückt werden, ſo daß die übrigen beiden Finger ausgeſtreckt hervorragen. Dieſe Letzteren werden nun in den Poi herabgeſenkt, und bei dem Wiederherausziehen folgt ihnen ein langer Streifen Poi nach, der ſodann mit einem geſchickt angebrachten Schnappen der Hand abgeriſſen und ſo in die Höhe geſchleudert wird, daß er ſich um die Finger wickelt, und mit dieſen gleichzeitig in den Mund geſteckt wird. Nachdem dieſe dann ſorgfältig abgeleckt worden, wird die Operation erneuert, und man fährt in dieſer Weiſe fort, nur dadurch unterbrochen,

daß man zuweilen dem rohem Fische zuspricht. Reicht der Vorrath, so dauert es ziemlich lange, ehe man seine Lust am Poi befriedigt hat; denn da der Kanak in der Regel mit einer sehr guten Eßlust ausgestattet ist, bedarf er auch eines guten Theils, um derselben völliges Genüge zu leisten. Man muß gestehen, daß diese Art, seine Mahlzeit in den Mund zu bringen, nicht gerade sehr appetitlich für diejenigen ist, die nicht daran gewöhnt sind. Und wir bekennen, daß unsere Magen sich gegen die Annahme der uns mehrfach gemachten Einladung, an diesen herrlichen Genüssen Theil zu nehmen, auflehnten. Man hörte überdies dabei sehr oft Einem und dem Anderen einen gewissen Ton entgehen, dessen Erzeugung möglicher Weise eine der Eigenschaften des Poi ist, den man bei uns aber nicht gern in der Gegenwart Anderer vernehmen läßt, und am allerwenigsten bei einer Mittagsmahlzeit; hier schien dies jedoch immer nur als ein angenehmer und unschuldiger Scherz zu gelten, der von Allen, die ihn vernahmen, herzlich und laut belacht wurde, und bei Jedem die sichtlichsten Anstrengungen erzeugte, einen ähnlich gestalteten Witz hervor zu zwängen. Der Poi findet sogar immer noch seinen Eingang in die alltägliche Speiseordnung der königlichen Familientafel, wenn gleich dieselbe natürlicherweise eine reichere Abwechslung darbietet, als die der Armen. Es herrscht übrigens auf den Inseln durchaus kein Mangel an Lebensmitteln; das Meer liefert mehrere Arten guter Fische, an vortrefflichem Ochsenfleische ist wahrhaft üppiger Zugang, eben so an Schweinen, Schafen, Hühnern und Kalekuten, und an Produkten aus dem Pflanzenreiche, wie Kartoffeln, Kohl, Bataten, Melonen, Trauben, Feigen, Apfelsinen, Ananas und mehr dergleichen herrscht ein förmlicher Ueberfluß, und mit ein wenig mehr Arbeit würden diese Erzeugnisse zu noch größerer Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit gebracht werden können.

Die Preise für alle diese Herrlichkeiten waren noch vor wenigen Jahren sehr billige, aber nach der Entstehung der californischen Reisewuth ist dies Verhältniß einer für den Seefahrenden unangenehmen Aenderung unterlegen. Nur das Ochsenfleisch hat sich bei einem einigermaßen guten Preise erhalten, ungefähr denselben, wie in Stockholm, was daher rührt, daß es nicht auch nach dem gleichfalls an Viehzucht reichen Goldlande verschifft werden kann. Ein kalekutischer Hahn kostete ehemals einen halben Piaster, jetzt aber zwei bis drei, eine Henne wurde mit einem halben Piaster, ein Schaf mit fünf, und eine Stiege (zwanzig Stück) Eier mit zwei bis zwei und einem halben bezahlt. Wir erinnern den Leser daran, daß ein Piaster ungefähr anderthalb preußischen Thalern entspricht, und fragen die europäischen Hausfrauen, was sie wohl sagen würden, wenn sie die Eier in dieser Weise, und die Milch und alle anderen Wirthschaftsbedürfnisse in ähnlichem Verhältnisse bezahlen müß-

ten. — Ein kleines bescheidenes Frühstück, aus Milch und Brod bestehend, geht hier gleich bis zu einem Thaler hinauf. Daß alle diejenigen Artikel, welche die Inseln nicht hervorbringen, sondern die von Europa geholt werden müssen, oder aus den vereinigten Staaten hierher kommen, hier gleichfalls theuer werden, versteht sich von selbst, und es wird wirklich für die Kasse sehr fühlbar, wenn die Erhandlung von Proviant und anderen Bedürfnissen an solchen Orten vorgenommen werden muß.

An den Sonnabends Nachmittagen bieten die Straßen Honolulu's und die ihnen zunächst liegenden Wege ein sehr lebendiges Schauspiel dar. Alle Eingeborene, sowohl die männlichen, als auch die weiblichen Geschlechtes, welche ein Pferd besitzen, oder sich eins miethen können, begeben sich hinaus zu Reitpartieen. Die Weiber im gewöhnlichen Männersattel, breitbeinig und querüber sitzend, haben die Beine und Füße in ein langes Zeugstück eingehüllt, welches bis auf den Erdboden herunterhängt. Dies ist zuweilen aus Seide gefertigt, und das Costüm wird durch eine seidene oder Sammetjacke vollendet, oder sie bedienen sich auch statt derselber eines mit Bändern und Stickereien reich und bunt ausgenäheten Poncho's; das Haupt wird mit einem weit über den Kopf hinabfallenden Plüschhute bedeckt, der mit Blumen oder Federn geschmückt ist. In der Stadt ist es verboten scharf zu reiten, aber man hält sich dafür auf der Landstraße, außerhalb derselben, schadlos, denn dort geht es allgemein in fliegender Eile. Die Damen sind dabei eben so übermüthig, als die Herren, und sitzen gleichfalls ausgezeichnet sicher und schön zu Pferde. Es gewährt in der That einen höchst malerischen Anblick, eine Anzahl solcher Amazonen in ihren bunten romantischen Trachten und mit ihren um die Schultern fliegenden Haaren, unter Lachen und Schreien im gestreckten Galopp an den Meeresstrand herankommen zu sehen, an welchem sich die Brandung schäumend bricht. Die Pferde sind theils von chilensischer, theils aber auch von californischer Raçe, von mittlerer Größe, oder etwas darunter, aber wohlgebaut, lebhaft und ausdauernd. Ihre Hufe müssen besonders fest und gut sein. Wir wüßten uns nicht zu erinnern, daß wir auch nur jemals ein einziges beschlagenes Pferd gesehen hätten, aber nichts desto weniger kann man dennoch mehrere Stunden lang auf den härtesten und holprigsten Wegen reiten, ohne daß das Pferd an den Füßen nur im geringsten empfindlich zu werden scheint, oder gar etwa fußlahm würde. Ohnerachtet die Eingeborenen rasche und sattelfeste Reiter sind, haben sie doch wenige oder gar keine Begriffe von dem Zureiten eines Pferdes, und wenn man durch einen Zufall auf ein einigermaßen brauchbar zugerittenes Pferd trifft, so ist dies sicher in den Händen eines auf den Inseln ansässigen Chilensen oder Californier gewesen. Die meisten geritteten Pferde sind schon seit ihrem zweiten Jahre in Gebrauch gewesen,

und durch unvernünftige Behandlung mehr oder weniger beschädigt und verdorben worden. Als ein Beispiel von dem geringen Verstande der Eingeborenen in dieser Hinsicht mag hier nur das angeführt werden, was wir als allgemein üblich erwähnen hörten; nämlich, wenn ein Pferd unter dem Reiter scheut, oder sonst eine Untugend verräth, so wird es keineswegs gleich dafür bestraft, sondern die Sache muß bis zur Rückkunft anstehen, wo dann das Thier an einen Baum gebunden und jämmerlich gepeitscht wird. Zu der Herbstzeit, wenn die großen Walfischfängerflotten anzulanden pflegen, ist die schwere Zeit der Pferde, sie werden dann an die am Lande verweilenden Matrosen ausgeliehen, welche sie natürlicherweise sehr übel behandeln. Sie werden daher bald verdorben und unbrauchbar gemacht, aber leicht durch andere ersetzt, denn der Zuwachs ist reichlich, und es giebt keinen Ort, wohin sie von hier aus mit einigem Vortheile verschifft werden könnten, weil die ganze Westküste von Amerika einen Ueberfluß daran hat, und noch dazu von besserer Beschaffenheit, als die der hawaischen Raçe.

Ein Paar Tage nach unserer Ankunft in Honolulu wurden sämmtliche Offiziere und Gelehrte der Eugenie von dem Chargé d'Affaires der Vereinigten Staaten von Amerika, dem Herrn Allen, zu einer Abendgesellschaft eingeladen, und da man hoffen durfte, eine Uebersicht sämmtlicher Notabilitäten der Insel zu erlangen, bedienten sich Alle, die gerade dienstfrei waren, der gastfreien Erlaubniß. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, und wir wollen daher nur in Kürze über die merkwürdigeren Personen berichten.

Im ersten Zimmer fanden wir den ernannten Thronfolger, Prinz Alexander Liloliho, und seinen älteren Bruder, Prinz Loth Kamehameha, beides junge Männer im Alter von ungefähr zwanzig Jahren und von vortheilhaftem Aeußeren, und höchst elegant in Uniformen mit großen goldenen Epauletten gekleidet. Beide reden etwas Französisch und Englisch und haben eine Reise nach Europa gemacht. Der jüngste dieser Brüder ist durch Adoption des regierenden kinderlosen Königs, Kamehameha des Dritten, zum Thronerben ernannt. Sie haben außerdem noch einen Bruder Moses Kaikioeva, der Gouverneur von Kauai ist, und eine Schwester Victoria Kamamalu, die in Folge ihrer Geburt Premier-Minister war, jedoch ist dieses Amt im Jahre 1845 auf einen Mann aus der Klasse der Häuptlinge übergegangen, und wird gegenwärtig von einer Person inne gehabt, die wir sogleich näher erwähnen werden. Der Vater der erwähnten Prinzen und der Prinzessiin ist Mathias Kekuanaoa, jetzt Gouverneur von Oahu, die Mutter war Kinau, des vorigen Königs Liholihos Halbschwester und eine seiner fünf Gattinnen und Königinnen. Sie war während ihrer Lebenszeit Premier-Minister und starb 1839.

Durch seine Verehelichung mit ihr wurde Kekuanaoa, vorher ein unangesehener Häuptling, eine sehr bedeutende Person. Seiner äußeren Erscheinung nach ist er groß gewachsen und kraftvoll, und hat ein hübsches Gesicht mit ganz europäischen Zügen, und seine weißen Haare verleihen ihm ein wirklich ehrfurchtgebietendes Aussehen. Er hat bei mehreren Gelegenheiten Proben von Unerschrockenheit und Energie abgelegt, wird aber der Willkür, Selbstsucht und Härte angeklagt.

Der dienstthuende Premier-Minister Keoni Ana, oder John Young, ist von anglo-hawaiischer Herkunft, von großgewachsenem und außerordentlich proportionirtem Körperbau, zeichnet sich überdies durch sein einnehmendes und fast vollkommen europäisches Aussehen eben so sehr aus, als durch seine lebendige und angenehme Umgangsweise und feine Lebensart. Er spricht das Englische vollkommen unbehindert, soll weder des Geistes, noch der Kenntnisse entbehren, aber in Beziehung auf Regierungs-Angelegenheiten, nach der öffentlichen Meinung zu urtheilen, doch nur ein Echo des Finanz-Ministers, Doctor Judd, sein. Dieser Mann kam als Arzt mit der amerikanischen Mission her, ist jedoch nun ein naturalisirter Hawaiier, und hat schon seit mehreren Jahren das von ihm noch verwaltete Amt inne. Er ist klein und mager, und hat ein lebhaftes und geistreiches Gesicht, und ist gewiß ein Mann von überlegenen Geistesgaben; er wird für die eigentliche Seele der ganzen Regierung gehalten, von Vielen bewundert und geschätzt, hat aber auch viele erbitterte Feinde unter den hier anwesenden Fremden und einheimisch gewordenen Ausländern, und zwar besonders unter den darunter befindlichen Katholiken.

Da wir nun einmal auf das Capitel über die Mitglieder der Regierung gekommen sind, wollen wir auch gleich noch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Wyllie, erwähnen. Er ist, seiner Geburt nach, ein Schotte, aber, wie auch Judd, ein naturalisirter Hawaier, und wird allgemein seiner ausgezeichneten Gewissenhaftigkeit wegen gerühmt, die er in jedem Amtsgeschäfte bethätigt, wie auch seiner Güte und seines Wohlwollens halber, die er Allen beweist, welche seine Hülfe und Beistand beanspruchen, und seiner Artigkeit und seinem munteren Wesen in gesellschaftlicher Beziehung wird auch allgemeine Anerkennung gezollt. Die einzige Bemerkung, die wir gegen ihn gerichtet vernahmen, selbst von Personen, die in der heftigsten Opposition gegen die Regierung standen, galt seiner etwas übertriebenen Ergebenheit für die Etikette und das Ceremonieenwesen, und einer ermüdenden Weitläuftigkeit in Kleinigkeiten bei Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten.

Der Minister des Unterrichtes, Herr Armstrong, hat gleichfalls zu der amerikanischen Mission gehört. Er ist gefällig und sich einschmeichelnd,

doch liegt in seinem Wesen etwas Gehaltenes und Hinterlistiges, was einen widrigen Eindruck hervorruft.

Außer diesen hier erwähnten Personen zog nur noch einer der eingeborenen Herren die Aufmerksamkeit etwas auf sich, nämlich Paki, ein vornehmer Häuptling und Mitglied des höchsten Gerichtshofes. Dieser Mann ist ungefähr drei und eine halbe Elle lang, dazu von groben Gliedern und zur Fettheit geneigt, und wahrscheinlich nach dem Körperumfange betrachtet, einer der größten Männer auf dem ganzen Erdboden. Sein Aussehen trägt sonst den Stempel von Gutmüthigkeit, vielleicht sogar von Einfalt.

Unser Wirth, Herr Allen, schien ein Mann von Geist und Kenntnissen zu sein. Von den in der Gesellschaft anwesenden Ausländern müssen der englische General-Consul für die Südsee-Inseln, Herr Müller, ein stattlicher älterer Mann, der Militair gewesen, den Krieg in Spanien unter Wellington mitgemacht, und später in peruanischen Diensten an dem Kriege in Südamerika Theil genommen hatte, und in diesem zum General befördert worden war, so wie der Commissarius der vereinigten Staaten, Herr Severance, ein Mann von dem allerunbedeutendsten Aeußeren, der aber seines Characters wegen in großer Achtung stand, erwähnt werden.

Unter den anwesenden Damen waren nur wenige Eingeborene sichtbar. Ein Paar von denselben zeichneten sich nur durch ihre Plumpheit und tölpisches Wesen aus, aber eine Tochter des großen Paki, 20 Jahre alt, und mit einem Engländer, Herrn Bishop, vermählt, zog im Gegentheile durch ihr höchst anmuthiges Aussehen aller Augen auf sich. Sie ist von nur mittelmäßiger Größe, schmächtig und feingebaut, hat sehr liebliche und regelmäßige Gesichtszüge, schöne Augen und eine weit hellere Gesichtsfarbe, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Hierzu war sie zierlich und geschmackvoll gekleidet, in einer Robe von blaßgelber Seidenserge, und wußte sich in ihre Rolle zu schicken trotz jeder europäischen Dame.

Von den ausländischen Damen verdient auch nicht eine einzige besonders erwähnt zu werden, ein großer Theil derselben hatte Kleider an, welche bis unter das Kinn hinaufgeschlossen waren, oder mitunter sogar bis zu den Ohren reichten, was ihnen denn natürlicherweise ein steifes, langweiliges und unbehagliches Aussehen verlieh, von ihnen aber wahrscheinlich gerade als eine der methodistischen Tugenden geachtet wird. Ein gewisser Zwang schien die ganze Gesellschaft zu beherrschen; als aber nach dem eingenommenen Souper sich die Missionaire entfernt hatten, und das Musik-Corps der Eugenie zum Tanze aufspielte, fing auch bald eine große Munterkeit an sich geltend zu machen. Zwischen den einzelnen Tänzen wurde in dem Garten, welcher das Haus des

Wirthes rund umgab, und der mit chinesischen Laternen erleuchtet war, und für alle Gäste einen hinreichenden Vorrath bequemer Stühle und Bänke aufwies, spazieren gegangen. Die Luft war so lieblich und lau, daß die von dem Tanze erhitzten Damen nicht unschlüssig blieben, und sich ohne jedes Shawls oder sonst eine schützende Hülle in's Freie hinausbegaben. Ein ganzer Haufe Eingeborener aus den niederen Klassen hatte sich außerhalb des den Garten umfassenden Stakets angesammelt, und äußerte mitunter ziemlich laut sein Vergnügen über das schöne Fest und den dabei zur Schau kommenden Putz.

Am 26. Juni hatte der Chef der Expedition, gleichzeitig mit den Offizieren der Eugenie und den Gelehrten, das interessante Vergnügen einer Audienz bei Seiner Majestät dem Könige der hawaiischen Inseln, Kamehameha dem Dritten. Er besitzt ein sehr schönes Haus in Honolulu, in welchem die Ceremonie stattfand, zu der wir uns natürlicherweise so zahlreich, als möglich, eingefunden hatten. An der Treppe war eine kleine Abtheilung von dem ein Paar hundert Mann starkem Kriegsheere des Königreiches aufgestellt. Wir wurden von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Wyllie, empfangen, und in ein ganz elegant möblirtes Wohngemach eingeführt, in welchem wir ungefähr eine halbe Stunde auf die Ankunft des Königs warten mußten. Die Audienz fand in einem geräumigen und schönen Zimmer Statt. Der Commandeur-Capitain Virgin hielt dem Könige eine Rede in englischer Sprache, in welcher er ihm die Ursachen auseinander setzte, die die Eugenie zu den hawaiischen Inseln geführt hatten, und wie es des Königs von Schweden hoher Wunsch sei, daß die schwedischen oder norwegischen Fahrzeuge, die möglicherweise dereinst die Inseln besuchen möchten, derselben Vorzüge genießen dürften, welche schon durch einen gegenseitigen Traktat denen verschiedener anderer Nationen zuerkannt worden sind. Der Minister des Unterrichtes, Herr Armstrong, übersetzte die Rede unseres Chefs in die hawaiische Sprache und dolmetschte die Antwort, die Seine Majestät in dieser Zunge zu geben geruhten*). Darauf wurden alle anwesenden Offiziere einzeln Seiner Majestät vorgestellt, ebenso die Gelehrten und die Civilbeamten, die mit zur Audienz gekommen waren, und dann erst setzten sich Seine Majestät, die bisher stehen geblieben waren, nieder, welchem Beispiele denn auch die meisten der Anwesenden folgten. Man konnte nun das Zimmer und die Personen etwas genauer und mit mehr Muße betrachten.

Kamehameha ist ein in den mittleren Jahren stehender Mann**),

*) Es findet sich eine Uebertragung derselben in den Beilagen.

**) Er wurde 1814 geboren, und heißt eigentlich Kauikeaouli.

dem Wuchse nach, von mittlerer Größe und mit einer gewissen Anlage zur Corpulenz und Fettheit. Seine Gesichtszüge sind die ächt polynesischen, und die Farbe ist ziemlich dunkel, aber sein Aussehen ist deshalb doch keineswegs unvortheilhaft. Während des Redeactes und der darauf folgenden persönlichen Vorstellung sah er sehr beschwert und verlegen aus, aber nachdem diese Ceremonieen erst einmal gut überstanden waren, wurde er plötzlich auch ein ganz anderer Mensch, und sprach viel und lebhaft, allerdings vermittelst des Dolmetschers mit dem Commandeur-Capitain Virgin. In Gesellschaften, wo die Etikette bei Seite gesetzt werden kann, soll er ebenso gesprächig, als artig und zuvorkommend sein. Er war in galonirte Unterkleider von weißem Casimir gekleidet, und trug einen blauen Frack mit einer Masse von Goldstickereien; auf seiner Brust prahlte ein einheimischer Ordensstern, doch können wir den Namen und die Beschaffenheit dieses Ritterzeichens nicht angeben. Derselbe Orden wurde auch noch von einigen der übrigen Anwesenden getragen, wie zum Beispiel von den beiden Prinzen, Keoni Ana, Paki, Kehuanaoa und ein Paar anderen Personen, deren Namen wir nicht kennen. Alle die genannten Personen sind schon einmal beschrieben. Der Finanz-Minister, Doctor Judd, war zufällig nicht anwesend, auch nicht die Königin oder sonst Jemand von ihrem Hofe.

Das Zimmer war groß und schön und ganz gut möblirt. Mitten auf der Diele stand ein Tisch, auf welchem verschiedene Bücher und Karten, und auch Schreibmaterialien lagen, darunter zum Beispiel die große Auflage der United States Exploring Expedition. An den Wänden hingen die Portraits von dem Bruder und Vorgänger des Königs, Liholiho oder Kamehameha dem Zweiten, und der Lieblingskönigin desselben, Kamamalu, beide 1824 in London an den Masern gestorben; ferner von dem Könige von Preußen und von Blücher, und von Kamehameha dem Großen, dem Vater des Königs. Dieses letztere Gemälde ist zwar schlecht gemalt, doch scheint der Ausdruck in dem Gesichte des alten Königs sehr gut getroffen zu sein, und deutet auf Frohsinn, Schlauheit und Entschlossenheit hin. Er ist mit dem kostbaren königlichen Mantel von gelben Federn bekleidet dargestellt, zu dessen Anfertigung ein Zeitraum erforderlich war, der neun Generationen den Thron besteigen sah. Der Vogel, von welchem diese Federn genommen werden, hat nur eine dergleichen unter jedem seiner Flügel, er wird in Leimruthen gefangen und wieder fortgelassen, wenn er dieser beiden kostbaren Federn beraubt ist. Wenn die auf diesen Mantel verwendete Arbeit nach den jetzt geltenden Arbeitspreisen abgeschätzt werden sollte, würde der Werth desselben sich auf Millionen belaufen. Auch konnte man in dem Königlichen Zimmer noch ein Portrait von dem englischen Admiral Thomas finden, dessen Andenken

— aus welchen Gründen wird noch später von uns angeführt werden — noch auf allen hawaiischen Inseln geliebt und hochgeachtet ist.

Wir müssen der Wahrheit gemäß bekennen, daß die ganze erwähnte Ceremonie uns etwas lächerlich vorkam. In demselben Augenblicke, in welchem man die hawaiischen Inseln förmlich als ein unabhängiges Königreich anerkannte, mußte man sich auch natürlicherweise dazu bequemen, dem Könige derselben die Ehrenbezeugungen zu erweisen, welche gewöhnlich den regierenden Personen zuertheilt werden. Es ist aber unmöglich, den Gedanken gänzlich von sich abzuweisen, daß dieser ganze Staat für den bescheidenen Kamehameha etwas ganz und gar Fremdes, oder Anderes, als ein ihm von seinen Ministern oder Vormündern auferlegtes Gesetz ist, durch dessen Aufrechterhaltung er den Menschen vorspiegeln soll, daß er eine europäische Bildung erlangt und also ein Ansehen gewonnen habe, was dann wieder auf die übrigen Mitglieder der Gesellschaft der Regierung zurückfallen würde. Herr Wyllie*) soll derjenige sein, der ganz besonders das Ceremonie- und Etikettwesen betreibt, und man kann es ihm natürlicherweise nicht verdenken, daß er eine genaue Beobachtung dessen verlangt, was einmal in dieser Beziehung festgestellt ist. Wie dem aber auch sei, ist es schwer die Sache als etwas wirklich Ernsthaftes aufzufassen.

Bevor wir uns nach dem Schlusse der Audienz entfernten, zeichneten wir alle unsere Namen in ein uns zu diesem Zwecke vorgelegtes dickes Buch, das schon einen Ueberfluß an Namen des Befehlspersonals von Kriegsfahrzeugen und anderer namhafter Reisenden zu Wasser und zu Lande hatte.

Am 2. Juli beehrten Ihre Majestäten der König und die Königin der hawaiischen Inseln die Fregatte Eugenie mit ihrem hohen Besuche, und zwar in Begleitung eines sehr zahlreichen Gefolges. Die Person des Königs haben wir bereits beschrieben, und er trug bei dieser Gelegenheit wieder dieselbe Uniformstracht, die er auch bei unserer Audienz angehabt hatte. Die Königin ist großer Statur und gut gewachsen, aber auch etwas zur Fettheit geneigt, ohne jedoch dadurch unbeweglich geworden

---

*) Boshaft genug schreibt der jetzige französische Consul in San Franzisko, Herr Dillon darüber: „I have met several timens a french gentleman, and an englishman, both of whom, on learning that I was coming to the Sandwich Islands, mentioned Mr. Wyllie's name, alluded to his steam-like propensity to write and talk, observed he had gone abroad for the benefit and relief of all his acquaintances, particularly of the Reform Club, of which he had been, for some years past, the great bore; but concluding with the admission that he was not without abilities, had a good heart, and must now be in his element as he had an opportunity of showing off as a Lycurgus, but wondering what the Hawaiian people had done to merit this scourge."

zu sein; auch ist ihr Aeußeres im Allgemeinen nicht unvortheilhaft, und sie scheint sehr auf die Erhaltung ihrer Würde bedacht zu sein. Ihre Tracht bestand aus einem Tüllkleide und einem Hute von demselben Materiale, der mit Blumen geschmückt war. Ihr Name ist Kalama, was omineuser Weise Branntwein bedeuten soll, in der That für eine Dame und Königin ein ziemlich sonderbarer Name. Es war durchaus eine Folge persönlicher Zuneigung, daß die Wahl des Königs auf sie gefallen ist, denn sie ist keinesweges von vornehmer Geburt, und es soll ihr auch in Folge dieses Anlasses mehrfach begegnet sein, daß verschiedene unter den vornehmeren Häuptlingen sie mit zur Seite-Setzung der gebührenden Achtung behandelt haben. Ihre Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit wird ganz allgemein gerühmt. Außer der Königin befand sich nur noch ein weibliches Wesen in der Gesellschaft; es war Konia, die Gemahlin des colossalen Paki. Sie war als Dame, von ihrer Stellung, als solcher ganz entsprechenden Dimensionen, hatte ein sehr frohes und freundliches Aussehen, grüßte uns Alle lächelnd und unter tiefen Verneigungen, erschien aber in ihrem Auftreten etwas grotesk. Ihre unmäßig vollen Formen wurden von einem hellbraunen Seidenkleide umschlossen; der Kopf war unbedeckt und nur mit ein Paar Blumen geschmückt. In dem übrigen Gefolge waren bemerkenswerth die beiden Prinzen, Keoni Ana, die Herren Judd, Wyllie und Armstrong, Paki, Kekuanaoa und mehrere Andere der schon früher Gesehenen und auch schon von uns Erwähnten und Geschilderten. Außerdem waren durch den Commandeur-Capitain Virgin sämmtliche Consule der fremden Mächte, so wie der Chef und die Offiziere der amerikanischen Fregatte St. Lawrence eingeladen.

Die Königlichen Personen langten auf der zwölfrudrigen Schaluppe der Eugenie an, und die übrige Gesellschaft wurde mit den anderen Booten der Fregatte geholt. Der übliche Königsgruß wurde abgefeuert und die Raaen bemannt, als die Königliche Schaluppe vom Lande abstieß. Nach der Ankunft an Bord beliebte es Seiner Majestät, sich das Exercitium der Marinesoldaten vormachen zu lassen, von welchem Schauspiele er sehr belustigt zu werden schien. Nachdem er eine Zeit lang dem spielenden Musik-Corps zugehört und die Fregatte selbst in genauen Augenschein genommen hatte, wurde ein „déjeûner à la fourchette" servirt, dessen reichliche Zahl Gerichte sich die Herren Häuptlinge besonders gut schmecken ließen. Ungeachtet der spähenden Augen, welche sie bewachten, wagte es dennoch der Eine und der Andere ein Glas Wein zu sich zu nehmen, doch merkte man es deutlich genug, daß es immer mit einer gewissen Furcht geschah, ertappt und dann am folgenden Sonntage bei dem öffentlichen Gottesdienste als ein gottloser Trinker dargestellt zu werden. Herr Armstrong hat früher eine große Zuneigung für solche

Persönlichkeiten besessen, worüber der Capitain Steen Bille*) in seinem Berichte über die Erdumsegelung der Corvette Galathea mehrere Beispiele anführt. Wir sind nicht ganz sicher, ob er jetzt in seiner Stellung als Minister des Unterrichtes auch noch diese Neigung beibehalten hat, auf alle Fälle stößt er dabei auf wenig Schwierigkeiten sich in dieser Beziehung durch einen Anderen ersetzt zu sehen. Ein Paar unter uns suchten den Gouverneur Kekuanaoa dazu zu bewegen, ein Glas Champagner mit uns zu trinken, er aber deutete mit dem Finger nur auf die Wasserflasche, obschon es uns so schien, als wären seine Blicke unterdessen nach einer anderen Seite gerichtet; sehr bald entdeckten wir auch in der That, daß die scharfen und lebhaften Augen des Doctor Judd sich von der anderen Seite der Cajüte aus und durch die Brille fest auf ihn hefteten. Der amerikanische Commissarius, Herr Severance, schien ganz zornig über das unschuldige Angebot eines Glases Rothweins zu werden, so daß auch der reinste und allergewissenhafteste „tee-totaller" keine Veranlassung zu einer Anmerkung über seine Rechtgläubigkeit gehabt haben kann. Im Uebrigen wollen wir es keinesweges verleugnen, daß solches Gebahren möglicherweise am hiesigen Orte — wenn man die Umstände in Betracht zieht — ganz vernünftig und recht sein mag, worüber übrigens noch weiter unten verhandelt werden wird.

Während ihrer Rückkehr an das Land erhielten die Majestäten wieder den gewöhnlichen Königlichen Salut. Bei der Abschieds-Audienz, welche der Commandeur-Capitain Virgin am vorhergehenden Tage gehabt hatte, waren von Seiten des Königs folgende Worte geäußert worden, welche wir gleichzeitig als eine Sprachprobe sowohl im Original, als auch der Uebersetzung mittheilen; letztere ist von der englischen Uebersetzung entnommen, welche Herr Wyllie als Dolmetscher verfertigt und dem Commandeur-Capitain Virgin eingehändigt hat:

Pono ia oe kehai aku i kuu makema ke nui, ia O Oscar kou Alii, he nui kou mahalo ia ia, a one kona mau Aupuni elua. Olioli au no kou hoo ponopono ana i Kehuikahi Aloha, i ke Kalepa ana, ame ka holoholo moku pu ana me kou Aupuni.

Sie werden mir ein Vergnügen dadurch bereiten, wenn Sie meinen großen und guten Freund, Seine Majestät König Oscar, davon unterrichten, daß ich Seine Majestät und die beiden Reiche, über welche er König ist, sehr hochachte. Ich freue mich darüber, daß Sie ein Freundschaftsbündniß und Handelsverbindungen mit meinem Königreiche angeknüpft haben.

*) Der jetzige Königliche dänische Admiral und zur Zeit Marineminister.
Der Uebersetzer.

Oka la 4. oia kala hanau oke Alii o Suedena me Norewai; anolaila, uakau oha oc nei, au i kou Kiaaina, ehookani aloha pu i 32 i mea ehanohano ai kou Alii ke holo aku oe me kou moku maikai mai loko aku nei oke awa.

Da der 4. Seiner Majestät des Königs von Schweden und Norwegen Geburtstag ist, habe ich dem Gouverneur befohlen ein Königliches Salut von 32 Schüssen zu Ehren von Seiner Majestät Geburtstag schießen zu lassen, und ebenso wenn Seiner Majestät schöne Fregatte unter Ihrem Befehle den Hafen verläßt.

Sobald der König und sein Gefolge die Fregatte verlassen hatten, fingen wir auch mit den Vorbereitungen zu unserer Abfahrt an. Die Vertauungen wurden leichter gesteckt, die Boote eingesetzt, und um 4½ Uhr passirten wir durch die enge Rinne zwischen dem Korallenriff hinaus in das Meer, unter dem befohlenen Salut von der Batterie auf dem Punchbowlhill, der von der Fregatte aus auch gebührend beantwortet wurde.

Während unseres Aufenthaltes in Honolulu war ein Handelstraktat zwischen den vereinigten Reichen und den hawaiischen Inseln abgeschlossen worden, und ein an dem Orte ansässiger Bremer, Herr Hackfelt, zum Consul verordnet. Herr Hackfelt hat mehrere Jahre hindurch dies Fahrwasser besegelt, versteht die schwedische Sprache sehr gut und scheint in jeder Beziehung eine ganz passende Person für das Geschäft zu sein, welchem vorzustehen er auf diese Weise übernommen hat. Er ist mit einer seiner Landsmänninnen verheirathet und betreibt ein nicht unbedeutendes Handelsgeschäft.

Verschiedene Offiziere der Eugenie haben von Seiten mehrerer ausländischer Einwohner Honolulu's Gastfreiheit und Wohlwollen genießen können, Wohlthaten, für welche man auf solchen der Heimath abgelegenen Orten nicht dankbar genug sein kann. Es ist nicht blos das Vergnügen der angenehm verlebten Stunden, was dabei gewonnen wird, sondern man wird auch in Stand gesetzt, sich eine ganze Menge Verhältnisse und die Lage mancher Dinge klar zu machen und auseinanderzusetzen, welche einem sonst an Orten, an denen man sich der eingeborenen Bevölkerung nicht im geringsten verständlich machen kann, selbstredend ganz fremd, unbekannt und unverständlich bleiben würden. Gleichwohl muß man sich dabei sehr hüten, sich blind nach den Urtheilen von dergleichen an solchen Orten ansässigen Ausländern zu richten, denn oft genug sind dieselben von dem eigenen Interesse vorbuchstabirt, oder vom Nationalstolze und anderen auf dieselbe Art einwirkenden Gründen und Vorurtheilen erzeugt. Wenn man aber von mehreren verschiedenen Seiten solche Aeußerungen sammelt und zusammenträgt, auch etwas Rechenschaft über die Facta, welche denselben zu Grunde liegen, verlangt, und außerdem namentlich noch selbstständig

über dieſe nachdenkt, ſo dürfte man oft, wenn auch gerade nicht immer, der Wahrheit mindeſtens auf die Spur kommen.

Da wir jetzt daran gehen wollen, eine kurze Darſtellung der Beſchaffenheit der hawaiiſchen Inſeln und die Geſchichte ihrer Bevölkerung zu liefern, ſo können wir nicht hoffen, ganz frei von allen Mißgriffen und Irrthümern zu bleiben, mögen dieſelben nun aus Unkenntniß oder aus Parteilichkeit herrühren. Wir wagen aber dennoch zu glauben, daß verſchiedene Reiſende vor uns völlig unerſchrocken ebenſo unmotivirte Urtheile gefällt haben, als es die unſrigen ſind, und daß Nachrichten von ihnen mitgetheilt worden, deren Genauigkeit keineswegs diejenigen übertroffen hat, welche wir liefern werden. Die hiſtoriſchen Begebenheiten ſind hauptſächlich aus Jarves' „Geſchichte der hawaiiſchen Inſeln*)" entlehnt, einer Arbeit, welche im Ganzen genommen uns gut zu ſein ſcheint, wenn wir auch nicht unbedingt alle darin geäußerten Urtheile und Anſichten unterſchreiben wollen.

Von der äußeren Erſcheinung, ſo wie der phyſiſchen Beſchaffenheit der eingeborenen Bevölkerung haben wir ſchon eine Beſchreibung geliefert. Nach dem Typus der Bewohner Honolulu's und ſeiner nächſten Umgebung entworfen, kann das Bild derſelben möglicherweiſe ein zu unvortheilhaftes geworden ſein, aber die hauptſächlichſten Züge ſind wohl dieſelben auf allen den verſchiedenen Inſeln. Die phyſiſchen Eigenſchaften des Volkes ſollen vor einer ſchon länger verfloſſenen Zeit beſſer als jetzt geweſen ſein. Schon die erſte Berührung mit Europäern ließ betrübenswerthe Spuren zurück, indem eine nicht unbedeutende Zahl von Weibern mit der Syphilis angeſteckt wurden, zu deren weiterer Ausbreitung im ungeheuerſten Maaßſtabe die hier, wie auch auf den meiſten anderen Inſelgruppen des ſtillen Meeres, herrſchende fürchterliche Liederlichkeit natürlicherweiſe eins der wirkſamſten Mittel wurde, und von deren Heilung man keine Kenntniß hatte. Es iſt jedoch ſehr glaublich, daß die Krankheit ſich ſchon vor Cook's Zeiten unter der Bevölkerung der Inſeln verbreitet fand; la Pérouſe, welcher 1786 Maui beſucht hatte, nimmt dies Verhältniß als vollkommen unzweifelhaft an, und ſtützt ſich dabei auf ganz beſtimmte Angaben ſeines Schiffsarztes Rollin, deſſen Einſicht und Erfahrung er rühmend an mehreren Stellen ſeiner Reiſe erwähnt. Sei dem nun auch immer, wie ihm wolle, ſo iſt dennoch, nach allen Zeugniſſen, durch dieſe Krankheit gräßlich, ſowohl zur Verſchlechterung der ganzen Volksraçe, als auch zur Abnahme der Einwohnerzahl beigetragen, indem Unfruchtbarkeit nur zu oft eine Folge früherer Krankheit geworden iſt. Unerachtet der Anſtrengungen, welche gemacht wurden, um eine Ver-

*) History of the Hawaiian Islands by J. J. Jarves. Third edition. Honolulu, 1847.

besserung der Sitten und den allgemeinen Uebergang zum Christenthume herbeizuführen, so existirt doch noch fortwährend eine Liederlichkeit, wodurch in einem jeden Jahre eine Zunahme der Seuche zu erkennen war, die in der Regel durch unmittelbare Berührung unter einem großen Theile der Bevölkerung, besonders Oahu's und Maui's, verbreitet wurde.

Wie wohl allgemein bekannt ist, sind die hawaiischen Inseln von Cook auf seiner dritten Reise entdeckt worden. Daß ihre Existenz schon früher den Spaniern bekannt gewesen sei, ist jedoch höchst wahrscheinlich; die Vermuthung, daß diese Kenntniß absichtlich geheim gehalten sei, damit sie nicht zu einem Zufluchtsorte der Bukaniere werden sollten, und daß die zwischen Akapulko und Manila segelnden Galionen in dieser Absicht ihnen so weit auswichen, daß sie nicht in Sicht kamen, ist wohl nicht unbegründet, wenn man daran denkt, welche Plünderungen die Städte auf der Westküste von Amerika auszustehen hatten, seitdem sich die genannten Abenteurer auf den Galapagos-Inseln niedergelassen hatten. Wie weit Cook durch die von Anson, während seiner Plünderungszüge von 1740 bis 1744 aufgenommenen Karten auf den Gedanken geleitet wurde, daß einige Inseln in diesen Gegenden des Oceans zu finden sein dürften, muß von uns unentschieden gelassen sein. Cook bekam am 19. Januar 1778 Kauai und Niihau in Sicht, er ankerte am folgenden Tage bei der ersteren, begab sich aber bald wieder hinweg und hinauf in den Behrings-Sund. Im November und December desselben Jahres entdeckte er Maui, Molokai, Hawaii und die übrigen Inseln, und ankerte am 17. Januar 1779 in der Keaolakeakua-Bucht auf der zuletzt erwähnten Insel. Er verließ sie am 4. Februar wieder, kam aber mit Havarie am 11. zurück und schloß am 14. seine irdische Laufbahn.

In dem über diese Reise abgestatteten Bericht ist die Volksmenge der Inseln auf 400,000 Personen abgeschätzt. Es ist aller Anlaß vorhanden, diese Angabe als ziemlich übertrieben anzusehen, und das Verhältniß ist dasselbe mit allen anderen Abschätzungen der Volksmengen auf den übrigen der von Cook besuchten Inseln des stillen Meeres. Es ist klar, daß so ungewöhnliche Gegenstände, wie es Schiffe damals noch waren, eine Menge Leute an die Orte zusammenlocken mußten, an denen sie vor Anker lagen; und obschon dieser Umstand einem so scharfsinnigen Manne, wie es Cook gewesen, gewiß nicht entgangen ist, so ist es dennoch natürlich, daß es einen Einfluß darauf gehabt hat, den Inseln ein Aussehen zu verleihen, als seien sie bevölkerter, wie sie es in der That waren. Die Beschaffenheit der inneren Theile von Hawaii war Cook nur ganz unvollkommen bekannt, und wenn er dieselben der Art gehalten hat, daß sie eine Bevölkerung enthalten könnten, welche nur einigermaßen derjenigen der Küsten entsprechend sei, so liegt schon allein

darin eine Quelle der bedeutendsten Mißgriffe und der Grund zu einer falschen Rechnung. Es wird jedoch angenommen, daß die Volksmenge der Inseln in der That zu jenem Zeitpunkte bis zu der Höhe von 300,000 Seelen hinaufgereicht habe. Wie die Abnahme derselber späterhin fortschritt, ist aus der hier unten stehenden Tabelle ersichtlich, in welcher außerdem noch die nach den Inseln übersiedelten Ausländer mit aufgenommen worden sind. Die Zahl derselben hatte im Jahre 1850 bereits die keinesweges unbedeutende Höhe von 1962 Seelen erreicht.

	1823 ungefähre Schätzung.	Census von 1832.	Census von 1836.	Census von 1850.
Hawaii	85,000 Seelen,	45,792 Seelen,	39,364 Seelen,	25,864 Seelen,
Maui*)	20,000 „	35,142 „	24,279 „	21,047 „
Lonai	2,500 „	1,600 „	1,200 „	604 „
Molohai	3,500 „	6,000 „	6,000 „	3,540 „
Oahu	20,000 „	29,755 „	27,809 „	25,440 „
Kauai	10,000 „	10,977 „	8,934 „	6,956 „
Niihau	1,000 „	1,047 „	993 „	714 „
Summa	142,000 Seelen.	130,313 Seelen.	108,579 Seelen.	84,165 Seelen.

In den Jahren 1848 und 1849 stellte sich das Verhältniß zwischen Geborenen und Verstorbenen folgendermaßen heraus:

	1849.		1848.	
	Gestorben.	Geboren.	Gestorben.	Geboren.
Hawaii	1,250	500	2,726	586
Oahu	1,368	451	2,409	396
Maui	1,065	329	1,619	267
Kauai	418	90	686	154
Molohai . . .	166	40	412	52
Niihau	3	3	44	18
Lonai	50	9	47	5
Summa	4,320	1,422	7,943	1478.

Wir ersehen aus dieser Zusammenstellung, daß die Bevölkerung sich in dem Verlaufe von achtzehn Jahren um ein Drittel vermindert hat, und daß auch noch ganz vor Kurzem die Zahl der innerhalb eines Jahres Gestorbenen das Dreifache der Geborenen erreicht hat. Sollte dieses unglückliche Verhältniß zu einem bleibenden werden, so ist dem gänzlichen Untergange derselben leider bald entgegen zu sehen, und in der That

*) Die Bevölkerung der kleinen Insel Kaholawe ist zu der von Maui zugerechnet. Sie beläuft sich bis zu der Höhe von 100 Personen.

werden die armen Eingeborenen bereits von Vielen, als ein hierzu schon von vorn herein verurtheiltes Volk betrachtet. Man kann sich unmöglich enthalten von einem wehmüthigen Gefühle ergriffen zu werden, wenn man daran denkt, wie eine ganze Nation, wenn auch gering an Zahl und an für sich unbedeutend, in dieser Weise hinschmilzt, und den Fremdlingen den Boden ihrer Väter überlassen muß.

Der Ursachen, welche das niederschlagende Resultat, das die Tabellen beweisen, herbeiführen, giebt es gar mannigfaltiger Art. Ehemals waren die beständigen Kriege und der so sehr im Gebrauche und Schwunge stehende Kindermord, ein kräftiges Hinderniß gegen die Vermehrung der Volksmasse, aber seit dem Jahre 1823, mit welchem erst die Tabellen beginnen, haben diese Ursachen nicht mehr stattgefunden, und eben so wenig sind die Inseln auch durch eigentliche Seuchen heimgesucht worden. Ein nicht unbedeutender Theil der Jugend des Landes ist auf den Fahrzeugen der Walfischfänger draußen auf der See, da jedoch wahrscheinlich die größere Anzahl derselben nach der Heimath ihrer Väter zurückkehrt, so kann ihre zufällige Abwesenheit von keinem zu großen Einflusse auf das oben erwähnte Verhältniß sein. Die hauptsächlichste Ursache muß daher in den durch den Umgang mit den Weißen herbeigeführten und neu erzeugten Krankheiten zu suchen sein, deren Wirkung noch durch unzeitige Geburten, Nachlässigkeit und Leichtsinn in der Bekleidungsart, schmutzige Wohnstätten und Mangel an Aerzten und Arzeneimitteln erhöht wird. Die Unfruchtbarkeit ist ein sehr gewöhnliches Uebel, und eine Menge Kinder sterben in Folge der fehlenden Pflege und Wartung. Fast überall, wo sich die weiße Raçe niedergelassen hat, und das Klima nicht für dieselbe gar zu ungünstig war, sieht man deutlich, wie die anderen, eingeborenen Raçen allmählich abnehmen und endlich ganz verschwinden. Auch nur kurze Besuche von Fahrzeugen haben auf den Inselgruppen der Südsee Krankheiten von mehr oder minder verderblicher Natur verursacht, die sich oft erst eine längere Zeit nachher gezeigt haben. Es hat sich dies auch sogar zugetragen, ungeachtet die Besatzung der Schiffe vollkommen gesund war, und die Krankheiten sind nicht stets solche gewesen, welche möglicherweise durch eigentliche Ansteckung mitgetheilt werden konnten, oder welche auch in Europa zu denen gehören, deren Beschaffenheit in der Regel mehr oder weniger tödtlich ist. Wir wissen es natürlicherweise nicht zu beurtheilen, in wie weit dies Verhältniß in medizinischer Hinsicht begründet ist, und haben nur das von vielen Seiten uns bestärkte Factum angeführt.

Die hawaiischen Inseln werden jährlich von einer Anzahl*) Fahr-

*) Siehe die Beilagen am Schlusse des Werkes.

zeugen besucht, welche oft fünfhundert und mehr beträgt; der größte Theil derselben wird von den Schiffen der Walfischfänger gebildet, die sämmtlich starke Besatzungen zu haben pflegen, und wodurch die Zahl der Seeleute, welche sich in dieser Weise jährlich einige Zeit hindurch auf den Inseln aufhalten, die Höhe von 15—20,000 erreicht, worunter selbstredend eine nicht unbedeutende Sammlung des Abschaumes aller Nationen befindlich ist. Von diesen liebenswürdigen Gästen wird in jedem Jahre, besonders in Honolulu und Lahaina*), ein neuer Zuschuß zu dem schon vorher im Lande befindlichen, reichlichen Vorrath von syphilitischem Gifte geliefert, welcher Zuschuß sich sehr bald, in Folge der schon vorhin erwähnten Ursache fortwirkend Böses erzeugend, durch unmittelbare Ansteckung weiter im Lande verbreitet, und es so verhindert, daß das Gift allmählich an Kraft verliert und die Krankheit in mildere Formen übergeht. Die ganze gegenwärtige Generation des eigentlichen Volkes darf als in höherem oder geringerem Grade verderbt angesehen werden, und es ist mit Recht zu bezweifeln, daß die zunächst heranwachsende besser werden wird.

Vor noch nicht gar zu langer Zeit wurden ganze Bootsladungen von Weibern an Bord der aukommenden Fahrzeuge geführt und blieben dort mehrere Tage zum Gebrauche der Matrosen, oder gar so lange, als das Schiff bei der Insel liegen blieb. Männer senden ihre Frauen zu diesem Zwecke aus, Väter ihre Töchter, und schienen diese Art sich Geld zu verdienen, für eine ganz natürliche zu halten. Es war eine althergebrachte Sitte, und wir konnten später auf Tahiti sehen, daß dieselbe nicht auf die Insel der Hawaiier beschränkt war. Im Jahre 1820 langten die ersten Missionäre aus den vereinigten Staaten von Nordamerika auf den Inseln an, und zu den ersten Bemühungen derselben gehörte es, das Verbot dieses Gebrauches zu erlangen, wodurch mindestens die Eingeborenen auf das Unerlaubte und Ungebührliche desselben, wovon sie vorher vielleicht keinen Begriff gehabt hatten, aufmerksam gemacht wurden. Es glückte den Missionären mit ihren Wünschen durchzudringen, und die Häuptlinge verboten jedes an Bord Schaffen der Weiber. Dieses Verbot erregte einen heftigen Aerger bei einem Theile der Befehlshaber der hier anlangenden Fahrzeuge, und mehrere derselben griffen in den Jahren 1825 und 1826 sowohl in Honolulu, als auch in Lahaina, sogar die Missionäre in ihren Wohnungen gewaltsam an, und verlangten es, daß das Verbot widerrufen werden solle. Daß ein und der andere rohe Walfischfänger sich in seiner unsauberen Gesittung dergleichen erlaubt, kann keine Ueberraschung erregen, daß aber auch ein Offizier und Befehlshaber

*) Auf Maui.

eines Orlogsfahrzeuges, ein Mann, auf dem das Ansehen seiner Regierung in entfernten Gegenden nur gar zu oft in einem nicht unbedeutenden Grade ruht, sich so weit vergessen konnte, daß er sich zum Mitschuldigen an derartigen Verbrechen machte, ist höchst sonderbar und auffallend. Und dennoch sehen wir 1826 den Lieutenant Percival, den Chef des Schooner der vereinigten Staaten von Nordamerika, „Dolphin," unter der Drohung einer Anwendung von Gewaltsmaaßregeln die Häuptlinge in Honolulu zwingen, das Verbot aufzuheben. Nachdem er so sein ehrenwerthes Vorhaben durchgesetzt hatte, blieb er noch zehn Wochen hindurch in dem Hafen liegen, um darauf zu sehen, daß der Liederlichkeit kein weiteres Hinderniß in den Weg gelegt werde. Seit jener Zeit haben sich indessen nun doch die Sitten etwas verbessert, obschon wir keinesweges glauben, daß die Verbesserung eine so wahrhaftige und große sei, als es Viele in ihren Mittheilungen darüber durchscheinen lassen. Wir hörten es von einem Kaufmanne in Honolulu äußern, daß die fortwährende Prostitution der hauptsächlichste Weg ist, durch welchen das baare Geld in den Besitz des Volkes gelangt, und daß der Belauf der dadurch flüssig gewordenen Summe ein- und auch zweimalhunderttausend Piaster erreichte, und gerade von dieser Summe lebte und blühte ein bedeutender Theil des Importhandels auf.

Eine gewisse Trägheit und schlichte Gutmüthigkeit scheinen die Hauptzüge in dem Charakter der Kanaken zu sein. Schon seit seiner Kindheit, nachdem man Cook's Reisen gelesen hatte, hat man sich einmal daran gewöhnt, die Einwohner der hawaiischen Inseln, als blutdürstige, wilde und bösgesinnte Menschen zu betrachten, wir sind aber der Meinung, daß der Charakter derselben im Ganzen genommen zur Zeit des Besuches von Cook vollkommen derselbe war, der er jetzt ist. Der Tod des ausgezeichneten Mannes erregte das Bedauern der ganzen civilisirten Welt, und die von seinen Begleitern mitgetheilten Nachrichten über den Verlauf bei diesem traurigen Ereigniß konnten natürlich nicht anders, als zu seinem und ihrem Vortheile dargestellt sein. Die andere Partei hatte keinen Vertheidiger, der für sie gesprochen hätte, und wurde im Widerspruch mit dem: „audiatur et altera pars" ungehört verdammt. Seitdem sie sich jetzt aber auch äußern können, kann man sich nicht mehr enthalten Cook's Verfahren bitter zu tadeln, und muß sich weniger darüber wundern, daß überhaupt von den Eingeborenen ein Anfall gegen ihn gerichtet, als darüber, daß es nicht schon viel früher geschehen war. Cook kann keinesweges im Allgemeinen der Grausamkeit gegen die Eingeborenen der Inseln, welche er besucht hat, angeklagt werden, aber von Natur hart und herbe und rauher Gemüthsart, fragte er wenig darnach, ob und wo er gegen ihre Vorurtheile und Sitten verstieße, von denen er ohnehin, eben

so wie von ihrer Sprache, keine besonders genaue Kenntniß hatte. So findet man zum Beispiel, daß er auf Hawaii die Einfriedigung um einen Tempel rundum abbrechen ließ, um sie als Brennmaterial zu benutzen; die Eingeborenen drohten zwar, aber es blieb immer dabei stehen, jedoch wurden die beiden Aexte, welche er als Entschädigung dafür anbot, von ihnen nicht angenommen. Mehrere ziemlich gewaltige und ungerechte Thaten könnten ihm auch noch während des ferneren Aufenthaltes auf der Insel zur Last gelegt werden. Dennoch war aber sein Tod keineswegs die Folge eines im Voraus angelegten Racheplanes, sondern durchaus ein Werk des augenblicklichen Aufbrausens Einiger, die der Ueberzeugung waren, daß ihnen Unrecht geschehen sei, und die nur durch einen Zufall auf den Gedanken gekommen waren, daß Cook nicht, wie es bis dahin geglaubt worden, ein göttliches Wesen sei. Wir ersuchen unser verehrtes Lesepublikum ganz ausdrücklich noch einmal, das, was wir hier geäußert haben, nicht für einen Versuch ansehen zu wollen, das Andenken dieses heldenmüthigen Mannes herabzusetzen; die angedeuteten, von ihm begangenen Fehler sind alle solche, wie sie fast jede wirklich kraftvolle Natur sich mehr oder weniger zu Schulden kommen lassen wird, und vielleicht hat er es in den allermeisten Fällen kaum selbst geahnt, bis zu welchem Grade er die eingewurzelten Vorurtheile, — oder wie man ihre Glaubensansichten sonst nennen will, — der Inselbewohner gekränkt hat.

Unter den Spaniern in Südamerika ist es zum allgemeinen Sprüchworte geworden, daß man sich nie und nimmer auf die Indianer verlassen solle. Möglicherweise können diese aber dasselbe auch von den Spaniern sagen, und dürfte die Regel sich in allen beiden Fällen als allgemein richtig beweisen. Man muß jedoch nach diesem Ausspruche keineswegs glauben, daß damit gemeint sei, es habe der Indianer beständig das Haupt voll von Plänen niedriger Verrätherei; es will derselbe im Gegentheile nur die Meinung ausdrücken, daß auf eine Consequenz im Handeln, auf das Einhalten und die Erfüllung eines gegebenen Versprechens, auf Verbindlichkeiten und Pflichttreue bei ihm nie gerechnet werden darf. Er reicht an einem Tage aufrichtig die Hand zur Freundschaft dar, aber am folgenden Tage hat vielleicht irgend Etwas sein Gelüst erweckt oder seinen Stolz verwundet, und außer Stande, die erregte Leidenschaft zu beherrschen oder ihr zu steuern, ist er bereit denjenigen zu tödten, den er so eben erst seiner Ergebenheit versichert hat. Wir glauben, daß dieses mit ziemlich gutem Rechte auf alle Einwohner Polynesiens angewendet werden kann, unter denen auch diejenigen, welche allgemein für die grausamsten Völkerschaften gehalten werden, — zum Beispiel die Bewohner der Fidji-Inseln, — keineswegs im gewöhnlichen Leben besondere Züge von Grausamkeit zeigen sollen. Wird aber einmal die

Raub- oder Rachgier erweckt, so sind sie auch im Stande jede Grausamkeit zu vollführen, um so mehr, als ja hier das Christenthum nicht mildernd dazwischen tritt.

Die gröbsten Arten von Verbrechen, wie zum Beispiel Mord und dergleichen, sind jetzt, nachdem der, wie schon oben erwähnte, früher ganz gebräuchliche Kindermord aufgehört hat, und nicht mehr von Menschenopfern die Rede ist, auf den hawaiischen Inseln etwas sehr Seltenes. Wir haben die Behauptung aufstellen hören, daß kein Mord dort lange unentdeckt bleiben kann. Sind mehrere Theilnehmer an demselben, so werden nicht viele Tage vergehen, ohne daß einer unter ihnen aus der Schule plaudert; sogar derjenige, welcher auf eigene Hand und ohne Zeugen einen Mord begangen hat, kann selten auf die Länge sein Geheimniß in sicherer Bewahrung behalten, selbst wenn keinerlei äußere Umstände den Verdacht auf ihn gerichtet und eine Untersuchung veranlaßt haben. Dasselbe gilt von anderen Verbrechen; die Sucht zu schwatzen soll sie gewöhnlich bald an den Tag bringen. Die Diebstähle sind in der Regel von sehr unbedeutender Natur und grenzen oft nur an Mauserei. Sieht ein Kanak einen Haufen Piaster vor sich liegen, so widersteht er kaum jemals dem Reize sich einen oder den anderen davon zuzueignen, wird sich aber nicht an das Ganze wagen. Einbrüche und überlegte schwere Diebstähle sind selten, vielmehr macht meist die Gelegenheit die Diebe. Indessen wird dieser Umstand gerade die Quelle sehr großen häufigen Aergers für diejenigen Personen, welche Kanaken zu ihren Dienstleuten haben, denn alle Speisekammern und Vorrathszimmer sind ihren Plündereien ausgesetzt.

Höchst sonderbare Züge von Einfalt sollen oft vorkommen. So soll es zum Beispiel sehr gewöhnlich sein, daß ein Kanak, der sich nach der Stadt begiebt, um etwas Früchte, Eier und dergleichen Gegenstände zu verkaufen, für dieselben im Voraus einen Preis bestimmt, der gänzlich nach einem augenblicklichen Einfalle festgesetzt ist, und dann, wenn er nach seiner Ankunft in der Stadt findet, daß derselbe doppelt oder mehrfach so hoch ist, als die dort üblichen Preise, lieber mit seiner Waare umwendet, und sie vielleicht verderben läßt, als daß er den geringeren Preis dafür annimmt. Wir hörten unter Anderem von einem Frauenzimmer erzählen, daß ihr auf dem platten Lande eine Kanakin einen Korb Trauben für eine Scheere angeboten habe; da sie aber eine solche nicht gerade bei der Hand fand, bot sie ihr statt dessen eine Summe Geldes an, die vollkommen hinreichend war, um dafür zwei oder drei Scheeren zu kaufen, aber das Weib war nicht dazu zu bewegen, sondern ging mit den Trauben ihres Weges. Bei einer anderen Gelegenheit hatte ein kanakisches Weib eine Anzahl Nähnadeln zur Bezahlung für irgend Etwas verlangt, da der

Preis dem Käufer zu gering erschien, bekam sie eine größere Zahl, als sie gefordert hatte, lieferte aber sogleich den Ueberschuß wieder zurück.

Leichtsinn und Gedankenlosigkeit sind allgemein herrschend, und kann dies auch wohl in einem solchen Klima nicht anders erwartet werden, eben so verhält es sich mit dem Hange zum Müßigange und zur Trägheit. Doch soll in dieser Beziehung in den letzteren Jahren eine Verbesserung eingetreten sein, aber nichts desto weniger kann man bis jetzt kaum taugliche Arbeitsleute unter den Eingeborenen bekommen. Sie fangen oft genug an zu arbeiten, ermüden aber immer innerhalb weniger Tage, und ziehen dann plötzlich ihres Weges, ohne nur ein Wort davon zu sagen. Eine Folge hiervon ist es, daß die in nicht unbedeutender Anzahl sich hier aufhaltenden Chinesen vorzugsweise zu solchen Vorhaben verwendet werden, welche gleichmäßige und ausdauernde Arbeit erfordern. Der Chinese ist hier, wie überall, arbeitsam, ordentlich und sparsam. Diese Eigenschaften machen ihn zu einem gesuchten Arbeiter, und haben ihm dadurch in Wechselwirkung den Haß der Eingeborenen zugezogen; denn diese sehen sich durch seine Dazwischenkunft jetzt gezwungen ein wenig fleißiger und für einen weit billigeren Preis zu arbeiten, als sie es früher thaten, wo sie noch keine Mitbewerber auf dem Markte hatten. Mehrere Chinesen sind auch als Kleinkrämer und Detailhändler oder Handwerker etablirt, andere wieder als Dienstleute bei hier ansässigen Europäern angestellt.

Die ganze Bevölkerung kann nunmehr, als zum Christenthume bekehrt, angesehen werden. In den inneren Districten von Hawaii sollen sich jedoch noch sehr viele von den alten heidnischen Gebräuchen und Aberglauben erhalten haben, und wir finden unter dem Verzeichnisse der Verbrechen für die letzten Jahre, daß die zur Zeit des Heidenthumes so gefürchteten Beschwörungen, um einem Menschen den Tod zuzuziehen, zuweilen dort noch vorkommen. Es kommt uns vor, als sei es ziemlich übel angethan, dergleichen Thorheiten zu bestrafen; die sicherste Art sie in Mißcredit zu bringen, scheint die zu sein, gar nicht darnach zu fragen, da dies den Glauben eher zerstören würde, der durch das Zugeständniß einer Strafbarkeit der Handlung für diejenigen, welche sie nicht vom höheren moralischen Standpunkte zu betrachten vermögen, die Ueberzeugung einer möglichen Wirkung der Beschwörung nahe liegt. Ungefähr ein Siebentel der ganzen Bevölkerung kann, als dem katholischen Glauben zugewendet, betrachtet werden.

Es ist schon viel auf den hawaiischen Inseln für den Unterricht des Volkes geschehen. Im Jahre 1850 wurden zwölf registrirte gelehrte Schulen (select schools) vorgefunden, und außer denselben existirten noch ein Paar, deren Vorhandensein nicht offiziell angezeigt worden war. Die

Zahl der Schüler belief sich in den registrirten bis auf 335 Hawaiier, 61 von gemischter Raçe und 67 Weiße. An Volksschulen (Government schools) gab es eine Anzahl von 543, unter welchen sich 441 protestantische und 102 katholische befanden. Die Zahl der Schüler betrug in den ersteren 12,949, oder in der Durchschnittszahl 29 auf eine jede; in den letzteren 2,359 oder in der Durchschnittszahl 23 in einer jeden. Die Kosten für die Erhaltung dieser sämmtlichen Schulen, das Gehalt des Ministers des Unterrichtes, und die durch seine Inspectionsreisen erwachsenden Kosten mit eingerechnet, beläuft sich auf die Höhe von 43,000 Piaster, wovon der Staat drei Viertheile beitrug, der fehlende aber durch freiwillig einfließende Beiträge zusammengebracht wurde, welche letztere übrigens alle den gelehrten Schulen zu Gute kamen. Zu diesen beträgt nämlich die Beisteuer des Staates nur ungefähr 2000 Piaster. Jede zur Besteuerung ausgeschriebene Person zahlt 2 Piaster jährlich zu den Schulfonds. Eine ausführlichere Rechenschafts-Ablegung über das gesammte Schulwesen soll in der Form von Tabellen in den Beilagen gegeben werden. Die Zahl der Eingeborenen, welche die englische Sprache lernen, belief sich im Jahre 1848 ungefähr auf 200 Personen, war aber im Jahre 1850 bis auf 421 angewachsen.

Bevor wir die Regierung und die öconomischen Verhältnisse der Inseln weiter berühren, wollen wir einen Blick auf die physische Beschaffenheit derselben werfen, und eine kurze Uebersicht von dem historischen Geschicke ihrer Einwohner mittheilen.

Es sind die Inseln der hawaiischen Gruppe zwischen dem 19. und dem 22. Grade nördlicher Breite und dem 155. und 160. Grade der westlichen Länge von Greenwich gelegen. Ihre verschiedenen Namen sind, nach der Größe der einzelnen Inseln geordnet, folgende:

Hawaii*) (Owhyhee) . .	95	schwedische Quadratmeilen groß,
Maui (Mowee)	15	" " "
Oahu (Woahu)	13	" " "
Kauai (Atooai)	12	" " "
Molokai (Morotoi) . . .	$4\frac{1}{2}$	" " "
Lanai (Ranai)	$2\frac{1}{2}$	" " "
Niihau (Oneehou)	2	" " "
Kaholawe (Tahoorowa) .	$1\frac{1}{2}$	" " "

*) Die Schreibart ist die jetzt unbedingt angenommene. Die in der Parenthese enthaltene ist die, welche auf älteren Karten gewöhnlich vorkommt. K und T, sowie L und R sind in der hawaiischen Sprache ganz untereinander gemischt, so daß man zum Beispiel eben so oft Kalo, als Taro, Honoruru, als Honolulu, Kamehameha, als Tamehameha und dergleichen mehr, sagt.

Die Größe des ganzen Reiches beträgt demnach hundert und fünfundvierzig und eine halbe Quadratmeile, von denen Hawaii ungefähr zwei Drittel beträgt. Außerdem werden noch vier unangebaute Klippen-Inseln Molokini, Lehua, Kaula und Bird Island zwischen denselben gefunden. Wie der eigentliche hawaiische Name der Letzteren ist, erfuhren wir nicht. Sie liegt übrigens von der gesammten Gruppe ziemlich getrennt.

Alle diese Inseln sind unbedingt vulkanischen Ursprunges; thätige Vulkane kommen noch auf Maui und besonders auf Hawaii vor, wo sich auch häufige Erdbeben ereignen. Die Vulkane sind von einer Erstaunen erregenden Höhe und Größe, mehrere unter ihnen sind ausführlich in der United States Exploring Expedition (1838—1842) beschrieben, deren Chef, der Lieutenant Wilkes, sich ein Paar Wochen lang auf dem Mauna Loa aufhielt, der eine Höhe von 14,100 Fuß erreicht. Der Mauna Kea ist noch um 200 Fuß höher, der Mauna Hualali erreicht ungefähr 10,000 Fuß; alle diese liegen auf Hawaii selbst, wo sich ebenfalls der ungeheuere Krater Kilauea, ein die Bewunderung aller Reisenden, die ihn besucht haben, erregender Vulkan, befindet. Der Mauna Haleakali auf der Insel Maui ist 10,500 Fuß hoch und der Enka ebendaselbst 6400 Fuß. Oahus höchste Kuppen erreichen die Höhe von 4000 und die Kauais von 8000 Fuß.

Unerachtet daher die vulkanischen Steinarten den Hauptbestandtheil bei der Bildung des Inselreiches ausmachen müssen, sollen jedoch auf mehreren der einzelnen Inseln auch Kalksteinlager vorkommen, und zwar in einer ganz beträchtlichen Höhe über der Meeresoberfläche. Das größte wird auf Oahu und bei dem Dorfe Kahuku gefunden. Dagegen ist noch keinerlei Art Metall auf irgend einer dieser Inseln entdeckt worden.

Das Klima ist vortrefflich und höchst gesund, und die Temperatur das ganze Jahr hindurch sehr gleichmäßig. Während des Verlaufes von zwölf aufeinander folgenden Jahren ist laut Jarves die höchste Temperatur im Schatten 32° Reaumür (104° Fahrenheit), die niedrigste 12° Reaumür (58° Fahrenheit) und die Mitteltemperatur 24° Reaumür (86° Fahrenheit) gewesen. Der Nordostpassat weht den größten Theil des Jahres hindurch ganz regelmäßig, wenn gleich natürlicherweise an den westlichen oder Leeseiten der größeren Inseln die in den warmen Klimaten gewöhnlichen Land- und Seewinde abwechseln. Um die Zeit des Winter-sonnenstandes herum ist der Passatwind oft unbeständig, und südliche und südwestliche Winde bringen dann Wolken und Regen. Eine für alle die einzelnen Inseln ganz allgemein geltende Angabe der Regenquantität können wir nicht gut angeben, denn oben in den Bergen geht selten ein Tag vorüber, ohne daß ein oder der andere Regenschauer eintritt, und auf der

östlichen Küste von Hawaii träuft Alles von Wasser, und zahlreiche kleine Flüsse stürzen sich mit brausenden Wasserfällen in's Meer hinab, während auf der westlichen Küste, zum Beispiel bei Kealakeakua, nur höchst selten Regen fällt, so daß man dort fast Mangel an gutem Wasser leidet, welches sogar an einzelnen Stellen in der That gänzlich entbehrt wird. Die hohen Berge erlauben den mit Feuchtigkeit geschwängerten Wolken nicht bei ihnen vorüber zu passiren, deren nach der Luftseite gewendeten Abhänge fast jeden Wasserpartikel aufsaugen.

Folgende, während des Jahres 1838 geführte Tabelle über den Witterungswechsel in Honolulu wird eine gute Probe für ein gewöhnliches Jahr abgegeben, wenn schon in demselben etwas mehr Regen gefallen ist, als es gewöhnlich der Fall ist. Die Beobachtungen sind von einem an jenem Orte ansässigen Engländer, Doctor Rooke, angestellt worden.

Monat.	Temperatur.		Anzahl der Tage.						Niederschlag
	Max.	Minim.	Passatw.	Südw.	Veränd.	Schön.	Regen.	Veränd.	in Zollen.
Januar . .	25°,5	20°,0	21	5	5	25	3	3	0,8
Februar . .	25°,5	20°,0	20	3	5	18	6	4	8,5
März . . .	27°,2	20°,5	22	3	6	21	4	6	2,1
April . . .	26°,7	20°,0	29	1	0	27	1	2	1,0
Mai	28°,4	21°,7	25	5	1	28	1	2	0,5
Juni	28,°9	22°,7	20	7	3	17	3	10	2,5
Juli	29°,5	23°,9	26	3	2	24	3	4	1,5
August . . .	30°,0	23°,9	30	1	0	28	1	2	1,2
September .	29°,5	22°,7	27	2	1	25	3	2	2,5
October . .	27°,7	21°,7	16	7	8	20	5	6	12,0
November .	26°,7	19°,5	18	9	3	19	5	6	6,7
December .	26°,1	16°,7	4	25	2	23	6	2	7,5
Für's Jahr	30°,0	16°,7	258	71	36	275	41	49	46,8

Außer Honolulu besitzen die Inseln keinen für größere Fahrzeuge zugänglichen Hafen, aber das in der Regel herrschende schöne Wetter macht es, daß auch die offensten Rheden als sicher angesehen werden können, wenn auch die Landung mit Booten zuweilen unbequem oder in Beziehung auf die Deinung, welche am Strande in mehr oder minder gewaltiger Brandung tost, sogar gefährlich werden kann. Der nächst Honolulu am häufigsten besuchte Platz ist Lahaina auf Maui, sodann Hilo oder Waiakea und Kealakeakua auf Hawaii und Waimea und Hanalai auf Kauai. Auf dieser zuletzt genannten Insel kann man reichlichere Lebensmittel und daher auch zu einem billigeren Preise bekommen, als auf den übrigen.

Die Naturerzeugnisse sind alle die in den tropischen Ländern gewöhn-

lichen. Außer den verschiedenartigen eßbaren Früchten, die wir schon einmal erwähnt haben, wird auch noch Baumwolle, Kaffee, Indigo, Tabak, Zuckerrohr und dergleichen mehr gefunden. Die Nüsse des Kukuibaumes (Aleurites triloba) liefern Oel, und die des Koabaumes die Schindeln zur Bedeckung der Dächer ihrer Häuser. Das Sandelholz hat früher hier eine kostbare Exportwaare abgegeben, jetzt sind aber alle großen Bäume bereits niedergeschlagen, so daß auf lange Zeit hindurch Nichts mehr wird verschifft werden können. Junge Bäume finden sich aber im Ueberflusse vor.

An Landvögeln sind nur wenige Arten anzutreffen, aber an Schnepfen und an Enten soll es in gewissen Gegenden wimmeln. Ratten findet man in Menge, und es sollen dieselben dem Zuckerrohre bedeutenden Schaden zufügen. In den Wäldern halten sich verwilderte Schweine und Hunde auf, eben so Hühner, und auf Hawaii sogar verwildertes Hornvieh. Schlangen und Frösche giebt es nicht, und eine Menge schädlicher Thiere, aus der Familie der Insekten, sind erst in letzterer Zeit dort aufgetreten, ursprünglich mit den Fahrzeugen oder Handelswaaren dort eingeführt. Bevor wir etwas über den Anbau des Landes erwähnen, müssen wir die historischen Ursachen betrachten, welche auf denselben eingewirkt haben.

Die älteren Traditionen, welche sich bis auf die heutigen Tage in einer Art von Recitativen lebendig erhalten haben, und die darin enthaltenen Verzeichnisse der Königsgeschlechter dieser Inseln liegen nicht innerhalb der Grenze unserer Arbeit, auch wenn man eine hinreichende Zahl derselben besäße, um eine einigermaßen zusammenhängende Geschichte daraus zu bilden. Nur so viel folge, daß auf den verschiedenen Inseln auch verschiedene Dynastieen herrschend waren, welche bald einmal abgesetzt wurden, aber auch eben sobald wieder einmal zur Regierung kamen, und die sich dabei unaufhörlich gegenseitig bekriegten. Die Könige herrschten mit despotischer Gewalt, und alles Land wurde als ihnen zugehörendes Eigenthum betrachtet. Sie gaben den Grund und Boden den Häuptlingen als eine Belehnung, welche dieselben wieder in einzelnen, kleineren Stücken verpachteten, die oft noch ein Paar Mal zerspalten wurden. Eine Art durch feststehende Gesetze beschütztes Besitzungsrecht für den zeitigen Inhaber gab es nicht, und bis in die allerjüngste Zeit hinein, ist das Besitzrecht auf Grund und Boden dem gemeinen Manne versagt geblieben. Wenn der Häuptling mit irgend einem seiner Land-Inhaber unzufrieden war, jagte er ihn ganz einfach fort. Man ist der Meinung, daß zwei Drittheile von dem Ertrage jedes Fleckens bebauter Erde in Steuern und Abgaben aufginge, und nur ein Drittel dem Inhaber desselben zu Gute käme, aber auch dieses ist eigentlich nur rechtlich sein Eigenthum, während es dem Factum nach sich oft noch anders gestaltet. Eine eigentliche Leib-

eigenschaft hat hier niemals existirt, sondern ein Jeder konnte frank und frei aus dem Besitze des einen Häuptlinges in den des anderen hinüberziehen, und oft hatten auch dieselben Männer Gutsantheile unter verschiedenen Häuptlingen, um sich gerade dadurch einen erhöhten Schutz zu verschaffen und nicht allzusehr von dem Gutdünken und der Laune eines Einzelnen abzuhängen. Da natürlicherweise auch hier, wie überall, eine große Zahl Untergebener eine Quelle zur Macht und zum Ansehen und Einfluß war, so war diese Freiheit ein ziemlich sicherer Schutz gegen zu harte Behandlung von Seiten der Häuptlinge, da sie sich selbst sagen mußten, daß eine solche sie der Gefahr bloßgestellt haben würde, ohne Untergebene bleiben zu können. Es ist daher wahrscheinlich, daß dies System in der Praxis weniger drückend war, als das der Leibeigenschaft, welches ja in einem Theile Europas noch heutigen Tages besteht, wenn schon es allerdings keinen gesetzlichen Schutz gegen zufällige von der Laune oder Leidenschaft vorbuchstabirte Grausamkeit gab.

Wie es noch bis jetzt unter mehreren der malaiischen Volksstämme im indischen Archipelagus sich erhalten hatte, bedienten sich die Häuptlinge unter einander einer eigenen Sprache, die von ihnen mit der allergrößesten Sorgfalt geheim gehalten wurde; kam etwa auch durch Verrath oder einen Zufall ein Wort derselben zur Kenntniß der niederen Volksklassen, so wurde es sogleich aus derselben ausgeschlossen und durch ein anderes neu Gebildetes ersetzt. Jeder Rang war erblich, beruhte aber viel mehr auf das Ansehen der Mutter, als auf das des Vaters. Dieser Brauch war hier vernunftgemäß und eine natürliche Folge der allgemein herrschenden grenzenlosen Liederlichkeit und Freiheit in sinnlicher Beziehung. Drei verschiedene Klassen von Häuptlingen hatten sich nach und nach gebildet; man könnte sie allenfalls Fürsten, hoher und niederer Adel bezeichnen. Gewisse Aemter führten auch bei ihrer Ausführung den höheren oder niederen dieser Grade mit sich. Die Häuptlinge des höchsten Grades verlangten von der großen Masse des Volkes für sich alle Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit, und bestraften selbst die Unterlassung der Beweise einer solchen mit dem Tode. So mußten, um ein Beispiel anzuführen, die Plebejer, sobald sich ein solcher Häuptling ihnen zeigte, sich niederwerfen und ihr Antlitz in den Boden drücken; eben so hatten sie sich in Acht zu nehmen, daß sie die Person eines solchen nicht berührten, oder sich auch nur eines Gegenstandes zu bedienen, den der Vornehme zu benutzen pflegte. Noch im Jahre 1818 wurde ein Mann deßhalb getödtet, weil er ein Kleidungsstück, welches einem Häuptlinge angehörte, benutzt hatte. Der, dessen Schatten auf den König fiel, oder der sich nicht nach vorn nieder warf, wenn Etwas zu demselben getragen oder von sich weggeholt wurde, und der, welcher in dem Umkreise, den der Schatten

des Hauses eines Höflinges bedeckt, mit einem Kranze auf dem Kopfe oder mit nassem Haare, oder gar mit dem Mantel um seine Schultern geschlagen, einherging, hatte als Strafe für solches Vergehen den Tod zu fürchten; und Vergehungen gegen noch eine Menge derartiger Verordnungen, die sich nicht einmal in unverändertem Bestande erhielten, sondern täglich durch neue vermehrt wurden, führten dieselben Folgen herbei.

Die Religion war eine völlig unbeschränkte Abgottsverehrung. Einige Götzen waren allgemeine, und wurden von Jedem angebetet; und unter diesen nahm die Göttin Pele eine der vornehmsten Stellen ein. Ihre Wohnstätte lag in dem Vulkane Kilauea, woselbst sich mit ihr ein ganzes Heer ihr untergebener Trabanten und Untergötter mit höchst sonderbaren Namen aufhielt, von denen wir nur einen: „Makoliwawahi-waa" — citiren, was in seiner Wortbedeutung: „die goldäugige Bootszermalmerin" heißt. Aber außer den allgemein anerkannten Göttern hatte eine jede mehr oder weniger bedeutende Person einen oder mehrere dergleichen, die dann natürlicherweise auch von seinen Untergebenen mit verehrt werden mußten. Solche Götter wurden dann aber auch nach Lust und Laune abgesetzt und ihrer Verehrung wieder entkleidet. Ihre Bilder waren in der Regel aus Holz gefertigt, und müssen ganz außerordentlich häßlich gewesen sein, wenigstens nach denen zu beurtheilen, die sich noch hier und dort erhalten haben.

Die Tempel bestanden aus weitläuftigen, von Holz oder Steinen ausgeführten Umzäunungen. Auf Hawaii findet man noch heutigen Tages einen solchen erhalten, dessen Länge 230 Fuß ist, während die Breite 100 Fuß beträgt; seine Mauern sind 8 bis 10 Fuß hoch und bis zu 12 Fuß dick. Er wurde von Kamehameha dem Ersten zu Ehren seines Lieblingsgottes Kaili erbaut. Jeder einzelne Tempel war auch nur einer einzelnen Gottheit geheiligt, die dann auch ihre besondere Klasse von Priestern hatte, von welchen die ihr gebührenden Opfer ausschließlich vollzogen wurden. Dem Könige allein war der unbeschränkte und freie Zutritt zu allen Tempeln gestattet. Die Götterbildnisse wurden in besonderen kleinen Häusern aufbewahrt. Ihnen zu Ehren wurden Früchte, Hühner, und bei den größesten und höchsten Festlichkeiten auch selbst Menschen geopfert. Diese letzteren wurden schon vorher dazu ausgesucht, und dies oft viele Monaten vorher, ehe das Opfer vollzogen und sie getödtet wurden. Wahrscheinlich waren die hierzu erkorenen Personen immer solche, die sich auf irgend eine Weise die Feindschaft der Priester oder Häuptlinge zugezogen hatten. Zuweilen wurden sie auf dem offenen Felde, oder auch in ihrer Heimath ermordet, zuweilen aber auch lebend in den Tempel geschleppt, um dort den tödtenden Keulenschlag zu empfangen. Alle Verbrecher, oder diejenigen, welche das sogenannte „Tabu"

ebrochen hatten, wurden gleichfalls den Gottheiten als Opfer dargebracht. Ihre todten Körper, wie auch alle anderen Opfer, wurden auf einen Altar vor dem Götzenbilde, mit dem Gesichte zu Boden gekehrt, niedergelegt und blieben dort liegen, bis sie in Verwesung übergingen.

Der Priesterberuf war, eben so, wie der Adel, erblich, und außer dem eigentlichen Gottesdienste befaßten sich die Mitglieder desselben noch mit Zauberei und der Ausbeutung aller möglichen Arten von Aberglauben. Wir erwähnten bereits, daß hier noch — wie übrigens auch in den meisten Ländern unseres so aufgeklärten Europas — der Glaube an die Möglichkeit herrscht, durch Verwünschung Menschen zu tödten, oder ihnen Schaden zuzufügen. Wie bei den alten Griechen und Römern wurden zukünftige Begebenheiten aus dem Flug und dem Schrei der Vögel, dem Aussehen des Himmels, dem Gebell der Hunde, dem Befund der Eingeweide geopferter Geschöpfe und dergleichen mehr vorausgesehen oder mindestens vorausgesagt. Wenn, wie man vielfach die Behauptung aussprechen hört, der Aberglaube im nahen Zusammenhange mit der Religiosität steht, so müssen die Hawaiier ehemals ein ungemein religiöses Volk gewesen sein, und nahen sich nun mit der Einführung des Christenthumes leider mehr dem Atheismus, da die Vortrefflichkeit und Wahrheit desselben, die es in den frühesten Tagen besessen, von seinen Bekennern stets mehr und mehr vergessen werden.

Ein kräftiges Werkzeug in den Händen der Mächtigen war die Schutznahme, — „Tabu" — deren Vorkommen in dieser Form eine Eigenthümlichkeit Polynesiens ist. Alles, was die Häuptlinge für sich, oder die Priester für sich und ihre Götter haben wollten, wurde „tabu" erklärt, entweder für eine bestimmte Gelegenheit oder für beständig. Auf solche Weise wurde die Fischerei in Gewässern, wurden Quellen, Badestellen, Thiere, Früchte und dergleichen mehr mit „Tabu" belegt, und Niemand durfte es wagen, sie dem Befehle zum Trotze zu benutzen. Verschiedene Lebensmittel waren jederzeit für die Weiber Tabu. Bei dem Herannahen der jährlichen Religionsfeste, während der Kriegsrüstungen, bei der Krankheit oder dem Tode des Königes und seiner nächsten Angehörigen und sonstigen ähnlichen Gelegenheiten wurde auch ein allgemeiner Tabu über das ganze Land verhängt, der zuweilen einen vollen Monat hindurch, und noch etwas länger, währte. War derselbe der milderen Art, so führte er noch weniger Störung in dem alltäglichen Leben herbei, nur daß man sich eines Theiles der Arbeit enthalten mußte, um die sonst darauf verwendete Zeit mit Tempelbesuch zu erfüllen. Aber bei einem strengen Tabu mußten alle Arbeiten zur Seite gesetzt werden, Niemand durfte während derselben sein Haus verlassen, mit alleiniger Ausnahme der den Gottesdienst verrichtenden Priester. Kein Feuer durfte angezündet,

kein Geräusch irgend einer Art vernommen werden; selbst den Hunden band man die Schnauze zu, die Hühner wickelte man in Stücke Zeug ein, und setzte sie unter Kalabassen; das Waschen und Baden war gleichfalls Jedermann verboten. Jedes Vergehen gegen ein solches Tabu wurde mit dem Tode bestraft, vor welchem es kaum eine andere Rettung gab, als die Erreichung einer der wenigen Zufluchtsorte, die für alle Verbrechen, und also auch für die Zuwiderhandlungen gegen das Gebot des Tabu, demjenigen vollkommen Verzeihung verschafften, der sie erst einmal glücklich erreicht hatte. Im Kriege gewährten diese Zufluchtsorte denjenigen, die am Kampfe keinen Antheil nahmen, gleichfalls eine nie verletzte Freistätte. In jetziger Zeit wird das Wort Tabu noch angewendet, um ein gesetzliches Verbot auszudrücken, oder einen durch das Gesetz rechtlich verliehenen Schutz zu bezeichnen.

Ganz so, wie man es noch heutigen Tages auf den in ihrem Naturzustande gelassenen polynesischen Inselgruppen sehen kann, war der Kindermord früher auch auf den hawaiischen Inseln eben so gewöhnlich, wie die Gleichgültigkeit und selbst Härte gegen ergraute Eltern und Verwandte. Man soll jetzt noch oft auf ältere Weiber treffen, die sich ohne alles Weitere dazu bekennen, ein halbes Dutzend ihrer Nachkommen ermordet zu haben, und oftmals ist schon bei des Kindes Eintritt in die Welt das Grab desselben im Innern der Hütten seiner Eltern oder wenigstens in der Nähe derselben gegraben gewesen. Man müßte geneigt sein, dies für eine Erdichtung zu halten, wenn nicht Wilke's Beschreibung der Sitten der Bewohner der Fidji-Inseln*) dergleichen Berichte außer allen Zweifel setzte. Auf diesen letzterwähnten Inseln lassen noch bis zu dieser Stunde die Kinder ihren altgewordenen Eltern eine höfliche Ermahnung zugehen, daß sie wohl bald daran denken könnten, das Irdische zu verlassen, und wenn sie sich nicht selbst nach diesem Wink richten, werden sie von ihnen lebendig begraben. Wie weit die Grausamkeit gegen die altersschwachen Leute bei dem hawaiischen Volke ging, und ob sie auch hier dieselbe Höhe erreicht hatte, ist noch nicht bekannt geworden, man möchte aber fast daran zweifeln, und man weiß mit Gewißheit, daß schon vor der Ankunft Cooks die Verzehrung irgend welchen Menschenfleisches aufgehört hatte.

Wir haben bereits schon einmal die Eigenschaften erwähnt, welche das Volk in seinem jetzigen Zustande auszeichnen. Natürlicherweise waren dieselben, in ihren Hauptzügen mindestens, auch in den längst verflossenen Zeiten die gleichen, aber die Fesseln, die das Christenthum der Ausübung mancher Laster auferlegt hat, fehlten damals noch, und überdies entbehrte man mit dem Vorhandensein einer ordentlichen, festen und bestimmten

*) In United States Exploring Expedition.

Gesetzgebung auch die Mittel und Wege die Verbrecher zu bestrafen, sofern nicht in ihren Vergehungen irgend einem Vornehmen zu nahe getreten war, in welchen Fällen immer die Möglichkeit einer Verantwortung nahe lag. In welcher Art der moralische Zustand also damals gestattet gewesen sein mag, ist leicht einzusehen. Die Eigenschaften, welche bei uns für Tugenden angesehen werden, waren gerade nicht im Ueberflusse zu finden, was unter Anderem daraus zu erkennen ist, daß es für mehrere derselben, wie zum Beispiel für Dankbarkeit, kein ursprüngliches Wort in der hawaiischen Sprache giebt, und sich solches erst seit der Ankunft der ersten Missionäre auf dieser Inselgruppe vorfindet.

Ein derartiger Zustand herrschte, als Cook auf seiner Reise von 1778 und 1779 diese Inselgruppe entdeckte. Wie es so häufig bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall gewesen ist, wurde er für einen Gott gehalten und erhielt den hawaiischen Namen Lono, nach einer der vornehmsten, damals bekannten und verehrten hawaiischen Gottheiten. Kalaniopuu*), der Beherrscher von Hawaii, empfing ihn mit der tiefsten Ehrfurcht und sandte ihm reiche Geschenke entgegen. Cook wurde in den vornehmsten Tempel geführt, woselbst er mit rothem Zeuge bekleidet und zwischen zwei Götzenbildern gesetzt, und ihm Schweine und Früchte geopfert wurden. Aber die Hoheit hat auch ihre Unbequemlichkeiten, denn er mußte sich dazu bequemen, Speck zu essen, den ihm ein alter schmutziger Priester vorgekaut hatte, und Ava oder Kava trinken, welches noch jetzt das auf allen polynesischen Inseln gebräuchliche berauschende Getränk ist, und auf sehr einfache Art dadurch gewonnen wird, daß man die Wurzel einer Art Pfefferpflanze kaut und in eine Schale speit, und aus dieser dann das Wasser abgießt, welches, nachdem es den Saft der Wurzel recht in sich gesogen hat, zur Aufbewahrung fertig ist. Cook ist im Allgemeinen von den Missionären sehr strenge getadelt worden, daß er sich zur Erfüllung von dergleichen heidnischen Ceremonieen hergegeben habe; wir glauben jedoch dreist mit der Behauptung heraustreten zu dürfen, daß ein jeder andere Reisende in seiner Stelle eben so verfahren sein würde, wie er, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der so bereitwillig angenommenen, wie freundlich dargebotenen Empfangsmahlzeit, müssen jedoch ebenfalls gestehen, daß einmal, zur Befriedigung der Neugierde, vollkommen hinreichend gewesen sein würde. Die bei seinem Tode sich ereignenden Umstände sind schon völlig bekannt.

Ein Paar Jahre darauf starb Kalaniopuu, worauf sein Brudersohn,

---

*) Kalaniopuu ist Cooks Teraiobu. Es ist bekannt, daß K und T, und L und R oftmals verwechselt werden, und von Taraniopu ist ein leichter Uebergang zu Teraiobu möglich.

der berühmte Kamehameha der Erste, in Besitz der Herrschermacht gerieth, nachdem er verschiedene angesehene Häuptlinge, die sich im Widerspruche gegen ihn erhoben, bekämpft und besiegt hatte. Er war damals ungefähr dreißig Jahre alt, und seiner Kühnheit und Klugheit halber schon bekannt. Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts glückte es ihm, die sämmtlichen hawaiischen Inseln unter seinem Scepter zu vereinigen. Die vielseitigen und sich oft wiederholenden Kriege und Kämpfe, die er zu diesem Zwecke aushalten mußte, liegen gänzlich außerhalb der Grenzen dieser Arbeit, doch müssen wir unsere Aufmerksamkeit ein klein Wenig auf einige Begebenheiten richten, die sich während der Zeit seiner Regierung ereigneten, und nicht ohne allen Einfluß auf die ganze Zukunft der Inseln geblieben sind.

Einige Jahre verflossen nach der Ermordung Cooks, ohne daß sich irgend ein Fahrzeug vor den nunmehr als ungastlich verschrieenen Inseln gezeigt hätte, aber 1786 fing man wieder an dieselben zu besuchen, und 1789 kam eine amerikanische Brigg, Eleanor, dorthin, in deren Gesellschaft sich ein kleiner Schooner befand, auf welchem der Sohn des Schiffers der Brigg, ein achtzehnjähriger Jüngling, den Befehl führte. Nachdem sie einige Zeit bei Hawaii zugebracht hatten, segelte die Brigg nach Maui, woselbst zwei Häuptlinge in einer Nacht eins der Boote derselben stahlen, und die Bootswacht, die sie bei demselben schlafend gefunden hatten, tödteten. Der Capitain, dessen Name Metcalf war, überfiel nun, um die Unthat zu strafen, das nahegelegene Dorf, tödtete einen der Einwohner desselben, und machte zwei andere zu Gefangenen. Unter diesen Letzteren verrieth einer den Namen und Aufenthaltsort der Diebe, wohin sich nun Metcalf sogleich mit seinem Fahrzeuge begab. Die Ueberreste des Bootes, welches die Diebe entzwei geschlagen hatten, um zu den Nägeln, die ihr Verlangen gereizt, kommen zu können, und die Gebeine des getödteten Matrosen wurden ihm hier wieder zurückgegeben, worauf er sich den Anschein gab, als sei er dadurch versöhnt. Als sich aber kurz darauf eine beträchtliche Anzahl Eingeborener in ihren Kanots längs der Seite seines Fahrzeuges befand, ließ er ganz unvermuthet mit Kanonen und Handgewehren unter dieselben schießen, wodurch ungefähr hundert Eingeborene in ihren Schiffen getödtet und eine noch größere Menge verwundet wurde. Einige Zeit vorher hatte er auch einmal einen hohen Häuptling prügeln lassen, welcher geschworen hatte sich an dem ersten Weißen, dem er begegnen würde, zu rächen. Als der kleine Schooner kurze Zeit nach der eben erwähnten Begebenheit bei Maui anlangte, wurde er von den Eingeborenen angegriffen, und die ganze Besatzung desselben, mit Ausnahme einer einzigen Person, des Isaak Davis, ermordet. Die Brigg befand sich damals in Kealakeakua. Der Bootsmann derselben, John Young,

befand sich am Lande, und wurde, als er wieder an Bord gehen sollte, auf den Befehl Kamehamehas zurückgehalten, worauf die Brigg schließlich ohne ihn absegeln mußte. Diese beiden Männer, Young und Davis, wurden von dem Könige gut behandelt, erhielten Land geschenkt und bekamen Weiber, sahen sich jedoch, sobald sich irgend ein fremdes Fahrzeug den Häfen näherte, auf das allerstrengste bewacht. Beide wurden Kamehameha von großem Nutzen. Davis starb 1810 und Young erst 1835, in dem wohl kaum ohne seinen hiesigen Aufenthalt erreichten Alter von sechsundneunzig Jahren. Der jetzige Premierminister ist sein Sohn; ein zweiter Sohn, James Young Kanehoa, ist aber Gouverneur von Maui.

In den Jahren 1792 und 1793 wurden die Inseln von Vancouver besucht, der auf denselben ein bei allen Bewohnern in der höchsten Achtung stehendes Andenken zurückließ. Er beschenkte den König Kamehameha mit einer Anzahl Rindvieh und anderer Hausthiere, und half ihm ein kleines Fahrzeug erbauen und takeln. Kamehameha aber gab auch seinerseits dem Vancouver eine Menge Ehrengeschenke, und versah sein Fahrzeug auf das reichlichste mit Lebensmitteln. Schon zu dieser Zeit findet man, daß sich entlaufene Matrosen unter den Eingeborenen eingenistet hatten, und sie mehr als einmal zu Gewaltthätigkeiten und Plünderungsversuchen gegen ankommende Fahrzeuge aufreizten.

Vancouver nahm, mit der Einwilligung Kamehamehas und aller übrigen Häuptlinge, Hawaii zum Besten der englischen Krone in Besitz, jedoch scheint irgend ein Versehen oder Mißverständniß dabei obgewaltet zu haben, denn die Eingeborenen geben vor, daß sie nur um Englands Schutz angehalten hätten.

Kamehameha führte die Regierung mit gehöriger Kraft und ausdauernder Klugheit. Als Beherrscher der sämmtlichen Inseln setzte er dem bisher gewöhnlichen kleinen Kriege zwischen den untergeordneten Häuptlingen ein Ende, und zwang diese, Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen das ihnen unterworfene Volk auszuüben. Er ermunterte den Handel, behielt sich aber die allerstrengste Aufsicht über alle die Inseln besuchenden fremden Fahrzeuge vor, um dadurch der Gewaltsamkeit vorzubeugen, die gegen die Besatzungen derselben hätte gerichtet werden können, es aber auch zu verhindern, daß Unordnungen von ihnen ausgingen. Er hielt die Eingeborenen dazu an, mit mehr Sorgfalt, als sie bisher darauf zu verwenden pflegten, ihren Acker zu bebauen, und widmete sich selbst mit einer ganz besonderen Sorgfalt der von ihm mit Vancouvers Hülfe erst neu eingeführten Viehzucht. Gegen das Ende seiner Regierung begann auch bereits das alte bestehende Religionsgebäude zu wackeln, aber noch gab es keine Missionäre auf den Inseln, und der König blieb bis zu seinem Tode, nach hergebrachten Glaubenslehren und

Gewohnheiten, ein Heide. Er verschied im sechsundsechzigsten Jahre seines Alters am 8. Mai 1819 auf Hawaii. Bei seinem Begräbnisse wurden dreihundert Hunde, aber kein Mensch geopfert. In Gemäßheit eines althergebrachten, abergläubischen Gebrauches wurden seine Gebeine so wohl verwahrt, daß jetzt es Niemand mehr weiß, wo dieselben begraben liegen.

Von seiner, ihrem Range nach vornehmsten Gemahlin, der Königin Keopuolani, hinterließ er die Söhne, Liloliho, geboren 1797, nnd Kauikeaouli, geboren 1814, und eine Tochter, Nahienaena. Der ersterwähnte wurde schon unter der Regierung seines Vaters als Thronerbe anerkannt, und nahm nach seiner Thronbesteigung den Namen Kamehameha der Zweite an. Nach den letztwilligen Anordnungen des Verstorbenen sollte Kaahumanu, die geliebteste seiner Gattin und gleichfalls Königin, mit Liloliho das Reich als Premier-Minister (Kuhina Nui) regieren; und diese eigenthümliche Regierungsform hat sich auch wirklich bis noch vor einigen Jahren erhalten, wo sie bei dem eingetroffenen Tode des dritten der weiblichen Premier-Minister, Kekauluohis, im Jahre 1845, insoweit verändert wurde, daß dieses Amt nunmehr von einer durch die Wahl des Königs, aus der bevorzugten Klasse der Häuptlinge entnommenen Person verwaltet wird.

Schon bevor das Todesjahr Kamehamehas des Ersten zu Ende gegangen war, begann sich eine große religiöse Bewegung unter der Bevölkerung der hawaiischen Inseln zu zeigen. Die bisher nach dem Tode eines jeden Königs üblich gewesene Tabu-Erklärung wurde dieses Mal gebrochen. Der junge Kauikeaouli, der jetzt regierende König, aß mit seiner Mutter zusammen, und Liloliho äußerte sich öffentlich zu Gunsten einer Beseitigung des alten Gesetzes, daß Männer und Frauen abgesondert und für sich essen sollten, und ein Weib begann sogar ungestraft das doppelte Verbrechen eine Cocosnuß zu essen, die schon einmal an und für sich eine dem weiblichen Geschlechte ganz verbotene Speise war, und die sie andererseits unerhörter Weise gerade an dem Todestage des alten Königes, der natürlich Tabu erklärt war, genoß. Im August desselben Jahres wurde Kalaimoku, oder, wie er auch genannt wurde, William Pitt, und sein Bruder Boki, nach dem Rituale der römisch-katholischen Kirche an Bord der französischen Fregatte Urania getauft, sollen jedoch seitdem noch manches Mal an der Vollziehung heidnischer Ceremonieen theilgenommen haben. Ihre Taufe findet sich in der von Jacques Arago herausgegebenen Beschreibung seiner Reise um die Erde mitgetheilt, ein Buch, welches im Uebrigen lediglich in der Absicht verfaßt zu sein scheint, einen Versuch zu machen, bis wie weit man sich in einer Reisebeschreibung zu phantasieren erlauben darf, um nicht zu sagen, zu lügen. Im November

veranstaltete Liliholiho in Kailua eine große Mahlzeit mit besonderen Tafeln für die verschiedenen Geschlechter, nachdem sich aber alle Uebrigen gesetzt hatten, ging er hinüber zu dem Tische der Damen, setzte sich und blieb dort während der ganzen Dauer der Mahlzeit. Seine Unterthanen folgten bald in dem ganzen Lande diesem klugen Beispiele, und er ließ darauf den Befehl ausgehen: die Tempel und Götzenbilder zu zerstören. Selbst der Oberpriester Hewahewa leistete bei der Verbrennung der Letzteren seinen Beistand, und es wurde ein Gesetz gestiftet, welches fortan den Götzendienst förmlich verbot, da aber keine andere Art Opfer- oder Verehrungsdienst an dessen Stelle gesetzt wurde, weder de jure, noch de facto, so befand sich das ganze Land thatsächlich ohne alle Religion. Ein Aufruhr brach im Interesse des heidnisches Geistes aus, wurde aber bald durch Kalaimoku erstickt. Im März des folgenden Jahres langten die ersten Missionäre, welche die hawaiischen Inseln besuchten, von den vereinigten Staaten Nordamerikas an. Sie wurden wohl empfangen, und obschon sich anfangs eine Opposition gegen das Dableiben derselben zeigte, erhielten sie dennoch endlich die Erlaubniß hierzu, nachdem sich Kaahumanu für dieselbe erklärt hatte.

Der Charakter des Königs Liholiho dürfte eine herrliche Probe von den zu jener Zeit in dem Volke am meisten herrschend gewesenen Eigenschaften sein. Er hatte öffentlich mit der alten Religion des gesammten Landes gebrochen, zeigte aber darum noch keinesweges, daß es ihm wirklich mit der neuen völlig Ernst gewesen wäre. Gutmüthig und freundlich, sobald er sich selbst überlassen war, war er andererseits leicht zu Ausschweifungen und Härte zu verleiten, und beging in leicht aufbrausendem Jähzorne auch mehr als einmal wirkliche Grausamkeiten. Er las und studierte mitunter fleißig und ernsthaft, überließ sich jedoch eben so oft der Spiellust und der Trinksucht, die ihn bis zur Trunkenheit führte. Seinen schlechten Seiten wurde von allerlei auf den Inseln ansässig gewordenen Landstreichern geschmeichelt, die aus seiner Nachgiebigkeit und Friedensliebe einen guten Gewinnst zu erzielen wußten. Von denselben kaufte er allerlei Kleinigkeiten und unnützen Zierrath zu den unerhörtesten Preisen, und um die Schulden zu bezahlen, in die er dadurch gerathen war, nahm er seine endliche Zuflucht zu den gröbsten Erpressungen. Sandelholz wurde in Menge geschlagen, ohne jede Rücksicht darauf zu nehmen, daß bald ein Mangel daran zu erwarten sein würde, und das Volk wurde in den Waldungen zusammengetrieben, um die Stämme von den unzugänglichsten Orten zum Strande hinabzuführen. Liholiho schien völlig unfähig dazu zu sein, nur irgend eine seiner Leidenschaften oder auch nur schnell entstehenden Launen zu zügeln oder unterdrücken; während er die Wahrheiten des Christenthumes anzuerkennen behauptete, und eine

Verordnung über die allgemeine Heilighaltung der Sonn- und Festtage erließ, war sein eigenes Leben eine ununterbrochene Kette von Ausschweifungen.

Im Jahre 1823 bekam er unerwartet den Einfall nach England zu reisen, wohin er sich auch thatsächlich am Schlusse des Jahres begab. In seinem Gefolge befand sich Kamamalu, die geliebteste seiner fünf Gattinnen und Königinnen, und ein Paar Häuptlinge und Dienerschaft. Die ganze Gesellschaft erreichte im Mai des folgenden Jahres das Ziel ihrer Reise, nachdem sie auf dem Wege noch einen Besuch in Rio de Janeiro abgestattet hatte, woselbst sie sehr freundlich empfangen wurde. Daß ihre hawaiische Majestät auch später bei ihrem Aufenthalte in London zu den Löwen des Tages erklärt wurden, ist natürlich und braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Ihr Aufenthalt daselbst war aber nicht von langer Dauer, sie wurden beide dort von den Masern ergriffen und starben auch beide im Monat Juli des Jahres 1824. Ihre Leichen, sowie auch das sie überlebt habende Gefolge wurde 1825 auf der Königlichen Fregatte Blonde nach den Inseln hinübergesendet, wo ihr Tod wahrhafte und tiefe Trauer erweckte. Bei dem Zusammentritte sämmtlicher Häuptlinge, der in der Absicht geschah, um die Thronfolge zu bestimmen und durch ein Gesetz zu ordnen, wurde der von Liloliho selbst schon früher dazu ausersehene jüngere Bruder desselben, Kauikeaouli, als König anerkannt, für welchen jedoch Kaahumanu die Regierung zu führen fortfahren sollte. Auf Kalaimokus (William Pitt) Vorschlag wurde verordnet, daß die von dem ersten Kamehameha den Häuptlingen verliehenen und als Lehen ertheilten Landstriche unveräußerlich bei den Familien derselben verbleiben sollten, denen sie auch nur in dem einzigen Falle der Hochverrätherei wieder entzogen werden können. Der Chef der Fregatte Blonde, Lord Byron*), führte bei dieser Gelegenheit das Wort zu Gunsten der niederen Volksklassen des hawaiischen Archipelagus, und wirklich glückte es seinen eifrigen Bemühungen einige ihr Leben und Eigenthum wenigstens sichernde Gesetze zu Stande zu bringen. England erkannte hierauf und in Folge dessen die hawaiischen Inseln förmlich und feierlichst als einen eigenen und unabhängigen Staat an.

Wir kommen nun zu einer neuen Entwickelungsperiode in der Geschichte dieses kleinen Staates, der Minderjährigkeit des jetzt regierenden Königes, unter welcher das Christenthum definitiv angenommen und zur herrschenden Staatsreligion erklärt wurde; hiermit wurde aber auch der

---

*) Lord Byron ist ein Vaterbruder des Dichters, und in Folge des erblosen Todes desselben vor noch nicht langer Zeit erst zur Pairswürde gelangt.

Der Uebersetzer.

Grund zu den Streitigkeiten gelegt, welche seitdem schon mehr als einmal die Unabhängigkeit des Königreiches auf das Spiel gesetzt haben.

Bis etwa auf die innersten, weniger besuchten Theile der Insel Hawaii selbst, war nun jeder Glauben an die Macht der alten Abgötter verschwunden. Die Tabugesetze aller Arten wurden versäumt, oder, wenn gegeben, furchtlos, und ohne daß sie auf die dagegen Fehlenden Unglück herbeigezogen hätten, gebrochen, und Kapiolani, eine Dame von hohem Range, wagte es sogar in den Krater des Kilauea hinabzusteigen, ohne zuvor das gebräuchliche Opfer vollzogen zu haben, durch welches die Gunst Peles, der Göttin dieses Ortes, gewonnen werden sollte. Sie kam unbeschädigt zurück, obschon sie auf jede nur erdenkliche Art und Weise Pele verhöhnt und beschimpft hatte, und der Glaube an die Macht dieser sonst so hoch gefürchteten Göttin erhielt dadurch einen gewaltigen Stoß. Es stand hier auf den hawaiischen Inseln der Verbreitung des Christenthumes überhaupt weniger die Macht der früher herrschenden Religion im Wege, als die Ränke ausschweifender und gewinnlustiger Fremder. Es war zu dieser Zeit, als Percivals schon früher erwähnte Gewaltthat sich ereignete. Der englische Consul Charles that auch seinerseits alles Mögliche, um zwischen den Häuptlingen und den Missionären Uneinigkeit herbeizuführen. Der kräftige William Pitt Kalaimoku starb 1827, und in seinem Bruder und Nachfolger im Amte, Boki, bekam Charlton bald einen gehorsamen und gelehrigen Schüler, dessen Unordentlichkeit und Schlaffheit viele Aergernisse herbeiführte.

Im Jahre 1827 kam in Gestalt zweier römisch-katholischer Priester, die als Missionäre hierher übersiedeln wollten, ein neuer Stoff zu Zänkereien hinzu. Sie kamen auf einem französischen Handelsfahrzeuge hier an, und landeten, ohne daß sie nach der alten Sitte erst Erlaubniß dazu verlangt und erhalten hatten. Der Capitain des Fahrzeuges erhielt den Befehl sie wieder mit sich fortzunehmen, aber er segelte ohne Weiteres seiner Wege, und die Katholiken bekamen deßhalb die Erlaubniß bis auf Weiteres da zu bleiben. Viele der Eingeborenen, natürlich des eigentlichen Inhaltes der reinen Glaubenslehren des Christenthumes unkundig, betrachteten die katholische Religion, wohl verführt durch die äußerliche Verehrung der Heiligenbilder, und die Aehnlichkeit des Fastens mit den ehemaligen Tabuerklärungen, für eine neue Art Abgötterei an, und Kaahumanu wollte sogar auf die Bekenner derselben die gegen die letzterwähnte gestifteten Gesetze angewendet wissen. Daß die amerikanischen Missionäre ihre katholischen Mitbrüder und Amtsgenossen gerade nicht mit besonderem Wohlwollen aufnahmen, ist begreiflich und von ihrem Standpunkte aus ihnen auch wohl nicht sehr zu verdenken, da die letzteren eine Lehre verkündeten, deren Sätze in gewisser Beziehung, nach der Ansicht der ersteren,

geradezu verwerflich und verdammenswerth sind. Es ist dies nicht ohne allen Grund, daß man in dem Benehmen der Katholiken mancherlei bemerken konnte, was stark an die alte gute Regel derselben, daß der Zwecke auch das Mittel heilige, erinnerte. Der offene Bruch feierlichst gegebener Versprechungen schien sie eben nicht sehr zu bekümmern, wenn sie nicht durch sophistische Wortdeuterei und klug ersonnene Ausflüchte leichter aus ihnen lästig gewordenen, eingegangenen Verpflichtungen kommen konnten. Mehrere Male versprachen sie es vergeblich die Inseln verlassen zu wollen, bis sie endlich im Jahre 1832 auf einem hawaiischen Fahrzeuge nach San Pedro in Californien hinübergebracht wurden. Es kann nicht geleugnet werden, daß ihre Schüler mit Härte behandelt wurden, aber es scheint dies mehr eine Folge des Trotzes und der Widerspenstigkeit gewesen zu sein, den sie der Regierung und den Häuptlingen bewiesen haben, als die ihres eigentlichen religiösen Glaubens, wenn gleich mehrere derselben nach dem Gesetze bestraft wurden, als hätten sie Abgötterei getrieben. Zu derselben Zeit wendete der Gouverneur von Oahu, Kuakini oder John Adams, der Bruder Kaahumanus, mit einer Strenge, die vollkommen an Raserei grenzte, die gegen allerlei kleine Verbrechen oder geringe Vergehungen, zum Beispiel der Unternehmung einer Arbeit am Sonntage, gestifteten Gesetze an.

Kaahumanu starb im Juni 1832, und es folgte ihm Kinau, Lilolihos Halbschwester, und gleichfalls eine der von ihm hinterlassenen Königinnen und Gattinnen, die auch sogleich den offiziellen Namen Kaahumanu die Zweite annahm. Im Anfange des Jahres 1833 wurde der junge König mündig erklärt. Er besaß schon damals, den durch die Umstände bedingten Maaßstab angelegt, nicht unbedeutende Kenntnisse, war aber von einem, dem seines verstorbenen Bruders nicht ungleichen Temperamente. Bald wurde auch er von ausschweifenden Freunden zum Spiele und Trunke verleitet, das böse Beispiel verbreitete sich aber nur zu schnell unter der übrigen Bevölkerung, deren Lüste überdies durch Aufhebung der vor wenigen Jahren gegen Unzucht und Trunk gestifteten Gesetze freien Spielraum gewonnen hatten. Es wurde bereits von dem Abschiede Kinaus gesprochen, an ihre Stelle sollte Liliha, Bokis Wittwe, und die Günstlingin der Gegenpartei, jetzt Premier-Minister werden. Die Sache wurde schon als entschieden betrachtet, als sich der König ganz plötzlich wieder mit Kinau versöhnte, worauf das Unwesen bald aufhörte und die aufgehobenen Gesetze auf's Neue eingeführt wurden, wenn gleich in etwas gemildeterer Form.

Im Jahre 1836 langte in Honolulu ein irländischer katholischer Priester mit Namen Walsh an. Es wurde ihm verständlich gemacht, daß man es wünsche, er möge mit der ersten sich darbietenden Gelegenheit

wieder abreisen, doch gelang es ihm, durch die Vermittelung des englischen Consuls, die Erlaubniß zu einem ferneren Dableiben zu erhalten, unter der ihm auferlegten Bedingung, nicht an der Verbreitung seiner Religion zu arbeiten. Eine Verpflichtung, welche er jedoch selbst zugiebt so oft gebrochen zu haben, als er den Glauben hegen durfte, es unentdeckt oder mindestens ungestraft thun zu können. Inzwischen hatten der Capitain Vaillant, von der französischen Corvette Bonite, und der englische Capitain Lord Edward Russel, von der Fregatte Actäon, halb mit Gewalt von der Regierung des Inselreiches einen Tractat erzwungen, wodurch ihren respectiven Landsleuten das Recht zugesichert wurde, sich ohne Hinderniß in demselben aufhalten zu dürfen. Sich hierauf stützend, kehrten im Jahre 1837 die beiden nach Californien abgeschickten katholischen Missionäre, der Franzose Bachelot und der Engländer Short, wieder hierher zurück. Sie landeten heimlich, aber dennoch wurden sie entdeckt und ihnen befohlen, sich wieder an Bord des Fahrzeuges zu begeben, daß sie hergebracht hatte. Hierauf folgte eine von diesen Herren, dem Besitzer des Fahrzeuges (einem in Honolulu ansässigen Franzosen, mit Namen Dudoit), und dem englischen Consul Charlton veranstaltete Zusammenrottung, durch welche die hawaiische Regierung gereizt und dadurch verleitet wurde, sich in Beziehung auf die Form etwas zu vergehen, was sie dann der Rache der drei großen Seemächte, Englands, Frankreichs und der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, aussetzte.

Es ließ dasselbe auch wirklich nicht lange auf sich warten. Im Monat Juli des Jahres 1837 langten die französische Fregatte Venus, unter Befehl des Capitain Dupetit-Thouars, und die englische Corvette Sulphur, geführt vom Capitain Belcher vor Hawaii an, und sowohl Charlton, als Dudoit sparten keine Mühe, um diese Herren gegen die Regierung zu erhitzen, und die Schuld auf die amerikanischen Missionäre zu wälzen, mit denen dieselbe wohl schon damals als ein Fleisch und Blut zu betrachten war. Die beiden Capitaine hatten einen stürmischen Auftritt bei dem Könige; Charlton drohte dabei Master Bingham, den einflußreichsten der Missionäre, niederpeitschen zu lassen, und wirklich ging es so weit, daß derselbe auch in dem Audienzsaale selbst thätlich mißhandelt wurde*). Auch dem englischen Capitain Belcher wurde die Beschuldigung vorgehalten, Kinau mit geballter Faust bedroht zu haben; doch hat er selbst dies auf das allerbestimmteste geleugnet und will im Gegentheile, wie es späterhin von ihm wirklich geschah, dem Könige die freundlichste

*) Er wurde mit den Füßen hinweggestoßen, von einer Person, über welche er sich folgendermaßen ausdrückt: „a person, whom I, but for his brutal behaviour, would have taken for a french officer."

Gesinnungsart bewiesen haben*). Die Audienz wurde auf die Weise beendet, daß sowohl er, als Dupetit-Thouars das Recht der Regierung: die katholischen Priester wegzuweisen, anerkannten, und sich dazu verpflichteten, selbst diese zu bewegen, mit der erstmöglichen Gelegenheit abzureisen, was sie denn auch noch, bevor ein Jahr verlaufen war, in's Werk setzten.

Diejenigen der Eingeborenen, welche sich zu der katholischen Religion bekehrt hatten, waren nun verschiedenen Verfolgungen und argen Mißhandlungen ausgesetzt, und man kann unter keinen Umständen und selbst mit dem besten Willen die amerikanische Mission nicht von der Theilnahme an denselben, oder mindestens ihrer Urheberschaft freisprechen. Einige in Honolulu ansässige Einwohner nahmen nun größtentheils einen warmen Antheil am Streite und ergriffen die Partei der Verfolgten, doch war auch bei Vielen dieser wieder nur das Verlangen, Zwiespalt zu säen und Unruhen zu stiften die bewegende Triebfeder. In ihrem Eifer, die in's Gefängniß gesperrten Katholiken zu befreien, traten diese Herren den Rechten der Regierung etwas zu nahe, wurden aber von dem Gouverneur Kekuanaoa nachdrücklich zurückgewiesen.

Wenn sich aber die Regierung bei dieser Gelegenheit gerechte Vorwürfe zugezogen hatte, strafte sich auch ihr Benehmen, und sie mußte, wie man so zu sagen pflegt, das, was sie eingebrockt hatte, auch ausessen.

Im Juli 1839 landete die französische Fregatte Artemisia, unter Führung des Capitains Laplace vor Honolulu, und derselbe sendete der Regierung der hawaiischen Inseln eine Note zu, deren Inhalt ein sonderbares Gemisch von Prahlereien, Unwahrheiten und übermüthigen Drohungen war. So kommt zum Beispiel in derselben eine Stelle vor, in welcher die ganz neue Behauptung ausgesprochen wird, daß es keine civilisirte Nation gäbe, von der nicht die freie Ausübung aller Religionen gestattet sei, und nachdem dann ein lächerliches Loblied für das „noble et liberal system politique" Frankreichs gesungen war, drohte dasselbe sogleich zu Gewaltthätigkeiten zu schreiten, wenn nicht den in den merkwürdigen Actenstücken ferner mitgetheilten Befehlen unbedingt gehorcht würde.

Der König befand sich gerade auf Maui, doch wurde sogleich nach ihm geschickt, da er aber nicht in der kurzen, als Frist ausgesetzten Zeit anlangen konnte, unterzeichneten der Premier-Minister Kekauluohi, — die Schwester der vor ein Paar Monaten gestorbenen Kinau, der sie in ihrem Amte gefolgt war, — und der Gouverneur Kekuanaoa die vorgeschriebenen

*) Es ist dies der jetzige Sir Edward Belcher, der sich als Befehlshaber des zur Aufsuchung Franklins abgesendeten Geschwaders bekannt gemacht hat.

Bedingungen, und sendeten die als Bürgschaft für die Erfüllung derselben geforderten 20,000 Piaster an Bord der Artemisia. Um diese Summe nur bald genug zusammenbringen zu können, mußte die Regierung gegen hohe Renten Geld von verschiedenen ausländischen Kaufleuten aufnehmen. Indessen waren hiermit noch nicht alle Parteien befriedigt. Im vorhergegangenen Jahre war die Einführung von Spirituosen verboten und auch auf Weine ein hoher Zoll gelegt; die eingewanderten Personen nun, welche sich dadurch in ihren Interessen gekränkt fühlten, kamen jetzt auf den Einfall, durch die Anwesenheit Laplace's sich einen Ersatz dafür zu verschaffen. Auch nahm sich derselbe ohne Bedenken dieser Frankreich gar nicht berührenden, reinen, inneren Landesangelegenheit an, und zwang durch Drohungen und Insinuationen den jetzt angelangten König zur Unterzeichnung eines Tractates, der es ihm verbot, auf irgend welche beliebige Waare einen höheren Zoll, als fünf Procent des Werthes zu legen, und wodurch die sich auf den Inseln aufhaltenden Franzosen in den Stand gesetzt wurden, fast allen Gesetzen des Landes zu trotzen. Während dieser ganzen Transaction wurde eine ernste und keinesweges unbegründete Furcht vor einem Aufstande der Eingeborenen und des in der Stadt angesammelten ausländischen Pöbels gehegt, und die Besseren unter den Ausländern organisirten sich zu ihrer Vertheidigung, im Falle ein solcher wirklich ausbrechen sollte.

Nach diesem zweideutigen Benehmen segelte Laplace ab. Wir wissen es nicht, bis zu welchem Grade ihn die Vorschriften seiner Regierung gebunden hatten, aber in seiner ganzen Art und Weise zu Wege zu gehen, verräth sich ein Uebermuth, der sein Vergnügen daran fand, die bewiesene Strenge so schimpflich, als möglich, zu machen, und die Würde der ihm gegenüberstehenden Regierung ganz mit Füßen zu treten.

Der oben erwähnte Dudoit, der nun zum französischen Consul ernannt wurde, beeilte sich sogleich den möglichsten Vortheil aus dem der hawaiischen Regierung neu aufgezwungenen Tractate zu ziehen, und bald landete ein mit Spirituosen beladenes Fahrzeug, auf welchem sich auch drei katholische Missionäre befanden. Diese Herren nahmen sich vor, nach der ihnen gewöhntermaaßen zum Vorwurf gemachten Weise, ohne Mitwirkung der Regierung alle bestehenden Verhältnisse umzuwerfen, falls sie dieselben nicht beherrschen könnten; sie lösten nach Gutdünken schon eingegangene Ehen auf, und der französische Consul protestirte gegen jedes Hinderniß, oder gegen jede Besteuerung, die dem Kleinhandel mit Spirituosen hätte hemmend in den Weg gelegt werden können. Capitain Mallet, der Befehlshaber der französischen Corvette Embuskade, vereinigte sich mit ihm, und forderte außerdem, daß die Regierung auf ihre Kosten eine katholische Hochschule anlegen sollte, daß ferner ein Stück Land,

welches der katholiſchen Miſſion, nach ihrem Vorgeben von Boki, geſchenkt worden war, derſelben zugeſtellt werden ſollte, und daß dieſer ſchließlich das Recht zugeſprochen würde ſich Land zu kaufen, wo es ihr irgend beliebte. Nach dem, was wir ſchon oben geſehen haben, ſtanden die letzten Punkte im vollkommeſten Widerſpruche mit den Geſetzen des Landes, und Boki hatte nie das Recht beſeſſen, irgend ein Stück dem Staate gehörenden Landes fortzugeben. Es iſt ein betrübendes Schauſpiel, anſehen zu müſſen, wie eine Nation, welche von ſich ſelbſt behauptet, an der Spitze der Civiliſation zu ſtehen, verſchiedene Male im ſtillen Meere in einer Art und Weiſe aufgetreten iſt, die keinesweges einen augenſcheinlichen Beweis für dieſe Behauptung ablegt, und nur auf Grund einer dringenden Nothwendigkeit entſchuldigt werden konnte, von der jedoch bei den in Rede ſtehenden Fällen füglich nichts zu finden ſein möchte. Mit Gewalt eine Regierung daran zu verhindern, den ſchädlichen Detailhandel mit Branntwein in ihrem eigenen Lande durch Beſchränkungen zu ordnen, iſt etwas Unerhörtes, aber es ſcheint, als ob in der Politik bisher nur ein einziger Satz, als richtig und ſicher befunden worden ſei, und auch ferner gefunden werden würde, nämlich der: „Recht iſt Alles, was glücklich ausſchlägt!“

Kurz nach der eben geſchilderten Begebenheit gerieth auch der oft erwähnte engliſche Conſul Charlton in einen heftigen Zorn gegen die Regierung, verließ das Land beleidigt, und begab ſich nach England, einen Herrn Simpſon als Vice-Conſul zurücklaſſend. Dieſer Mann mußte eine beſondere Energie und Kraft beſeſſen haben, welche Eigenſchaften mit der ſeinerſeits oft und laut ausgeſprochenen Verachtung der ganzen Regierung und der unverhehlten Abſicht das kleine Inſelreich zur engliſchen Beſitzung zu machen, ein allgemeines Mißtrauen gegen ihn geweckt hatten, welches den König bewog, es zu verweigern, ihn als Conſul anzuerkennen. Im Februar 1843 langte die engliſche Fregatte Carysfort vor Honolulu an, geführt von dem Capitain Lord George Paulet, welcher, nachdem einige vorhergehende Forderungen abgeſchlagen worden waren, am 18. Februar die Inſeln für Rechnung der engliſchen Krone in Beſitz nahm. Der König, ſich zu ſchwach fühlend, um Widerſtand zu leiſten, und Verbrennung und Plünderung der Stadt befürchtend, erklärte ſich der Gewalt nachgeben und weichen zu wollen, proteſtirte aber auf das kräftigſte gegen die in ſeine Souverainität gethanenen Eingriffe. Die vielen und langen Rechnungen auf Schadenerſatz, welche Simpſon und ſeine Freunde nun aufſtellten, gehen wirklich faſt bis an die äußerſte Grenze der Unverſchämtheit, doch können wir hier des knapp gemeſſenen Raumes halber keine Details darüber mittheilen. Die Regierung beſchloß einen Agenten nach England zu ſenden, um den Edelmuth der dortigen Regierung anzu-

sprechen, und ein amerikanischer Kaufmann, der sich in Honolulu ansässig gemacht hatte, Namens Marschall, unterzog sich diesem Auftrage.

Lord George Paulet wird von der amerikanischen Partei angeschuldigt, das Reich, welches er in Besitz genommen habe, nicht gerade mit zu großer Gewissenhaftigkeit verwaltet, sondern sich im Gegentheile allerlei ziemlich zweideutige Handlungen haben zu Schulden kommen lassen; seine Regierung blieb aber dafür nur eine kurze. Der amerikanische Commandeur Kearney protestirte gegen die Besitzergreifung im Namen der vereinigten Staaten, und im Juli langte der Befehlshaber der englischen Nation im stillen Meere, Contreadmiral Thomas, an, der sogleich erklärte, daß sein Besuch lediglich den Zweck habe, die Inseln ihrem gesetzlichen Könige wieder zurückzustellen. Am 31. Juli ging dies mit größester Feierlichkeit vor sich, und der Admiral Thomas hat ein auf den hawaiischen Inseln von Allen hochgeachtetes Andenken hinterlassen. Charlton wurde bei seiner Ankunft in London seines Consulatsamtes entsetzt, und Simpson entledigte sich seines giftigen Aergers in einer Brochüre gegen den Minister, in der er ihm einen Vorwurf daraus macht, nicht mit genügendem Eifer seine Versuche ergriffen und benutzt zu haben, England ein neues Besitzthum zu verschaffen. Gegen den Schluß des Jahres 1843 erkannten sowohl England, als Frankreich abermals die vollkommene Unabhängigkeit des hawaiischen Inselreiches an. Der von Laplace aufgezwungene Tractat wurde jedoch nicht vor dem Jahre 1846 abgeändert, wo dann auch die 20,000 Piaster der Regierung durch den Admiral Hamelin wieder zugestellt wurden. Ein anderer Tractat wurde entworfen und abgeschlossen, dessen Bedingungen jedoch ein fortwährendes Verlangen verriethen, sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches zu mischen. In demselben Jahre schloß auch Dänemark durch den Capitain Steen Bille, Führer der Corvette Galathea, mit der Regierung der Inseln einen Handelstractat ab, worin auch von diesem Staate ihre vollkommene Unabhängigkeit in jeder Beziehung anerkannt wurde.

Die Streitigkeiten mit Frankreich waren jedoch dadurch noch immer nicht völlig beendet. Gegen Ende des Jahres 1847 kam ein neuer französischer Consul, Chevalier Dillon, an, der von der ersten Stunde seiner Anwesenheit seine ganze Kraft darauf gerichtet zu haben scheint, Zwiespalt und Unordnung hervorzurufen. Jede That der Regierung wurde das Ziel unberechtigter Anmerkungen von seiner Seite. Um eine Probe des seine Handlungsweise beseelenden Geistes abzulegen, wird es vollkommen genügen, nur ein einziges der vielen Beispiele anzuführen. Schon seit langer Zeit war es festgestellt, daß alle Eingaben bei der Zollkammer in der hawaiischen oder englischen Sprache abgegeben werden sollten. Dillon sendete die auf seine Geschäfte bezüglichen Schriftstücke in französischer

Abfassung ein, weßhalb sie ihm natürlicherweise zurückgeschickt wurden. Nun hieß es, daß solches eine Beschimpfung Frankreichs sei, und daß es die Schuldigkeit der Regierung wäre, für eine Uebersetzung der Eingaben selbst zu sorgen. Wenn man es in Betracht zieht, daß unter der Anzahl ankommender Fahrzeuge nur ungefähr jedes dreißigste ein französisches ist, während neun von zehn immer amerikanische sind, so fällt die Unbilligkeit eines solchen Verlangens schlagend in die Angen. — Als eine Folge einer Menge Klagen und Beschwerden ähnlichen Gehaltes von Seiten Dillons, mußte schließlich doch das kleine Königreich wieder eine Demüthigung erleiden, indem der Admiral Tromelin an der Spitze eines Geschwaders im August 1849 ein Ultimatum von solcher Natur präsentirte, daß es von keiner Regierung, die auch nur die geringsten Ansprüche auf Selbstständigkeit machte, angenommen werden konnte. Unter Anderem wurde darin für einen in Honolulu ansässigen Franzosen ein Schadenersatz verlangt, für Beschädigungen, die ihm von Seiten englischer Matrosen, die der großbritannischen Kriegscorvette Amphitrite angehörten, zugefügt waren, und zwar unter dem Vorwande, weil die Regierung kein gerichtliches Verfahren gegen die Uebelthäter eingeleitet habe. Der Mann schätzte den ihm zugefügten Verlust selbst auf acht Piaster, welche jedoch durch Dillons Behandlung der Sache bis auf dreiundneunzig angewachsen waren, und hatte er es persönlich nie der Mühe werth erachtet, um einer so geringfügigen Sache halber eine Klage zu erheben oder den Rechtsgang zu beschreiten. Da nun, wie es vorauszusehen war, und wohl auch eigentlich in der Berechnung Frankreichs gelegen hatte, das Ultimatum nicht angenommen wurde, ließ Tromelin eine bewaffnete Stärke an's Land setzen, welche den bedeutendsten Theil der kleinen Befestigungen Honolulus zerstörte. Widerstand wurde, da er doch nutzlos gewesen wäre, nirgends geleistet, sondern der König begnügte sich damit, gegen die abermals seinem Reiche zugefügte Gewalt zu protestiren, und hat später von Frankreich eine Summe von 100,000 Piastern Ersatz für den verübten Schaden verlangt.

Mitten unter allen diesen Schwierigkeiten entwickelte sich doch die Organisation der Regierung mit großen Schritten. Der König und die Häuptlinge lernten die Nothwendigkeit einsehen, daß Personen mit genauerer Kenntniß der europäischen Verhältnisse und politischen und öconomischen Geschäfte, als sie dieselben besäßen, im Dienste des Reiches angestellt werden müßten. Einer von den amerikanischen Missionären, Richards, war schon früher angestellt worden; der Docter Judd wurde 1842 zum Finanzminister ernannt, und ein amerikanischer Jurist, Herr Ricord, zum Attorneygeneral. Herrn Wyllies Anstellung datirt sich erst aus dem Jahre 1845. Richards starb 1847 oder 1848, und zu seinem

Nachfolger wurde der oben bereits mehrere Male erwähnte Herr Armstrong erwählt. Von dem Doctor Judd schreibt sich hauptsächlich die Anordnung aller amtlichen Thätigkeit und die Behandlungsart der Geschäfte her, und seine Verwaltung zeigt das gute Resultat, daß verschiedene alte Schulden der Regierung abbezahlt wurden, und daß die Staatseinkünfte von 41,000 Piaster (für das Jahr 1842) bis auf 284,000 Piaster (für das Jahr 1850) angewachsen waren, ohnerachtet keine neuen Steuerausschreibungen in dieser Zeit dem Volke auferlegt waren.

Es waren übrigens nicht allein die Vertreter der fremden Mächte, von denen der Regierung Widerwärtigkeiten bereitet wurden. Mehrere auf den Inseln naturalisirte Ausländer haben sich bitter über die oben erwähnten Personen beklagt, während wieder Andere die ganze amerikanische Mission des groben Eigennutzes und des gleisnerischen Fanatismus anklagten. Viele Reisende haben die letzteren Klagen durch ihre Zustimmung unterstützt, und sie selbst auf alle Missionen des ganzen stillen Meeres ausgedehnt, und wir müssen uns daher einen kurzen Augenblick bei diesem Verhältnisse aufhalten.

Daß die protestantischen und katholischen Missionen sich einander critisiren und übel ansehen, ja einander verdammen müssen, ist eine natürliche Folge ihrer sich mehr oder weniger schroff entgegenstehenden religiösen Ueberzeugungen. Es klingt jedoch sonderbar, wenn man die Katholiken, deren Auftreten auf den Inseln der Südsee sich von einem beträchtlich jüngeren Datum, als das der Protestanten herschreibt, sich über die Intoleranz der letzteren beklagen hört; dies erinnert mitunter stark an das in der heiligen Schrift erwähnte Gleichniß von dem Splitter und dem Balken. Mit den wechselweis hervorgebrachten Beschuldigungen beider Parteien gegen einander, wollen wir uns hier durchaus nicht befassen. Wir müssen überdies unbedingt eingestehen, daß der die Sinne so lieblich ansprechende katholische Cultus jedenfalls die passendste Form ist, in welcher das Christenthum den Bevölkerungen aller der besagten Inseln beigebracht werden konnte, und wenn wir uns auch mißbilligend über die Art und Weise des Auftretens der Herren Bachelots und Shorts auf den hawaiischen Inseln ausgesprochen haben, so ist es doch eben nur die Art und Weise, die wir tadelten; eine gewisse Bemühung im trüben Wasser zu fischen, leuchtet aus derselben gar zu stark hervor.

Die Beweggründe zu den gegen die Missionäre im Allgemeinen gerichteten Angriffe sind sehr verschiedener Art. Ein Theil der ihnen opponirenden Personen verurtheilt darin schon die Idee selbst, ja manche gehen unbegreiflicherweise so weit, selbst die Ausbreitung der christlichen Lehren, in welcher Form es immer sei, anzugreifen, wohl nur weil sie die Wahrheiten derselben, wenn auch theilweise nicht verleugnen, doch

nicht begriffen haben; sie zu bekämpfen, muß den Herren Theologen überlassen werden. Andere verurtheilen lediglich die Art, auf welche die Missionäre bei der Ausbreitung derselben zu Wege gehen, und wieder andere haben die europäische Civilisation, als nicht für die Volksraçen des stillen Meeres passend, angesehen. Wir wollen uns über die hauptsächlichsten unter den gemachten Beschuldigungen aussprechen, und mit der des Eigennutzes beginnen.

Daß sich ein solcher bei mehreren Individuen gezeigt hat, kann wohl weder in Zweifel gezogen werden, noch soll es in Abrede gestellt werden, daß aber die Missionäre in ihrer ganzen Gesammtmasse desselben angeklagt und ihnen nachgesagt wird, nur dies sei die leitende Triebfeder ihrer Thätigkeit, ist unrecht, und glauben wir keinesweges, daß dies Verhältniß stattfindet. Auch darin, daß auf den hawaiischen Inseln einer der dort anwesenden Missionäre zur Erlangung des höchsten Amtes gekommen ist, können wir keinen Beweis der gemachten Beschuldigung finden. Diese Aemter sind keinesweges so einträglich, daß nicht die Besitzer derselben sich in ihrer Heimath eben so gut, oder noch besser würden durchbringen können. Man hat die angenehm gelegenen, lieblichen und oft sogar mit verhältnißmäßig vieler Pracht versehenen Häuser der protestantischen Geistlichkeit mit den meist dürftigen Hütten der katholischen Priester verglichen, und dies zum Anlaß der Ausbrüche über die Raubgier und die Habsucht der Ersteren genommen. Wir können aber auch hiermit nicht übereinstimmen, und wagen sogar die von uns gehegte Ueberzeugung auszusprechen, daß der Anblick eines wohlgeordneten Hauswesens auf die Länge der Zeit nur vortheilhaft auf die Sitten und den materiellen Wohlstand der Eingeborenen einwirken wird. Die Franzosen führen es ferner immer als eine schwere Beschuldigung gegen die protestantischen Missionäre, sowohl die englischen, wie die amerikanischen an, daß sie Handel treiben, man weiß es jedoch sehr wohl, daß ihre katholischen Mitbrüder in dieser Beziehung auch keinesweges eine Thätigkeit und Rührigkeit verabsäumen, nur daß sie schlau genug sind, die Handelsbeschäftigungen nicht selbst sehen zu lassen, sondern sich dazu einer anderen im Hintergrunde stehenden Person zu bedienen. Daß sie dabei ihren eigenen Vortheil nicht aus den Augen lassen, wird aus der Macht erkannt, die sie besitzen, und in deren Ausübung sie es zu veranlassen wissen, französische Orlogsfahrzeuge hierher und dorthin gehen zu lassen, wie es gerade ihre Zwecke erheischen; die Bereitwilligkeit, welche die Befehlshaber derselben hierbei beweisen, können wir unmöglich einem religiösen Geiste der einzelnen Individuen zuschreiben, sondern müssen ihn geradezu aus höheren Ortes herkommenden Befehlen ableiten.

Eine von anderer Seite erhobene Beschuldigung ist die des Fana-

tismus und der Unverträglichkeit. Es kann nicht geleugnet werden, daß eine solche mit Recht erhoben werden kann, aber man darf nirgends von einem Missionär einen hohen Grad von Toleranz erwarten. Die Toleranz ist oft genug, ja sogar in den meisten Fällen ein naher Anverwandter der Gleichgültigkeit, und so weit die Geschichte in die Vergangenheit hinabreicht, finden wir, daß diejenigen, welche etwas für die Verbreitung einer Religion gethan haben, ziemlich unduldsam in Bezug auf andere, als ihre Glaubenslehren gewesen sind. Man hat die trockene und dürftige, ja seelenlose Form, in welcher das Christenthum den Eingeborenen beigebracht wurde, getadelt, ebenso die Pedanterie, mit welcher Verbrechen gegen verschiedene der minder wichtigen Festsetzungen desselben, wie Todsünden beeifert und verfolgt wurden. Und auch diesem Tadel müssen wir seine Berechtigung anerkennen, suchen aber doch die Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß unter den verbotenen Vergnügungen gar manche nicht so ganz unschuldiger Art waren, obschon sie vielleicht denen, welche mit dem hier in Rede stehenden Stoffe nicht genau bekannten, so vorkommen mögen. Man findet es zum Beispiel ungereimt den Tanz zu verbieten; wenn man aber bedenkt, daß der Tanz bei den Bewohnern der Südseeinseln etwas ganz Anderes, als in Europa war und noch ist, daß er in nächster Beziehung zu den heidnischen Religions-Ceremonieen stand, und mit ganz anderen Begriffen, als es bei uns der Fall ist, verknüpft war, so muß man eingestehen, daß das Verbot desselben als eine Nothwendigkeit erscheinen konnte*). Daß die Missionäre sich stets für eine absolute Nüchternheit und völlige Enthaltsamkeit aller geistigen Getränke ereiferten, darf keinen Anlaß zum Tadel geben, da es sich überall zeigt, daß berauschende Getränke eine höchst zerstörende Wirkung auf die Völker der polynesischen Raçe geäußert haben, deren ganze Natur eine an die Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit einer Versuchung zu widerstehen innewohnt.

Neben dem Angeführten hörte man oft auch noch die Behauptung aufstellen, daß durch die Einführung des Christenthumes das Volk seinen alten Beschäftigungen abgewendet wurde, ohne daß Andere an die Stelle derselben getreten seien, wodurch dann Leichtsinn und Gedankenlosigkeit überhand genommen hätten, und daß zu wenig Aufmerksamkeit darauf gerichtet gewesen wäre, einer Bevölkerung, die der schweren und anhaltenden Arbeit ganz ungewohnt sei, Kenntnisse von Beschäftigungen und Handthierungen beizubringen, die für dieselbe passend erschienen. Wir geben es zu, daß auch diese Beschuldigung bis zu einem gewissen Grade begründet ist, erinnern aber nur daran, daß sie keine in dieser Beziehung gutmüthige und leicht annehmende Schüler gehabt haben. Viele von den Mitgliedern der Missionen haben sowohl Zeit und Mühe auf den Unter-

*) Man sehe weiter unten, wo die Areoy-Gesellschaft auf Tahiti behandelt wird.

richt in Handarbeiten, Gartenbau und dergleichen mehr verwendet, aber mit nur geringem Erfolge. Jedoch haben sich auch andererseits bei Einem oder dem Anderen die so verderblichen und wahrhaft fanatischen Ideen der Leser*) gezeigt. So erzählt es wenigstens der Amerikaner Wilkes, sonst ein eifriger Bewunderer der Missionäre, und führt das Beispiel an, wie einer derselben in Hilo auf Hawaii verschiedene von seinem Vorgänger als Pflanzschule angelegte Kaffeeplantagen zerstört habe, weil er behauptete, dieselben seien überflüssig und also sündhaft, weil Alles, was über die Befriedigung des nothwendigsten Bedürfnisses hinausginge, ein Zeichen des Hochmuthes und der Eitelkeit sei. Es ist dies dieselbe schädliche Lehre, die in ein Paar Kirchspielen des nordöstlichsten Schwedens in den letzten Jahren so allgemein verbreitet wurde.

Endlich sind deren nicht wenige, die den hohen Werth des Christenthumes und der Vorzüge der europäischen Civilisation zugestehend, dennoch die letztere für das Grab der polynesischen Völker ansehen, und behaupten, daß das erstere, weil eben unverstanden, den Charakter desselben verdorben habe. Daß die Bevölkerung der hawaiischen Inseln auf eine so unverhältnißmäßige Art abgenommen hat, haben wir schon gesehen; wenn man aber bedenkt, daß die Abnahme zwischen 1769 und 1823 von 300,000 bis auf 130,000 stattgefunden hat, und daß sich erst seit dem Jahre 1820 überhaupt Missionäre dort festgesetzt, so muß man zugeben, daß diese Letzteren darauf keinen großen Einfluß gehabt haben können, auch wenn dieselbe aus der Gemeinschaft und Vermischung mit der weißen Raçe herrührt, was wohl, als der stattfindende Fall, keineswegs bezweifelt werden kann. Ohne daß der Handel und die Seefahrt in's stille Meer gänzlich verboten würden, ließe sich einer solchen Vermischung nicht zuvorkommen, und wenn man in Betracht zieht, daß die von den Walfischfängerschiffen entflohenen Matrosen oder Verbrecher, die aus Australien entkamen, die Lehrer der Eingeborenen auf den Inseln sind, wo sich bisher noch keine Missionäre ansässig gemacht haben, so wagen wir mit Dreistigkeit und Sicherheit zu behaupten, daß die Gegenwart der Letzteren ein wahrhafter Vortheil für die Inseln ist, auch selbst in dem Falle, daß sie nicht mit allen evangelischen oder apostolischen Tugenden ausgerüstet wären. So weit die Missionäre gegen Völlerei und Liederlichkeit geeifert haben, gegen Krieg und Kindermord predigten, haben sie eher dazu beigetragen, die Abnahme des Volksstockes zu hemmen, aber die Ursachen zu dieser Abnahme sind doch ihren Bemühungen zum Trotze zu übermächtig geblieben.

---

*) Die „Leser" sind eine protestantische Secte, die über stetem, die Nerven bis zur Verzückung stimmendem, lauten Bibellesen, in Unthätigkeit die Zeit verbringt, und die nöthigsten Arbeiten versäumt. Vorzugsweise breitet sie sich in Mittelschweden aus.
Der Uebersetzer.

Viele glauben, daß die Bewohner der polynesischen Inselgruppen, vor ihrer Entdeckung durch die Europäer, in einem friedlichen Zustande völliger Unschuld und Sündenfreiheit gelebt hätten. Daß aber dies keineswegs der Fall war, zeigen uns eine Menge Nachrichten von Personen, welche diese Gegenden besuchten, ehe irgend wie an das Missionswesen gedacht war, und die also in dieser Hinsicht nicht durch vorgefaßte Meinungen für dasselbe verleitet sein können. Wir erwähnen nur, um einige Beispiele anzuführen, Cook, la Pérouse, Bougainville, Porter und könnten noch mehrere hinzufügen. Sie bezeugen, daß die Bevölkerungen der Inselgruppen, wie zum Beispiel heutigen Tages der Fidji-Inseln, in eine Menge kleine Stämme getheilt waren, welche sich unaufhörlich gegenseitig bekriegten; daß ferner eine nach unseren Begriffen völlig grenzenlose Unsittlichkeit allgemein herrschte; daß die große Masse des Volkes in einer tiefen Sklaverei lebte, während eine kleine Anzahl Vornehmer sie tyrannisch knechtete; daß Menschenopfer und Kindermord ganz gewöhnlich vorkamen, und daß altersschwache Leute sehr oft gewaltsam von den eigenen Kindern aus dieser Welt hinwegbefördert wurden. Die Schilderung, die wir daher hier von der Stellung des hawaiischen Volkes gegeben haben, dürfte, mit geringen Aenderungen, eine für den ganzen größeren Theil von Polynesien gültige sein, und die Illusion einer idyllischen Unschuld verliert also jede Wahrscheinlichkeit. Sollten jedoch wirklich die Völker Polynesiens durch den Umgang mit der weißen Raçe vernichtet werden, so würde es für sie gewiß weit besser gewesen sein, wenn Wallis, Cook und die anderen Entdecker der Inselgruppen nie ihre Ufer erblickt hätten, denn selbst eine elende, unentwickelte Existenz, wie sie dieselbe geführt haben, ist doch immer noch besser, als keine. Aber die Entdeckung ist jetzt schon seit so langer Zeit ein „fait accompli," daß jährlich hunderte von Fahrzeugen das stille Meer vom Behrings-Sunde zum Cap Horn durchkreuzen, von den Küsten Amerikas nach denen Australiens und Japans dasselbe durchfurchen, deren Gemeinschaft mit den Eingeborenen der auf ihren Wegen berührten Inselgruppen nicht mehr verhindert werden kann, und wir werden weiter unten sehen, wie oft sie Krankheit und Elend, als die ihre Fahrt bezeichnenden Spuren zurücklassen. Aber es ist ungerecht, die Missionäre eines Unglückes halber anzuschuldigen, was von ihnen ganz unmöglich hätte verhindert werden können, und der Umstand, daß sie fast auf jeder der Inseln in dem dort ansässig gewordenem Abschaume aller Nationen erbitterte Feinde fanden, spricht nicht unbedeutend zu ihren Gunsten. Sogar d'Urville, sonst ihr scharfer Widersacher, giebt es zu, daß sie sowohl zu dem Vortheile der Inselbewohner, als auch der Besucher derselben ein Gegengewicht gegen den zerstörenden Einfluß dieser letzterwähnten bilden.

Einige Reisende haben von Strömen von Blut gesprochen, welche während der um des Glaubens halber zwischen den Christen und Heiden entstandenen Kriege hier geflossen seien. Wir haben gezeigt, daß auf den hawaiischen Inseln gar keine solche stattgefunden haben, und obwohl es auf Tahiti und Tongatabu ein Paar Mal ziemlich heiß zugegangen ist, glauben wir doch nicht, daß die Anzahl der Getödteten größer war, als sie es in dem entsprechenden Zeitraume in den sonst gewöhnlich zwischen den kleinen Hauptleuten herrschenden Kriegen gewesen ist.

Wir müssen jedoch auf der anderen Seiten wieder zugeben, daß der Eindruck, den wir während unseres Aufenthaltes auf den hawaiischen Inseln empfingen, den statistischen Tabellen, welche zeigen, wie Handel und Bewegung, Schulen und Staatseinkünfte vermehrt werden, vollkommen widersprach. Es kam uns so vor, als herrschte geradezu der Gegensatz und völlige Verfall alles dessen, was in dieser Beziehung bei der Kanakbevölkerung früher existirte, und scheint daher die in den Tabellen ausgedrückte Zunahme, keine Wirkung des Arbeitsfleißes und dadurch gewonnenen Reichthumes der Eingeborenen, sondern der einwandernden Fremden. Man sieht auf dem Unterrichts-Schema der höheren Schulen, sowohl Griechisch, als Lateinisch, Mathematik, als Phyloſophie, paradiren, aber man scheint solches nur dort zu finden, damit eben Nichts auf dem Verzeichnisse fehlen solle, und kann es sich auch wirklich kaum vorstellen, wie ein Poi essender Kanak aussehen mag, und wie ihm zu Muthe sein muß, wenn er die Menge der langen, classischen Verben conjugiren soll, die er noch größtentheils nicht aussprechen kann, ja deren Laute selbst in seiner Heimathssprache ganz fehlen. Es ist dasselbe Gefühl, durch diesen Studienplan in uns erregt, welches wir empfanden, als wir zu der Audienz bei dem Könige Kamehameha gelangt waren, ein gewisser Zweifel, ob das, was wir vor Augen hatten, auch in Wirklichkeit existirte. Es kommen auch Zeitungen in der hawaiischen Sprache heraus, liest aber wohl irgend Jemand dieselben? — Knaben und Mädchen besuchen die Schule und lernen dort lesen, aber ob sie sich wohl außerhalb derselben je mit Lesen beschäftigen mögen? — Die Landhaushaltungs-Gesellschaft Honolulus hält Zusammenkünfte, worin Pflüge und Fruchtbäume, Gräben, Dämme und Viehraçen, eben so, wie bei uns, abgehandelt werden, frägt aber wohl der Kanak darnach? — Wir glauben es nicht. Wir haben die Jahresberichte der Minister und die Verhandlungen der Kammern gelesen, eben so die Zeitungsartikel und die Exportlisten; sie sagen sämmtlich, daß die Inseln an Reichthum und Wohlstand zunehmen; aber obschon wir dies nicht widerlegen können, hat uns doch eine innere Stimme laut und vernehmlich zugerufen, daß dies Alles nur Schein, eine Lüge ist, gleich betrügerisch, wie die Röthe auf der Wange eines Schwind-

süchtigen, und daß die einzige wahrredende Zifferntabelle die Zahl der Gräber ist, in welcher der baldige Untergang des ganzen hawaiischen Geschlechtes ausgedrückt steht.

Ein großes Hinderniß für die Verbesserung des materiellen Zustandes des Reiches wurde 1850 aus dem Wege geräumt, wo das Monopol des Bodenbesitzes, welches die Häuptlinge bis dahin besessen hatten, aufgehoben wurde, und ein jeder Einwohner des Landes das Recht zugesprochen erhielt, so viel Boden zu kaufen, als er ehrlich erwerben könne. Schon im Jahre 1836 hatten die damaligen Gutsinhaber die Versicherung erhalten, daß sie des erblichen Besitzrechtes auf die von ihnen inne gehabten Landstriche theilhaftig werden sollten, dessen sie nur nach Verübung eines beschimpfenden Verbrechens verlustig erklärt werden könnten, und bei der letzten Regulirung dieses Verhältnisses wurde der Boden in gleiche Theile zwischen der Krone, den Häuptlingen und den Gutsbesitzern getheilt, welche ihren Grund und Boden, mit Ausnahme von drei oder fünf Piastern, als Bezahlung für den Kaufbrief, steuerfrei erhalten sollten. Die Regierung behielt sich jedoch vorsichtigerweise das Recht vor, im Falle des Bedürfnisses den Grund und Boden zu besteuern, und vielleicht wäre es das Klügste gewesen, gleich von Anfang an eine geringe Belastung darauf zu legen. Herr Armstrong ließ aus Anlaß dieser Verordnung in der auf hawaiischer Sprache herausgegebenen Zeitung einige Zeilen für den gemeinen Mann mittheilen, worin er ihn ermahnte, die Vortheile, welche ihm die Regierung dadurch angebahnt habe, nicht zu mißbrauchen. Ein trockener Methodismus wird keineswegs in diesen Vorschriften gefunden, im Gegentheile ermuthigen sie nicht allein die Arbeitsamkeit im Allgemeinen, sondern auch die Anwendung jeder Bemühung ein gewisses Wohlbefinden zu erreichen, das Sauberkeit zur ersten Bedingung hat und schließlich zur Zierlichkeit und selbst Pracht am eigenen Heerde führt.

Unter den Schwierigkeiten, auf welche diejenigen stoßen, die den Versuch gemacht haben, in einem etwas größeren Maaßstabe die Verbesserungen des Ackerbaues einzuführen, ist folgende von ganz eigener Beschaffenheit. Die bisher von dem gemeinen Manne inne gehabten Bodenantheile waren nur kleine Ackerstücke, wenn sie sich aber auch Vieh zulegten, erhielten sie die Erlaubniß, es auf die Weiden der größeren Gutseigenthümer zu treiben. Nun schaffte sich bald Jedermann Pferde an, und viele arme Familien hielten sich sogar deren drei oder vier zu ihrem Vergnügen, oder auch mitunter noch mehr dergleichen, und nahmen sogar noch alle die ihrer Freunde in der Stadt zur Fütterung an, indem sie dieselben für ihre eigenen ausgaben. Die große Menge Pferde, welche sich als ein natürliches Ergebniß dieses Verfahrens herausstellte,

wurde mit der Zeit zu einem Schaden für das Land, und zwar auf zwei Arten; sie verzehrte einmal die Weide der nützlicheren Hausthiere, und macht das Volk immer träger und leichtsinniger, da selbstverständlich Jedermann es vorzieht, zu Pferde die Welt zu durchstreifen, als mühsam seinen Acker zu bauen. Ueberdies findet sich nirgends ein Absatzort für die überflüssigen Pferde, und ihre Häute eignen sich nicht so gut zur Verschiffung, wie Rinderhäute.

Die Schafzucht hat auch eine eigenthümliche Art Feinde in der Menge von Hunden, welche die Eingeborenen gleichfalls lediglich zu ihrem Vergnügen auffüttern, oder richtiger gesagt, nicht auffüttern, denn sie haben in dem Hause ihrer Besitzer keine Nahrung zu erwarten und streifen daher auf den Feldern umher, wo sie an den jungen Lämmern bedeutenden Schaden anrichten, von denen, wenn wir uns nicht falsch entsinnen, ein Viertel oder ein Fünftel daraufgeht, um die hungrigen Magen, dieser völlig in Raubthiere ausgearteten Hausgenossen, zu füllen.

Unerachtet des guten Absatzes, auf welchen Federvieh rechnen kann, hat es bisher kaum ein einziger Eingeborener unternommen, eine größere Zahl desselben aufzuziehen, als zu seinem eigenen nothdürftigen Hausbedarf, und die Ausländer, welche sich im Lande niedergelassen haben, beschäftigen sich in der Regel mit viel weitaussehenderen Plänen.

Das Aufblühen Californiens wird ohne Zweifel auch sehr auf die Zukunft der hawaiischen Inseln einwirken. Es kann sich möglicherweise ereignen, daß der Zufluß der Walfischfängerschiffe vermindert, aber dann hat es statt dessen einen früher vermißten Absatzort für seine Landesprodukte erhalten. Die Inseln mögen jetzt so viel Kaffee und Zucker erzeugen, als sie es können; an Absatz kann es nicht mehr fehlen, und wenn der Geldumlauf wohl gepflegt wird, so kann kein anderes Land mit den hawaiischen Inseln in Concurrenz treten. Der Kaffee ist von der vorzüglichsten Beschaffenheit, und Stellen für seinen voraussichtlich erfolgreichen Anbau werden überall in größter Menge gefunden. Wir werden weiter unten in diesem Buche sehen, daß Mauritus, welches von gleicher Größe mit Maui ist, anderthalbhundert Millionen Pfund Zucker erzeugt, so daß die hawaiischen Inseln für eine ziemlich weitaussehende Zukunft den Bedarf Californiens an dieser Waare befriedigen können und müssen, wenn nur der Anbau dieser Waare auch mit hinreichender Kraft betrieben wird. Für Apfelsinen kann schon von jetzt ab dort auf sehr guten Absatz gerechnet werden, und außerdem führt man einstweilen noch Federvieh, Eier und Butter dorthin aus. Durch Alles dies ist der Weg zu einem bedeutenden Verdienste für den Landmann eröffnet, aber er wird, wie es schon oben erwähnt wurde, noch immer nicht mit dem gehörigen Eifer benutzt. Die Arbeitslöhne sind gleichzeitig mit dem Sinken

des Preises für ausländische Waaren und Kleidungsstücke gefallen, so daß in der That keine arbeitslustige Person aus Mangel an Beschäftigung ihre Zuflucht zu einer ungesetzlichen Ernährungsart zu nehmen braucht. Kommt erst einmal eine Dampfbootslinie zwischen Californien und China mit Ostindien zu Stande, wird dies für die Inseln eine neue Quelle des Reichthumes und zum Fortschritt werden. Ungewiß bleibt es jedoch immer, ob nicht in diesem Falle die vereinigten Staaten von Nordamerika ihre Hand nach derselben ausstrecken werden; ungeachtet die Staatsmänner dieses Republiken-Verbandes immer ihre friedliebende Politik im Munde führen, so hat es doch schon jüngst die Erfahrung gezeigt, daß man nicht zu viel auf diese süßen Worte geben darf. Wir werden noch bei der Schilderung des weiteren Verlaufes unserer Reise auf diesen Gegenstand zurückkommen, wenn wir auf die zerstreuten Fahrzeuge des Geschwaders stoßen werden, das ausgesendet wurde, um ein anderes Volk zu ihm ganz fremden Ansichten zu zwingen, und welches beweisen wird, daß „the policy of commerce" nicht viel gewissenhafter in seiner Handlungsweise ist, als „the policy of conquest." — Demohnerachtet wollen wir nicht behaupten, daß es für die Bewohner der hawaiischen Inseln ein wirkliches Unglück sein würde zu Mitbürgern der großen Republik gemacht zu werden, so weit nur nicht der Einfluß der sklavenbesitzenden Staaten stark genug wird, um aus Anlaß der dunklen Färbung der Kanaks sie unter dieselbe väterliche Obhut zu bringen, deren Gegenstand die schwarze Raçe in den erwähnten Staaten schon seit lange ist.

Vielleicht sollten wir, ehe wir dieses Kapitel schließen, auch noch etwas über den Walfischfang im stillen Meere erwähnen. Da wir aber in Beziehung auf denselben gar keine persönlichen Erfahrungen haben sammeln können und selbst nie sahen, wie es bei einem Walfischfange zugeht, also die Beschreibung desselben nur von Anderen hätten entlehnen können, halten wir es für das Beste, uns der Behandlung dieses Stoffes ganz zu entschlagen, um so mehr, als das Hauptsächlichste davon schon allgemein bekannt ist. Eben so wenig halten wir es für passend Rechenschaft abzulegen, woher hier die Walfische, ganz nach der Jahreszeit, am zahlreichsten angetroffen werden, unerachtet dies, nach der Anleitung, die über diesen Gegenstand bereits in den Schriften der Amerikaner Wilkes und Mauri gegeben ist, auf durchaus keine Schwierigkeiten stoßen würde. Dahingegen werden wir, zur Befriedigung derer, welche sich dafür interessiren, in dem Anhange am Schlusse dieses Buches einige nähere Angaben über die Anzahl Fahrzeuge mittheilen, welche sich in der gegenwärtigen Zeit mit dem Walfischfange beschäftigen, und über den Ertrag auf den bei diesem Erwerbszweige mit Sicherheit gerechnet werden kann, Weiteres sagen.

Druck von Trowitzsch u. Sohn in Berlin.

THE NE' 'ORK
PUBLIC ..RARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

C S del

Lith. Jost Arnz & C° Dusse

EINLADUNG ZUM ORDER FREUNDSCHAFTS-D

Erdumsegelung

der

Königl. Schwedischen Fregatte Eugenie.

In den Jahren 1851 bis 1853

ausgeführt unter dem

Befehl des Commandeur-Capitains C. A. Virgin

Behufs

Anknüpfung politischer und commercieller Beziehung und wissenschaftlicher Beobachtungen und Entdeckungen.

Nach

der amtlichen von **C. Skogman** redigirten Ausgabe

übersetzt von

Anton von Etzel.

Mit 13 Bildern in Farbendruck, Karten, Plänen u. vielen in den Text gedruckten Holzschnitten.

Zweiter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Otto Janke.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
40767
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

X. Fahrt nach San Franzisko und Aufenthalt daselbst. Fahrt von dort nach Tahiti 1

Abfahrt. — Wege nach Californien. — Kauai. — Ankunft in den californischen Fahrwassern, Strömung nach Süden, starke Temperaturveränderung im Meereswasser. — Forallones. — Nebel. — Einfahrt, golden Gate. — Saucelito, Sonnenrauch, Einwohner, Wild, Jagd. — Hôtels und Spielhäuser. — Industrieritter. — Promenaden um die Stadt. — Lebensmittel, und deren Preise. — Communication, Dampfboote. — Desertionen. — Eigenheiten des Klimas. — Proviantirung. — Gastfreiheit. — Abfahrt, Nebel, schädliche Lage. — Rückkehr nach Honolulu. — Die Klippe Manuel Rodriguez. — Schluß des Nordostpassats, Strömung nach Osten. — Walkers Insel. — Carolina-Insel. — Möwen. — Malivi, Paumotu-Gruppe, Mangareva, Namenverwirrung, d'Urville. — Intuaroa. — Ankunft in Tahiti.

XI. Aufenthalt auf Tahiti. Fahrt von dort nach Sydney . . 33

Der Hafen. — Wege. — Fruchtbarkeit, Erzeugnisse des Pflanzenreiches. — Klima. — Bevölkerung, Kleidertracht, Häuser, Speiseart, Spiele. — Abnahme der Volksmenge. — Krankheiten. — Areoy-Gesellschaften. — Historische Angaben. — Königin Pomare. — Zwist mit den katholischen Missionären, Pritchard, das französische Protectorat. — Audienz bei der Königin. — Besuch von Individuen von den Marquesas-Inseln. — Abfahrt. — Eimeo oder Morea. — Talu-Bucht. — South Sea Academy, Papituai, Elephantiasis, Raiatea. — Cooks Archipelagus. — Imui oder Savayes Island, Besuch von Eingeborenen ꝛc. — Untiefe in Nordost von der Hapaii-Gruppe. — Ankunft in Foa, Herr Brodin, Promenade auf der Insel, Bevölkerung u. dgl. m. — Oelschlägerei. — Missionäre. — Besuch an Bord. — Doppelkanots. — Der Häuptling von Lefuka, Gemeinschaft der Tonga- und Fidji-Inseln. — Abfahrt. — Unwetter. — Kaa und

Seite

Tofua. — Unbeständige Winde. — Die Ono-Inseln. — Besuch von Eingeborenen. — Unwetter. — Ankunft in Sydney.

XII. Aufenthalt in Sydney. Fahrt von dort nach Hongkong mit Anfegelung von Pouynypet und Guam 80

Aussehen der Küste. — Port Jackson. — Paramatta-Fluß, Umgebungen. — Klima. — Museum und botanischer Garten. — Reizender Wohlstand der Colonie. — Eingeborene. — Gastfreiheit. — Wege von Sydney nach China. — Abfahrt, gefährliche Lage. — Seringapatam- und Middleton-Untiefe. — Stewart-Inseln, Besuch von Eingeborenen. — Windstille und Hitze, Schanks-Insel, der Aequator. — Strömung nach Osten. — Single Island. — Düperey-Inseln, Eingeborene, Abentheurer. — Pouynypet oder Ascension, Lootsen, Hafen, Klima und Natur, Eingeborene, Krankheiten, auf der Insel ansässige Weiße ꝛc. ꝛc. — St. Augustin, Bordelaise und Dunkins-Riff. — Guam, Umata, Umgebungen, Einwohner, Jagd, Producte. — Abfahrt. — Eintritt in die chinesische See. — Bachi-Inseln. — Sturm. Ankunft in Hongkong.

XIII. Hongkong und Canton 120

Der Hafen. — Markt an Bord. — Abfahrt. — Bocca Tigris. — (Chou-Kiang.) — Besuch auf einer Junke. — Ankunft in Whampoa. — Whampoa und die Bambusstadt. — Boston Jacks Magazin. — Unsicherheit des Besitzes. — Docks und Reparaturen. — Lebensmittel. — Umherliegendes Land, Jagd, Büffel. — Bewegung auf dem Flusse. — Schauspiel. — Fahrt nach Canton. — Die Bootsstadt, Factoreien, Läden u. d. m. — Die Pagode Hai-Kwang. — Abfahrt nach Hongkong. — Klima. — Bevölkerung. — Handel und Bewegung. — Opium. — Krieg zwischen England und China, dessen Folgen.

XIV. Fahrt nach Manila und Aufenthalt daselbst 184

Abfahrt. — Manila-Bucht. — Pasig-Fluß. — Binondo, Banart, alte Stadt, Kirchen, Promenaden, Umgebungen, Dörfer. — Bevölkerung, Kleidung. — Hahnenkämpfe. — Klima, Fruchtbarkeit, Naturerzeugnisse, Handel. — Regierung, Kriegsmacht, Stellung des Volkes. — Fest bei dem chinesischen Gobernadozillo.

XV. Sinkapoor und Batavia 209

Abfahrt. — Auffahren auf den Grund. — Mariveles. — Pulo Aor. — Pedra Branca. — Sinkapoor. — Sund und Insel. — Fahrzeuge auf der Rhede. — Dubaschen. — Die Stadt, Vertheidigungswerke, Malaienstadt, Orang-laut. — Bevölkerung: Chinesen, Hindus, Malaien u. d. m. — Der Sultan von Lingin. — Umgebungen der Stadt, Tiger. — Klima und Producte. — Handel. — Missionäre. — Abfahrt, Rhio-Sund. — Lingin und Pulo Taya. — Banca-Sund. — Ankunft in Batavia. — Der Fluß und seine Ufer. —

Seite

Die Stadt. — Hôtels. — Promenaden. — Etikette. — Ausflucht nach Buytenzoorp. — Volksmenge. — Holländische Herrschaft in Ostindien.

XVI. Die Kokos-Inseln, Mauritius und das Kap 250

Abfahrt. — Bugsirung. — Sunda-Sund. — Regenwetter. — Kokos-Inseln. — Port Albion. — Kokos-Palmen, die Lagune, Colonie, Bevölkerung, unser Lootse. — Abfahrt. — Starke Stromversetzung. — Mauritius, Ankunft in Port Louis. — Stadt, Marsfeld. — Umgebungen, Pamplemousses, Paul und Virginie, Grande Rivière, Ausflucht zum La Pouce. — Bevölkerung. — Sclaven-Emancipation, Kräuter und Zuckerbau. — Orkane. — Historische Angaben. — Abfahrt. — Isle Bourbon. — Unbeständiges Wetter. — Sturm und Stromversetzung. — Ankunft in der Tafelbucht. — Tafelberg. — Die Stadt. — Ochsenwagen. — Umgebungen. — Consul Letterstedt. — Festlichkeiten. — Observatorium.

XVII. Rückreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung und Abtakelung 281

Abfahrt, Robben. — St. Helena. — Jamestown, Napoleons Grab. — Longwood. — Jetzige Stellung der Insel. — Abfahrt. — Leuchtende Thiere. — Aequatorial-Strömung. — Sargasso-Meer. — Die Azoren. — Ankunft in Plymouth. — Landwirthschaftlicher Verein. — Werfte, Wogenbrecher. — Ankunft in Cherbourg. — Arsenal, Arbeit, Fahrzeuge, Wogenbrecher. — Stadt, Kirche, Gemäldegallerie. — Abfahrt. — Gegenwind in Skagerack. — Ankunft in Göthaborg. — Lustbarkeiten. — Fahrt nach Stockholm. — Ankunft daselbst. — Lustbarkeiten, Sr. Maj. des Königs Besuch an Bord. — Fahrt nach Carlskrona. — Abtakelung.

Beilagen 299

1. Statistische Angaben über die La-Plata-Staaten.
2. Perlfischerei bei den Perl-Inseln.
3. König Kamehamehas Rede.
4. Statistische Angaben über die Hawaii-Inseln.
5. Walfischfang im stillen Meere.
6. Statistische Angaben über San Franzisko.
7. Statistische Angaben über Neu-Süd-Wales.
8. Chinas Thee-Export.

Als Kunst-Beilagen sind dem Werke beigegeben:

Zeichnungen mit Farben-Buntdruck.

	Seite
Alte Missionskirche in St. Franzisko	19
Tahitische Frau	39
Mädchen von Tahiti	40
Talu-Bucht auf Eimeo	51
Honai, Häuptling von Papituai	52
Eingeborene von Juni oder den Freundschafts-Inseln	55
Mädchen von Foa	67
Häuptling auf Lefuka	70
Eingeborener der Insel Pouynypet	102
Haus in Puná	192
Ein Tagale	194
Eine Tagalische Frau	195
Malatische Frau	235

Zeichnungen mit Holzschnitt.

Chinesische Kartenspieler	130
Chinesische Landschaft	136

X.

Fahrt nach San Franzisko und Aufenthalt daselbst; Fahrt von dort nach Tahiti.

1852. Juli 2. bis September 13.

Mit einem mäßigen frischen Passatwinde schritten wir am Nachmittage des 2. Juli längs den südlichen und südwestlichen Seiten Oahus vor; es bieten auch diese ganz denselben Anblick dar, den wir schon beschrieben haben, nämlich den dürrer, braungelber Kuppen, deren vulkanische Bildung auf das deutlichste aus ihrer Form zu erkennen ist, und zu welchen die belaubten, schattigen Hügel in der Mitte der Insel den Hintergrund bilden. Erst um 9 Uhr hatten wir das Vorgebirge Kaena, den westlichsten Vorsprung der Insel, passirt, worauf wir unseren Cours mehr nach Norden nahmen, so weit es der Wind uns gestattete, ohne dem guten Vordringen der Fregatte hinderlich zu werden. Der fast ununterbrochene Nordostpassat macht es unmöglich, von den hawaiischen Inseln aus den Weg direct nach Californien zu nehmen, sondern man muß sich im Gegentheile vielmehr gegen den Passat aufkreuzen, oder mit demselben nordwärts steuern, bis man die Breiten gewonnen hat, in denen man mit Sicherheit auf westliche Winde rechnen kann. Jeder Seeman weiß es, daß die letztere dieser beiden Alternativen die einzige ist, von der die Rede sein kann, und die unter gleichgearteten Verhältnissen immer gewählt werden wird. Die Eugenie setzte also ihren Cours auch nach Norden fort; in der Dämmerung des 3. war Kauai im Westsüdwesten in Sicht, gegen Mittag war die Sonne auf einige wenige Minuten nahe dem Zenith, und ein Paar Stunden später schnitten wir den nördlichen Wendekreis unter dem 159° westlicher Länge. Der Passat fuhr fort frisch und gleichmäßig aus Ostnordost zu wehen, bis wir zum 33.° nördlicher Breite gekommen waren, worauf wir dann bis unterm 39.° schwache und unbeständige östliche

Winde vorherrschend fanden. Der letzterwähnte Parallelkreis wurde von uns am 11. geschnitten, und zwar ungefähr unter dem Meridiane des westlichsten Vorgebirges von Oahu. Vögel (ein Paar Arten Prozellarien) hatten schon ein Paar Tage vorher sich zu zeigen angefangen, der bisher völlig klare Himmel begann mit einem Male ganz dunkel zu werden, der Thermometer erreichte am Tage keine größere Höhe, als 22°, und die Temperatur des Meeres betrug 19 bis 20°. Fast kein Zeichen einer Deinung (Wellenschlag nach einem Sturme) wurde fühlbar, und wenige oder gar keine Spuren einer Strömung hatten sich mit unserer Abfahrt von Honolulu wahrnehmen lassen.

Vom 11. ab bis zum 17. einschließlich hielten wir uns immer in der Nähe des 39. Parallelkreises. Die beiden ersten Tage hatten wir nordwestliche Windstöße, die mit plötzlicher Stille abwechselten, darauf frisches aber ungleichmäßiges Blasen aus den Strichen zwischen Nordnordost und Ost. Der Himmel war während dessen mit schwerem Gewölk bedeckt, und Nebel traten mehrere Male ein. Den 16. kam der Wind aus Nordnordost und Ost, und wir hielten nun mit allen Segeln, die unser Fahrzeug zu tragen vermochte, unter der scharfen Briese nach Osten. Diesen östlichen Cours setzten wir auch am folgenden Tage fort, ohnerachtet sich der Wind uns bald mehr entgegenstellte, und am 20. fing dann auch eine westliche Deinung an sich erkennen zu lassen. Bis zum 23. blieb jedoch die Eugenie dabei nur äußerst langsam gegen östliche Winde fortzuschreiten, die bald eine Zeit lang frisch bliesen, und dann wieder die nächsten Stunden fast eine vollständige Stille herrschen ließen. Ungeachtet der Himmel im Allgemeinen bewölkt war, verging dennoch nur ein einziger Tag ohne Beobachtung. Die folgenden Tage bis zum 27. einschließlich ging der Wind von Osten nach Süden, Südwesten und Nordwesten herum, und setzte sich endlich als frisches Blasen aus dieser letzteren Ecke fest. An dem erwähnten Tage zeigte es sich ganz klar, daß wir uns in der Nähe der californischen Küste befinden mußten, längs welcher das von Norden herabkommende kalte Wasser einer Strömung eine bedeutende climatische Veränderung hervorbringt. Die Temperatur der Luft war am 26. um 9 Uhr Abends noch 17 Grad, aber am 27. zu derselben Stunde nur 13 Grad, und die des Meeres sank zwischen 6 Uhr Nachmittags am ersteren Tage bis zu derselben Stunde des letzteren von 18,0 Grad bis zu 13,6 Grad; ein Paar Stunden darauf zeigte es aber nur noch 11,8 Grad, was ein Sinken von 6,2 Grad in der kurzen Zeit von 27 Stunden beträgt, in welcher Zeit die Fregatte eine Strecke von ungefähr 260 Meilen (46 schwedische) durchschnitten hatte. Die Strömung setzte hierbei ungefähr 14 Meilen (2½ schwedische) nach Südsüdwest in je 24 Stunden um.

Am 28., um 2 Uhr des Morgens, befanden wir uns den, in einer Entfernung von ungefähr 20 Meilen (3½ schwedische) von der Küste, außerhalb der Einfahrt des Hafens von San Franzisko, gelegenen Klippen Farallones so nahe, daß wir beilegen mußten, um die Tagesdämmerung abzuwarten. Die Breite wurde mehrere Male während der Nacht durch die Höhenahme des Polarsternes genommen, eine Vorsichtsmaaßregel, welche man in Beziehung auf diese Küstenstrecke nicht versäumen darf, wenn sich irgend wie die Gelegenheit zu einer Beobachtung darbietet; es kann sich sonst sehr leicht ereignen, daß man von der Strömung zu weit nach Süden geführt wird, und so gezwungen werden kann, wieder seewärts zu halten, um sich abermals gegen Norden hinauf zu bringen. Um 4½ Uhr Morgens hielten wir auf das Land zu, und bald darauf schimmerte uns auch die nordwestlichste der genannten Klippen entgegen, zeichnete sich aber in der grauen, etwas nebligen Morgenluft doch nur schwach ab. Bald darauf zeigten sich dann noch ein Paar weitere Klippen, binnen Kurzem waren sie aber sämmtlich wieder in einen undurchdringlichen Dunstschleier gehüllt, der dann die ganze Nacht hindurch, wie eine schwarze Wand im Osten, am Horizonte stand. Wir tappten uns unter kleinen Segeln, mittelst steten Auswerfens des Lothes, langsam vorwärts; um 6 Uhr schimmerten die südöstlichen Inseln durch eine in dem Nebel entstandene kleine Oeffnung hervor, um 7½ Uhr mußten wir aber wieder nach außen wenden. Man konnte jetzt von dem Halbdecke der Fregatte aus kaum noch das Bugspriet derselben sehen. Der Wind hatte eine nordwestliche Richtung, und zeigte sich als mäßige Briese. Das Wasser hatte eine graugrüne Farbe, viel Seegras floß längs unseren Schiffsseiten, und große Schaaren von Seevögeln plätscherten mit lautem Geschrei rund um uns her. Die Temperatur der Luft betrug um 6 Uhr nur noch 12 Grad, und die des Meerwassers sogar nicht mehr als 11,7 Grad.

Eine Stunde etwa, nachdem wir uns wieder nach außen gewendet hatten, fing der Nebel an sich zu vermindern, und um 8½ Uhr klärte es sich auf, worauf wir uns abermals nach dem Lande zu richteten. Eine halbe Stunde später befanden wir uns südlich von der südöstlichsten der Farallones. Dieser Klippen, auch „Frayles," die Mönche, genannt, sind sieben, der Zahl nach, von welchen die vier nordwestlichst gelegenen eine Gruppe, und die drei übrigen eine zweite für sich bestehende bilden.

Süd-Oſt-Farallon.

Die ſüdöſtlichſte der Inſeln iſt die größte, und dürfte ungefähr eine halbe ſchwediſche Meile im Umkreiſe enthalten; ſie beſteht aus kahlen, rauhen und unebenen Bergen und Klippenſpitzen von gelblicher oder grauer Färbung. An ihrem weſtlichen Ende befindet ſich ein natürliches Gewölbe, und ſüdlich von dem höchſten Hügel zeigt ſich in einer geringen Entfernung vom Ufer ein hölzernes Haus.

Um 10 Uhr kam ein kleiner Schooner an unſere Seite, und von ihm wurde die Fregatte erwünſchter Weiſe mit einem Lootſen verſehen. Kurze Zeit darauf fing der Wind an abzuſterben und ging endlich zu vollſtändiger Stille über, zur Mittagszeit aber ſprang eine kleine Briese aus der Südecke auf, und friſchte ſich bald auf. Nun begann auch das die Einfahrt umgebende Land ſich zu zeigen, aber obſchon der Himmel klar war, blieb die Luft ſo dick und undurchſichtbar, daß faſt nichts von den Contouren der Höhen deutlich unterſchieden werden konnte. Um 3 Uhr Nachmittags paſſirte die Fregatte mit friſcher Fahrt zwiſchen den Höhen hindurch, welche die Mündung der Einfahrt bilden, und ankerte um 4 Uhr in der Saucelito-Bucht in einer Tiefe von 15 Faden und Schlammboden, nach einer Reihe von 26 Tagen ſeit der Abfahrt von Honolulu. Zum Vergleiche mag es hier nur angeführt ſein, daß eine amerikaniſche Brigg, welche denſelben Ort bereits am 12. Juni verlaſſen

hatte, doch erſt am Tage vor uns hier angelangt war, was alſo eine Reiſe von 46 Tagen beträgt.

Einfahrt von San Franzisko.

Das Land um San Franzisko herum beſteht aus einer Menge von höheren und niederen Hügeln, von denen die ſogenannten „Table Hills" nordwärts von dem Einlaufe gelegen, eine Höhe von ungefähr 2600 Fuß erreichen. Der ganz nahe der Stadt befindliche „blaue Berg" ſteigt nur bis zur Höhe von 1100 Fuß auf. Die obenſtehende kleine Zeichnung giebt möglichſt treu den Anblick wieder, den das Land, von der See aus zuerſt geſehen, gewährt.

Außerhalb vor der Einfahrt liegt parallel mit der Küſte laufend eine Bank*), neben welcher die Tiefe nirgends über neun Faden beträgt, und an dem nördlichen Strande derſelben ſogar nur vier und einen halben erreicht. Man muß ſich ſehr in Acht nehmen dieſer Bank zu nahe vor Anker zu gehen, weil oft vor derſelben ſehr heftige Schlagſeen vorkommen. Der engliſche Capitain Beechey, der in der Mitte der zwanziger Jahre unſeres Jahrhunderts dieſe Gegenden beſuchte, erzählt, daß ſein Fahrzeug, während einer ſolchen Schlagſee, den Sand des Bodens aufrührte, obſchon das Waſſer vier und einen halben Faden tief war, und ſein Fahrzeug nicht tiefer als 15 Fuß ging. Die Einfahrt ſelbſt wird gegen Norden von „Punta Boneta" begrenzt, es iſt dies ein breites

*) Eine ſolche Bank, wie ſie auf engliſch „bar" genannt wird.

Vorgebirge, an welchem oft eine ſtarke Brandung heftig toſt; und nach Süden zu bezeichnet ſie die Punta de los Lobos, die ihren Namen von der Menge von Seehunden bekam, die ſich dort und beſonders auf den ſie ganz nahe umgebenden kleinen Klippen aufzuhalten pflegen. Auch jetzt bei unſerer Ankunft lagen große Schaaren dieſer Thiere auf denſelben, und ſonnten ſich, während andere ab und zu ſchwammen, eine ſcharfe Jagd auf die ſich auf der Oberfläche des Waſſers ſchaukelnden Seevögel anſtellend', welche zu fangen es ihnen mitunter auch glückte, und zwar durch das liſtige Manoeuver, unſern von dem großen Haufen unter zu tauchen und unter dem Waſſer ſo nahe zu rücken, daß ſie, von unten herauf, Einen oder den Anderen der Vögel überraſchen konnten. Wir ſahen es mit an, daß im Verlaufe einer ganz kurzen Zeit mehrere Vögel ſo den Seehunden zur Beute wurden.

Der Abſtand zwiſchen den beiden Vorgebirgen Punta Boneta und Punta de los Lobos beträgt zwei Meilen, eine drittel ſchwediſche, und das Fahrwaſſer zwiſchen beiden iſt ganz rein, wenn man ein kleines Stück zunächſt jedes der Ufer ausnimmt. Zwei kleine Klippen, Mile Rocks genannt, liegen in ungefähr ein Viertel der ganzen Breite vor dem Lobos-Vorgebirge; man kann zwar ganz gefahrlos auf beiden Seiten derſelben herumgehen, doch wählt man gewöhnlich die nördliche. Zwei Meilen (eine drittel ſchwediſche) weiter hinein bildet der ſüdliche Strand der Rinne ein ſchief hervorſchießendes Vorgebirge, auf welchem eine kleine, jetzt faſt ganz zerfallene, Schanze zu ſehen iſt. Das Fahrwaſſer wird hierdurch auf weniger, als eine Meile, ungefähr eine achtel ſchwediſche, Breite zuſammengedrängt; dieſer Engpaß hat den Namen die Goldſtraße (Golden Gate) erhalten. Von hier aus öffnet ſich die herrliche San Franzisko-Bucht zuerſt den Blicken der Ankommenden, aber die Stadt ſelbſt bleibt noch durch ein hohes Vorgebirge verborgen. Mitten vor ſich hat man die Inſes Alcatrazes, und etwas ſüdwärts von dieſer eine andere etwas größere, Yerba Buena genannt, zwiſchen welcher und der Stadt der Ankerplatz gelegen iſt.

Um während der uns hier bevorſtehenden Arbeit, einer Ergänzung und Ausbeſſerung des Takelwerkes der Fregatte, etwas weniger durch Beſuche an Bord beſchwert zu werden, beſonders von ſolchen Perſonen, welche das achtungswerthe „Crimp-Geſchäft*)" betreiben, wählte unſer

---

*) „Crimps" werden diejenigen genannt, welche die Matroſen zum Deſertiren zu überreden ſuchen, um ſie dann, nachdem ſie die Unglücklichen ſo viel, als möglich, ausgeſogen haben, auf andere Fahrzeuge unterzubringen, bei welchem Geſchäfte nur ſie gewinnen.

Der Ueberſetzer.

Chef den auf der entgegengesetzten Seite der Bucht liegenden Ankerplatz in der Saucelito-Bai, welcher erst, nachdem Alles wieder in Ordnung gebracht wäre, mit dem außen vor der Stadt vertauscht werden sollte, zu dem wir von hier aus noch beinahe eine schwedische Meile hatten.

Die Strömung geht in der Rinne stark, besonders zur Zeit der Ebbe, wo sie eine Geschwindigkeit von sechs, das heißt, mehr als eine schwedische, Meilen in der Stunde erreicht, und die vielen heftigen Wirbel, welche sich hier zeigen, machen es für ein größeres Fahrzeug gefährlich, sich ohne eine einigermaßen gute Briese auf den Weg nach innen zu begeben. In der Bucht selbst zeigt sich die Strömung nirgendwo stärker, als zwei Meilen, eine drittel schwedische, in der Stunde. Die Hafenzeit ist bei der Stadt 11 Stunden 42 Minuten, bei Saucelito 11 Stunden 20 Minuten, der Höhenunterschied ist zur Fluthzeit 8 Fuß und zur Ebbezeit nur 5 Fuß. Die Ebbezeit selbst währt gewöhnlich 7 Stunden, und die Fluth nur 5; und das zuströmende Wasser ist in der Nacht in stärkerer Masse vorhanden, als am Tage*). An Lootsengeldern hat man, wenn man von der See kommt, 12 Piaster für jeden Fuß Tiefgang des Fahrzeuges zu entrichten.

Bald nachdem die Fregatte ihre Anker ausgeworfen hatte, wurde auch ein Boot nach der Stadt gesendet, um nach den etwa angelangten Briefen zu fragen; es kam am Abende zurück und brachte für die meisten der Offiziere welche mit, und wir brauchen wohl nicht zu sagen, wie willkommen solche Liebeszeichen in unserer Lage zu sein pflegen. Da die regelmäßige Post nach Europa in einigen Tagen abgehen sollte, beeilte sich ein Jeder seinen zum größeren oder geringeren Theile schon fertigen Briefwechsel abzuschließen.

Von unserem Ankerplatze hatten wir den Genuß einer sich weit erstreckenden Aussicht, welche weder der Großartigkeit, noch Schönheit entbehrt; aber während unseres ganzen Aufenthaltes am hiesigen Orte, war auch nicht ein einziger Tag so hinreichend klar, daß man einige Details von auch nur in mäßiger Entfernung liegenden Gegenständen hätte unterscheiden können, und von den entfernteren konnten nicht einmal die hauptsächlichsten Contouren wahrgenommen werden. Ein dicker Sonnenrauch lag beständig über die ganze Gegend ausgebreitet; die Sonne wurde eine lange Zeit hindurch von ihm verborgen, auch noch, nachdem sie schon weit über den Horizont aufgestiegen war, und wieder ebenso, ehe sie bei dem Untergange denselben erreicht hatte. Dieser Sonnenrauch ist hier kein unbedeutendes Hinderniß für die Seefahrt, indem er oft dem Gewahrwerden der Merkzeichen hinderlich wird, welche der Untiefen halber aus-

*) Siehe Ringgolds Karten von Californien. Washington, 1852.

gelegt sind, und die Course, die gesteuert werden müssen, gar nicht sehen läßt. Zuweilen war Alles in dicken Nebel gehüllt, und die Wolken hingen den ganzen Tag hindurch an den Gipfeln der Berge. Das uns zunächst liegende Land bestand aus terrassenförmig übereinander liegenden Reihen ziemlich steiler Hügel, die durch tiefe Thäler unter sich selbst geschieden waren, in welchen einige kleine Gerinne rieselten, die nach starken Regen in brausende Bäche verwandelt werden. Die Hügel sind zum größten Theile kahl, aber weitverzweigte Ketten von Gebüsch und kleinen Bäumen werden hier und dort angetroffen. Eine Art Eiche mit zackigen Blättern bildet den Hauptbestandtheil in diesen kleinen Laubholzstrecken. Größere Bäume trifft man nur tiefer in den Thälern an. Das Gras zeigte sich während der Zeit unseres Aufenthaltes ganz kurz und vollkommen verwelkt; aber nach dem schönen Aussehen des weidenden Viehes zu urtheilen, mußte es dennoch saftig und nährend sein. Der in der ganzen Landschaft herrschende Farbenton war gelbbraun, so daß Alles einen etwas wüsten und öden Charakter hatte, der noch um so mehr hervorgehoben wurde, als sich nur sehr wenige Menschenwohnungen zeigten.

Am Strande lagen einige schmutzige Häuser, in denen sich ein Paar armselige Schenken und Läden befanden; nahe bei den Häusern sieht man ein Sägewerk, welches jedoch jetzt in Folge des Wassermangels still stand, Einige ungeheuere Fichtenstämme von vier bis fünf Quarter Diameter lagen außen vor demselben im Wasser. Weiter unten stand auf einem steil gegen den Strand abschießenden Felsen ein kleines Haus, unter welchem sich eine ziemlich hoch aufgezimmerte Wasserzisterne befand, aus der dann das Wasser in bleiernen Röhren zu einer hölzernen Brücke hinabgeführt wird, an der sich Schiffsboote bequem anlegen und dort ihre Fässer füllen können. Die Zisterne gehört einer in der Stadt ansässigen Person, von welcher man erst die Erlaubniß zur Füllung einholen muß; der Preis des Wassers war zu unserer Zeit ein Cent pro Gallon (etwa 10 Reichsthaler Banco) für die schwedische Kanne. In einem großen, sich weiter nach Norden erstreckenden Thale liegt ein Landhaus, welches einem schon seit lange hier ansässigen Amerikaner, mit Namen Richardson, gehört. Das Haus sah jetzt ziemlich zerfallen aus, und ein größeres, unvollendet gebliebenes Fachwerksgebäude war schon im völligen Untergange. Die Einwohner waren einige Indianer mit ihren Weibern, die sämmtlich damit beschäftigt zu sein schienen, Nichts zu thun. Sie hatten eine auffallende Aehnlichkeit mit den Pampas-Indianern; denselben kurzen und untersetzten Wuchs, dieselben krummen Beine, denselben dicken Kopf mit dem breiten Munde, die gleiche flache Nase, kleine, unter buschigen Brauen hervorstechende Augen, stark heraustretende Backenknochen und schwarzes, struppiges Haar. Ein Paar derselben beschäftigten

sich gerade damit ein junges Pferd zuzureiten, welches jedoch kaum der geringen Mühe, die man sich mit ihm gab, werth zu sein schien. Noch war es nicht weiter gekommen, als daß es sich hinwarf und wälzte, sobald ihm das Sattelzeug aufgelegt worden war, und die ganze Lection schien darin zu bestehen, daß es sich eben nicht ganz ungestraft und nach Gutdünken mit dem Sattel auf dem Rücken hinlegen und umherwerfen durfte, worauf es nach einigen Schlägen wieder auf die Weide geführt wurde.

Während der acht Tage, die wir hier lagen, besuchte ein Theil des Offiziercorps der Fregatte die Stadt, während sich Andere damit belustigten in den Gebüschen und auf den nächstliegenden Bergen zu jagen; da aber keine Hunde herbei zu schaffen waren, beschränkte sich das Ergebniß der ganzen Jägerei auf einige Hasen, Wachteln und verschiedene kleine Vögel, welche hauptsächlich zur Vermehrung der zoologischen Sammlung, aber weniger für die Küche beitrugen. Auch wurde mit Netzen gefischt, und verschiedene Arten Fische gefangen, worunter große Rochen, die am meisten in die Augen springend waren. Die Besatzung war mit den Arbeiten an dem Segelzeuge und der Takelage hinreichend beschäftigt, und überdies mußte auch noch Wasser gefüllt und Holzvorräthe geschlagen und an Bord geschafft werden.

Am 5. August segelte die Fregatte um 5 Uhr des Morgens, unter Führung eines Lootsen, aus der Saucelito-Bucht ab, und ankerte eine Stunde später, zwischen der Stadt und Yerba-Buena, in einer Tiefe von neun Faden und sandigem Boden. Von dem Ankerplatze wurde Alcatrazes im Nord-Westen zum Westen ½ West gepeilt, und der Telegraph, nördlich von der Stadt liegend, im Süd-Süd-Westen ½ West; etwas weniger nördlich davon liegt die Klippe Blossone Rock unter der Wasseroberfläche verborgen, doch ist dieselbe jetzt durch eine schwarze Boje kenntlich gemacht worden. Die Entfernung bis zur Stadt ist von hier aus ungefähr noch eine achtel schwedische Meile. Ein Paar hundert Fahrzeuge lagen in dem Busen; viele unter denselben waren von ihren Besatzungen gänzlich verlassen, ja einzelne sogar auch von ihren Befehlshabern.

Die San Franzisko-Bucht ist ungefähr acht schwedische Meilen lang, und wird von einer durch die Stadt und Yerba-Buena gezogenen Linie in zwei ziemlich gleich große Theile zerlegt. Die Breite derselben ist sehr verschieden, und wechselt oft, man kann sagen zwischen einer halben und zwei schwedischen Meilen, wenn schon auch ein Paar noch schmalere Sunde vorkommen. Die Form ist vollkommen unregelmäßig, und die Strande bilden eine Menge Vorgebirge und Buchten. Der nördlichste Theil macht ein rundes Becken aus, welches ungefähr einen Durchmesser von zwei schwedischen Meilen hat; es wird San Pablo-Bucht genannt;

auf dem nordöstlichsten Strande derselben liegt der Hauptort des Staates Californien, Vallejo, so benannt, nach einem angesehenen Californier, welcher sich schon vor der Eroberung als ein sehr eifriger Amerikanisch-gesinnter gezeigt hatte. Aus der San Pablo-Bucht gelangt man durch den Carquines-Sund in die Suisun-Bucht, an deren östlichem Ende sich die Mündung des goldreichen Sakramento-Stromes befindet. Von dem Capitain in der Flotte der vereinigten Staaten von Nordamerika, Cadwalader Ringgold, sind sehr vollkommene Karten aller einzelnen Theile dieses Fahrwassers herausgegeben worden.

Ein großer Theil der weitläuftigen Ausdehnung dieser Bucht ist für durchaus keine anderen Fahrzeuge, als ganz kleine Boote zugänglich, und auch mit solchen findet man oft noch Schwierigkeiten bei niedrigem Wasserstande an die Außenseite zu landen. Besonders ist dies der Fall an dem Strande der südlichen Hälfte der Bucht, an welchem große Strecken bei niedrigem Wasser selbst während der Fluthzeit trocken liegen bleiben. Die starke Strömung am nördlichen Theile der Bucht hat diesen reiner von Untiefen erhalten; denn durch sie ist die Menge Sand und Schlamm, welchen der Sakramento-Fluß mit sich führt, in den südlichen Theil hinübergetrieben, wo das stillere Wasser ihn zu Boden sinken ließ. Die Bank außen vor der Einfahrt ist natürlich auf dieselbe Art entstanden. Eine schmale Rinne mit vier bis neun Faden Wassertiefe leitet jedoch bis zu dem südlichsten Winkel der Bucht; sie wird wahrscheinlicherweise durch die auf den letzterwähnten Punkt ausmündende Stromfurche des Guadalupe-Flusses rein erhalten.

Die Stadt San Franzisko liegt auf derselben Stelle, wo ehemals die kleine spanisch-mexikanische Stadt gestanden hatte. Der beste Ankerplatz in der ganzen Bucht befindet sich gerade außen vor derselben, aber auch hier war die Stadt mit langen und schmalen Untiefen und Sandbänken umgeben, welche die Landung selbst für kleine Boote unbequem machte, und den Zwang mit sich führten sich zur Löschung der Waaren Prahme zu bedienen, die zu den Fahrzeugen gehen mußten, aber selbst auch nur bei hohem Wasserstande nahe an das Ufer herankommen konnten, wodurch natürlich die Ladung nicht ohne viel Zeitverlust und Kosten auf das Trockene zu schaffen war. Kaum hatte jedoch die Stadt begonnen so zu wachsen, daß man mit einiger Zukunft auf ihre Erhaltung und zukünftiges Aufblühen rechnen konnte, als man auch schon an eine Abhülfe der erwähnten, so viel Ungelegenheiten herbeiführenden Uebelstände zu denken anfing, um so mehr, als gleichzeitig ein anderer wichtiger Zweck auf diese Art erreicht werden konnte. Zwischen dem Gestade des Wassers und den in dem Rücken der Stadt gelegenen Bergen war der Abstand nur ein sehr kurzer; für den Fall nun, daß die

Stadt bedeutend wachsen möchte, mußte man sie sich entweder längs dem Strande hinziehen lassen, oder sie auf den Abhängen der Berge erbauen. Im ersteren Falle würde die zwischen ihren beiden äußersten Theilen entstehende Entfernung eine sehr große geworden sein, im letzteren mußten aber die Berge dem inneren Verkehre sehr hinderlich und für die schnelle Communication störend werden. Man grub also die nächstliegenden Berge ab, und füllte mit dem dadurch gewonnenen Erdmaterial die See aus, und durch dieses Mittel können nun die größten Fahrzeuge an den weit ausspringenden hölzernen Landungsbrücken vertaut in aller Sicherheit liegen, so wie auch dadurch eine große Menge sehr gut und für Verkehrszwecke passend gelegener Baustellen gewonnen wurden. Bis zu welcher Werthhöhe die letzteren hinaufgehen, kann man aus den folgenden Thatsachen schließen, nämlich, daß ein mexikanischer Soldat im Jahre 1850 für eine dergleichen, welche er sich drei Jahre vorher für ein Paar alte Stiefeln eingetauscht hatte, 25,000 Piaster als Bezahlung erhielt, und daß ein hier seit vielen Jahren ansässiger Deutscher, mit Namen Leydersdorf, ein anderes, ganz unbedeutendes Erdstückchen, für das er im Tausche einen Anker Wein gegeben hatte, für 17,000 Piaster verkaufte. Leydersdorf ist jetzt todt, aber eine Straße in San Franzisko trägt seinen Namen und bewahrt sein Andenken der Nachwelt.

Die Häuser sind, wie man es sich leicht vorstellen kann, von der allerverschiedensten Beschaffenheit. Einige große Handelsfirmen haben in der Stadt Comptoire etablirt, und sich stattliche Häuser erbaut, deren kostspieliges Material aus in China gebrochenem Granite besteht, der, sauber behauen, von dort hierher geschafft wurde; dicht neben einem solchen findet man dann aber auch oft wieder eine anspruchslose und bewegliche Hütte, und auch alle zwischen diesen beiden extremen Punkten liegenden Abstufungen. Der kürzlich erst ausgefüllte Theil der Stadt findet in der locker zugeschütteten See natürlicherweise keinen Grund, der für die Aufführung größerer Gebäude zuverlässig genug wäre, und man zeigte uns ein Paar fast vollendete Häuser von Ziegeln, welche so tief eingesunken waren, daß man sich gezwungen sah, statt sie weiter auszubauen, unverzüglich mit ihrer Einreißung vorzuschreiten; überall eine die Vermögensverhältnisse sehr herunterbringende Sachlage, aber von ganz besonders gefährlichem Einflusse in San Franzisko.

Eine Kirche gab es zur Zeit unserer Anwesenheit im Jahre 1852 noch nicht, aber es war bereits die Rede davon ein Paar dergleichen in Angriff zu nehmen. Die Straßen sind noch nicht gepflastert; in dem oberen Theile der Stadt sind sie ziemlich sandig, in dem niederen mit Brettern belegt, die an jenen Punkten, wo die Aufschüttung noch nicht bis zu der Höhe der übrigen vollendet ist, von Böcken gestützt werden.

Verschiedene Personen hatten sich an solchen Orten unter der Straße, die ihnen in dieser Weise als Dach diente, einquartiert. Mehrere Fahrzeuge, welche bei dem ersten Grassiren des gelben Fiebers ihrer Besatzungen beraubt, oder von ihnen verlassen waren, und dann auf den Grund trieben oder bugsirt wurden, sind durch die erwähnten Zuschüttungen in die sonderbare Lage versetzt worden, sich nun mitten in der Stadt aus dem Sande zu erheben; sie werden als Magazine, Schenken und zu dergleichen Zwecken mehr verwendet; von ihrem Werthe ist selbstverständlich in den meisten, ja wir möchten fast sagen in allen Fällen, auch nicht ein Heller dem Rheder oder der Versicherung zu Gute gekommen. Ungeheuere Schilder hängen überall an den Wänden des Hauses, und ein großer Theil der Waaren pflegt am Tage draußen auf den Straßen zu liegen, um dadurch etwas mehr Raum in den Läden zu bewirken.

Ein Paar recht gute Gasthäuser waren bereits entstanden; in Jacksons Hause ißt man vollkommen eben so gut, wie in den ersten Hôtels des gebildeten Europas, und die Preise sind, wenn man die obwaltenden Verhältnisse, wie es sich gehört, in Betracht zieht, nicht besonders hoch; wenn schon zehn oder zwölf Reichsthaler für ein ganz einfaches Mittagsessen einem nicht daran Gewöhnten etwas hoch vorkommen muß; woher wir uns auch wohl hüteten das Haus zu besuchen, sondern uns statt dessen gern mit der einfacheren Kost begnügten, die uns an Bord unserer schwimmenden Heimath geboten wurde, und in welcher das einzige billige Lebensmittel in Californien, nämlich Rindfleisch, während unseres ganzen hiesigen Aufenthaltes den höchst willkommenen, in frischem Zustande lang entbehrten Hauptbestandtheil ausmachte. Für denjenigen, der zwanzig Piaster und mehr an einem Tage verdient, ist eine Ausgabe von einem halben Dutzend derselben für ein Mittagsmahl eine große Kleinigkeit, und die guten San Franziskaner sind auch keinesweges diejenigen, welche die Güter des Lebens verachten, vielmehr knallen die Champagnerpfropfen eben so tapfer, wie an irgend einem Orte eleganten Thuns in Europa. Zahlreiche „drink-shops" werden auf allen Straßen gefunden; es sind meist nur offene Stände, und man muß stehenden Fußes und öffentlich, vor den Augen des großen Publikums, die Erfrischungen zu sich nehmen, zu denen man durch seine Scene gelockt wird. Ihre Namenliste wetteifert an Länge mit den in Schweden für den „Schluck" zur Imbißkost aufgezählten; man hat zwischen „Ging-sling, brandy-cocktail, mint-julep, sherry-cobler" und viele, viele andere Sorten zu wählen, außerdem kann man aber natürlicherweise noch alle die verschiedenen Mischungen der Spiritusarten mit Sodawasser, oder auch das reine unverfälschte Element, bis zu den höchsten Procentegraden bekommen.

Die Spielhäuser von San Franzisko haben bereits einen in der

ganzen Welt verbreiteten Ruf bekommen. Es hieß jedoch während der Zeit unseres Besuches, daß sie schon nicht mehr in einem so blühenden Zustande befindlich wären, als sie es ein Paar Jahre vorher gewesen. Eine junge einnehmende Dame, mit dem ausgesuchtesten europäischen Luxus bekleidet, pflegt gewöhnlich die Honneurs am grünen Tische zu machen, und sie versteht es in der Regel sehr gut mit schmachtenden Blicken und zärtlichem Augenwinken, oder anziehendem Lächeln die thörichten Adamssöhne in ihr Verderben zu ziehen. Diejenigen unter diesen liebenswürdigen Sirenen, welche es bewiesen haben, daß sie im Besitze der Gabe sind, Kunden anlocken zu können, werden von den Spielhauswirthen unglaublich hoch für ihren Beistand bezahlt; wir hörten zum Beispiel angeben, daß eine derselben zehn Piaster für die Stunde empfinge, und natürlicherweise unterlassen dieselben es nicht, während dieser Zeit auch noch Privatspeculationen auf die Gewinnung der Herzen zu treiben, so daß ein hübsches Aeußere und ein verführerisches Geschick auf wenigen Punkten der Welt einen größeren Capitalwerth haben kann, als hier. Als fernere Lockmittel werden einige an der Bank Antheil besitzende Personen angewendet, welche mit den hinreichenden Geldern ausgestattet, nur ein Scheinspiel aus den Bankmitteln selbst betreiben, und den in der Kunst weniger Bewanderten leicht einbilden, daß bei diesem Spiele auf guten Gewinnst zu rechnen sei, ein unglücklicher Irrwahn, der oft erst damit endet, daß der neu Hinzugekommene recht gründlich gerupft ist. Alle Arten des falschen Spieles werden mit der größten Unverschämtheit betrieben, und die eben erwähnten, als Lockvögel auftretenden Herren, sind stets bereit, diejenige Person höchst unsanft auf die Straße hinauszuwerfen, welche unverschämt genug sein sollte, Einen der Gentlemen, oder auch wohl gar Eine der jungen höchst achtungswerthen Lady's, welche den Banken vorstehen, anzuklagen, das Spiel auf eine weniger ehrliche Art zu betreiben. Es soll sich sogar mehr als einmal ereignet haben, daß eine unbesonnene Aeußerung dieser Art unmittelbar darauf und an Ort und Stelle mit einem Pistolenschusse beantwortet worden. Damit man die Geldsorten mit größerem Vergnügen springen lassen könne, findet man in den meisten Spielhäusern, wenigstens des Abends, an welchem natürlicherweise erst die rechte Spielzeit beginnt, Musik; man kann übrigens auch darauf rechnen, daß man eine oder die andere auserwählte Gesellschaft antrifft, die für eine Sünde ansehen würde, den ganzen heiligen Vormittag der Sonn- und Festtage, wo anders, als im Spielhause zuzubringen, wo dann eine kleine unschuldige Partie die Stelle des Gottesdienstes vertritt. Haufen von gemünztem Golde, kleine Goldklumpen und Beutel mit Goldsand bilden den strahlenden Contrast mit dem grünen Kleide des Tisches, und bei dem hellen Scheine der Menge von Lampen ist der Effect davon ganz besonders

großartig. Ein oder das andere Silberstück sieht man auch zuweilen sich bescheiden einen Weg durch die vornehmeren, runden oder achteckigen Kameraden bahnen, aber auch diese Wanderer sind nicht verachtet, und können eben so gut, als jene, darauf rechnen, eine freundliche Aufnahme in der stets geöffneten Freistatt im Tische des Banquiers zu finden. Wir müssen bekennen, daß wir diese Herrlichkeit nur höchst flüchtig betrachtet haben; man kann sich aus Schaam nicht lange darin aufhalten, ohne zu spielen, und wir fühlten gar kein Verlangen einen Theil unseres Soldes weder dem Herrn Bankhalter, noch einer von seinen liebenswürdigen Mithelferinnen zu Gute kommen zu lassen.

Das spielende Publikum zählte seine Mitglieder zu allen den verschiedenen Arten Menschen, die von den entlegentsten Enden der Welt hier in Californien zusammengeströmt sind. Die Söhne des himmlischen Reiches geben an Eifer und Hartnäckigkeit keinesweges dem Chilenen oder Peruaner, dessen Naturgaben in dieser Hinsicht wir bereits in einem früheren Capitel erwähnt haben, etwas nach. An sehr wenigen Orten unseres Erdballes möchte man wohl noch im Stande sein, eine solche Sammlung scheußlicher Gesichter zu sehen, wie in dieser einen Stadt, und wir vermuthen, daß das Verhältniß oben in den Goldgruben mindestens dasselbe sein wird. Wir sind weit davon entfernt, alle diejenigen, welche sich mit dem Goldwaschen abgeben, für Taugenichtse und Schurken anzusehen, sondern glauben im Gegentheile, daß sich gewiß auch viele ehrliche Menschen darunter finden mögen, wenn schon dieselben jedenfalls eine Minderzahl bilden und in sehr schlechte Gesellschaft gerathen sind. Vielleicht ist es jedoch auch der Fall, daß die Gesammtheit jetzt im größeren Theile aus ziemlich angenehmen Individuen besteht. Aber über die Mehrzahl der Bevölkerung, die man sich auf den Straßen San Franziskos bewegen sieht, liegt der entschiedenste Ausdruck von Rohheit, Uebermuth und niedriger Gesinnung ausgebreitet; man fühlt es sogleich heraus, daß der Mammon dort mit unumschränkter Gewalt herrscht, wenn auch nicht alle seine Unterthanen für beständig ihre anderen Herren verlassen haben. Möglicherweise ist dies Urtheil ein etwas zu hartes; vielleicht sucht die Menge nur ein Mittel um ein durch jugendlichen Leichtsinn oder ähnliche Ursachen zerrüttete Gegenwart und untergrabene Zukunft wieder herzustellen, einen Ausweg, um alte Schulden zu tilgen, früheres Unrecht wieder gut zu machen, und sich schließlich in der Heimath eine bescheidene Scholle Landes anzuschaffen, um dort die noch übrig bleibenden Tage in beschaulicher Ruhe, oder noch besser stiller und bescheidener Thätigkeit zu verbringen. Mindestens kommt dies als Ausnahme vor, da der Verfasser einen jungen, aus Gottland gebürtigen Mann persönlich zu kennen das Vergnügen hat, der mit den in Californien

beſchwerlich gewonnenen Geldern ſeinem unverſchuldet in übele Vermögensumſtände gerathenen Vater geholfen, und dann, als er ſich durch dieſe gute Handlung wieder mit leeren Händen daſtehen ſah, zum zweiten Male ſich zu der beſchwerlichen Waſchung hinaus begeben hat.

Ein ungeheurer Ueberfluß von Induſtrierittern aller Arten iſt natürlich auch in San Franzisko zu finden. Es fehlen dort weder die Quackſalber mit ihren alle Gebrechen heilenden Arzeneien, der Revalenta arabika, der die Verſtopfung hebenden Pillen ꝛc. ꝛc., noch vermißt man die Magnetiſeure und Geiſterbeſchwörer. Ein Frauenzimmer kündigte, um nur mindeſtens ein Beiſpiel anzuführen, unaufhörlich in den Zeitungen an, daß ſie den ſie Beſuchenden eben ſowohl ihre Vergangenheit, wie ihre Zukunft enthüllen würde, und ihre Offenbarungen in allen europäiſchen und außerdem noch verſchiedenen anderen Sprachen mittheilen könne. Als Curioſum wollen wir auch noch folgenden Auszug aus der Zeitung „San Franzisko Daily Whig“ hierher ſetzen:

Vorleſungen über eine Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt.

„Profeſſor Pinham beabſicht einen Curſus von zwölf Vorleſungen über geiſtige Offenbarungen, in ihrer Erſtehung und in ihren Fortſchritten betrachtet, zu halten, und nachzuweiſen, wie die Geiſter die Electricität dazu verwenden, um lebloſe Gegenſtände, wie zum Beiſpiel Tiſche, Stühle, Sophas und dergleichen Dinge mehr, zu bewegen. Diejenigen, welche vielleicht nicht an Geiſter glauben, oder es ihnen nicht zutrauen, daß ſie ſich den Menſchen mittheilen können, erhalten ein Jeder eine Zeit von funfzehn Minuten bewilligt, um ihre etwaigen Widerlegungen vorbringen zu können. Die Hälfte dieſer Zeit ſoll darauf verwendet werden, um mit ihnen über den in Rede ſtehenden Stoff zu disputiren, und die andere Hälfte zu practiſchen Verſuchen im Tiſchrücken, der Hervorrufung von Klopfgeiſtern, des im Ringe Sitzens um geiſterhaften Schlaf zu erzeugen, in welchen die Perſonen dann ſelbſt mit den Geiſtern reden können u. ſ. w.

Die Billets koſten einen Dollar für jede Vorleſung, für den ganzen Curſus nur ſechs Dollars. Die Anmeldung muß jedoch frühzeitig geſchehen, weil nur 75 Billets ausgetheilt werden können. Ein beſonderer Curſus für Damen beginnt am 30. Juli um 5 Uhr Nachmittags.

Im Laufe der nächſten Woche wird eine Arbeit die Preſſe verlaſſen, worin die geiſtigen Offenbarungen in ihrer Entſtehung und in ihren Fortſchritten, wie ſich dieſelben im Oſten gezeigt haben, behandelt ſind, mit beſonderer Beziehung auf die letzte Entwickelung derſelben, die in San Franzisko ſtattfand.“

Daß oben in den Gruben zuweilen noch offen Gewaltthätigkeiten vorfallen, und sich mitunter auch noch gar in der Stadt San Franzisko ereignen, kann allerdings nicht geleugnet werden, doch gehört solches keineswegs, wie man es in Europa zu schildern pflegt, zu den Alltäglichkeiten und zur gewöhnlichen Ordnung. Diejenigen Personen, denen das meiste Böse, was hier geschehen ist, zuzuschreiben war, sind fast immer aus den Strafcolonieen Australiens entflohene Verbrecher gewesen, die mehrere Male sogar ihre Mordbrennereien in so großem Maaßstabe betrieben haben, daß die ganze Stadt zweimal durch sie in Asche gelegt worden ist. Einer Bande dieser Buben war es geglückt die Polizeigewalt so einzuschüchtern, daß es dieselbe nicht mehr wagte ihr gerade auf den Leib zu gehen, sondern auf heimliche Mittel und Wege ihr entgegen zu arbeiten bedacht sein mußte, jedoch wurden dann eines schönen Tages die Anführer der Bande ergriffen, und durch ein Lynch-Gericht verurtheilt gehängt zu werden, welcher Urtheilsspruch auch sogleich ausgeführt wurde, indem man die Dachstühle einer großen, zum Bau eines steinernen Hauses dienenden Winde die Stelle der Galgen ersetzen ließ. Was man jetzt vielleicht am meisten zu fürchten hat, ist die Einmischung oder zufällige Hineingerathung in eine Zänkerei, weil man dann dazu genöthigt werden könnte, in einer mehr oder minder unbehaglichen Entfernung, als Zielscheibe eines mit dem Gebrauche des Stutzers oder der Pistole wohl vertrauten Schützen dazustehen. Duelle kommen ungemein häufig vor, doch ist das ja auch in den südlichen der vereinten Staaten der Fall, und ein selbst in den gebildetsten Kreisen Europas nicht auszurottender Rest von Barbarismus. Uebrigens zeigen sich wenige der Einwohner von San Franzisko jemals ohne Waffen, die Pistolen werden allgemein in den Taschen mitgeführt, und ein sechsläufiger Revolver, nach dem Modelle von Celts, hängt in den meisten Fällen, auch in den Hauptstraßen, an dem Bettpfosten der Bewohner.

An Fuhrwerk und Reitpferden ist durchaus kein Mangel, jedoch ist der Preis für die Benutzung desselben ein so unverschämt hoher, daß die Besucher Californiens, die ihr Vermögen nach anderem Maaßstabe, als die Bewohner messen müssen, sich nur höchst selten das Vergnügen verschaffen können. Durch die große Gefälligkeit eines ehemaligen amerikanischen Schiffscapitains, der sich jetzt als Handelsmann hier etablirt hatte, erhielten einige unter uns die Gelegenheit zu Pferde einen kleinen Ausflug in der Nähe der Stadt zu unternehmen. Dieser Mann hatte mehrere Male Schweden besucht, und aus Erkenntlichkeit für das Wohlwollen, mit welchem ihm dort begegnet ist, bot er uns freundlichst an, uns vollkommen ungenirt seiner Pferde zu bedienen, und folgte uns selbst in eigener Person. Eine eigentlich unterhaltene Straße giebt es im

Lith. Inst. Artz & Lutz Düsseldorf

Verlag von Schulz & Thorbecke, Düsseldorf.

Druck von Schulz & Thorbecke, Düsseldorf.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Innern des Landes noch nirgends, jedoch ſtellt ſich die Beſchaffenheit des Bodens faſt überall ſo heraus, daß ſich dort, wo das Gras von den Pferden der Reiter niedergetreten iſt, ein guter Weg gebildet hat. Die hauptſächlich angewendete Art Reiſen zu unternehmen, iſt daher noch immer die zu reiten. Das Land iſt ziemlich hügelig, mit großen, offenen, ſich zwiſchen den Höhen ausdehnenden Feldern. Von geordnetem Feldbaue findet ſich beinahe nirgends eine Spur, das Gras zeigte ſich unſeren Blicken als verwelkt und gelbbraun, und nur weniges Vieh wurde ſichtbar, ſo daß der ganzen Gegend der Stempel eines öden, wüſten Charakters aufgedrückt war, welchen auch die wenigen Reiter, denen man unmittelbar außerhalb der Stadt begegnete, nicht zu beleben im Stande waren. Wir hielten einen kurzen Augenblick bei der alten Miſſion von San Franzisko an, und beſahen die dort befindliche anſpruchsloſe Kirche; das lange niedrige Gebäude, welches mit derſelben zuſammenhängt, diente früherhin den frommen Brüdern zum Aufenthalte, iſt aber jetzt, als ein deutlich redendes Zeichen der hier vorgegangenen Veränderung, in eine Schenke verwandelt worden. Wir ſetzten darauf unſeren Weg noch ungefähr anderthalb Meilen weiter fort, und nahmen dann an einem Orte, der der „Rancho de las Pulzos" genannt wurde, unſer Frühſtück ein. Die Ueberſetzung des ſpaniſchen Namens nehmen wir uns die Freiheit in der kurzen Bezeichnung „Flohneſt" wieder zu geben, und müſſen geſtehen, daß er mit unübertrefflicher Wahrheit gewählt wurde. Wir kehrten ſodann etwas ſpäter auf einem anderen Wege, als den wir gekommen, nach der Stadt zurück; es führt derſelbe näher die Küſte entlang, aber der tiefe Sand war für unſere ſchon etwas hart angegriffenen Pferde ſehr ermüdend. Um denſelben ein wenig Ruhe und Erholung zu gönnen, traten wir in einem kleinen Wirthshauſe ab, bei welchem ſich ein neu und recht geſchickt und gefällig angelegter Garten befand. Man wurde hier auch recht gut, wenn gleich für einen, ſich als nicht californiſch zu erkennen gebenden Preis, bedient. Die Möblirung von ein Paar Zimmern gab uns allen Anlaß zu der Vermuthung, daß dieſer Ort zu galanten Abenteuern und „parties fines" benutzt zu werden pflegte, und ein Paar Damen, über deren Art und Erwerbsbeſchaffenheit auch die harmloſeſte ländliche Unſchuld ſich nicht hätte täuſchen können, langten in demſelben Augenblicke dort an, in welchem wir uns fortzubegeben beabſichtigten, worin wir uns übrigens auch durch ſie keineswegs ſtören ließen. Bei dem ehemaligen ſogenannten „Preſidio," oder dem Wohnſitze des mexikaniſchen Gouverneurs vorüberkommend, waren wir endlich nach unſerem ſechs- oder ſiebenſtündigen Ritte wieder in der Stadt angekommen. Die Anzahl Schenken und Krüge von bald beſſerer und bald ſchlechterer Beſchaffenheit, die wir auf unſerem Ritte geſehen hatten,

können wir nicht angeben, dürfen aber versichern, daß dieselbe wohl im Stande ist, mit der in der Umgebung jeder in dieser Beziehung am meisten gesegneten europäischen Hauptstadt zu wetteifern.

Schon werden in San Franzisko sechs oder sieben Zeitungen herausgegeben, und man sieht überall auf den Straßen Gestelle mit Tafeln errichtet, auf denen eine große Zahl solcher aufgeklebt sind. Man kann an denselben für eine geringe Abgabe lesen, was Einem gefällt, und vor verschiedenen dieser ambulanten literarischen Etablissements finden sich sogar Stühle aufgestellt. Der berühmte Staatsmann Henry Clays gab durch seinen kürzlich eingetretenen Tod allen Blättern einen höchst willkommenen Stoff, um ihre Spalten zu füllen, und große Festlichkeiten waren in der Vorbereitung begriffen, um sein Andenken zu feiern. Eins der größten Spielhäuser war mit transparenten Gemälden, Inschriften und Flaggen geziert, die alle zur Verherrlichung der Verdienste des Dahingeschiedenen dienen sollten.

Die hier herrschende Theuerung und die hohen Preise auch der allereinfachsten Lebensbedürfnisse sind eine in der ganzen Welt bekannte Thatsache, jedoch stehen diese letzteren keineswegs in einem so hohen Preise, daß man sie nicht billig nennen müßte, wenn man nämlich californischen Maaßstab anlegt und sie in ein Verhältniß zu dem Tagelohne bringt; denn man kann es als gewiß annehmen, daß ein Arbeitsmann mindestens fünf Piaster täglich einnimmt. Ein Pfund Rinderfleisch kostet ungefähr zwölf Schilling Banco, und Brod ist auch durchaus nicht theurer. Für zehn bis zwölf Piaster in der Woche kann man unter Dach und Fach kommen, und sich auch noch ziemlich hinreichend ernähren. Dagegen kostet ein Dutzend Eier zwei und zwei und einen halben Piaster, ein Hummer zwei, ein Pfund Butter anderthalb und so weiter. Für das Waschen von einem Dutzend leinener Hemden muß man fünf Piaster bezahlen, so daß es für den Arbeiter billiger ist seine schmutzige Wäsche wegzuwerfen und sich neue Hemden zu kaufen, als dergleichen Waschrechnungen zu bezahlen. Daher kommt es denn auch, daß man in allen Ecken und Winkeln der Straßen, zerlumpte Hemden, Jacken, Strümpfe und dergleichen liegen sieht, was gerade eine der charakteristischsten Eigenthümlichkeiten der Stadt bildet.

Californien besitzt einen ungemeinen Reichthum an Wildprett aller Arten, und auf den Märkten der Stadt findet man Elenthiere, mehrere Arten von Rothwild und Hirsche, Enten und wilde Gänse, Hasen, Rebhühner, Wachteln, Waldschnepfen, Bekassinen und dergleichen köstliche Braten mehrere. An Fischsorten ist gleichfalls kein Mangel, doch stehen sie sämmtlich in sehr hohem Preise. Gartenbau und Baumzucht fing man bereits an in einem etwas größeren Maaßstabe zu betreiben, und

es soll, nach verschiedenen Angaben, dieselbe so lohnend sein, daß man in dem Laufe eines einzigen Jahres dadurch ein kleines Vermögen verdienen kann. Apfelsinen werden aus Tahiti herbeigeschafft, Ananas aus Panamá und von der mexikanischen Küste, Federvieh kommt, wie wir schon bei Gelegenheit ihrer Beschreibung erwähnt haben, von den hawaiischen Inseln.

Acht große Dampffahrzeuge, von der Form und Einrichtung, wie die in der Flotte der vereinigten Staaten von Nordamerika gebräuchlichen, unterhalten die Gemeinschaft zwischen San Franzisko und Sakramento, mit Anlauf der dazwischen liegenden Hafenpunkte Vallejo, Benicia, New-York und Suisun. Andere weniger großartige gehen zu allen übrigen bewohnten Plätzen im Umkreise der Bucht Für die Communication mit dem atlantischen Meere sind von verschiedenen Handelsgesellschaften drei Dampfbootslinien eingerichtet. Der Pacific Mail und New-York and San Francisco Steamship Company's Boote gehen nach Panamá, die Vanderbilt'sche Linie gehört nach San Juan del Sud, von wo aus dann die Reise über Nicaragua*) gemacht wird. Verschiedene Segelfahrzeuge machen gleichfalls regelmäßige Touren nach und von Panamá, das heißt: jedoch nur so regelmäßige, wie es die schwierige Beschaffenheit der Fahrt und die Ströme erlauben.

Unter den vielen Fahrzeugen im Hafen zogen verschiedene Klipperschiffe die Aufmerksamkeit auf sich. Eines derselben, Tornado benannt, war von 2600 Tragkraft.

Es war die wohlmeinende Absicht unseres Chefs gewesen, während unseres Aufenthaltes in San Franzisko der Besatzung Urlaub auf's Land zu geben, und zwar in der Weise, daß immer ein Viertel der dienstfreien Mannschaft Erlaubniß bekommen sollte. Es wurde der Anfang mit der einen Hälfte der Steuerbordswacht gemacht; als aber fünf Mann von den Beurlaubten am folgenden Morgen noch nicht wieder zurückgekehrt waren, wurde selbstverständlich das Vertrauen gestört und die weitere Beurlaubung ganz eingestellt. Polizeibeistand wurde requirirt, um die Vermißten suchen zu helfen, und ein Offizier wurde nach dem oben erwähnten Klipperschiff Tornado abgesendet, welches auf seinem zur See angetretenen Weg von einer Windstille überfallen war, woher man

---

*) Pacific Mail Company hatte zu Anfang des Jahres 1853 im stillen Meere 14 Fahrzeuge von zusammen 15,536 Tonnen, und auf der atlantischen Seite 19,600 Tonnen; die Vanderbiltsche Gesellschaft 10 Fahrzeuge von 18,000 Tonnen und N.Y. u. S.F. Gesellschaft 4 Fahrzeuge von 7,400 Tonnen. Eine vierte Linie ist erst ganz kürzlich zu Stande gekommen, nämlich die Empire City Line mit 3 Booten von 6000 Tonnen.
Hunts Merchants Magazine. March. 1855.

glaubte, daß ein Theil der entwichenen Mannschaft sich möglicherweise an Bord desselben verheuert hatte. Ein Polizeibeamter wurde, der Aufrechterhaltung der Form wegen, mit in das abgeschickte Boot aufgenommen. Bevor dasselbe aber noch das Schiff hatte erreichen können, wußte dasselbe schon eine frisch aufgesprungene Briese zu benutzen, und war so weit von demselben abgekommen, daß es durchaus keine Möglichkeit mehr war, es einzuholen. Weiter in den Weg hinein kamen wir wieder zu dreien unserer vermißten Bootsleute. Der Commandeur-Capitain Virgin hatte, wie es sich eigentlich von selbst versteht, durch den schwedischen Consul der Polizeibehörde von dem Vorfalle Kenntniß geben, und amtlich seinen vollen Beistand zur Nachsuchung und wo möglichen Wiedererlangung der Vermißten beanspruchen lassen, jedoch zur Antwort erhalten, daß man wohl bereit wäre mit allem Eifer sein Bestes zu leisten, aber daß man trotz dem geringer Hoffnung Raum geben solle, da wenig oder gar keine Wahrscheinlichkeit auf Erfolg vorhanden wäre. Kurze Zeit darauf wurde der Chef auf der Straße von einer fremden Person angeredet, die ihn fragte, ob er der Befehlshaber der schwedischen Fregatte sei, und als sie eine bejahende Antwort erhalten hatte, erbot sie sich gegen eine Bezahlung anzugeben, wo die drei Vermißten gefunden werden könnten. Der Mann folgte dem Chef auf sein Verlangen zu dem Consul, und erklärte dort, daß die Drei, von denen er Kenntniß habe, in demselben Augenblicke, in welchem sie sich hätten an Bord begeben wollen, in eine Schenke eingeladen wären, wo man sie mit einem schnell und vollständig berauschenden Trunke tractirt habe, der sie bald in einen besinnungslosen Zustand versetzt habe, in dem man sie bis zum Einbruche der Nacht versteckt gehalten, und dann in der Dunkelheit an Bord eines Fahrzeuges gebracht, in welchem sie noch zurückgehalten würden. Ein Offizier wurde sogleich von der Fregatte dorthin gesendet, dem der Angeber und ein Polizeiconstapel folgen mußten, und richtig fanden sie die drei Kerle an Bord des bezeichneten Fahrzeuges. Sie waren sichtlich sehr damit zufrieden wiedergefunden zu sein; ihre Aussagen, die ihnen einzeln abgenommen wurden, stimmten in Beziehung auf den Verlauf ihres hierher Gelangens unter sich und mit dem Berichte des Angebers überein. Außerdem hatte man ihnen ihre neuen und guten Kleidungsstücke mit elenden Lumpen vertauscht. Von den übrigen beiden Fehlenden erhielten wir nicht die geringste Kunde. Der eine unter ihnen war ein Musikant, der andere ein Marinesoldat. Des ersteren Art sein Instrument zu behandeln war keinesweges eine solche, daß seine Entweichung eine fühlbare Lücke in der Harmonie gelassen hätte; der letztere sollte nach der Erzählung einiger seiner Kameraden in Karlskrona in etwas unbehagliche Verhältnisse gerathen sein,

die es wohl verursacht haben möchten, daß er gerade nicht mit besonderer Sehnsucht an die Rückkehr in sein Vaterland dachte.

Die oben beschriebene Art Matrosen zu erheuern, oder sie sich so vollsaufen zu lassen, daß sie in völlig bewußtlosen Zustand gerathen und dann in demselben an Bord der Fahrzeuge gebracht werden, ist eine in verschiedenen Ländern ganz gebräuchliche. In den Häfen der vereinigten Staaten von Nordamerika gehört es zur Tagesordnung, und auf Rechnung des besinnungslosen Kerles erhebt oft noch derjenige, der ihn abliefert, außer dem Unterhändlerlohn, noch die Heuer für einen oder mehrere Monate, zur Bezahlung für Kleider oder Zehrung, die der arme betrogene Kerl nie empfangen hat. Die Befehlshaber der Fahrzeuge, die froh sind ihre Besatzung vollzählig bekommen zu haben, oder mindestens doch so zahlreich, daß sie es wagen können in die See zu stechen, wollen weder, noch können sie diese Schenkenrechnung einer genauen Prüfung unterwerfen. Dadurch, daß der Ordnungssinn, und namentlich die Nüchternheit, auch unter den weit umherschweifenden Seeleuten zugenommen hat, ist dies gräuliche Pressungssystem jetzt etwas in Verfall gerathen, ohne daß jedoch der geschehene Abbruch so bedeutend wäre, es ganz außer Brauch zu bringen.

Unsere alte Bekannte von Valparaiso, die englische Fregatte Thetis, lag bei unserer Ankunft im Hafen, segelte aber bereits wieder ab, ehe wir noch die Saucelito-Bucht verlassen hatten. Unerachtet aller nur erdenklichen Vorsichtsmaaßregeln glückte es dennoch dem Chef derselben nicht die Desertirung vollständig zu verhindern; vier Mann war es möglich geworden, durch Täuschung der Posten, zu entkommen. Es gereicht den beurlaubt gewesenen Leuten der Fregatte Eugenie zu großer Ehre, daß sie sich nicht verlocken ließen ihr Fahrzeug und ihre Flagge zu verlassen, ungeachtet es an Versuchungen dazu keinesweges gefehlt hatte, und sogar, wie wir gesehen haben, auch List zu diesem Zwecke angewendet wurde, und selbst gewaltsame Angriffe nicht gescheut waren. Von einem solchem trug einer unserer ehrenwerthen Wasserholer, der gottländische Bootsmann Quick, für die Zeit von mehreren Wochen ein Erinnerungszeichen in Gestalt eines blauen Auges, welches er davongetragen hatte, als er den Unterschiffer Lomann befreite, der bereits in eine Schenke geschleppt worden war, um von dort in einen sicheren Verwahrungsort geschmuggelt zu werden. Nur die ganz ungewöhnlichen Körperkräfte Quicks setzten ihn in den Stand diese für ihn so ehrenvolle That auszuführen.

Am Sonntage, den 8. August, wurde an Bord der Eugenie ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, der auch von mehreren der in der Stadt anwesenden Schweden und einem schwedischen Frauenzimmer besucht

wurde. Der Tagestext der Predigt war „von dem ungetreuen Verwalter.“ Wahrlich, ein für die Bewohner von San Franzisko höchst passender.

Während der kurzen Zeit, die wir uns hier an diesem Orte aufgehalten hatten, schienen die hauptsächlichsten Eigenheiten des Klimas in dem dicken Sonnenrauche, in den die Gegend stets eingehüllt schien, zu bestehen, und höchstens wäre noch der frische Seewind zu bemerken, der gewöhnlich regelmäßig am Tage bläst. Auf eine ruhige klare Nacht, mit Windstille oder schwachem Windsäuseln aus der Nordecke her, folgt zuweilen am Morgen Nebel, der allmählig von dem Seewinde gelichtet wird, welcher darauf im Laufe des Vormittags in den Hafen eindringt, und zur Mittagszeit oft steif bläst, um mit dem Sonnenuntergange plötzlich abzusterben. Die Richtung desselben ist ungefähr von Südwest her. Wir haben im Anfange dieses Capitels bereits der niedrigen Temperatur des Meeres Erwähnung gethan. Eine ganz natürliche Folge davon ist, daß auch der Seewind sehr kühl ist, und sich die Luft, während er weht, rauh und feucht anfühlt, ungeachtet die Sonne während dieser Zeit ganz heiß scheint. Das Unbehagen wird durch gräßliche Staubwolken vermehrt, die bei jedem Windstoße umherwirbeln. Zahlreiche Abweichungen von der beschriebenen Ordnung treffen selbstverständlicherweise ein, aber doch nicht so oft, daß man hier am Orte nicht das Klima des Winters für behaglicher hielte, als das des Sommers, weil zur Zeit des ersteren der Seewind nicht so herrschend ist. Die höchste von uns am Tage beobachtete Temperatur war 23,3 Grad Reaumür, aber an einem Tage stieg sie sogar nur bis auf 15,8 Grad. Die niedrigste in der Nacht war ungefähr 12 Grad, und die des Wassers in der Bucht hielt sich auf beiden Ankerplätzen auf 15 bis 16 Grad. Was wir hier bemerkt haben, gilt natürlicherweise nur für die Küste selbst; schon einige wenige Meilen in das Land hinein hat man ein ganz anderes Klima, mit äußerster Hitze im Sommer und schon ganz scharfer Kälte im Winter.

Da wir erst darauf rechnen konnten in Sydney wieder mit Proviant versehen zu werden, wurde in San Franzisko so viel davon erstanden, wie wir nur irgend in den Vorrathsräumen der Fregatte zu bergen wußten. Da aber ein ganzer Theil Artikel hier nicht zu einigermaaßen werthentsprechenden Preisen erlangt werden konnte, beschloß unser Chef, auf dem Wege nach Tahiti, Honolulu noch einmal anzulaufen, wo wir einen reichlichen Zugang gerade dieser Waaren bei unserer ersten Anwesenheit bemerkt hatten.

Ein Deutscher, Herr Herrlich, der früher, als schwedisch-norwegischer Consul, in Pernambuko residirt hatte, versieht jetzt dasselbe Amt in San Franzisko. Er hatte die Artigkeit für den Chef und die Offiziere unserer Expedition ein großartiges Mittagsmahl zu veranstalten; und auch noch

von anderen Seiten sind uns während unseres hiesigen Besuches Wohlwollen und Gastfreiheit bewiesen worden.

Am 10. August, in der zehnten Vormittagsstunde lichtete die Eugenie wieder die Anker, und fing sogleich an sich dem dicken Nebel zum Trotze hinauszukreuzen. Um die Mittagsstunde klärte es sich einige Augenblicke auf, da aber die Strömung um 1 Uhr Nachmittags umschlug, sahen wir uns genöthigt, die Anker auf's Neue auszuwerfen, und blieben dann auch den ganzen Tag über liegen. Die eine dicke Nebelschicht löste unaufhörlich die andere ab, aber zwischen durch war die Luft auf Augenblicke ganz ungewöhnlich durchsichtig. Am folgenden Tage gingen wir abermals des Morgens um 10 Uhr unter Segel. Die Luft war nicht völlig so dick, doch mußten wir ganze Stunden lang mit Vormarssegel back legen, und die größte Aufmerksamkeit darauf richten, um mit nicht irgend einem der vielen kleinen Segler, die denselben Weg, wie die Eugenie, verfolgten, Bord an Bord zu gerathen. Zur Mittagszeit nahm die durch den Nebel erzeugte Dämmerung wieder zu, jetzt waren wir aber mitten in der „Golden Gate," in der die Tiefe kein Gehen vor Anker mehr gestattet, und es blieb uns daher nicht Anderes zu thun übrig, als unter geringen Segeln zu liegen und gute Ausschau zu halten. Um $12\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags wurden wir plötzlich gerade vor uns Land gewahr, der Klüverbaum berührte bereits beinahe die jähe, steil abschießende Wand des Felsufers, längs welchem eine heftige Strömung zischte und wirbelte. Das Ruder wurde augenblicklich herumgeworfen, die Stagsegelschoten fahren gelassen, und die Segel auf der Leeseite vorgebraßt, worauf unsere schnelle Eugenie, gehorsam und thätig, wie jederzeit, einem Boote gleich sich durch den Wind drehte, zur großen Sinneserleichterung aller Mann an Bord, des Lootsen mit eingerechnet, dessen Sorge um einen glücklichen Ausgang deutlich aus seinen Gesichtszügen zu lesen war. Das Land, auf welches wir so nahe daran waren, zu laufen, war ein auf dem nördlichen Ufer der Rinne der kleinen Schanze gerade gegenüber liegendes und sehr weit hervorspringendes Vorgebirge, das „Punta Diabolo" genannt wird, so daß wir mit Recht von uns sagen konnten, wir seien kaum und mit knapper Noth aus seinen Klauen entkommen. Wir befanden uns jetzt in einem geräumigeren Fahrwasser, und um $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags verließ uns der Lootse, dessen Schooner ihm zu seiner Abholung entgegen gekommen war. Aus unserem Abenteuer ist zu ersehen, daß auch das californische Fahrwasser seine Gefahren hat; denn im Sommer 1853 sind drei oder vier Dampffahrzeuge außerhalb der Einfahrt von San Franzisko in Folge des dicken Nebels auf den Grund gerathen und total verunglückt; nur mit segelnden Fahrzeugen geschieht es sehr häufig, während andere nur eben mit so genauer Noth, wie die Eugenie, der Strandung entgehen.

Mit einer frischen Bramsegelbriese, aus Nordwesten herwehend, setzten wir nun unseren Cours nach den hawaiischen Inseln fort, und bereits am folgenden Tage, dem 12., befanden wir uns in einem ganz anderen Klima; die Temperatur des Meeres war gleichfalls gestiegen, und zwar von 15 Grad auf fast 19, und wenn gleich der Wind die nordwestliche Richtung noch beibehielt, fühlte man dennoch, daß die Luft schon eine ganz andere Beschaffenheit hatte. Derselbe Wind hielt sich auch noch bis zum 16., wo wir unter dem 30. Grade nördlicher Breite den Nordostpassat abfingen; während dieser Tage hatten wir jedoch das herrlichste Wetter mit einer Temperatur von 22 bis 24 Grad am Tage und 18 bis 20 Grad in der Nacht. Der Passat war nicht besonders frisch; die Fregatte wiegte sich mit dem Winde gerade von hinten auf recht bequeme Weise in die Deinung hinein, die Segel standen aus Mangel an Wind nicht recht voll, sondern schlugen während des Rollens auf den Wellen unaufhörlich gegen die Massen. Wenige oder keine Strömung war während dieser angenehmen, einförmigen Segelung zu bemerken. Am Vormittage des 23. schnitten wir wieder den Wendekreis, die Briese frischte sich jetzt auf, und am folgenden Tage des Nachmittags um 3 Uhr bekamen wir Maui in Sicht. Ebenso, wie es uns auch das erste Mal geschehen war, wurde uns die Annäherung an die Insel durch einige kleine Regenschauer und bewölkteren Himmel, als wir ihn die vorhergehenden Tage gehabt hatten, verboten. Molokai zögerte auch nicht lange sich uns zu zeigen, und wir mußten weiter in den Abend hinein die Segel vermindern, um nicht vor Tagesanbruch unserem Bestimmungsorte vorüber zu segeln. Der erste Streifen vom Tageslichte zeigte uns sogleich Oahu, und nach einer Reise von vierzehn Tagen ankerten wir am 25. um $8\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags auf der Rhede von Honolulu in zweiundzwanzig Faden Tiefe, dicht außerhalb der äußersten der Bojen, welche die in den Hafen hineinführende Rinne bezeichnen. Am Tage zuvor war eine amerikanische Brigg nach einer Fahrt von dreiundzwanzig Mal vierundzwanzig Stunden von San Franzisko bis hierher angelangt, und einige Stunden nach uns kam eine dänische Brigg, welche am 5. August, oder sechs Tage vor der Eugenie, denselben Ort verlassen hatte.

Eine große Anzahl Kanots mit Herren und Damen in den schon beschriebenen Kostümen waren herausgekommen, um unsere Fregatte zu empfangen; aber die vielfachen Gesuche um Kleider zum Waschen zu bekommen, mußten diesmal ohne jegliche Berücksichtigung gelassen werden, weil die Nähe der auf den nächsten Abend festgesetzte Abfahrt Zweifel über die Sicherheit, die abgeschickten Kleidungsstücke wieder zu erhalten, gerechtfertigt erscheinen ließ. Ein Jeder, der nicht durch den Dienst an Bord zurückgehalten wurde, eilte an's Land, um seine alten Bekannten

wenigstens flüchtig zu begrüßen und einen kurzen Spazierritt zu unternehmen. Natürlicherweise wurden sogleich Anstalten getroffen, die uns noch nöthigen Proviantartikel zu beschaffen, um derentwillen ja lediglich die Fregatte hier angelaufen war. Jetzt däuchte es uns so, als wären die Preise, welche wir hier herrschend fanden, billig, oder mindestens erträglich, obschon bei unserem ersten Besuche uns dieselben ganz unverschämt hoch vorkamen.

Während unserer Abwesenheit hatte ganz Oahu das Unglück gehabt, von einer Epidemie heimgesucht zu werden, von der fast eine jede Person mehr oder weniger berührt worden war, doch ist sie von nicht ernsthafterer Art gewesen, und hatte nur ein Paar vereinzelte Todesfälle herbeigeführt. Ebenfalls hatte ein Schiff mit nach Californien bestimmten Auswanderern aus Mangel an Lebensmitteln Honolulu angelaufen; dessen Schicksale merkwürdig genug waren, um hier ihren Platz zu verdienen. Bei unserer Ankunft hatte sich jedoch dasselbe schon wieder auf den Weg begeben, um seinen schließlichen Bestimmungsort zu erreichen.

Im Februar hatte dieses Fahrzeug, die Barke Sarmiento unter der Flagge von Neu-Granada fahrend, und unter dem Befehle von einem amerikanischen Capitain stehend, sich durch die Zeitungen in Panamá, als eine günstige Gelegenheit für Passagiere nach San Franzisko verkündigen lassen. Es wurde angegeben, daß es eine Trächtigkeit von 800 Tonnen habe, neugebaut und als ungewöhnlicher Schnellsegler rühmlichst bekannt sei; so wie auch versichert wurde, daß der Proviant mit ungeheueren Kosten, und von bester Beschaffenheit nur zu dieser Reise über Hals und Kopf gekauft sei. Da das Fahrzeug draußen bei Taboga lag, wollte sich Niemand unnützer Weise die nicht unbedeutenden Kosten machen, hinauszufahren, um es in Augenschein zu nehmen, und als die 240 Personen, welche sich zur Passage darauf hatten einschreiben lassen, und ihre Gebühren bereits gezahlt hatten, am Tage vor der festgesetzten Abreise an Bord kamen, fanden sie zu ihrer großen Ueberraschung und Aerger, statt des ihnen beschriebenen großen und prächtigen Fahrzeuges, eine elende Bütte von einem kassirten Walfischfängerschiffe, welches schon 1823 erbaut worden war, und nur 332 Tonnen Trächtigkeit hatte. Für den Augenblick war natürlich nichts zu machen, als sich der Nothwendigkeit zu fügen und sich in Geduld seinem Mißgeschicke zu unterwerfen. Es hieß, daß der Capitain keinen Antheil an der Schaamlosigkeit dieses Verfahrens gehabt hatte, die ausschließlich von den Rhedern des Fahrzeuges betrieben sei. Das Schiff segelte am 27. März von Taboga ab, wählte seinen Weg längs der Küste, wurde an derselben fast volle zwei Monate hindurch von den Strömungen und wechselnden Winden ergriffen und hin und her geworfen, und lief am 28. Mai San Blas an, um Proviant und

Wasser zu erhalten. Schon drei Tage, nachdem das Fahrzeug unter Segel gegangen war, wurden alle Mann auf Rationen von ungefähr fünf Quarter (etwa drei Pinten) Wasser für den Tag gestellt; am 17. Mai aber wurde das schon geringe Maaß noch bis auf weniger als ein Stopp (zwei Pinten) herabgesetzt, und am 25. wurde eine Flasche Wasser mit einem Piaster bezahlt. Von den Proviantartikeln war das Fleisch schon seit dem Beginnen der Reise in Fäulniß übergegangen, und an Speck wurde nur eine unzureichende Quantität, wenn auch von guter Qualität, aufgefunden.

Am 1. Juni verließ der Sarmiento San Blas, und die beklagenswerthen Passagiere desselben hofften, daß der noch übrige Theil der Reise, etwas weniger, als die Hälfte der ganzen Tour, nunmehr glücklicher werden würde, als der überstandene, aber Täuschung harrte ihrer und noch bitterere Leiden mußten sie aushalten. Die schlechte Segelkraft des Fahrzeuges erlaubte ihm bei den hier herrschenden schwachen Winden kein rasches Fortkommen, und der Capitain sah sich abermals genöthigt in Honolulu anzuhalten, woselbst das Fahrzeug am 3. Juli ankam. Nachdem alle nur möglichen Brocken die letzten Tage über verzehrt waren, hatte der Brodvorrath am 19. Juni sein gänzliches Ende erreicht. Acht Personen waren, während ihrer Hierherfahrt, im Elende gestorben.

Als charakteristisch für den herrschenden Zustand müssen wir einen an Bord dieses unglücklichen Fahrzeuges sich ereignet habenden Vorfall mittheilen. Ein Deutscher und ein Amerikaner aus Kentucky waren um den Gebrauch eines zinnernen Kruges in Zank gerathen; als ihn der Deutsche an sich riß, zog der Kentucker eine Pistole aus der Tasche und schoß, ohne Zögern, seinem Widersacher gerade durch das Herz. Der Befehlshaber des Fahrzeuges wollte den Verbrecher in Haft nehmen, um ihn in San Franzisko der Strafe der Gesetze zu überliefern, aber die Mehrzahl der Passagiere beschloß im Voraus für sich einen Gerichtshof abzugeben. Eine Jury wurde gewählt, und der Mann dazu verurtheilt erhängt zu werden, und nachdem man ihm zwei Stunden bewilligt hatte, um in ihnen seine Rechnung mit der Welt und seinem Gewissen abzuschließen, wurde er, mit der Schlinge um den Hals, unter der Fockraaennocke aufgehißt. Was soll man wohl über solche Sitten sagen, wenn es an Bord eines Fahrzeuges gestattet ist, mit geladenen Pistolen in den Taschen umher zu laufen?

Zwischen Panamá und Honolulu hatte der Sarmiento neunundneunzig Mal vierundzwanzig Stunden zugebracht, von denen es nur drei in San Blas lag, so daß also immer noch sechsundneunzig für die Fahrt übrig blieben. Die Eugenie, welche einen anderen Weg eingeschlagen hatte, wenn schon auch der ihrige nicht der beste war, hatte dreiundsechszig Mal

vierundzwanzig Stunden zwischen denselben beiden Häfen gebraucht, davon gehen aber siebzehn für den Aufenthalt auf den Perl- und Galapagos-Inseln ab, so daß nur sechsundvierzig Mal vierundzwanzig Stunden auf Zurücklegung ihres Werthes verwendet wurden.

Im Laufe des 26. wurden wir klar, um wieder unter Segel zu gehen, und stachen um $8\frac{1}{4}$ Uhr des Abends in die See hinaus. Eine ziemlich starke Strömung aus Südwest machte sich im Lee der Inseln sichtbar, und der Wind war etwas unbeständig. Sobald wir auf das offene Meer hinausgekommen waren, wurde der Wind frisch, aus Osten her wehend, kleine Regenschauer mischten sich mitunter hinein, und die Strömung setzte ungefähr in vierundzwanzig Stunden zwölf, das heißt zwei schwedische Meilen nach Westen um. Am 30. des Vormittags passirten wir in einer nur mäßigen Entfernung von dem Punkte, an welchem eine Menge einzelner Angaben die Klippe Manuel Rodrigues liegen lassen. Auf der von Lauries in den Jahren 1847 und 1848 herausgegebenen großen Karte des stillen Meeres liegt sie unter 10° 58′ N. Br. und 153° 54′ W. L., an welcher Stelle sie vergeblich von dem Capitain Ringgold von der amerikanischen Orlogsbrigg Porpoise gesucht wurde. Er hatte nur eine fünftägige Fahrt von Honolulu gehabt, und da er gut mit Chronometern versehen war, kann man keinen Zweifel darüber hegen, daß sich die Klippe auf jener Stelle nicht befindet. Auf den neuen französischen Seekarten findet man sie gar nicht angegeben. Eine uns anderweitig mitgetheilte Angabe verlegt sie unter den 10° 58′ N. Br. und 153° 54′ W. L. Hätte sie dort gelegen, würden wir sie aber sicherlich gesehen haben, denn wir hielten sehr genaue Ausschau nach ihr, und unsere Chronometer-Länge kann nur mit äußerst unbedeutenden Fehlern behaftet gewesen sein, was auch noch durch die in Honolulu und Tahiti angestellten Beobachtungen leicht zu bestärken ist, obschon wir hier denselben keinen Platz gönnen dürfen.

Am 31. schnitten wir wieder im Laufe des Vormittages den Parallelkreis des neunten Grades, und fast zu derselben Zeit fing auch der Wind an stiller und unbeständiger zu werden. Ueber unserem Haupte hatten wir klaren Himmel, aber rund um den Horizont herum standen dicke Wolkenmassen. Am 1. September blieb es ganz ebenso; der eine kleine Windstoß löste den anderen ab, aber ihre überwiegende Richtung war von Südsüdwesten her, und seit dem vorhergehenden Mittage hatte die sonst gewöhnlich flinke Eugenie doch nicht mehr als funfzehn Meilen (zwei und eine halbe schwedische) zurücklegen können. Die Strömung nach Westen hatte gänzlich aufgehört, und die Temperatur war 28 bis 29 Grad. An den vier folgenden Tagen, vom 2. bis 5. September, fuhren dieselben schwachen Winde fort sich zwischen Nordost und Süden herum zu werfen,

der Regen stürzte mitunter in wahren Strömen hernieder, und eine starke Dehnung ließ sich aus Osten her erkennen. Am 3. war in der Mittagsstunde die Höhe des Mittelpunktes der Sonne 89° 58′. Gegen Mittag des 6. fing der Wind an sich in Ostsüdost festzusetzen, der Himmel klärte sich schnell auf, und alle Anzeichen einer Annäherung an den Südost-Passat offenbarten sich uns. Am 7. wehte der Passat schon sehr frisch. Seit dem 2. hatte uns die Strömung hundertundfunfzig Meilen (sechsundzwanzig schwedische) nach Osten zum Norden, oder fünfundzwanzig (vier und eine halbe schwedische) Meilen in je vierundzwanzig Stunden versetzt. Es ist dies dieselbe Strömung, die wir bereits zweimal unter anderen Längegraden bemerkt hatten. Die Grenzen derselben waren unter dieser Länge (150° W.) scharf bestimmt, wir können sagen 9° und 4°. Ein fühlbarer Temperaturunterschied wurde nicht im Wasser des Meeres bemerkt, weder innerhalb, noch außerhalb dieser Strömung.

Am 7. schnitten wir auch den Parallelkreis von Walkers Insel, der auf verschiedenen Karten gleichfalls ganz verschiedene Lagen hat. Unser Cours lag zwar nicht innerhalb der Gesichtsweite derselben, die Gegenwart einiger Möwen ließ es uns aber erkennen, daß sich Land in der Nähe, etwa in der Entfernung von einem oder dem anderen Grade, befinden mußte.

Bei Sonnenuntergang am 3. schnitten wir nun bereits zum fünften Male während dieser Reise den Aequator, und zwar unter dem 148° W. L. und setzten unsere Fahrt mit frischer Briese gerade nach Süden fort. Am 11. und 12. hatten wir viele kleine Regenschauer, in denen einige von unseren jetzt sehr abgenutzten Segeln ganz zerrissen. Die Carolinen-Inseln wurden von uns in viel zu großer Entfernung passirt, um unterschieden werden zu können, aber wir können es bezeugen, daß ihre Länge nicht unter 148° 25′ W. ist, unter welche sie ein Theil der Angaben verlegen. Am 13. des Morgens zeigten sich mehrere weiße Meerschwalben, und am Mittage befanden wir uns zwanzig, oder drei und eine halbe schwedische Meile im Westen von der Lagunen-Insel Malivi, der westlichsten von der weitausgedehnten und zahlreichen Inselgruppe, welche bei den Seefahrern und Geographen den Namen des niedrigen oder gefährlichen Archipelagus erhalten hat, jedoch von den Eingeborenen Paamotu oder Paumotu genannt wird, welcher Name in der Uebersetzung „Inselgewölk" bedeuten würde. Diese Inseln, sind ihrer Zahl nach noch immer nicht ganz genau bekannt, und wenn gleich die Lage mehrerer derselben bestimmt ist, bleibt doch noch die vieler anderer derselben festzustellen. Mit Ausnahme der südöstlichsten „Mangareva" oder der Gambier-Gruppe sind alle von Corallenbildung, und auf manchen mangelt es ganz an Holz. Schon um das Jahr 1600 herum besuchten

die Holländer Lemaire und Schouten einige derselben, und von den im vorigen und in diesem Jahrhunderte stattgefundenen Seefahrten zu wissenschaftlichen Zwecken, landeten viele hier auf einer oder der anderen Insel. Ein großer Theil der Einwohner ist jetzt zum Christenthume bekehrt, und auf Mangareva hat sich schon seit dem Jahre 1834 eine feste katholische Mission befunden. Die einzigen Handelsfahrzeuge, welche sich in diesen mit Recht „gefährlich" genannten Archipelagus hineinwagen, sind kleinere Schooner, die unter dem Beistande der Eingeborenen die Perlfischerei betreiben. Für größere Fahrzeuge finden sich nur sehr wenig Ankerplätze, aber kleinere Schuiten können oft mitten in den Lagunen dergleichen recht gute finden, die mehr oder weniger ganz von Corallenriffen umgeben sind. Zu verschiedenen dieser Lagunen findet sich aber keine Einfahrt; die Boote werden über Land in dergleichen geschafft, um in ihnen wenigstens die Fischerei zu betreiben.

Es ist keine leichte Sache die Verwirrung, welche in Bezug auf die Benennungen dieser einzelnen Inseln herrscht, lösen zu wollen. Die ersten Entdecker sahen sich genöthigt, ihnen die auf die verschiedenen Zufälle passenden Namen zu geben, der einzige Ausweg, welcher sich darbot, wenn keine Gelegenheit mit den Eingeborenen zu verkehren möglich war. Auch selbst wenn die rechten Namen bekannt waren, haben sie dieselben wahrscheinlich nicht als genügend angesehen. Wenn nun die verschiedenen Lagen der Inseln nicht ganz zuverlässig bestimmt waren, wurde oft ein und dieselbe Insel von den nachfolgenden Seefahrern für mehrere verschiedene gehalten, deren Längen in den Angaben oft bedeutend genug von den vorher mitgetheilten abwichen, und so Anlaß gaben, sie natürlicherweise mit eigenen Namen zu belegen. Auch wollten die Engländer und Franzosen aus Nationalstolz keine anderen Bezeichnungen, als die von ihren Entdeckungsreisen verliehenen anerkennen, und noch kürzlich haben auch ein Paar Russen, den ganzen Kalender ihres Vaterlandes geleert, um aus demselben unaussprechliche geographische Namen abzuleiten. Der französischen Marine kommt die Ehre zu sich auf eine ernstere und würdevollere Weise mit der Auffindung der rechten Namen beschäftigt zu haben, und in'sbesondere hat d'Urville sich darin ein nicht unbedeutendes Verdienst erworben. Sein Beispiel ist von den meisten neueren Reisenden befolgt worden, und man hat dies jetzt allgemein als Grundprincip angenommen. Die oben erwähnte Insel Malivi ist auf der Mehrzahl der Karten russisch „Lazareff's Insel" genannt.

In den sechs letzten Tagen hatte uns die Strömung hundert (siebzehn schwedische) Meilen nach Westnordwest versetzt.

Früh am Morgen passirte die Eugenie die nördlich von Tahiti gelegene niedrige Insel Tetuaroa, welche in Betreff der noch herrschenden

Finsterniß nicht unterschieden werden konnte. Beim Aufgange der Sonne gab eine an dem sonst ganz klaren Himmel schwebende, völlig abgesonderte Wolkenbank zu erkennen, wo die Königin des stillen Meeres, die weitberühmte Tahiti, ihren Platz hatte, und um 7½ Uhr Vormittags fingen die Contouren derselben an aus dem Wolkenschleier hervorzutreten. Der Wind wurde nun ganz schwach und frischte sich nicht vor der Mittagszeit wieder auf. Der nach der französischen Fregatte Artemise benannten, und bis zu ihrem vor etwa funfzehn Jahren erfolgten Stranden auf derselben völlig unbekannten Bank ausweichend, nahten wir ihr darauf sehr schnell, und es öffnete sich eine höchst malerische Aussicht nach der anderen vor unseren Blicken. Um 1½ Uhr wendeten wir um das in der Geschichte so merkwürdige Venus-Vorgebirge herum, woselbst Cook, Green und Solander am 3. Juni 1769 das Vorbeigehen der Venus vor der Sonnenscheibe beobachteten. Das Vorgebirge ist niedrig, nur ein wenig ausspringend, aber mit schönen, hohen Cocospalmen geschmückt. Westwärts von dem Vorgebirge liegt die Matavai-Bucht, in welcher der Entdecker der Insel, Samuel Wallis, am 21. Juni 1767 ankerte, und die lange Zeit hindurch der am meisten gesuchte Ankerplatz der Insel war.

Wir setzten unseren Weg bis zu dem acht (anderthalb schwedische) Meilen weiter westwärts gelegenen Papeiti fort, wo man in besserem Schutze gegen alle Winde liegt. Auch hat der französische Gouverneur dort seine Residenz. Um 3 Uhr Nachmittags drehten wir bei, um einen Lootsen zu erhalten. Nach einigem Warten kam denn auch ein solcher an, der gerade dabei beschäftigt war eine amerikanische Brigg hinaus zu lootsen. Wir wendeten wieder auf das Land zu, und eilten mit frischer Fahrt durch die schmale Rinne zwischen den Riffen. Der Lootse, ein Franzose, stand auf dem Ende des Bugspriets, um Ausschau nach den aus dem Boden hervorstehenden Corallenklumpen zu halten. Es blies nun so steif, daß uns ein fast neuer Klüver vom Stagtau weggerissen wurde, so daß die Vorstange eiligst gehißt werden mußte. Um 2½ Uhr warfen wir unsere Anker in fünf Faden Tiefe aus, nachdem wir von Honolulu bis hierher eine Reise von vollen neunzehn Mal vierundzwanzig Stunden gemacht hatten. Im Hafen lagen das französische Dampfboot „Phoque" mit dem Stander des Gouverneurs, Schiffscapitain Pajes, und der Lastcorvette „Moselle." Ein Offizier kam gleich darauf mit dem Bewillkommnungsgruß des Gouverneurs an Bord, und machte uns das Anerbieten jeden Beistandes, wenn wir etwa irgend wo oder wie desselben bedürfen sollten. Gegen Abend legte sich die Briese etwas, und kurz nach dem Sonnenuntergange herrschte eine vollkommene Ruhe.

XI.

Aufenthalt in Tahiti*); Fahrt von dort nach Sydney.

1852. September 13. bis October 21.

Es währte nicht lange, so lagen auch schon mehrere Kanots an unserer Seite, und die darin befindlichen Inselbewohner beeilten sich, so wie ihnen die nachgesuchte Erlaubniß bewilligt war, sich an Bord der Fregatte zu begeben, um der Ehre theilhaftig werden zu können, unser schmutziges Linnenzeug zu waschen, eine Ehre und Industrie, die nicht selten das Streben und Ziel der Speculationen selbst von Häuptlingen niederen Ranges wurde. Nebenbei führten unsere neuen Bekannten Apfelsinen, Muscheln, Corallen und dergleichen für die Seefahrenden angenehmen Kleinigkeiten zum Verkaufe mit sich. Der größere Theil derselben bestand aus langen schöngewachsenen Kerlen, von weit angenehmerer Gestalt und Gesichtszügen, ja selbst lichterer Farbe, als die Einwohner der hawaiischen Inseln. Ihr Antlitz trug fast immer den Ausdruck der Freude und Gutmüthigkeit, und alle schienen mit einer fließenden Redegabe beschenkt zu sein. Mehrere sprachen ganz geläufig englisch, wenn gleich die Aussprache mancher Worte eine solche war, daß eine Gewohnheit erfordert wurde, um zu verstehen, was damit gemeint sei.

Papeiti präsentirt sich von dem Hafen aus höchst malerisch. Die Häuser schimmern zwischen Palmen, Apfelsinen- und Brodfruchtbäumen hervor, und Massen von üppig blühenden Gebüschen umgeben sie. Nach Westen zu wurde das Fort Urania sichtbar, eine starke Batterie, welche die Einfahrt zum Hafen auf das Vollständigste beschützt, und es für jeden nicht stärker, als dieselbe, armirten Feind es zu einer ganz bedenklichen

---

*) Die ältere Benennung Otaheiti ist jetzt, wo sie als falsch erkannt wurde, allgemein verworfen.

Der Uebersetzer.

Sache macht, einen gewaltsamen Versuch zum Eindringen zu wagen. Das Corallenriff, welches den Hafen bildet, wird bei niedrigem Wasser fast trocken gelegt, und von einer Reihe schäumender Brandungen gekrönt. Dicht an demselben, auf seiner inneren Seite, ragt die kleine Insel Motu-Utu, wie ein großer Blumenstrauß aus dem Wasser hervor. In einiger Entfernung zeigt Eimeo oder Morea seine kecken, förmlich ausgezackten Contouren. Das Riff dehnt sich längs dem Strande bis nach Matavai aus, zwischen sich und der letzteren Insel eine Rinne lassend, durch welche Fahrzeuge von nur mäßigem Tiefgange ihren Weg nehmen können. Die Häfen Papaoa und Toanoa (oder Taone) liegen an dieser Rinne. Außer den bereits erwähnten hat Tahiti noch neue gute Häfen, und eben so viele, welche nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich sind. Es sind diese alle von dem Corallenriffe gebildet, welches den größeren Theil der Insel umgiebt, und in welchem die von den höheren Bergen herunterstürzenden Ströme süßen Wassers die Oeffnungen verursacht haben. An einzelnen Orten hängt das Riff mit dem Strande zusammen, aber im Allgemeinen befindet sich eine Rinne zwischen. Das regelmäßig eintretende Steigen des Wassers beträgt nicht mehr als einen Fuß, und das hohe Wasser trifft immer mit dem Mittage oder der Mitternacht zusammen, unabhängig von der Culminationszeit des Mondes.

Die Stadt liegt längs des Strandes ausgedehnt; einige Straßen gehen zwar rechtwinklig auf denselben zu, sind aber nur von einer unbedeutenden Länge. Die meisten der von Europäern bewohnten Häuser liegen in der Uferstraße, aber der Pallast des Gouverneurs und andere von den Franzosen aufgeführte öffentliche Gebäude stehen ein Stück weiter in die Stadt hinauf. Der ersterwähnte ist geräumig und bequem, und wird von einem weit ausgedehnten Garten umgeben. Nahe bei demselben befand sich ein zur Zeit unserer Anwesenheit noch im Baue begriffenes Theater. Unter den übrigen Anlagen muß noch eine von Dampfmaschinen getriebene Werkstatt zur Verfertigung von Lafetten und den übrigen kleinen Artilleriearbeiten angeführt werden. Mittelst einer Röhrenleitung wird gutes Wasser bis in den Hafen hinaus geführt, so daß die Boote, ohne sich einander zu behindern, bei der Füllung verwendet werden können. Unter den Wasserstrahlen dieser Röhrenleitung sieht man die Eingeborenen jederzeit mit dem lautesten Gejubel Duschbäder nehmen. Die ganze Stadt ist von einer befestigten Linie umgeben, aber die Werke waren bereits in den wenigen Jahren, die seit ihrer Aufführung verflossen sind, durch die Einwirkung der zu üppigen Vegetation fast ganz zerstört und werden nicht mehr unterhalten.

Gute Wege laufen von Papeiti aus nach mehreren Seiten, obgleich nur die beiden, welche parallel mit dem Strande gehen, ein weiteres

Stück fortgesetzt werden. Sie sind dadurch zu Stande gebracht, daß auf Veranlassung der Missionäre, es als eine Strafe für allerlei geringere Vergehungen den Gesetzesübertretern auferlegt wurde, sie auf eine größere oder kleinere Strecke durch Ausrodung der Ueberwachsung anzulegen oder zu unterhalten. Der Besucher Tahitis kann mit aller Gemächlichkeit ziemlich weit ausgedehnte Promenaden unternehmen, welchen durch die außerordentliche Schönheit der Gegend eine Anmuth verliehen wird, die wahrlich nicht von vielen anderen Punkten der Erde übertroffen wird. Die auf den Berg hinaufführenden Steige sind dagegen an vielen Stellen höchst halsbrechend, aber die herrlichen Aussichten, die man dazwischen findet, sollen, nach dem Zeugnisse Aller, welche die inneren Theile der Insel besucht haben, ein vollkommener Ersatz für die Mühe und selbst Gefahren sein, die man während der Wanderung auszustehen hat. Der Verfasser wurde leider durch dienstliche Verrichtungen in Papeiti zurückgehalten und konnte keine weiteren Ausflüge in das Innere der Insel unternehmen.

Tahiti besteht gleichsam aus zwei besonderen fast kreisförmigen Inseln, welche durch eine schmale und lange Nase zusammenhängen. Die westlichste derselben ist die größte und von den Seefahrern am häufigsten besucht. Die ganze Oberfläche von Beiden beträgt ungefähr zehn schwedische Quadratmeilen. In dem Mittelpunkte jeder derselben befindet sich gewissermaßen ein Kern von hohen Gebirgen, von welchen steile Berge mit scharfen Rücken sich wie Radien gegen den Strand hinabziehen. In den engen Thälern zwischen diesen Bergen stürzen kleine Ströme und Bäche hinab, welche von den Wolken unterhalten und genährt werden, die man sehr oft sich um die bis zur Höhe von siebentausend Fuß aufsteigenden Bergesgipfel sammeln sieht. Diese Bäche bilden eine Menge Wasserfälle, von denen einzelne mehrere hundert Fuß Höhe haben. Die Berge reichen nicht bis zum Meere hinab, sondern lassen zwischen sich und demselben einen Strich aufgeschwemmten Landes, dessen Breite an einzelnen Stellen bis zu einer halben schwedischen Meile anwächst, an anderen Stellen aber nicht einmal ein Viertel Theil derselben erreicht. Dieser Strich Landes ist ungemein fruchtbar und bildet den eigentlich bebauten Boden. Strecken desselben bedecken tiefe Sümpfe. An dem äußersten Rande des Ufers läuft nämlich eine etwas erhöhte Kante um die Insel und verhindert dort den Ablauf des Wassers, wo dasselbe nicht die Kraft hat, sich selbst einen Weg durchzubrechen; die Eingeborenen beschweren sich nicht gern mit einer geringen Arbeit, um den Wasserüberfluß abzuleiten.

Aber nicht allein das Küstenland kann mit seiner Fruchtbarkeit prahlen. Auch die steilen Bergabhänge sind mit einer üppigen Vegetation überzogen, in der sich eine Menge verschiedener Gewächse bemerkbar machen, von

welchen mehrere höchst nützlich sind, sei es, daß sie entweder Nahrungsstoff oder Bauholz geben, oder auch noch auf andere Art verwendet werden können. So wachsen zum Beispiel in den Bergen allein einige zwanzig verschiedene Arten Platanen, während in den Thälern und in dem niedrig gelegenen Lande über dreißig Sorten Bananen angebaut werden. Der Brodfruchtbaum hat nicht weniger als funfzig mit eigenen Namen bezeichnete Varietäten, deren Früchte in den verschiedenen Zeiten des Jahres reifen, der Stamm liefert außerdem gutes Holz, was mein bei dem Baue der Kanots gute Dienste leistet, und ein Harz bildet sich in ihm, das als Pech benutzt zu werden pflegt, um die Fugen und Risse in demselben wieder zusammen zu fügen. Von der Tarowurzel (Arum) werden dreiunddreißig noch unbekannten Arten gefunden, und außerdem hat man Bataten, Yams, Arrow-rot, Cocosnüsse, Melonen und dergleichen mehr. Von den letzteren werden ganze Schiffsladungen nach Californien versendet. Der Guava-Busch hat, wie ein zerstörendes Unkraut, die ganze Insel überzogen; die Schweine fressen seine Früchte und verbreiten dadurch seine Saamenkörner nach allen Seiten. Das Zuckerrohr gedeiht ganz vortrefflich, und Kaffee von ausgesuchter Beschaffenheit wächst auf den Höhen. Die Guava soll jedoch bereits einen großen Theil der Anpflanzungen desselben erstickt haben*).

Das Thierreich ist nicht so reich vertreten, wie das Pflanzenreich. Die Viehzucht ist zwar eingeführt, jedoch ist der Zugang an Vieh noch knapp. Schweine werden in großer Menge gefunden und in den Waldstrichen verwildert angetroffen. Eigentliche Raubthiere kommen nicht vor, eben so wenig Schlangen. An Vögeln stößt man gleichfalls nur auf wenige Arten. Dahingegen ist das Meer sehr reich an Fischen verschiedener Sorten, und einzelne Arten giebt es auch in den Bächen. Die Schildkröten besuchen auch zuweilen diese Insel, und viele verschiedenen Sorten Muscheln, Corallen und Seethiere können an dem sie umgebenden Riffe gefangen werden.

Das Klima ist warm, aber sehr gesund; wir werden weiter unten die unter den Eingeborenen am häufigsten vorkommenden Krankheiten erwähnen. Während unseres kurzen Aufenthaltes stieg die Temperatur an jedem Tage bis auf ungefähr 30 Grad und sank in der Nacht bis auf 24 oder 22 Grad. Das Wasser im Hafen hielt sich immer um 26 Grad herum. Die Regenzeit fängt an, wenn die Sonne den Zenith der Insel erreicht hat, oder am Schlusse des Novembers, und hält an bis zum Ausgange des Monats März. Während dieser Jahreszeit sind westliche Winde gewöhnlich und wehen oft hart. Es ist bemerkenswerth,

*) Der größere Theil dieser Angaben ist aus Ellis Polynesian Researches entlehnt.

daß die hawaiischen und Gesellschaftsinseln, wenn schon sie auf verschiedenen Seiten des Aequators unter fast gleicher Länge und im offenen Meere liegen, ihre Regenzeit und westliche Winde in denselben Monaten des Jahres haben. Die Verschiedenheit in ihrer Entfernung vom Aequator (19 Grad 22 Minuten für die Ersteren und 17 bis 18 Grad für die Letzteren) scheint nicht groß genug zu sein, um einen solchen Widerspruch herbeizuführen. Möglicherweise giebt es schon eine genügende Erklärung dieses Phänomens, obschon wir keine derartige zu unserer Kenntniß zu bringen vermochten. Daß die Grenzen der Passatwinde in den beiden Hemisphären ganz verschieden sind, ist jedoch bekannt. Südlich vom zwanzigsten Parallelkreise soll im südlichen stillen Meere auf wenig Passatwind zu rechnen sein, wenn man eine kleinere Strecke zunächst der südamerikanischen Küste ausnimmt. Stürmiges und nebeliges Wetter soll dort sehr oft vorkommen, auch in den Tropen.

Wir haben es schon erwähnt, daß die Männer auf Tahiti, was das Aussehen betrifft, sich vortheilhaft von ihren Geschlechtsverwandten auf den hawaiischen Inseln auszeichnen, wenn schon die Gesichtsbildung in der Hauptsache dieselbe ist. Die Tahitier sind unstreitig eine ausgezeichnet schöne Menschenrace, und ihre Stellung hat nicht das Niedergedrückte, ihr Gang nicht das Schleppende, welches man so oft auf Oahu zu bemerken Gelegenheit hat. Ihr Blick ist auch offener und freier. Die nunmehr allgemein angenommene Tracht besteht aus einem Hemde und einem um den Leib gewickelten Zeugstücke, das „Pareu" genannt wird, und bis auf das Schienbein, auch bis auf die Fußknöchel hinabreicht, und je nach Laune, Gutdünken und Geschmack bald über, bald unter dem erwähnten Stücke getragen wird. Ein Strohhut vollendet das Costüm, wird aber auch oft vermißt, und nicht selten ist das Verhältniß dasselbe mit einem der eigentlichen Kleidungsstücke. Das Pareu ist am häufigsten blau, oft aber auch roth. Die Hemdsärmel sind gewöhnlich aufgeschlagen, so daß man die schöne Muskelbildung der Arme sieht, die jedoch nicht so voll ist, wie die eines kräftigen Individuums der weißen Raçe, welche sich dem Auge eben so stark entwickelt zeigt. Die Muskeln der Polynesier fühlen sich auch bei Weitem nicht so fest und knotig an, wie die der Weißen. Die Tätowirung wird jetzt nicht mehr vorgenommen, oder mindestens nicht mehr in dem Grade, wie es früher üblich war. Das Haar, welches sonst auf vielfach verschiedene, immer sehr künstliche Art aufgesteckt war, pflegen sie nun meist kurz geschoren, oder rund abgeschnitten zu tragen, so wie es allgemein auf dem flachen Lande Nord- und Ost-Europas Mode ist.

Auch die Frauen übertreffen dem Aeußeren, wie der Anmuth des Wesens nach, die hawaiischen höchst bedeutend, obschon der Typus ganz

derselbe ist. Der etwas zu grobe und fast viereckige Bau der Schultern, welchen wir bei den Letzteren bemerkt haben, wird auch hier gefunden. Dagegen hat die Tahiterin schöne Extremitäten mit Ausnahme vielleicht der Füße; Arme und Hände sind aber meistentheils wohl geformt. Unter den halberwachsenen Mädchen sieht man in der That kleine Schönheiten, aber die Züge werden fast immer zu grob, sobald sie ausgebildet sind. Die Augen sind oft wohl gezeichnet und lebendig, jedoch ist das Weiße im Innern derselben in der Regel etwas zu gelb, um wahrhaft schön zu sein. Die Tracht ist ganz wie die der Kanakfrauen, aber hellere und lichtere Farben sind hier meist dem Geschmacke entsprechend. Eine oder die Andere sieht man mitunter auch in ungeschorene Zeugstücke gekleidet. Das Haar wird meist gleichmäßig abgeschnitten, und zwar bis zur mäßigen Länge, dann mitten über den Kopf gescheitelt und frei herunter hängen gelassen; die eigenthümliche Form der Stirn und des Nackens treten ganz deutlich hervor. In den Ohren werden Gehänge, oder ein Paar weiße Blumen getragen, meistens stark duftende, wie Jasmin und dergleichen, und ein Kranz von Blumen oder Federn pflegt bei feierlichen Gelegenheiten als Zierde das Haupt zu schmücken. In Verfertigung von dergleichen verrathen die Töchter der neuen Cythere eine wahrhaft künstlerische Begabung. Der Gebrauch der Blumen, als Schmuck, wurde eine Zeit lang von den nach der größten Strenge strebenden Missionären verdammt, und sogar die Anpflanzung derselben zu verhindern versucht, aber die freigebige Natur ließ sich nicht daran verhindern sie wachsen zu lassen, und einige verständigere Amtsbrüder der thörichten Eiferer haben die früherhin schon hier befindlichen Blumengärten im Gegentheile mit neuen glänzenden Arten bereichert. Beide Geschlechter beobachten ungemein hohe Sauberkeit, sowohl an ihren Personen und Kleidern, als auch bei dem Einnehmen ihrer Mahlzeiten. Man ist hier des unangenehmen Anblickes des Peiessens überhoben, und fühlt vielmehr im Gegentheile eher seine Eßlust durch den Anblick einer tahitischen Mahlzeit geweckt. Das einzige, was bei den hiesigen Inselbewohnern unbehaglich auffällt, ist das etwas überflüssige Benutzen des Cocosnußöles für ihre Haare.

Die Häuser sind ihrer Form nach elliptisch oder viereckig; sie bestehen aus in die Erde gesteckten breiten Pfählen, zwischen denen kleine Zwischenräume gelassen werden, und sind sehr nett mit Blättern gedeckt. Das Innere wird sehr sauber gehalten, und man spürt durchaus Nichts von dem in Grashütten sonst so gewöhnlichen moderigen Geruch. Der Fußboden wird mit Matten bedeckt, und in mehreren der Hütten, welche wir besuchten, fanden wir ganz gute Betten mit engen Netzen von baumwollenem Zeuge gegen die Insekten und Fliegen geschützt. Die Hausgeräthe sind im Uebrigen natürlicherweise höchst einfach. Die Zubereitung

del

Lith. List Arnz & C° Dusseldorf

TAHITISCH° FRAU.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

der Speisen geschieht auf folgende Art: Es wird eine kleine Grube in die Erde gegraben; in dieselbe werden Späne gelegt, die man anzündet, worauf eine Anzahl Steine von der Größe eines Apfels in das Feuer gelegt werden, um sich stark zu erhitzen. Nachdem das Feuer ausgebrannt, werden die Steine wieder aufgenommen, die Asche hinausgeschoben und die Seiten der Grube mit Bananenblättern bekleidet. Dann werden ganze oder in Stücke gebrochene Früchte des Brodfruchtbaumes, Tarowurzeln, Platanen oder unreife Bananen, so wie auch Fische und Stücken Fleisch, die vorher sauber in Bananenblätter geschlagen sind, hineingelegt. Zwischen jede Schicht der Eßwaaren wird einer der heißen Steine gesteckt, und wenn die Grube voll ist, alles zusammen mit abgefallenen Blättern des Brodfruchtbaumes dick bedeckt. Nach Verlauf einer halben oder einer ganzen Stunde, ganz nach der Beschaffenheit des Anzurichtenden, wird die Grube geöffnet, und man hat Alles auf eine wirklich leckere Art zubereitet. Zum Salzen bedient man sich des Meerwassers, das in einer Cocosnußschaale verdampft. Man wäscht sich stets, sowohl vor, als nach der Mahlzeit. Vor der Einführung des Christenthumes durften die beiden Geschlechter nicht zusammenessen, und es mußte sogar die Speise für jedes derselben in besonderen Gruben zubereitet werden. Fleischspeisen und mehrere Arten Früchte waren dem zarten Geschlechte bei Strafe des Verlustes ihres Lebens verboten. Nur bei gewissen Festlichkeiten fanden Ausnahmen von diesen Bestimmungen Statt.

Man kann natürlicherweise keine ausgezeichnete Arbeitsamkeit bei einem Volke erwarten, dem die Natur als freiwilliges Geschenk fast Alles, was es zu seinem Lebensunterhalte bedarf, überreich schenkt. Bei dem Eintritte in eine Hütte findet man oft die Familie in allen ihren Mitgliedern behaglich ausgestreckt in den Betten oder auf Matten, die über den Erdboden ausgebreitet sind, liegen; vielleicht ist eine oder die andere unter den Damen damit beschäftigt ihr Haar zu kämmen oder kleine Papier-Cigarren zu machen, eine Fertigkeit, die sie zu eigenem Nutzen schon in ihrem zartesten Alter erlernen. Man sieht oft kleine Mädchen von vier oder fünf Jahren ganz behende mit der Verfertigung derselben zu Stande kommen, und sie dann auch mit einer Fertigkeit rauchen, die der unserer am meisten eingerauchten europäischen Löwinnen völlig gleich kommt. Ein Paar Andachtsbücher sind jetzt in den meisten Hütten anzufinden und scheinen auch fleißig genug benutzt zu werden, und man kann es oft hören, daß Psalmen gesungen werden, gewiß auf eine höchst einfache, aber dennoch höchst wohlklingende Weise. Die Frauen pflegen reine und wohlklingende Stimmen zu haben und halten gut und sicher den Takt fest. Wie weit sie eine tiefer gehende Meinung mit dem geistlichen Gesange verbinden, wollen wir ungesagt sein lassen; uns kam es eher so vor, als

betrachteten sie es mehr als einen angenehmen Zeitvertreib, und oft hörten wir sie, durch ein ganz munter und heiter klingendes Gespräch unterbrochen, um dann nach einer kleinen Weile neu angefangen zu werden.

Man wird jederzeit in den Hütten sehr wohl aufgenommen, und gebeten sich zu setzen, oder eigentlich, richtiger gesagt, niederzulegen, und die Jungen aus der Familie werden, wenn sie zugegen sind, sogleich weggeschickt, um in den Cocosbaum nach Nüssen zu klettern, deren Saft oder Milch höchst erfrischend ist und auch von manchen Europäern sehr geschätzt wird. Das Gespräch wird unter Lachen und muntern Scherzen fortgesetzt, aber unglücklicherweise kann der Fremde nicht daran Theil nehmen, weil nur wenige von den Damen einige Worte englisch können, und man sich also so gut, als es eben gehen will, mit der Zeichensprache durchhelfen muß. Bis zu welchem Grade eigennützige Berechnungen mit zu dem freundlichen Empfange beitragen mögen, können wir nicht sagen, jedoch kam es uns stets so vor, als ob der Besuch eines Fremden eine kleine angenehme Zerstreuung für die ganz Gesellschaft wäre. Es dürften jedoch im Allgemeinen nur wenige Schwierigkeiten der Entstehung genauerer Bekanntschaften mit den jungen Mädchen entgegen stehen, und die Verwandten pflegen niemals derartigen Verhältnissen ein Hinderniß in den Weg zu legen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß es auch hier in ähnlicher Weise, wie auf den hawaiischen Inseln, geschieht, daß Eltern und Brüder den Fremden ihre Töchter und Schwestern zum innigsten Umgange anbieten. Eine unbegrenzte Liederlichkeit war auch hier vor der Einführung des Christenthumes herrschend, und wenn gleich die Sitten jetzt bedeutend besser, als früher, sein sollen, so muß man doch in dieser Beziehung keine zu großen Ansprüche machen, besonders da die Anwesenheit einer französischen Garnison nicht geeignet scheint, strenge Keuschheitsbegriffe einzupflanzen.

Die Schaaren von Kindern, die man in den herrlichen Palmenhainen spielen sieht, bieten einen entzückenden Anblick dar. Einige springen um die Wette, andere belustigen sich mit Speerwerfen, wobei sie nur darum wetteifern am weitesten zu werfen. Die Speere sind einfache dicke Ruthen von zwei bis drei Ellen Länge. Die Kinder sind meistentheils nackt, jedoch mit Ausnahme eines kleinen Stückchen Zeuges um die Mitte ihres Körpers, dessen lebhafte grelle Farbe in der Regel angenehm gegen die rothbraune Färbung der Haut absticht. Das Haar ist oft auf dieselbe Weise geschoren, wie es die Mönche zu tragen pflegen, nämlich so, daß nur ein Kranz von Haaren um den sonst ganz kahlen Scheitel stehen bleibt. Die etwas älteren Mädchen pflegen sich mit einer Art Spiel zu belustigen, das darin besteht, runde Steinchen oder Cocosnüsse in die

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Luft zu werfen, und sie nach einer gewissen feststehenden Ordnung wieder aufzufangen.

Cook schätzte den Belauf der Seelenzahl Tahitis auf 240,000; wenn man aber das Areal der Insel in Betracht zieht, und den Umstand erwägt, daß ein großer Theil derselben überdies noch völlig unbebaulich ist, so scheint es deutlich daraus hervorzugehen, daß diese Berechnung ziemlich ungereimt war. Sein Nachfolger Forster schätzt die Zahl der Einwohner auf 120,000. Wilson, der Befehlshaber des Schiffes Duff, das 1797 die ersten Missionäre dorthin führte, berechnet mit größerer Wahrscheinlichkeit die Volksmenge auf 16,000, und jetzt wird sie auf ungefähr 10,000 Köpfe sich belaufend angenommen. Diese Abnahme der Bevölkerung soll, nach der eigenen Aussage der Inselbewohner, schon vor dem ersten Besuche der Weißen angefangen haben. Die Hauptursache derselben werden wohl die unaufhörlichen Kriege zwischen den verschiedenen kleinen Staaten gewesen sein, deren es so viele gab, als Thäler, in welche die Insel von der Natur getheilt ist; und außerdem durch den allmählig immer mehr und mehr zunehmenden Kindermord, der seine Höhe in dem Brauche erreicht hatte, daß die Hälfte der Nachkommen gleich bei der Geburt getödtet zu werden pflegte. Durch die Berührung mit der weißen Race sind später noch verschiedene Krankheiten zu diesen Grundursachen hinzugekommen; wir haben es schon in einem der vorhergehenden Capitel erwähnt, welche unter denselben, auf so vielen Inseln der Südsee, die meisten Zerstörungen angerichtet haben. Wallis, der erste Entdecker der Insel, betheuert, daß kein Mann seiner Besatzung von der Seuche angesteckt gewesen sei; aber als Bougainville im folgenden Jahre, im April 1768, ohne das Geringste von dem Besuche Wallis auf derselben zu wissen, auf der Insel anlangte, fand er dieselbe schon weit verbreitet. Cook giebt in seiner zweiten Reise an, daß die Eingeborenen allgemein der Besatzung Bougainvilles die Einschleppung der Seuche zugeschrieben. Sie hat sich hier jedoch bei Weitem nicht so zerstörend gezeigt, als auf den hawaiischen Inseln, und man ist der Meinung, daß die Volksverminderung in den letzten zehn Jahren sogar etwas nachgelassen habe. Die auf den Inseln sonst am häufigsten vorkommenden einheimischen Krankheiten sind die Elephantiasis, die Wassersucht und Hautkrankheiten.

Man darf sich keineswegs darüber wundern, daß diejenigen, welche die Gesellschafts-Inseln zuerst besuchten, ihre Einwohner so betrachtet haben, als lebten sie in dem reinsten und unschuldvollsten Naturzustande. Die schöne Natur der Insel führt leicht auf solche Gedanken, und die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschende philosophische Ansicht des gesellschaftlichen Zustandes hatte schon im Voraus die Sinne für eine solche Ansicht eingenommen. So hat unter Anderen Forster den häus-

lichen Tugenden und großartigen, edlen Eigenschaften der Tahitier ein Loblied gesungen. Eine etwas genauere Untersuchung hat gezeigt, wie falsch im Ganzen diese romantische Schilderung ist, und schon la Peyreuse drückte seinen Aerger über diese und ähnliche Erdichtungen aus*). Das von Forster so gepriesene gewissenhafte eheliche Verhältniß hat sich späterhin als das Gegentheil ausgewiesen, ja selbst innerhalb der Familienbande herrscht ein grenzenlose Liederlichkeit; die Zärtlichkeit für die eigenen Nachkommen hat den Kindermord im gräßlichsten Maaßstäbe nicht ausgeschlossen. Die große Friedfertigkeit hat sich in unaufhörlichen Kriegen zwischen den Bevölkerungen der verschiedenen Thäler kund gethan, und das allgemeine Mitleidsgefühl hat sich mit Menschenopfern vereinigen lassen, ja sogar auch mit der Zubereitung getödteter Feinde, als Nahrungsmittel, wenn gleich dies auf den Gesellschafts-Inseln gewiß sehr selten vorgekommen ist. Schon die Beobachtungen der Lobredner selbst reden den von uns hier aufgestellten Behauptungen ein Zeugniß. Wir dürfen nur auf verschiedene der von Cook beschriebenen Auftritte hinweisen, und seine Aeußerungen über die scheußlichen Areoy-Gesellschaften, gerade eine Eigenheit der Gesellschafts-Inseln in's Gedächtniß zurückrufen. Ihre Organisation und ihr Zweck sind von Ellis**) genau genug mitgetheilt worden, und wenn man es ihm auch vorwerfen will, daß er zu sehr in's Schwarze gemalt habe, um dadurch das Christenthum in desto hellerem Lichte hervortreten zu lassen, so zeigt doch seine Uebereinstimmung mit Cook, daß seine factischen Angaben vollkommen richtig sind. Die erwähnten Gesellschaften waren eine Art Gilde von herumstreifenden Gauklern, welche den Häuptlingen zur Belustigung dienten, und von dem gemeinen Manne wie Heilige betrachtet wurden. Die Mitglieder gehörten beiden Geschlechtern an, und eins der hauptsächlichsten Gesetze der Gesellschaft war die Tödtung

---

*) So sagt er, nachdem er eine wenig lockende Schilderung eines Volksstammes gegeben hat: „Les philosophes se récrieraient en vain contre ce tableau. Ils font leurs livres au coin de leur feu, et je voyage depuis trente ans; je suis témoin des injustices et de la fourberie de ces peuples qu'on nous peint si bons, parcequ'ils sont très près de la nature." Auf einer anderen Stelle schreibt er, nachdem seine Begleiter de Langle und Lamanon gleichzeitig mit zehn Mann von der Besatzung seines Fahrzeuges, ohne irgend einen wissentlich gegebenen Anlaß, auf Manua, einer der Samoa- oder Schifferinseln, ermordet worden: „Mon opinion sur les peuples incivilisés était fixée depuis long-temps; mon voyage n'a pu que m'y affermir; j'ai trop, à mes périls, appris à les connaître. Je suis cependant mille fois plus en colère contre les philosophes qui exaltent tant les sauvages, que contre les sauvages eux-mêmes. Ce malheureux Lamanon qu'ils ont massacré, me disait la veille de sa mort, que ces hommes valaient mieux que nous."

**) In Polynesian Researches, London, 1831.

aller Kinder der Gesellschaft, im Augenblicke ihrer Geburt. Die von Rousseau so hoch gepriesene natürliche Gleichheit fand auf Tahiti eben so wenig Statt, wie auf den hawaiischen Inseln, aber die Sitten waren bedeutend milder und geordneter, als dort, und der Bodenerwerb stand allen offen.

Tahiti war zuerst von allen Inseln des stillen Meeres ein Ziel für die Thätigkeit der Missionen. Schon im Jahre 1796 ging das Schiff Duff, unter Führung des Capitains Wilson, mit einer größeren Anzahl Missionäre an Bord, dorthin ab. Anfangs 1797 wurde ein Theil von ihnen auf Tahiti an's Land gesetzt, woselbst sie freundlich aufgenommen wurden; das Schiff segelte weiter nach Tongatabu, wo zehn Missionäre zurückblieben, und dann abermals weiter nach den Marquesas-Inseln, wo sich ein Paar Andere niederließen. Otu, oder Pomare der Erste, welcher zur Zeit von Cooks Besuch der mächtigste Fürst der Insel war, lebte noch, aber sein Sohn Otu oder Pomare der Zweite, damals ein junger Mann von zwanzig und einigen Jahren, war ihm bereits in der Regierung gefolgt. Es war nämlich der allgemeine Gebrauch, daß der Regent in demselben Augenblicke aufhören mußte ein solcher zu sein, in welchem ihm ein Sohn geboren wurde; er stieg dann wieder auf die Rangstufe eines Unterthans zurück, fuhr aber fort die Regierung zu führen, bis der Sohn das Alter erreicht hatte, daß er sich selbst mit den Sorgen derselben beladen konnte. Pomare der Erste starb jedoch 1803 ungefähr in dem Alter von sechzig Jahren, ohne einige Lehren von den Missionären annehmen gewollt zu haben, denen er aber trotz seiner Ungläubigkeit stets mit der größten Freundlichkeit begegnete.

Die Herleitung des Namens Pomare ist in der vorhin citirten Arbeit von Ellis enthalten. Otu hatte während einer Wanderung in's Innere der Insel eine Nacht oben in den Bergen zugebracht, und sich dabei eine Erkältung zugezogen, welche sich am folgenden Morgen durch einen starken Husten zu erkennen gab, woher seine Begleiter ihm den Namen Pomare gaben, von „Po," Nacht, und „Mare," Husten, abgeleitet. Otu schien der Name sehr wohllautend, und er nahm ihn an, und seit jener Zeit ist es der königliche Name Tahitis geblieben, wie Kamehameha der der hawaiischen Inseln.

Pomare der Zweite zeigte sich bereits von Anfang an den Missionen sehr zugethan, aber erst um's Jahr 1812 herum äußerte er eine etwas ernstere Neigung die Verehrung seiner Abgötter aufzugeben, ungeachtet der Glaube an die Kraft derselben bei ihm schon lange wankend geworden war. Blutige Kämpfe wurden zu dieser Zeit zwischen den verschiedenen Parteien auf Tahiti und Eimeo ausgefochten, aber Pomare behielt schließlich die Uebermacht. Um 1815 und 1816 herum fing das Christenthum an allgemeiner aufgenommen zu werden, und die Götzenbilder wurden

verbrannt. Pomare starb 1821 an der Wassersucht im Alter von nur siebenundvierzig Jahren, und es folgte ihm sein vier Jahr alter Sohn im Besitze des Thrones, aber schon 1827 auch dem Vater in's Grab. Durch seinen Tod kam seine Schwester Aimatta (die Augenesserin) auf den Thron, auf welchem sie unter dem Namen „Pomare der Vierte" sich europäischen Ruf erworben hat, und auf dem sie noch heutigen Tages sitzt, obschon auch der Schatten von Macht, den sie früher noch besessen hatte, jetzt ganz erbleicht ist. Sie ist seit dem Jahre 1822 mit Faiti, dem Fürsten von Tahaa, einer der anderen Inseln aus der Gesellschaftsgruppe vermählt. Wir müssen die Beschreibung der Persönlichkeiten des Königspaares etwas hinausschieben, um einen Blick auf die Begebenheiten zu werfen, durch welche der gegenwärtige Zustand der Insel Tahiti verursacht wurde.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die auf Tahiti ansässigen Missionäre der Beobachtung der äußeren religiösen Gebräuche bis zur Pedanterie getrieben haben, wenn gleich gewiß nicht alle zu einem gleich hohen Grade derselben. Des Verbotes gegen die Benutzung der Blumen, als Schmuck, erwähnten wir schon. Durch ihren Einfluß auf die Königin, welche sich aber anfangs sehr dagegen sträubte, glückte es ihnen jedoch immer ihren Willen durchzusetzen. Dies wurde besonders der Fall, seit der berüchtigte Pritchard*) der Leiter der Mission geworden war. Dieser Mann ist von Einigen hoch gepriesen worden, von Anderen aber, besonders von allen Franzosen, als ein des Durchpeitschens werther Bube geschildert. Von Unverträglichkeit, Sectirerwesen, Herrschgier und Eigennutz kann er wohl von Niemand freigesprochen werden. Ein Anlaß zu Streitigkeiten wurde bald gefunden, da nach der Begründung der katholischen Mission auf Mangareva, im Jahre 1834, ein Paar von den Mitgliedern derselben sich nach Tahiti begaben. Diese beiden Herren, Laval und Carret, stiegen dort heimlich an's Land, und fingen an zu predigen, und erhielten auch, nach ihrer eigenen Aussage, sehr bald zahlreiche Anhänger, obgleich Anlaß vorhanden ist zu glauben, daß die Zahl derselben in Wahrheit höchst unbedeutend war. Sie wurden indessen bald aufgegriffen und nach Papeiti geführt, woselbst ihnen zu verstehen gegeben wurde, daß sie sogleich die Insel verlassen sollten. Wir nehmen uns die Freiheit d'Urvilles Bericht über den Verlauf, so wie ihn derselbe von Laval**) vernommen hat, folgen zu lassen.

„Pritchard, dessen Uebermuth und Ansprüche durch den Erfolg, den

---

*) Derselbe wurde hernach englischer Consul auf Tahiti, ist aber seit der französischen Occupation auf den Samao-Inseln wohnhaft.

**) Voyage au Pole. Sud III, 207.

er in dieſer Angelegenheit erzielt hatte, gewachſen waren, kannte nun keine Grenzen mehr, und beobachtete auch nicht die geringſte Mäßigung. Die beiden katholiſchen Prieſter waren von Herrn Mörenhout, einem Belgier, der auf Tahiti die Perlenfiſcherei betrieb und von der Regierung der vereinigten Staaten zu ihrem Conſul ernannt worden war, beherbergt. Man muß hier erwähnen, daß Herrn Mörenhouts Betragen ein um ſo ehrenvolleres war, als er ſein Amt als Conſul dabei auf's Spiel ſetzte; denn es war wahrſcheinlich, daß die amerikaniſchen Miſſionäre mit ihren Glaubensverwandten, den Engländern, gemeinſame Sache machen, ihm feindlich geſinnt werden, und ihm ſo viel zu ſchaden ſuchen möchten, als es ihnen nur irgend möglich ſein würde."

„Als es beiden Miſſionären aufgegeben wurde die Inſel zu verlaſſen, antworteten ſie, daß ſie der Gewalt weichen würden, und bereit ſeien zu gehorchen, verlangten aber Zeit, um den Abgang eines Fahrzeuges nach Mangareva, oder mindeſtens nach Valparaiſo zu erwarten, und verpflichteten ſich, während dieſer Zeit, öffentlich keinerlei religiöſe Demonſtration zu unternehmen. Dieſes ſo natürliche Verlangen wurde auf Pritchards Anſtiften abgeſchlagen."

„Weiter, immer auf Veranlaſſung Pritchards, der ſich nicht eher Ruhe gönnte, bis er ſeine Widerſacher von der Inſel vertrieben hatte, wurden einige Banditen, denen man den Namen Polizeibeamte beilegte, in die Wohnung der beiden Miſſionäre abgeſendet, um der Sache der Ausſchlag zu geben. Damit man ſich nicht vorzuwerfen habe, die häusliche Freiheit eines Conſuls verletzt zu haben, erfand der würdige Pritchard den Ausweg, ſeine Trabanten durch das Dach des Hauſes eindringen zu laſſen. Auf dieſem Wege zogen ſie nun die beiden franzöſiſchen Miſſionäre hinaus, ſchleppten ſie hinunter an den Strand, und warfen ſie an Bord einer kleinen Schuite von zwanzig Tonnen Tragkraft, deren Schiffer gezwungen wurde ſie dorthin zu führen, wohin es ihnen gefiele. Ohne Zweifel hoffte man, daß ſie auf dieſem gebrechlichen Fahrzeuge umkommen würden. Es iſt feſtgeſtellt, daß alle ihre mitgeführten Gegenſtände geplündert wurden, und ihr Verluſt, die gehabten Reiſekoſten nicht mit eingerechnet, wurde auf 10,000 Francs geſchätzt. Das Boot begegnete außen vor Tahiti einem amerikaniſchen Fahrzeuge, welches die beiden Miſſionäre nach Mangareva führte."

Das eigentlich Factiſche in dieſem Berichte iſt wohl Wahrheit, und wir billigen weder, noch verſuchen wir die brutale Verfahrungsart zu entſchuldigen. Jedoch kann es andererſeits auch wieder dem unbefangenen Leſer nicht entgehen, daß die ganze Erzählung den Stempel der Unehrlichkeit trägt. Eine ungeheuere Menge Inſinuationen kommen darin vor, deren Grundloſigkeit ziemlich handgreiflich iſt; wie zum Beiſpiel die, daß

es in der Absicht gelegen habe, die katholischen Missionäre dem Ertrinken auszusetzen. Ein brennender Haß gegen England durchzieht die ganze Arbeit d'Urvilles, und daher ist er auch nicht so scharf erwägend, wo sich eine Gelegenheit bietet demselben Luft zu machen. Das, was noch mehr Veranlassung giebt daran zu zweifeln, daß Alles darin seinen richtigen Zusammenhang habe, ist die von einem der Offiziere der Astrolabe gemachte Darlegung des Inneren der Handlungsweise Mörenhouts*). Mörenhout betrieb, wie wir es schon erwähnt haben, die Perlenfischerei, und es wird behauptet, daß er mit den heiligen Vätern ein kleines Uebereinkommen getroffen habe, wonach ihm das Monopol auf diese Fischerei um Mangareva herum zugewendet werden sollte, was allerdings für die Mission den Vortheil gehabt hätte, daß andere Fahrzeuge nicht ferner dorthin gekommen sein würden, und sie dann auf den Inseln ganz so hätten schalten können, wie es ihnen beliebt hätte. Wir wollen es keineswegs den Mitgliedern der Mission verdenken darnach gestrebt zu haben, sondern fragen nur ganz einfach, wie sie es in diesem Streben aufgenommen haben würden, wenn ein Paar protestantische Missionäre nach Mangareva gekommen wären.

Frankreichs Regierung beeilte sich indessen, die gegen ein religiöses Bekenntniß gerichteten Unternehmungen, als einen gegen ihre Nation gerichteten Schimpf zu betrachten und zu rächen, und die Königin Pomare mußte bald die traurigen Folgen von Pritchards gewaltsamen Verfahren empfinden. Die Fregatte Venus langte unter dem Befehle des Capitains Dupetit-Thouars an, und verlangte eine Genugthuung für die zugefügte Beleidigung und 2000 Piaster, als Schadenersatz für die Missionäre. Es scheint dennoch, als ob diese Herren nicht hinreichend mit einer Reisekasse versehen gewesen wären, und wenn man Insinuationen gegen die Herren Laval und Carret erheben wollte, so würden die Schwierigkeiten gewiß nicht zu groß sein, mit Bezug auf diese Forderung dergleichen hervor zu bringen. Das Geld wurde ausgezahlt, doch war der Geschmack, den Frankreich an eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Inseln gewonnen hatte, nun einmal gereizt, und eben so, wie auf den hawaiischen Inseln, wurde auch hier nicht das Geringste versäumt eine solche zu beweisen. Der schon erwähnte Capitain Laplace von der Fregatte Artemise zeigte hier dasselbe Benehmen, von dem wir oben eine Probe ablegten, und wenn die Beschuldigungen, welche der amerikanische Commodore Wilkes gegen ihn erhebt, gegründet sind, so hat ohne Zweifel die Bevölkerung der Insel den gegründetsten Anlaß sich über das Verfahren der Franzosen zu beklagen. Wir nehmen es als entschieden an, daß die

*) In der erwähnten Voyage au Pol Sud, Seite 403.

Religion die ganze Zeit hindurch nur ein Vorwand war, und der wirkliche Zweck allein dahin ging einen festen Stützpunkt zu gewinnen, von welchem dem steigenden Einflusse Englands im stillen Meere entgegengearbeitet, und seinem Handel dorthin im Falle eines Krieges geschadet werden könnte. Binnen kurzer Zeit sehen wir denn auch den Admiral Dupetit-Thouars im Namen der französischen Regierung das Protectorat über Tahiti und alle derselben unterworfenen Inseln übernehmen, und gleichzeitig die Markesas-Gruppe occupiren. Dies Protectorat ist jetzt zehn Jahre alt, und die Königin hat Zeit gehabt es zu erkennen, daß ein Beschützer eine ziemlich unbehagliche Person werden kann, wenn man immer mit derselben zu thun hat. Sie kann z. B. nicht aus die Thür gehen, ohne Gensd'armen auf den Fersen zu haben. Noch weniger kann sie den Theil ihres Reiches besuchen, nach dem gerade ihre Lust steht; die ritterliche Sorgfalt des Gouverneurs für die Sicherheit ihrer hohen Person erlaubt ihr dieses nicht. Sie steht aber im Genusse eines jährlichen Unterhaltes von 10,000 Francs.

Der Chef der Eugenie und die Offiziere derselben hatten in Gegenwart des Gouverneurs Audienz bei der Königin. Sie darf ohne seine Erlaubniß nicht einen einzigen Besuch empfangen, nicht einmal ihre tägliche Umgebung. Die Audienz ging in einem durchaus anspruchslosem Hause vor sich, das in nächster Nähe des Gouvernements-Hauses befindlich ist. Die Königin residirt gewöhnlich in Papaoa, war aber jetzt in Beziehung auf einen Rechtsgang, der sich um ihre eigene Person handelte, nach Papeiti befohlen. Sie ist jetzt (im Jahre 1852) zweiundvierzig Jahre alt, von nur mittlerer Größe, etwas zur Fettheit geneigt, und besitzt durchaus nichts Ausgezeichnetes in ihrem Aeußeren. Ihre Gesichtszüge sind die unter dem Volke gewöhnlichen, und die Haut ist sogar noch etwas dunkler, als es im Allgemeinen unter ihren Landsleuten der Fall ist. Sie war mit einem Ueberrock von carrirter Seide bekleidet. Ihr Mann ist ein großer, grobgestalteter Kerl mit gebogener Nase und einem höchst einfältigen Aussehen. Er ist den starken Getränken ergeben, und hat früherhin von seiner geliebten Ehehälfte deßhalb sowohl Vorwürfe, als auch Schläge erdulden müssen, welche er jedoch auch mitunter mit gehörigen Zinsen wieder bezahlt haben soll. Theil an der Regierung hat er eigentlich nie genommen. Ihre Ehe ist mit fünf Söhnen und einer Tochter, welche den Namen ihrer Mutter Aimatta trägt, und sehr hübsch sein soll, reich gesegnet. Die fünf Söhne wurden der Ehre theilhaftig von dem Gouverneur einen Händedruck zu erhalten. Prinz Faiti war in einen goldgalonirten Frack gekleidet, die Söhne dagegen in kurze Röcke, doch trugen sie alle sowohl Strümpfe, als Schuhe. Eine Umgebung wurde nicht

sichtbar. Ein Portrait von der Königin in weißseidener Kleidung hing an der Wand, eben so einige Aussichten auf Tahiti.

Es that uns das arme Weib, dem der Aerger und die Verlegenheit in ihren Gesichtszügen aufgeprägt standen, in der Seele Leid. Nachdem wir uns gesetzt hatten, fingen wir unser Gespräch durch den Dolmetscher an. Unser Chef drückte ihr seine Bewunderung über ihre schöne Insel aus, worauf sie uns antwortete, daß sie jetzt schon bedeutend an Reiz verloren habe, seitdem die Guava-Büsche eine Menge Anpflanzungen erstickt und die Aussichten durch die Haine zerstört hätten. Der Gouverneur fragte in ziemlich höhnischem Tone, wie lange Ihre Majestät in Papeiti zu verweilen gedächten, wo sie sich ja weit weniger comfortable befinden müßte, als in ihrer schönen Heimath in Papaoa, und woher es käme, daß er Ihre Majestät nie mit Mademoiselle Aimatta, der er mehrmals begegnet sei, zusammen spazieren gehen sähe. Die Königin antwortete, aus leicht begreifliche Ursachen, nicht auf diese Fragen, aber ihre sonst niedergesenkten Augen wurden einen Augenblick in die Höhe geschlagen, und mit einem wenig freundlichen Ausdruck auf den Frager geheftet; doch legte sie sich augenscheinlich Gewalt auf und behielt ihre gleichgültige Stellung bei, wenn schon die Bewegung um ihren Mund herum zu erkennen gab, daß sie deutlich das Beleidigende in diesen Fragen fühlte. Es gewährte uns Allen wirklich ein erleichterndes Gefühl wieder von dieser peinlichen Audienz hinaus in's Freie zu gelangen.

Die Franzosen kamen nicht ohne Streitigkeit in den Besitz der Inseln. Die Bewohner derselben zeigten sich ganz muthig, aber ohnerachtet des zur Vertheidigung günstigen Terrains in ihrem Inneren war es doch vorauszusehen, daß der Widerstand kein lange anhaltender sein konnte. Theils verstanden sie sich zu wenig auf Benutzung der Schießgewehre, theils fehlte es ihnen an hinreichender Munition, und überdies bot ihnen die Berggegend auch ihre gewöhnlichen Lebensmittel nicht einmal in hinreichender Menge; auch ist die Hartnäckigkeit, oder nur hinreichende Ausdauer außerdem nie eine hervorragende Eigenschaft der Tahitier gewesen. Der französische Soldat versteht es übrigens zur Genüge sich mit jedem Volke gut zu stellen, und wir hörten sogar von einem englischen Missionär, Mr. Hove, zugeben, daß die Einwohner sich durchaus nicht über die Behandlung zu beklagen hätten, mit der ihnen von der Seite der einzelnen Individuen begegnet würde. Demohnerachtet haben wir von mehreren Männern, wenn wir sie fragten, was sie von den Franzosen dächten, mit einer sehr martialischen Miene die Antwort vorbringen gehört: „no good.“— Die Ursache dazu ist wohl die sichtliche Verminderung der Zahl der sonst zum Besuche der Inseln ankommenden Fahrzeuge, und damit auch der Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienste für die Inselbewohner, und

dieſe Verminderung iſt allerdings eine Folge der weitläuftigen und mannigfachen Hafenverordnungen, die hohe Strafen auf jede Außerachtlaſſung irgend einer Formalität feſtſetzten, in denen die Franzoſen gerade beſonderen Geſchmack zu finden ſcheinen, theils rührt ſie aber auch aus dem verminderten Zugange an Lebensmitteln her, der durch die auf die Inſel verlegte Garniſon verurſacht wird. Möglicherweiſe liegt gerade jenen Hafenverordnungen die wohlmeinende Abſicht zu Grunde alle engliſchen Fahrzeuge von den Inſeln wegzuſcheuchen; wenn aber, wie es als ſicher anzunehmen iſt, die amerikaniſchen dem Beiſpiele derſelben folgen, dürfte der Handel derſelben auf ſo gut, als nichts beſchränkt werden. Im Allgemeinen ſcheinen die Franzoſen nicht die Kunſt zu beſitzen eine Colonie zur Blüthe zu bringen. Allen Eingeborenen iſt die Laſt auferlegt einen Tag in der Woche auf den Anpflanzungen der Regierung zu arbeiten, und man kann leicht begreifen, daß dies gar nicht nach ihrem Geſchmacke iſt.

Aus der Bitterkeit, mit welcher die Franzoſen, die über dieſe Gegenden geſchrieben haben, ſich über die Unverträglichkeit der proteſtantiſchen Miſſionäre geäußert haben, ſollte man Grund zu der Vermuthung ſchöpfen, daß die franzöſiſche Regierung, nachdem ſie einmal Herr auf dieſem Boden geworden, mit einem Beiſpiele in entgegengeſetzter Richtung vorgehen ſollte und lauter Verträglichkeit und Liberalität zeigen. Solches iſt aber dennoch nicht der Fall geweſen. Es iſt den proteſtantiſchen Geiſtlichen zwar nicht verboten worden zu predigen, jedoch ſind ihre Vorträge einer ſolchen Cenſur unterworfen worden, daß die meiſten freiwillig aufgehört haben ihrem Berufe zu folgen, ja daß ſich einige in Folge der unaufhörlichen Trakaſſerien genöthigt geſehen haben die Inſeln zu verlaſſen. Den Eingeborenen iſt es gänzlich verboten worden, ohne beſonders eingeholte Erlaubniß des Gouverneurs zu predigen. Es wird behauptet, daß nur eine geringe Anzahl Eingeborener zur katholiſchen Lehre übergegangen iſt. Die Regierung erlaubte Anfangs den Eingeborenen den Verkauf von Spirituoſen, aber die Wirkung davon zeigte ſich bald auf die zerſtörendſte Weiſe, ſo daß das von den engliſchen Miſſionären ausgegangene Verbot gegen den Verkauf wieder neu in's Leben gerufen wurde.

Uns perſönlich bezeigte der Gouverneur, M. Paye, die allergrößeſte Artigkeit und Gaſtfreiheit. Unter den Offizieren, ſowohl von der Flotte, als auch von den beiden zur Garniſon gehörenden Regimentern, waren die meiſten, wie es bei den franzöſiſchen Offizieren gewöhnlich der Fall iſt, Leute von Bildung und Kenntniſſen. Wir wurden mit ausgezeichneter Gaſtfreiheit empfangen, was jedoch die Unannehmlichkeit mit ſich führte, für unſeren kurzen Beſuch hier an Ort und Stelle faſt zu viel Zeit auf Annahme derſelben verwenden zu müſſen, die man hier wahrlich beſſer

benutzen kann, als zum Essen und Trinken. Die Mittagsmahlzeiten, zu denen wir eingeladen wurden, waren nichts desto weniger ganz interessant und belustigend, und mit Hülfe der Produkte der Inseln und aus Frankreich herbeigeführten Leckerbissen war die Küche von der Art, daß sie auch Personen mit viel größeren Ansprüchen, als die Unsrigen, zufriedengestellt haben würde. Außer dem Chef waren täglich noch drei Offiziere oder Gelehrte der Expedition zu dem Gouverneure zu Tisch gebeten.

Während des ganzen Aufenthaltes auf Tahiti wurde am Bord ein lebhafter Handel mit Früchten, Muscheln und Corallen getrieben, die entweder mit Geldern oder auch mit altem leinenen Zeuge bezahlt wurden. Vor und noch bei dem Absegeln sah man, wohin man sich auch wendete, nur Naturprodukte; aber nach einem nur kurzen Aufenthalte auf der offenen See verschwanden dieselben allmählig, und sie wurden dann zerschlagen oder ihre Eigenthümer hatten sich satt an ihnen gesehen.

Eines Tages kam ein Engländer an Bord, der seine Frau mit sich führte, die eine Eingeborene von den Marquesas-Inseln war; auch ihr Bruder befand sich in ihrer Begleitung. Die Frau war nur von sehr kleinem Wuchse und zeichnete sich durch keinerlei Schönheit aus; auch schien ihr die europäische Kleidung etwas Beschwerde zu verursachen. Es fehlte aber auch nichts daran, sie trug ebensowohl Handschuhe, als Hut, Strümpfe und Schnürstiefeln von Zeug. Ihr Bruder war ein kleiner, schmächtiger junger Mann mit sehr schönen Gesichtszügen; seine Gesichtsfarbe, wo sie nicht mit den großen tätowirten Figuren bedeckt war, schien etwas röthlicher, als die der Tahitier zu sein. Nachdem er an Bord gekommen war, zeigte er sich ganz hingerissen vor Bewunderung, weil größere Fahrzeuge selten oder nie zu seinen heimischen Inseln kommen. Er schien sehr lebendig und aufmerksam zu sein; zu einem Glase Wein eingeladen, wußte er erst nicht recht, ob er es wagen sollte davon zu kosten, aber endlich nippte er, nachdem er sich erst mit seinem Schwager darüber berathen hatte, doch daran, und stürzte dann mit sichtbarem Vergnügen das ganze Glas hinunter.

Am 19. hatte die Fregatte Besuch von dem Gouverneur, seinem Stabe und den Chefs der beiden französischen Orlogsfahrzeuge, welche Personen von dem Commandeur-Capitain sämmtlich zum Frühstück eingeladen waren. Die Abfahrt sollte am Nachmittage desselben Tages vor sich gehen, aber die Fregatte wurde durch Windstille zurückgehalten.

In der Tagesdämmerung am 20. September lichteten wir die Anker und hielten mit einem leichten Landwinde in die See hinaus, worauf die Briese bald frisch von der Südecke her wehte. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr drehten wir außerhalb der auf der nördlichen Seite von Eimeo gelegenen Talubucht bei, und zwei Boote wurden an's Land gesendet, in denen sich unsere

Naturforscher und ein Paar Offiziere befanden. Der Chef begab sich ebenfalls in seinem Gig nach der Insel, und die Fregatte hielt sich außerhalb derselben unter kleinen Sachlägen auf. Die erwähnte Bucht heißt eigentlich Opunohu, ist aber schon seit der Zeit Cooks Talu oder Tareu, nach einer kleinen darin liegenden Insel dieses Namens, genannt worden. Gegen die See hin wird der Hafen durch ein weitläuftiges Corallenriff geschützt und für den besten aller Häfen auf den Gesellschafts-Inseln angesehen. Etwas östlicher liegt Cooks Hafen oder Paopao, und noch östlicher befinden sich außerdem noch zwei andere Häfen. Alle sind sicher, Opunohu hat die weiteste Einfahrt. Wir landeten bei dem Dorfe Papituai, dicht am Westen der Bucht gelegen. Eine amerikanische Brigg lag außerhalb derselben.

Das Erste, was bei einer Landung an dieser Stelle auffallend in die Augen springt, ist ein großes achteckiges steinernes Gebäude, unmittelbar am Strande selbst gelegen; es wurde 1824 aufgeführt und hatte den Zweck zu einer Art höheren Schule für die Eingeborenen zu dienen, und trägt auch heut noch die prunkende Benennung: „South Sea Academy." Viele Eingeborene hatten sich am Strande versammelt, um uns zu treffen; sie gleichen in der äußeren Erscheinung auf's Vollständigste den Tahitiern, kamen uns jedoch etwas weniger munter vor. Unter ein Paar Schuppen im Dorfe wurde fleißig an der Verpackung von Apfelsinen gearbeitet, da die erwähnte amerikanische Brigg sich hier zu dem Zwecke aufhielt eine Ladung davon für San Franzisko einzunehmen. Der Befehlshaber derselben war der beste Typus von einem ächten Yankee; er sprach in einem so hohen Grade durch die Nase, daß man nur mit größester Mühe ein einziges Wort verstehen konnte, und es konnte keine Minute verfließen, ohne daß er freigebig den aus einem Pfriem Kautabak von den ungeheuersten Dimensionen gesogenen Saft freigebig um sie herum spritzte. Die Verpackung der Früchte schien mit großer Sorgfalt vor sich zu gehen; sowohl Männer, als Weiber und Kinder waren dabei beschäftigt.

Eimeos Natur gleicht durchaus der von Tahiti, aber die Berge haben hier fast noch keckere Formen, wenn schon sie nicht dieselbe Höhe erreichen. Die Aussicht im Inneren der Opunohu-Bucht gehört unter die schönsten, welche irgend wo zu finden sein dürften. Die beiliegende Zeichnung vermag wohl einen schwachen Begriff von der Art derselben zu geben, aber der Reichthum an Details und Farben ist zu groß, um auf irgend eine Weise recht wiedergegeben werden zu können. Die Fruchtbarkeit des Flachlandes scheint sogar noch die von Tahiti zu übertreffen; etwas üppigeres, als die Waldstrecken, in denen wir hier umher wanderten, läßt sich schlechterdings nicht denken. Einige ganz heftig rauschende Bäche stürzten in das Meer hinab, und hier und dort kamen auch Sumpf-

strecken vor. Wir wanderten längs der Bucht hinab, an welcher ein kleiner französischer Posten sein Wachthaus in einem über alle Beschreibung erhabenen schönen Thale hat. Von dort führte ein Fußweg ein weites Stück hinauf, durch einen wilden Wald, welcher, ungeachtet seines Reichthumes an Gewächsen, uns durch den Mangel an lebenden Wesen etwas öde vorkam. Vögel waren weder sichtbar, noch wurden sie gehört, von Eidechsen wurden auch nur wenige gefunden, und nicht einmal Insekten kamen zahlreich vor. Nach einem Spaziergange von einigen Stunden kamen wir wieder nach Papituai zurück, woselbst wir eine Menge Menschen versammelt fanden, die Apfelsinen, Bananen, Muscheln und dergleichen Leckerbissen mehr ausboten. Auch der Häuptling des Dorfes ließ sich sehen; es war ein langer, stattlicher Mann von gutem Aussehen, wie einer aus dem Volke gekleidet, und hieß Hoaori, was in ihrer Sprache „ohne Freund" bedeuten soll. Einige halberwachsene Mädchen zeichneten sich durch ihr schönes Aeußere aus. Viele mit der Elephantiasis behaftete konnten wir bemerken, worunter ein siebzehnjähriger Jüngling ein so angeschwollenes Bein hatte, daß der Fuß fast unter dem herabhängenden Fleische verschwand. Er schien durchaus keine Plage dadurch auszustehen, sondern hüpfte und tanzte umher, um uns zu zeigen, daß ihm das angeschwollene Bein durchaus nicht hinderlich sei.

Mit von Früchten und Naturerzeugnissen fast überfüllten Booten begaben wir uns um 5 Uhr Nachmittags wieder an Bord, und noch vor dem Sonnenuntergange steuerte die Eugenie mit guter Fahrt ihren Cours, der zwischen Raiatea und Tubuai-Manu oder Sir Charles Saunders Insel hindurch führte. Der Wind kam frisch aus Südost, und das Wetter war schön. In der Tagesdämmerung am 21. schien uns in einiger Entfernung Raiatea hervorzuschimmern. In kurzer Zeit dürfte diese Insel, nebst der um sie herumliegenden Gruppe, eine englische Besitzung werden, eine derselben ist schon zu der halben Wegs-Station für die beabsichtigte Dampfboots-Linie zwischen Panamá und Australien ausersehen. Admiral Moresby hatte kurz vor unserer Ankunft alle dort befindlichen Häfen in Augenschein genommen.

Das Wetter hielt unverändert den 22. an, viele weiße Möwen zeigten sich uns. Weiter in die Nacht hinein wurde der Wind unbeständig, und am nächsten Morgen sprang er quer über nach Norden, und fuhr fort sich durch denselben Weg weiter zu winden, so daß er noch, ehe die vierundzwanzig Stunden zu Ende gekommen waren, bis beinahe nach Süden herumgegangen war. Einige kleine Regenwolken ließen sich erkennen und entfernte Blitze wurden sichtbar. Während der folgenden Nacht passirten wir nordwärts von den Inseln Uitate und Manuai, die zu dem Cooks Archipelagus gehören, und sie wurden uns in der Morgen-

HOADRI.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

dämmerung im Südosten sichtbar. Um 8 Uhr Vormittags bekamen wir Uaitatate in Sicht und behielten es bis zum Nachmittage vor Augen. Es besteht dieselbe aus einigen Bergen und wird von einem Corallenriffe umschlossen. Ein nach Osten steuerndes Barkschiff begegnete uns. Wetter und Wind hatten die in den Regionen des Passatwindes gewöhnliche Beschaffenheit wieder angenommen.

Auf diese Weise setzten wir zwei Tage hindurch unsere Fahrt mit guter Geschwindigkeit fort, und zwar westwärts längs dem neunzehnten Parallelkreise haltend, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswerthes ereignete. Die kleine, abgesonderte, unbewohnte von Cook entdeckte Palmerston-Gruppe wurde von uns nicht im Gesichtskreise passirt. Am 27. um $9\frac{3}{4}$ Uhr Vormittags bekamen wir Savaye Island, oder wie es von den Eingeborenen genannt wird, Inui in Sicht. Um $2\frac{1}{4}$ Uhr Nachmittags passirten wir bei dem südlichsten Vorgebirge derselben vorüber, und drehten bald darauf außerhalb einer Bucht auf der südwestlichen Seite der Insel bei.

Düperré legt die südliche Spitze der Insel unter 19° 10′ südlicher Breite und 169° 50′ 16″ westlicher Länge. Nach den von uns angestellten Beobachtungen erhielten wir ganz dieselbe Breite, aber die Länge von 169° 58′ West. Da der Gang unserer drei Chronometer kurz vorher auf Tahiti genau bestimmt worden war, wagen wir es zu behaupten, daß unsere Länge richtiger, als die von Düperré angegebene ist, und die in Sydney erneuerten Beobachtungen des Ganges unserer Uhren verleihen dieser Behauptung noch eine besondere Stärke*). Die Länge des westlichsten Vorgebirges ist 170° 0′ 27″ West.

Die Insel erreicht nur eine mittelmäßige Höhe, ungefähr 400 bis 500 Fuß, und wird von dem Verdecke eines gewöhnlichen Fahrzeuges auf 25 bis 30 Meilen (4 bis 5 schwedische) Entfernung gesehen. Sie hat flache Contouren und bildet ein Plateau, von einem niedrigeren Absatze umgeben, der wieder näher am Strande von einem noch niedrigeren, welcher von der Brandung umspült wird, umschlossen ist. Die Abhänge zwischen dem Plateau und dem Absatze neigen sich etwa unter 45 Grad und sind kahl; im übrigen ist die Insel dem größten Theile nach bewachsen und trägt schöne Waldung. · Die Gebirgsart ist der Farbe nach finster und scheint vulkanischen Ursprunges zu sein. Die Wellen haben in den Klippen, welche den Strand bilden, eine Menge höchst sonderbarer Grotten gewaschen. Eine Spur von Corallenriffen konnte von uns nicht entdeckt werden, der Wald hatte ein düsteres und graues Aussehen, eine

*) Duperrés Chronometer waren, wie man aus seiner Rechenschafts-Ablegung über den Gang derselben ersehen kann, nicht vom besten Schlage.

Folge von den vielen verdorrten Bäumen, welche man aus demselben hervorragen sah. Auf dem östlichsten und südlichsten Theile der Insel machen Brandungen und die Beschaffenheit des Strandes alle Landung völlig unmöglich, sofern nicht eine von uns nicht bemerkte Bucht sich finden läßt, aber auf der südwestlichen Seite bildet der Strand eine Bucht, innerhalb welcher eine sandige Stelle einen Landungsplatz darbietet, der, mindestens wenn der Passatwind weht, einigermaaßen zugänglich sein dürfte.

Das Backbord-Boot wurde armirt und in die See gelassen, und ging dann unter dem persönlichen Befehle unseres Chefs auf die Insel zu. Die übrigen die Expedition begleitenden Personen waren der Doctor Kinberg, Magister Anderssson, der Pastor Pontée und der Verfasser. In allen an Bord befindlichen Reisebeschreibungen hatten wir vergeblich nach Angaben über diese Insel gesucht, wir werden aber bald zu sehen bekommen, daß solche nicht fehlen, wenn schon sie nur sehr wenige sind. Auf unserem Wege sahen wir Rauch von der Insel aufsteigen, und kurze Zeit darauf wurden wir auch einige Kanots gewahr, die uns entgegengerudert kamen. Da ihre Anzahl sich schnell vermehrte, und wir uns schon in einer ziemlichen Entfernung von der Fregatte befanden, hielt es der Chef für nicht rathsam zu landen, weßhalb wir umwendeten, um wieder an Bord zurück zu rudern. Da wir aber wünschten die Eingeborenen mit uns zu ziehen, ruderten wir ganz langsam hinaus, und bald hatten wir auch einige Kanots an unserer Seite. In jedem derselben befanden sich vier Männer von dem wildesten Aussehen; ihre Speere standen am Vordersteven des Kanots aufgerichtet oder lagen quer über den Stangen, welche den Auslieger mit dem Kanot vereinigen. Sie riefen uns an, und machten uns durch Zeichen deutlich, wir möchten landen; wir winkten ihnen auch und deuteten an, daß sie uns an Bord folgen möchten, ihnen Glasperlen und dergleichen unter den Wilden beliebte Waaren hinhaltend. Ein rothes baumwollenes Schnupftuch wurde in die See hinausgeworfen und von der Besatzung des ersten Kanots unter schallendem Freudenrufe aufgefischt.

Wir setzten unseren Weg langsam bis zur Fregatte fort, und die Bemannungen der vordersten Kanots strengten alle ihre Kräfte an, um nicht von den nachfolgenden erreicht zu werden. Bei jedem Ruderschlage schleuderte das lange üppige Haar der Wilden um ihren Kopf herum, was einen höchst komischen Anblick darbot. Als das Boot bei der Fregatte anlegte, waren nicht weniger, als vierzehn Kanots in seiner Gesellschaft, und sobald es aufgehißt war, wurden auch die Inselbewohner an Bord geladen. Sie zögerten einige Augenblicke, bevor einer von ihnen unserem Begehren nachzukommen wagte, bald aber kletterte der Erste die Fallrepps-treppe herauf und trat einen Schritt auf das Deck hinauf, woselbst ihm

der Pastor Pontée entgegentrat und ihm eine Schnur Glasperlen hinreichte, die er sogleich an sich riß, einen Speer und ein Paar Zuckerrohre zum Austausch darbietend, worauf er schnell und ohne die Hände zu gebrauchen, über Bord sprang. Nun war aber einmal das Eis gebrochen, und unter einem unerhörten Geschreie und Unwesen kletterten die Wilden auf alle mögliche Weise an Bord. In wenigen Augenblicken hatten sie jede Spur von Scheuheit verloren und machten sich vollkommen heimisch bei uns.

Von allen den Inselbewohnern, welche die Fregatte besuchten, und deren Anzahl sich bis auf etwa einhundert belief, waren nur ein Paar von mehr als mittelmäßiger Größe, die meisten eher etwas unter derselben, aber sonst von gutem Körperbaue. Brust und Schultern waren breit und stark, der Unterleib sehr eingezogen, die Hüften schmal, die Arme etwas lang und sehr muskulös, die Beine dagegen kurz und die Muskeln derselben auch etwas weniger entwickelt. Der Kopf war im Allgemeinen ziemlich groß und mit flachem Nacken versehen. Die Stirn war mäßig hoch und etwas nach hinten auslaufend, die Nase an der Wurzel eingedrückt, zuweilen etwas nach unten zu gebogen, meist breit, mit weiten Nasenflügeln, das Kinn etwas vorstehend, der Mund breit mit gerundeten Lippen und gleichmäßig großen, weißen Zähnen, die Augenbrauen stark und wohl gezeichnet, die Augen gerade gestellt und schwarz, das Jochbein etwas stark markirt, das Haar schwarz oder sehr dunkelbraun, bald schlicht, bald kraus oder wellig, was jedoch auf eine künstliche Weise hervorgebracht zu sein scheint. Der Bart war schwach und dünn, und wurde nur von Wenigen getragen. Viele waren auf Armen und Beinen sehr behaart, und das Abscheeren der Haare von anderen Körpertheilen, als dem Gesichte, schien nicht im Gebrauche zu sein. Die Hände und Füße waren von mäßiger Größe und wohlgebildet. Die Farbe war dunkelrothbraun, ungefähr wie ein unlängst gebräunter Büchsenschaft aussehend. Die meisten waren vollkommen nackend, nur ein Paar trugen eine Binde um die Schaamtheile. Das Haar wurde entweder frei herabhängend getragen, oder hinauffrisirt, oder auch in dem Nacken zusammengebunden und wie ein Pinsel abstehend, oder auch über der Stirn zusammengelegt und in einen Knoten geschlungen. Die hier folgende Zeichnung weist vier der gebräuchlichsten Arten es zu tragen auf. Einige hatten kleine Flechten an den Ohren und den Bart gleichfalls geflochten, und mit weit herabhängenden Kleinigkeiten von Muschelschaalen geziert, ähnliche wurden auch in den Ohren und um den Hals getragen. Eine Spur von Tätowirung konnte, trotz der genauesten Untersuchung, bei keinem einzigen derselben entdeckt werden, aber einer hatte sich mit blauem Thon Streifen in's Gesicht gemalt. Die Richtung der einzelnen Linien ging von den Ohren

aus gegen den Naſenflügel zu. Die Beſchneidung iſt bei dieſen Inſelbewohnern nicht gebräuchlich. Ihre Geberden waren heftig und wild, ihre Rede klang feierlich. Ihre Sprache wurde ein wenig von einem an Bord anweſenden Schweden verſtanden, den unſer Chef auf der Fregatte von Tahiti nach Sydney mitreiſen ließ, und der ein wenig die Tahiti- und die Tongaſprache redete. Wie es bekannt iſt, ſprechen alle rothbraunen Bevölkerungen der polyneſiſchen Inſelbewohner verſchiedene Dialecte von ein und derſelben Grundſprache, obſchon die Abweichungen bedeutend genug ſind, um die Reden der Einen für die Anderen unverſtändlich zu machen. Gemeiniglich lernen ſie jedoch in ſehr kurzer Zeit die Dialecte von einander.

Ein lebhafter Handel kam bald in Gang. Gegen Glasperlen, Angelhaken, Schnupftücher, Meſſer und andere Kleinigkeiten vertauſchten die Inſelbewohner ihre Waffen, Angelruthen, Netze und dergleichen mehr, welche Artikel wir ſämmtlich weiter unten beſchreiben werden. Auch brachten ſie einen zerbrochenen Octanten und einen Compaß mit ſich, ferner ein Paar Bücher (Johnſon's Dictionary und ein Gebetbuch) und einige engliſche Münzen, gewiß ein Raub von irgend einem geſtrandeten oder auf irgend eine andere Art genommenen Fahrzeuge, denn wir können es uns nicht vorſtellen, daß dieſe Sachen als Tauſchmittel angewendet worden, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil die Inſelbewohner auch nicht den geringſten Werth auf dieſelben zu ſetzen ſchienen. Der, welcher die Münzen beſaß, gab drei Sovereigns und etwas Silber, oder ungefähr 40 Thlr. Banco für ein Bund Glasperlen hin, und ſchien, nach der Freude, die er zeigte, und nach ſeinen höhniſchen Geberden zu ſchließen, der Meinung zu ſein, daß der Tauſch, den er ſo eben abgeſchloſſen hatte, für ihn ein ausgezeichnet vortheilhaftes Geſchäft geweſen ſei. Man kann alſo mit Sicherheit annehmen, daß der Werth des Geldes für dieſe Menſchen noch etwas völlig Unbekanntes iſt.

Obſchon, wie erwähnt wurde, ſie alle Furcht und Scheu verloren hatten, zeigten ſie doch bei dem Tauſchen und Handeln ein gewiſſes Mißtrauen, und ließen nicht gern ihre Waaren aus ihren Händen, ehe ſie die Bezahlung für dieſelbe gleichfalls in der Hand hatten, machten aber, ſobald dies der Fall war, auch nicht einmal den Verſuch, das nicht abzuliefern, was ſie dafür geboten hatten. Dahingegen kamen ein Paar Verſuche zur Mauſerei vor. Nach dem zu urtheilen, was wir bereits über die gefundene Unkenntniß des Geldwerthes ſagten, und nach der wilden Lüſternheit, mit welcher ſie nach den unbedeutendſten der ihnen dargebotenen Kleinigkeiten, und ſogar ſolchen, die auf allen ſchon mehr beſuchten Inſeln völlig ihren Werth verloren hatten, griffen, ein Urtheil zu fällen, müſſen ſie noch ſo gut, als gar nicht, oder mindeſtens ſehr wenig mit

Menſchen in Berührung gekommen ſein. Vom Schießgewehre und ſeiner Wirkung hatten ſie noch gar keinen Begriff.

In einer, von einem auf den Fidji-Inſeln anſäſſigen Miſſionär verfaßten Schrift wird angegeben, daß chriſtliche Eingeborene von den Samoa- oder Schiffer-Inſeln ſich nach Inui als Miſſionäre begeben hätten. Ob ſich dieſelben etwa noch dort befänden, konnten wir nicht in Erfahrung bringen, aber auf Foa ſagte man uns, daß ſie entweder getödtet ſeien, oder die Inſeln verlaſſen hätten. Einer unſerer Gäſte öffnete eins von den Büchern und gab ſich murmelnd den Anſchein, als läſe er darin, wobei er mit dem Finger auf den Himmel deutete. Man kann daher annehmen, daß ſich einige chriſtliche Menſchen unter ihnen befunden haben.

Viele von den Inui-Inſulanern hatten große Narben an verſchiedenen Stellen des Körpers. Es iſt wohl ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ebenſo, wie die meiſten anderen Inſelbewohner des ſtillen Meeres, bei den Todesfällen ihrer Angehörigen durch Selbſtzerfleiſchung ihren Schmerz und Trauer ausdrücken, aber die auf ſolche Weiſe hervorgebrachten Wunden pflegen meiſt in einer Art ſymetriſcher Ordnung zu ſitzen, was aber mit den hier bemerkten durchaus nicht der Fall war. Ein Paar, welche von uns durch Zeichen befragt wurden, wie ſie dazu gekommen ſeien, antworteten auf eine Art, welche keinen Zweifel darüber ließ, daß es Erinnerungszeichen an einen überſtandenen Kampf ſeien. Die lärmenden Wortwechſel, welche unaufhörlich zwiſchen den Beſetzungen der verſchiedenen Kanots vorfielen, und noch mehr die drohenden Geberden, von welchen ſie mitunter begleitet wurden, ſchienen es zu beweiſen, daß Friedfertigkeit gerade kein hervorragender Zug in ihrem Charakter iſt, wie andererſeits die Stellung der Narben, die ſich meiſt auf dem Rücken bemerken ließ, dafür ſprachen, daß Heimtücke und Hinterliſt in ihrer Streitart eine Rolle mitzuſpielen ſcheinen. Verſchiedene unter ihnen beluſtigten ſich damit auf dem Decke unſerer Fregatte Wettläufe anzuſtellen, um unſeren daran theilnehmenden Matroſen den Beweis ihrer Schnelligkeit zu geben. Kampfſpiele dürften daher auf der Inſel wohl in Gebrauch ſein.

Wir gaben uns alle mögliche Mühe, um ſie durch Zeichen zu befragen, ob ſie Menſchenfleiſch äßen, jedoch ohne daß es uns geglückt wäre es ihnen verſtändlich zu machen, oder mindeſtens ohne eine deutliche Antwort zu erhalten. Die Lüſternheit, mit der ſie einen dicken und fetten unter unſeren blühenden Schiffsjungen anſahen und betaſteten, dürfte wohl zu der Vermuthung Anlaß geben können, daß ihnen eine ſolche Koſt durchaus nicht fremd iſt, vielleicht war es aber nur ein anerkennender Ausdruck ihrer Bewunderung über das blühende Ausſehen und die friſche Farbe des ſchönen Knaben. Ziemlich wahrſcheinlich bleibt es jedoch

immerhin, daß sie Menscherfresser sind, weil dies zu allgemein unter den polynesischen Völkern der Fall gewesen ist, als daß man berechtigt wäre, sie für eine Ausnahme zu halten. Auf Foa stellten wir alle mögliche Nachforschungen an, um einige Aufklärungen über diese Insel zu erhalten, doch beschränkten sich dieselben darauf, daß die Inui-Bewohner ein schlechtes Volk seien, welches sehr wenig in Berührung mit den Einwohnern der anderen Inseln träte; daß Sago und Arrow-rot sich in großer Menge auf ihrer Insel befände, es aber Niemand wagte dahin zu handeln, weil sich kein Ankerplatz daselbst auffinden ließe, von welchem aus das Fahrzeug die Boote beschützen könnte, in welchen die erwähnten Waaren an's Land geführt werden müßten, da die Kanots der Insulaner für diesen Zweck nicht brauchbar wären. Schweine sollen gleichfalls auf der Insel gefunden werden, doch wurde kein solches zur Fregatte gebracht; nur Cocosnüsse, Bananen, Zuckerrohr und Papaya-Früchte wurden uns, aber ebenfalls nur in geringer Menge, zum Verkaufe angeboten.

Gegen Abend hatte der zuerst an Bord gekommenene Haufe alles vertauscht, was er zum Abliefern besaß, und fing nun an seine Heimfahrt anzutreten, aber eine neue Auflage sahen wir von einer anderen Seite und mit aller Macht rudernd herankommen. Bald waren wieder etwa zehn Kanots an unserer Seite und der Markt in vollem Gange, jedoch wurde er durch die hereinbrechende Nachtdämmerung, in welcher die Inselbewohner fortgewiesen und die Brassen vollgestellt wurden, unterbrochen. Viele saßen noch eine Zeit lang, nachdem ihre Kanots schon fortgewiesen waren, in den Wanten*); auf den Rüstungen oder auf den Kanonen, außerhalb des Bords, und hüpften, als ihnen angedeutet wurde sich auch von dort wegzubegeben, ohne Weiteres in die See, dieselbe Geschicklichkeit im Schwimmen verrathend, wie alle die übrigen Inselbevölkerungen des stillen Meeres, deren Natur fast mit Recht amphibisch genannt werden kann. Schon vorher hatte sich ein kleiner Zufall ereignet, durch den Gelegenheit gegeben war diese Geschicklichkeit zu zeigen. In einem der längs unserer Seite liegenden Kanots befand sich ein Kerl, der einen ausgezeichnet schönen Speer hatte. Als ihm ein Perlhalsband dafür zum Tausche angeboten war, reichte er den Speer sogleich an Bord, doch als ihm das Halsband zur Bezahlung auf einen Bootshaken hingereicht werden sollte, hakte er sich los und fiel in's Meer. Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, sprang der Mann nach und erreichte tauchend die sinkende Perlenschnur, die er mit an die Oberfläche brachte. Es befand sich nicht ein einziges Weib unter den uns Besuchenden.

---

*) Die Taue, welche die Masten halten und mit den Wewelinen die Strickleitern bilden, welche in die Körbe führen. Der Uebersetzer.

Alle fünfundzwanzig oder dreißig Kanots, welche an unſere Fregatte herangekommen waren, zeigten ſich von beinahe ganz gleicher Größe und wurden ſtets von vier Mann gerudert. Im Ganzen glichen ſie denen der übrigen Inſelbewohner, waren jedoch viel ſorgfältiger gearbeitet, als die, welche man auf den anderen Gruppen benutzt werden ſieht, wohin die Civiliſation bereits gedrungen iſt. Statt nach vorn hinaus zu ſpringen, ſenkten ſich die Steven; zunächſt denſelben befand ſich ein Deck von ein Paar Ellen Länge, längs deſſen Mitte eine Reihe aufwärts ſtehender Buckel ſichtbar wurde, die in einzelnen Fällen mit Muſcheln geziert waren. Der Ausleger wurde natürlich nicht vermißt, denn ohne ſolchen hätte das Fahrzeug bei jeder Fahrt kentern müſſen.

Kanot von Inui.

Die Ruder waren ganz kurz, mit kleinen ſpitzen Blättern. Sie, wie auch die Speere beſtanden aus weißem und braunem Holze mit Spitzen von demſelben Materiale, das in Feuer gehärtet war, ſo daß es an Feſtigkeit dem Knochen glich. Ein Theil hatte zwei Spitzen, ein anderer nur eine, die aber mit einer Menge Zacken verſehen war, die nach der entgegengeſetzten Weiſe, wie die Widerhaken ſonſt angebracht zu ſein pflegen, befeſtigt waren. Die Zuſammenfügung des Schaftes und der Spitze war mit feinen, aus Haaren geflochtenen Schnüren umwunden, zwiſchen denen mitunter in regelrechten Reihen rothe und gelbe Federn angebracht ſind. Eigentliche Keulen waren nirgends zu ſehen, ſondern nur eine Art breiter und flacher Lanze, die möglicherweiſe auch als Hieb-

waffe angewendet werden konnte. Mehrere Exemplare dieſer Waffe waren von hartem braunen Holze, außerordentlich ſchön gearbeitet, einige endeten in einer Spitze, andere waren an ihrem Ende quer abgeſtutzt. Bogen oder Pfeile bekamen wir auch nicht zu ſehen. Die Angelſchnüre waren nett von Haaren zuſammengedreht, doch wurden uns auch aus den Faſern der Cocosnüſſe geflochtene Schnüre zum Verkaufe angeboten. Die Netze waren ungemein ſauber und ſorgfältig gearbeitet. Das Merkwürdigſte in dieſer Hinſicht war jedoch eine Art von aus rothen Federn verfertigtem Gewebe. Die Federn hatten die Länge eines achtel Zolles und waren in ein feines Untergeflecht von Cocosbaſt geſteckt; für ein Paar Angelhaken erhielt man ohne Schwierigkeit einige Ellen ſolchen koſtbaren Zierrathes, deſſen Anfertigung höchſt beſchwerlich ſein mußte. Als Schmuck wurden Muſcheln benutzt, ganz beſonders die weiße Porzellanſchnecke. Ungeachtet nirgends Kleidungsſtücke ſichtbar wurden, zeigte es ſich doch, daß ſogenannte „Tapa“ oder Zeuge aus dem Baſte des Papierbaumwollenſtrauches auf der Inſel angefertigt werden; Stücke deſſelben wurden nämlich von den Eingeborenen zu Umſchlägen von verſchiedenen mitgeführten Artikeln benutzt. Auf den mehr beſuchten Inſeln iſt das Tapa ſchon überall durch europäiſche Baumwollenwaaren, welche an Sauberkeit und Dauerhaftigkeit die erſte Zeugart bei Weitem übertreffen, verdrängt worden; das Letztere kann nämlich nicht gewaſchen werden, ohne in Stücke zu verfallen, die jedoch durch Zuſammenlegung zu großen Haufen und Auseinanderklopfung wieder brauchbar gemacht werden können.

Inui wurde am 20. Juni 1774 von Cook entdeckt. Er ſegelte längs der nördlichen Seite der Inſel und landete gleichzeitig mit Forſter und Sparrmann an deren nordweſtlichem Strande. Die Eingeborenen hatten ſich in den kleinen Waldſtrecken am Ufer verſteckt, und empfingen die Ankommenden ſehr unfreundlich. „Alle unſere Bemühungen ein Geſpräch mit ihnen zu Stande zu bringen,“ — ſchreibt Cook, — „waren vergebliche. Sie zeigten eine unſinnige Wildheit und warfen mit ihren Speeren nach uns. Selbſt einige Flintenſchüſſe hielten Einen unter ihnen nicht davon ab ſich uns zu nahen und einen Speer zu ſchleudern, der meine Schulter ſchrammte. Ein anderer ſauſte dicht bei dem Schenkel des jungen Forſter vorbei und ſchwärzte ſeine Kleider. Der Muth des Mannes würde ihm das Leben gekoſtet haben, wenn meine Büchſe losgebrannt wäre, denn ich war nicht mehr als fünf Schritte von ihm entfernt, als er den Speer warf, und würde ihn zu meiner Selbſtvertheidigung haben tödten müſſen. Nachher war ich aber ſehr froh darüber, daß nur das Pulver von der Pfanne abgebrannt war.“ — Und weiter unten ſagt er: „In Betracht deſſen, daß wir aus dieſen Indianern nichts machen konnten, und daß uns die Inſel keinen Ankerplatz darbot,

begaben wir uns wieder an Bord. Ich hatte an einem anderen Orte, in Gesellschaft von drei oder vier Herren, einen Berg bestiegen; das Land zeigte nur mit Gebüschen bedeckte Corallenklippen, so daß es fast unmöglich war vorzudringen. Das Betragen und das wilde Aussehen der Bewohner dieser Insel brachten mich dazu sie „Savage Island" zu nennen.

Die Angabe über die Corallenklippen fällt etwas sonderbar auf, aber man kann dieselbe dennoch wohl nicht mit Fug bezweifeln, besonders da auch Forster von etwas Aehnlichem spricht. In d'Urvilles Voyage pittoresque autour du Monde wird angegeben, daß die Einwohner über den ganzen Körper tätowirt sind. Cook erwähnt nichts davon, aber wohl, daß einige das Gesicht, die Brust und die Schenkel dunkelblau bemalt hatten. Wir haben schon gesehen, daß d'Urvilles Angabe unrichtig ist; wäre die Tätowirung in Brauch, so würden doch mindestens Einzelne von unseren vielen Gästen eine Spur derselben getragen haben. Vielleicht hat vor uns noch Niemand so gute Gelegenheit gehabt, sie in aller Ruhe zu betrachten, weßhalb wir auch versucht haben, sie so ausführlich, als möglich zu beschreiben.

An folgendem Tage, dem 28., sprang der Wind aus Nordnordwest auf und blies eine Weile hindurch ganz frisch, nahm aber bald ab und ließ die Eugenie in völliger Windstille liegen. Während des noch übrigen Restes der vierundzwanzig Stunden, und ebenso den 29. setzte der Wind seinen Kreislauf über Westen nach Süden unter fortwährendem schönen Wetter fort. Aus Süden her ließ sich starke Deinung erkennen. Bei Sonnenuntergang genossen wir den Anblick der Hafuluhu-Inseln, welche die nördlichste der drei Gruppen ausmachen, welche mit dem gemeinschaftlichen Namen der Tonga- oder Freundschaft-Inseln bezeichnet werden. Um $1\frac{3}{4}$ Uhr in der Nacht zum 30. entdeckte der wachthabende Offizier ganz plötzlich dicht vor uns Brandungen, worauf er sogleich aus dem Winde wendete und ostwärts auslegte. Um 4 Uhr des Morgens wurde wieder südwestwärts gehalten, und um $6\frac{1}{4}$ Uhr waren wir den Brandungen ganz nahe.

Auf Lauries großer Karte von dem stillen Meere und einem Theile französischer Karten wird in dieser Gegend ein Riff gefunden, wenn gleich bedeutende Verschiedenheit in Beziehung auf seine Lage herrschen. Auf der neuesten, vom Jahre 1849 herausgegebenen französischen Karte über den Tonga-Archipelagus fehlt dasselbe dagegen. Dieser Umstand kann leicht daraus erklärt werden, daß die Lage desselben nicht die auf den Karten angegebene ist, und daß die See sich nicht jederzeit an dem Riffe bricht, sondern nur, wenn die Deinung, so wie es jetzt in unserem Falle war, sehr hoch geht. — Unsere Bestimmung von Haano, der nächsten

Insel, giebt auch ein von deren Länge nach der erwähnten Karte etwas verschiedenes Resultat. Diese letzterwähnte Länge ist aus den während der Expeditionen d'Urvilles in den Jahren 1837—1840 gemachten Beobachtungen abgeleitet; aber ohne deren Werth in Frage setzen zu wollen, können wir auch unsere Zuversicht zu der von unseren Chronometern gegebenen Länge nicht verleugnen, da der Gang der Uhren in Tahiti und in Sydney wohl bestimmt wurde, und ihr Stand der Mittelzeit von einem jeden dieser Orte im Beobachtungs-Augenblicke interpolirt wurde, mit Beihülfe von den auf einem anderen Wege wohl bestimmten Längenunterschiede zwischen den beiden oben erwähnten Punkten. Wir können hier natürlich die Details von unseren Observationen nicht anführen, sondern erwähnen nur, daß der Unterschied zwischen den Angaben der drei Uhren nicht zu einer Minute des Bogens hinaufreichte, und daß das nördliche Vorgebirge Haanos danach unter dem 174° 19′ 30″ westlicher Länge liegt, während es nach den französischen Karten unter 174° 13′ 30″, und nach einer von dem Engländer Hobbs 1850 herausgegebenen Karte unter 174° 15′ liegt. Lauries Karte giebt dieselbe Länge, wie die französischen an. Das Riff liegt auf Lauries unter 19° 20′ südlicher Breite und 173° 41′ westlicher Länge und im Astronomischen Nord-Osten zum Osten von dem nördlichen Vorgebirge Haanos, in einer Entfernung von 36′. Auf Hobbs Karte liegt es unter derselben Breite, aber unter 174° 47′ westlicher Länge, 32′ von Haano im Nord-Osten zum Osten. Wir sahen noch kurz vor 7 Uhr des Morgens das Riff ganz deutlich, und bald nach 8 Uhr wurde Haano angesegelt, so daß unsere Bestimmung von seinem Abstande von dieser Insel keinem bedeutenden Fehler unterworfen sein kann. Nach dieser Insel liegt es 25′ im Nordnordost, $\frac{3}{4}$ Ost von dem nördlichsten Vorgebirge der Insel unter 19° 20′ südlicher Breite, 174° 6′ westlicher Länge.

Nach den Angaben der Karten mußten wir also diese Untiefe schon zu der Zeit passirt haben, als die Brandungen von uns bemerkt wurden. Die Fregatte arbeitete geradeweges darauf los, und da die Nacht ganz dunkel war, kann die Entfernung derselben nicht sehr bedeutend gewesen sein. Keiner von den beiden Auslugern auf den Kranbalken, auch der auf der Fockraae nicht, waren irgend das Geringste gewahr geworden, aber der wachthabende Cadett, der sich ganz vorn befand, hatte die Brandung fast in demselben Augenblicke mit dem wachthabenden Offizier bemerkt. Da sie sich nicht unaufhörlich, sondern nur immer zwischen durch zeigte, so war es für die an dergleichen nicht gewöhnten Augen schwer zu bemerken, wenn der Blick vielleicht in demselben Augenblicke, wo die Brandung anschlug, nach einem anderen Punkte gerichtet war. Am folgenden Tage wurde eine Untersuchung über das Verhalten der Aus-

luger angestellt, und der auf der Fockraae, von dem es sich herausstellte, daß er sich dabei einer wirklichen Versäumniß hatte zu Schulden kommen lassen, erhielt eine passende Strafe. Ohnerachtet es nicht wohl glaublich ist, so ist es doch immer möglich, daß die von uns gesehene Untiefe und die auf den Karten verzeichnete, zwei verschiedene Riffe sind.'

Bald nach 8 Uhr des Morgens bekamen wir Haano und verschiedene andere Inseln, welche die Hapai-Gruppe, die mittelste von den dreien, welche den Tonga-Archipelagus bilden, in Sicht. Der spitzige regelmäßig gestaltete „Kaa" steckte seinen Gipfel hoch über den Horizont, und dicht dabei wurde die flache, wenn gleich hohe Jofua mit ihrem rauchenden Vulkane sichtbar. Der schwache Wind erlaubte uns nur ihr ganz langsam zu nahen, aber am Mittage erschienen auch die beiden niedrigen Inseln Foa und Lefuka vor unseren Augen, welche durch Corallenriffe mit Haano zusammenhängen, und die drei westlich davon gelegenen kleinen Inselchen Ofu-langa, Uan-one und Hua-hogu, welche aus dem Meere wie grüne Hügel hervorstechen, zeigten sich gleichfalls. Sie sind mit hohen Cocospalmen dicht bewachsen, und der von ihren Stämmen gelassene Zwischenraum ist mit dichten Buschgewächsen völlig ausgefüllt; auf dem schmalen weißen Sandufer, von welchem der grüne Strand umgeben ist, wirft die Brandung ihren glänzenden Schaum empor.

Eine Schwede, mit Namen Brodin, ist eine Zeit lang als schwedischer und norwegischer Vice-Consul auf Tahiti angestellt gewesen, aber schon vor unserer Ankunft daselbst war er von dort nach Foa gezogen, wo er, dem Gerüchte nach, einer Oelfabrikation durch Auspressung der obigen Bestandtheile vorstehen sollte. Eine Anmeldung dieses Wechsels war bei der Abfahrt der Eugenie von Schweden noch nicht bei dem Commerce-Collegium angekommen, obgleich dieselbe von Brodin an dasselbe abgesendet war. Da unser Cours für alle Fälle in die Nähe der Tonga-Inseln führte, beschloß der Chef Foa anzulaufen, um nach Brodin zu hören, und gleichzeitig der Bereicherung unserer naturhistorischen Sammlungen eine noch bessere Gelegenheit zu schaffen.

Wir fuhren daher fort uns gegen den schwachen südlichen Wind zum Ankerauswerfen aufzukreuzen. Am Nachmittage wurde ein Kanot gesehen, welches scharf rudernd uns entgegenkam, und um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags lag es auch schon längs unserer Seite. In demselben befanden sich zwei Eingeborene, von denen uns der eine in englischer Sprache seine Dienste als Lootse anbot, in welcher Eigenschaft er auch von uns angenommen wurde. Sein Kanot wurde unter die Mesanrüstung gehißt, um uns nicht im Wege zu sein. Der Lootse war ein Mann von dreißig und einigen Jahren, von etwas mehr als mittelmäßiger Größe, breitschultrig und von wohlgebildeten Gliedmaßen. Seine Gesichtszüge waren regel-

mäßig und konnten wirklich schön genannt werden, obschon die Nase ein klein wenig zu breit war. Die Hautfarbe war um sehr Vieles schwärzer, als es bei den Tahitiern gewöhnlich der Fall zu sein pflegte, und seine Art sich zu benehmen bildete ein sonderbares Gemisch von fröhlicher Gutmüthigkeit und feierlichem Ernste. Sein Begleiter war ein etwa zwanzigjähriger Jüngling mit Namen „Moje," dessen muntere Gemüthsart für alle an Bord Anwesenden eine wahre Belustigung wurde. Er war bei der Ankunft in eine Tracht von der allerleichtesten Art gehüllt, wurde aber an Bord gekleidet, und zeigte sich bald in weißen Pantalons, grünem Promenadenfracke und Hut. Natürlicher Weise ließ man es auch an einer Weste, einem Halstuche und den übrigen kleineren Kleidungsstücken nicht fehlen, und um ihn vollständig zu civilisiren, hatte sich auch Jemand belustigt ihm Handschuhe anzuziehen und eine blaue Brille aufzusetzen. So ausgesteuert kam er wieder auf das Deck und erregte dort ein allgemeines Gelächter, worin er übrigens selbst mit der liebenswürdigsten Naivetät einstimmte. Etwas später wurde er mit etwas Thee erfreut, wovon er sieben Tassen trank und eine dazu entsprechende Anzahl Schiffszwieback verzehrte. Am lächerlichsten erschien es jedoch sein Benehmen zu sehen, als er einer Uebung des Musikcorps beiwohnte. Unter allen Instrumenten war es die Baßposaune, die am meisten Gnade vor seinen Ohren fand; er betrachtete sie unablässig, nahte sich jedesmal dem Posaunisten, sobald er das Instrument zusammenzog, und zog sich rasch zurück, wenn es wieder ausgestoßen wurde, immer mit dem deutlichsten Ausdrucke der tiefsten Verwunderung in seinem Antlitze. Auch versuchte er sich selbst auf dem Waldhorne, was auf die Art zuging, daß er erst in das Mundstück blies, und dann rasch das Glockenstück an sein Ohr brachte, um recht auf die Ankunft der erwarteten Töne aufpassen zu können, ohne daß sie möglicher Weise seinem Gehöre entgehen könnten.

Inzwischen sank die Sonne schleunig, und als es bereits dämmerte, waren wir noch immer ein gutes Stück von dem Ankerplatze entfernt. Wir setzten unser Kreuzen fort, und gegen 7 Uhr des Abends nahte sich uns ein Boot, von welchem wir bald die Töne unserer Muttersprache erklingen hörten. Es war Herr Brodin, welcher uns entgegenkam, um uns Beistand bei der Einlootsung der Fregatte zu leisten, wie er uns auch davon unterrichtete, daß er angeordnet habe neben seiner Oelschlägerei ein provisorisches Leuchtfeuer zu errichten, welches wir denn auch in kürzester Zeit angezündet werden sahen. Der Wind zog sich nun immer mehr nach Osten herum, und wurde uns also günstig, jedoch mußten wir uns die Nacht über unter kleine Segel legen, da keiner unter den uns Lootsenden seiner Sache so recht sicher zu sein schien. Durch irgend ein Versäumniß erlosch auch das angezündete Feuer bald wieder, und

schon war die Rede davon, uns für den Rest der Nacht wieder in die See hinaus zu wenden, als das Loth, welches bisher nirgends den Grund erreicht hatte, anfing abnehmende Tiefe zu zeigen. Es erhob sich der Meeresboden nun rasch von fünfundvierzig bis zu dreißig Faden, dann bis zu zwanzig, und als darauf der nächste Wurf nur noch zwölf gab wurden die Anker ausgeworfen.

Am folgenden Morgen fanden wir, daß unser Ankerplatz keinesweges zu den besten gehörte. Der Fregatte zunächst zeigten sich wohl zehn bis zwölf Faden Tiefe, mit Grund von Corallensand, aber innerhalb einer Kabellänge, nach Osten und Nordosten zu, zeigten sich mehrere aus dem Meeresboden aufsteigende Corallenklumpen, über welchen sich nur noch zwei Faden Wasser zeigten. Die Fregatte würde also kaum Raum gehabt haben, windrecht vor südwestlichem Winde zu schwanken. Da jedoch solche hier nicht oft vorkommen und die Abfahrt auf den Abend angesetzt war, hielt unser Chef es für nicht der Mühe werth den Platz zu wechseln, sondern ließ die Besatzung sogleich damit anfangen das große Topp abzutakeln, um eine neue Bramsaling, die zur Reserve mitgenommen war, statt der bisher benutzten, die sich als baufällig herausgestellt hatte, auflegen zu lassen. Von unserem Ankerplatze aus wurde das nordwestliche Vorgebirge Haanos im Norden, und Huahogu im Nordwesten zum Westen $\frac{1}{2}$ West gepeilt. Der rechte Platz ist weiter nach Südwesten hin, ungefähr in der Mitte vor der Oeffnung zwischen Foa und Lefuka. Unter den während d'Urvilles Expeditionen in den Jahren 1837—1840 aufgenommenen Karten, befindet sich eine specielle dieser Gegend.

Haano, Foa und Lefuka sind von fast gleicher Größe und werden durch ein Corallenriff vereinigt, welches ihre Strande umkränzt, nur eine Strecke, in der Richtung von ungefähr Nordost nach Südwest, offen lassend. Zwischen den beiden erstgenannten liegt die kleine Insel Nonganamu, und südlich von der letzteren noch mehrere andere Inselchen. Nach Westen treten, außer Huahogu und deren beiden Nachbaren noch verschiedene kleine Inseln von gleichartiger Beschaffenheit hervor, und weiter fort sieht man Kaa und Josua sich erheben. Sowohl Foa, wie die beiden dicht daneben liegenden Inseln sind ganz niedrig, aber die hohen Bäume, mit welchen sie bewachsen sind, machen es, daß sie schon in ziemlicher Entfernung sichtbar sind.

Natürlicher Weise zögerte man nicht lange damit sich an das Land zu begeben und den Ort in Augenschein zu nehmen; zu unserem Unglücke war aber das schöne Wetter einer unbehaglichen Veränderung unterlegen, indem heftige Regenschauer sich unangenehm fühlbar machten, und bald die ganze Insel in einen Schmutzpfuhl verwandelt hatten. Sonst gehören die Spaziergänge, welche dieselbe darbietet, zu den angenehmsten, die man

Herr Brodin gegen eine Geldentschädigung den Vortheil, der aus denselben erwächst, von ihm gepachtet. Es ist natürlich der Einfluß der Missionäre, der diese nützliche Bestrafungsart in's Leben gerufen. Zwei derselben des methodistischen Bekenntnisses befinden sich nämlich auf Lefuka und mehrere auf Hafuluhu und Tongatabu, auf welcher letzteren der König der ganzen Tangagruppe seine Residenz hat. Sowohl auf den Hapaä, als auch auf den Hafuluhu-Inseln sind nun schon so viele der Eingeborenen zu Christen bekehrt, daß die Zahl der übrigen heidnisch gebliebenen höchst unbedeutend ist, aber auf Tongatabu wird noch eine starke heidnische Partei gefunden, und im Anfange des Jahres 1852 entstand dort ein heißer Kampf, in welchem der jetzige Gouverneur von Lefuka zwei Musketenschüsse erhielt, von denen der eine noch nicht ganz geheilt war.

Dasselbe Schiff, welches vor mehr als einem halben Jahrhunderte die ersten Missionäre nach Tahiti brachte, ließ auch nicht weniger, als zehn derselben, auf Tongatabu zurück. Ein Paar Jahre später wurden sie von den Eingeborenen angegriffen, welche drei von ihnen tödteten und die übrigen verjagten. Wir wissen es nicht, zu welchem Zeitpunkte dann das Missionswerk auf's Neue wieder angefangen ist, doch muß es so um das Jahr 1820 herum gewesen sein, denn seit dieser Zeit findet man in vielen Reisebeschreibungen Erwähnungen der auf diesen Inseln herrschenden Religionskriege. Der Chef der englischen Corvette Favorite, Capitain Croker, nahm im Jahre 1839 die Partei des christlichen Königs Georg, als er aber einmal an's Land fahren wollte, wurde sein Boot so von den Heiden, die eine kleine Batterie nahe bei Nukalofa angelegt hatten, beschossen, daß Croker durch eine Kanonenkugel seine Todeswunde empfing. Sein Nachfolger im Befehle hielt es nicht für gehörig sich in diese Angelegenheiten zu mischen, und segelte ruhig seines Weges. Kurze Zeit darauf wurden die Inseln von der amerikanischen Expedition unter Wilkes besucht. Die Schilderung, welche dieser sonst so warme Freund und Bewunderer der Missionäre von der Unverträglichkeit der Prediger auf Tongatabu macht, ist keineswegs recommandirend. Er übernimmt auf das Entschiedenste die Vertheidigung der heidnischen oder der sogenannten Teufelspartei, und giebt an, daß sie den Christen durchaus nichts Böses hätten zufügen wollen, sondern nur freie Religions-Ausübung für sich gefordert haben, was ihnen die Missionäre nicht hätten zugestehen wollen, wie sie auch gleichfalls mehrere an und für sich ziemlich unschuldige Dinge, wie das Tabakrauchen u. d. m. als heidnische Abgötterei und Sünde dargestellt und verboten hätten. Wilkes glückte es auch eine Versöhnung zwischen beiden Parteien zu Stande zu bringen, und er hebt die Fügsamkeit und den guten Willen der Heiden, als einen gewaltigen Contrast

gegen die Hartnäckigkeit und Unduldsamkeit der Christen hervor. Möglicher Weise kann aber der Umstand, daß die Missionäre Engländer und nicht Amerikaner waren, einen Einfluß auf sein Urtheil über dieselben gehabt haben, doch wollen wir dies jedoch nicht annehmen.

Der Charakter der Tongesen soll, nach der Aussage mancher Reisenden, bedeutend verschieden von denen der Tahitier sein. Schon in ihrer Haltung und Lebensweise zeigen sie sich von ganz anderer Beschaffenheit; der Letzteren Fröhlichkeit ist bei ihnen gegen einen gewissen würdigen Ernst vertauscht, der jedoch keinesweges eine große Gutmüthigkeit ausschließt. Der Tongese soll auch weit arbeitsamer und weniger ausschweifend, als der Tahitier sein, wird aber statt dessen des Geizes und der Ungefälligkeit beschuldigt, wie man auch behaupten hört, daß unter der angenommenen und zur Schau getragenen Gutmüthigkeit oft Falschheit verborgen liegt. Bis zu welchem Grade dieses Urtheil gegründet ist, können wir natürlicher Weise nach dem Aufenthalte von nur einem Tage nicht sagen, aber das schien uns gewiß zu sein, daß die hiesigen Frauen beständiger sind, als die auf Tahiti, obgleich dies auch möglicher Weise eine Folge von der Gewissenhaftigkeit und Strenge sein kann, mit der hier die Polizei gehandhabt wird, um die Fehlenden zu den vorher erwähnten Bußen des Cocosnußsammelns zu verurtheilen. Vollkommener Mangel an Verführerinnen herrschte übrigens auch hier nicht. Das Wenige, was wir Gelegenheit hatten von den Sitten des Volkes zu erfahren, gab einen ganz verständlichen Begriff derselben, und Herr Brodin, der sich doch schon längere Zeit auf Foa aufgehalten hatte, rühmte ihre Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit.

Am Nachmittage wurde es lebhaft an Bord. Während wir, so gut es irgend gehen wollte, damit beschäftigt waren, die gestrichene Stenge wieder neu aufzusetzen, kam erst der Bruder des Königs Tongatabu, und sodann der Gouverneur von Lefuka, jeder in seinem großen Doppelkanot von dreißig bis vierzig Ellen Länge und von einer entsprechend großen Anzahl Kerle gerudert. Das Eine von den beiden Kanoten, welche ein solches Fahrzeug bilden, ist etwas größer, als das andere, und sie werden durch ein über beide hinwegreichendes Deck zusammengehalten, auf dem ein kleines Haus errichtet ist. Die Bewegung wird theils durch Rudern auf den beiden Seiten, theils durch zwei große Wrickruder*), die zwischen den beiden Booten eingesteckt und von mehreren Männern gedreht werden, erzeugt. Außer den Rudernden folgten dem Besucher noch eine

*) Wricken ist die mit einem über das Hintertheil des Bootes hinausgesteckten Ruder, das von einer Seite zur anderen gedreht wird, erzeugte Bewegung.
Der Uebersetzer.

Mehre Passagiere beider Geschlechter, in ihre zierlichsten Kleidungen gehüllt. Die Gesellschaft schien sich auf eine längere Abwesenheit bereit gemacht zu haben, denn ein Paar ganze gekochte Schweine lagen in den beiden Booten vor dem erwähnten Hause. Die meisten der Männer waren über drei Ellen lang, und ein Paar erreichten sicher dreizehn Quarter; sie waren sämmtlich ausgezeichnet schön gestaltet, und ihre Glieder legten, wenn gleich sie keinesweges grob waren, ein Zeugniß der größten Stärke ab. Ihre Muskeln fühlten sich auch viel fester, als die der Inner und Tahitier an, und die Farbe der Haut war dunkler. Das Haar wurde theils schlicht herunterhängend getragen, theils frisirt, und die ganze Bekleidung bestand aus einem schmalen Gürtel, maro, um die Hüften, ihre Haltung war ernst und stolz, auch wurde kein Versuch zur Mauserei bemerkt, obschon es keinesweges dazu an Gelegenheit fehlte.

Der Gouverneur auf Lefuka war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von mittelmäßiger Länge, aber stark gebaut und hatte ein besonders vortheilhaftes Aeußere. Sein Gesicht konnte vollkommen wohlgebildet genannt werden, wenn schon die Nase etwas breiter und die Lippen etwas dicker waren, als es bei der weißen Race gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Das Profil der Nase war gebogen, und in einer kleinen Entfernung betrachtet, glich der Mann vollkommen einer Broncestatue irgend eines römischen Feldherrn. Sein Haar war mit der äußersten Sorgfalt in die Höhe frisirt, und die Kleidung bestand aus einem Hemde und einer weiten Schürze von weißem baumwollenen Zeuge, beides von der ausgesuchtesten Reinheit. Wie wir schon erwähnt haben, war er einige Monate vorher auf Tongatabu schwer verwundet worden; eine Kugel hatte von der einen Seite zur anderen seine „partes posteriores" durchbohrt, und eine andere war quer durch die linke Schultermuskel gedrungen, jedoch außen um die Armröhre herumgegangen. Diese letztere Wunde war noch nicht geheilt, so daß er in Folge derselben den Arm in der Binde tragen mußte. Die Art des Mannes sich zu benehmen war sehr einfach und würdevoll. Seine eheliche Hälfte sah ungemein gutmüthig aus, erschien aber neben ihrem stattlichen Manne etwas alltäglich, und ihre Tracht, die aus einem gelben, blumigen Kleide, dessen Farben durch wiederholtes Waschen ein Wenig ausgebleicht waren, war auch durchaus nicht geeignet dem Auge zu gefallen. Außer vielen anderen jungen Damen bemerkten wir auch unsere kleine Bekannte vom Vormittage her, Mademoiselle Lydie, welche sich jetzt in einen feinen, kurzen, rothen Spenzer mit sehr kurzen Puffärmeln gekleidet hatte. Diese Letzteren waren etwas zu eng, so daß das blühende Fleisch der schönen Arme reizend unter dem Aermelzeuge hervorquoll. Auch reichte ihr der Spenzer nicht so ganz um den schwellenden Busen herum, so daß sie sich genöthigt sah diesen den

Blicken aller Anwesenden Preis zu geben; da dieses jedoch in ihrem Alltagscostüme stets der Fall ist, so fand sie sich auch mit großer Seelenruhe in dieses Schicksal. Unter dem Spenzer befand sich noch eine leichte Schürze, die ganz einfach aus einem um den Leib gewickelten Stücke weißem Tapa bestand, was bis auf das Schienbein hinabreichte. Das junge Mädchen mit ihren frischen runden Gliedern, ihrem fröhlichen und freundlichen Antlitze und der primitiven Tracht bildete einen wirklich anziehenden Gegenstand für die Blicke, und mehrere andere der Mädchen gaben ihr im Aussehen wenig nach. Eine einzige unbehagliche Sache müssen wir doch von sämmtlichen Damen bemerken, nämlich der entschiedene Geruch nach verdorbenem Cocosnußöl, welcher sich auf eine weniger angenehme Art in ihrer Nähe verbreitete; aber vielleicht gewöhnt man sich bald an diesen Parfüm, und findet ihn sodann noch reizender, als einen der allermodernsten von Guelaud, Violet oder irgend einem der anderen Orakel in Betreff der Wohlgerüche, die in Frankreichs Hauptstadt thronen.

Sowohl der Gouverneur, als auch seine Gattin, und der größte Theil der nicht mehr jungen Leute unter unseren Gästen, hatten sich ein oder ein Paar Glieder des kleinen, oder des nächst dabei liegenden Fingers abgehauen. Andere hatten größere oder kleinere Narben symmetrisch auf beiden Armen oder Schultern placirt. Es schienen sowohl Narben von Wunden zu sein, die mit schneidenden Instrumenten hervorgebracht waren. als auch solche, wie sie nach größeren Brandschäden zurückzubleiben pflegen; diese letzteren sollen durch ein stark ziehendes Mittel hervorgebracht werden. Alle diese Verstümmelungen oder Wunden sind Zeichen der Trauer und des Schmerzes über den Tod der Häuptlinge, Freunde oder Angehörigen, und zuweilen werden auch aus dergleichen Ursachen ein Paar Vorderzähne ausgeschlagen. Die Missionäre haben diese Selbstmißhandlungen als verbrecherisch erklärt, ohne daß es ihnen jedoch geglückt sei, sie gänzlich abzuschaffen.

Ein bei dem Herrn Brodin angestellter Schwede, mit Namen Högström, war auch in Gesellschaft eines Engländers, der einen kleinen Schooner führte, mittelst welchen das in der Oelschlägerei gewonnene Oel nach Tahiti geschickt wird, um von dort aus nach Europa verschifft zu werden, an Bord der Eugenie gekommen. Beide brachten ihre Frauen mit sich, von denen die erste aus Tahiti war, die letztere aber von Anaa oder der Ketten-Insel, einer aus der Paumotu- oder niedrigen Inselgruppe. Frau Högström sah höchst anmuthig aus, und war mit einem Kleide von weißem Seidenzeuge bekleidet, welches jedoch dem Schnitte nach den gewöhnlichen schon beschriebenen auf dieser Insel gebräuchlichen glich. Die andere war das einzige Exemplar der Bevölkerung von den Paumotu-Inseln, welches wir zu Gesicht bekamen, und uns daher als solches höchst interessant. Die Gesichtszüge waren in der Hauptsache

ganz dieselben, wie die der übrigen Polynesier, aber die sehr hervorstehenden Backenknochen und die starke Verschmälerung der Stirn nach oben zu, gaben dem Gesichte die Form eines Quadrates, dessen Diagonale lothrecht steht. Die Augen waren groß und lebendig, und die Haut dunkler, als die unter den Tahitiern gewöhnliche Farbe, insbesondere spielt dieselbe auch mehr in's Röthliche hinein. Ihre Hände waren klein und nett; längs der Außenseite der Fingern lief ein schmaler tätowirter Rand. Keins von den beiden Weibern sprach eine verständliche Sprache, beide waren aber weit genug in der Civilisation vorgeschritten, um mit Entzücken Bier mit hineingemischtem Zucker zu trinken.

Unter den vielen Männern, welche an Bord unserer Fregatte waren, zeigte man uns ein Paar von den Fidji-Inseln und Einen von der Samoa-Gruppe. Wir konnten bei der Unruhe der Gesellschaft und in dem Gedränge keine näheren Vergleiche zwischen ihnen und den Tongesen anstellen, und auf den ersten schnellen Blick hin war der Unterschied unmerklich, außer daß die Tamoer rothbraunes Haar hatten, welche Farbe jedoch auf eine künstliche Weise hervorgebracht worden sein soll. Mittelst der großen Kanots wird eine ziemlich lebhafte Gemeinschaft zwischen den Tonga- und den Fidji-Gruppen unterhalten. Die Bewohner der ersteren fahren oft zu den letzteren hinüber, um sich dort ein Paar Jahre aufzuhalten, an einem oder dem anderen Kriege Theil zu nehmen, und sodann wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren, wo sie darauf natürlich als weitgereiste Leute angesehen und hochgeschätzt werden. Die Fidji-Bewohner hegen hohe Ehrfurcht vor den Tongesen, sowohl wegen ihrer großen Sauberkeit und sittlichen Lebensweise, als auch wegen ihres feineren Welttons, und ihrer Tapferkeit, und die letzteren reden auch wieder mit sehr viel Hochachtung von den ersteren. Das Genießen von Menschenfleisch ist auf Tonga schon seit sehr langer Zeit außer Gebrauch gekommen, jedoch wird behauptet, daß diejenigen unter den Söhnen derselben, welche Theil an den Kriegen auf den nächstliegenden Inselgruppen nehmen, es nicht immer verschmähen sollen an den nach den Siegen daselbst unausbleiblichen kannibalischen Mahlzeiten Theil zu nehmen. Die Fidji-Inseln sind bis in die allerjüngste Zeit hinein sehr unvollständig bekannt gewesen, aber seit etwas mehr als zehn Jahren hielt sich die amerikanische Expedition unter Wilkes dort auf die Dauer von mehreren Monaten auf. Die von ihm gesammelten Angaben über das Genießen von Menschenfleisch sind in der That ungeheuer, und man kann ihre Wahrheit nicht füglich bezweifeln. Die Expedition vermißte zwei ihrer Offiziere, welche, wie sich herausstellte, auf der kleinen Insel Malolo von den Eingeborenen getödtet wurden, denen es jedoch nicht glückte im Besitze der Leichen zu bleiben. Wilkes bestrafte die Mörder mit äußerster Strenge, aber er giebt auch

deutlich seine Unzufriedenheit über das unvorsichtige Verfahren der Ermordeten zu erkennen, was ohne Zweifel die Ursache zu dem sich ereignenden Auftritte war, und ihn also in die unangenehme Alternative versetzte, entweder denselben blutig zu rächen, oder durch Straflosigkeit die Raubgier und den Uebermuth der Wilden noch zu steigern.

Sowohl am Bord der Fregatte, als auch am Lande war den ganzen Tag hindurch ein lebhafter Handel, sowohl mit Nahrungsmitteln, als auch mit anderen Gegenständen getrieben worden. Die ersteren bestanden vorzüglich in Schweinen, Hühnern, Brodfrüchten, Yams und Bananen, die letzteren in Fischereigeräthschaften, Speeren, Keulen; Tapa und verschiedenen Kleinigkeiten. Der Gouverneur gab einem der Offiziere ein Paar ganz schöne Tapamatten als freundschaftliches Geschenk, und erhielt natürlich allerlei Kleinigkeiten als Gegengeschenk. Geld war zwar unter den Eingeborenen schon bekannt, jedoch zogen die meisten unter ihnen baumwollene Stoffe, Messer, Aexte oder andere Eisensachen als Bezahlung vor. Bouteillen und Flaschen wurden sehr gewürdigt, aber Angelhaken fanden keinen Abgang. Für Glasperlen konnte man höchstens noch einige Früchte oder etwas kleine Zierrathen erhalten; aber die Mädchen zeigten sich sehr zufrieden, wenn sie dergleichen als Geschenk bekamen.

Unter allen dem störenden Lärm und Hinderniß, der, wie man es sich leicht vorstellen kann, während dieser mannigfachen Besuche am Bord der Eugenie herrschte, wurde doch die unter den Händen befindliche Arbeit fertig, und kurz vor Anbruch der Dämmerung dann die ganze Gesellschaft an's Land zurückgewiesen. Um 6 Uhr Nachmittags lichtete die Fregatte die Anker und hielt westwärts, um nördlich um die Inseln Rimiva, Fotua und mehrere andere herum zu gehen, bevor diese passirt waren, wurde es schon dunkel, aber wir hatten doch, nach der Karte zu urtheilen, reines Fahrwasser vor uns bis Tofua vorüber, von welchem unser Cours südwärts gesetzt wurde.

Der Wind war den ganzen Tag über östlich und mäßig frisch, und das Wetter bewölkt und regnicht, doch hatten wir kein bedeutendes Sinken im Barometerstande bemerkt. Wohl war das Quecksilber vom Morgen ab bis zu 3 Uhr des Nachmittags gefallen, doch gehört dies zu den unter diesen Breitengraden ganz gewöhnlichen täglichen Oscillationen, und von 3 Uhr bis gegen 6 Uhr Nachmittags war es wieder gestiegen, damit hielt es an bis gegen 9 Uhr Abends, wo es dann wieder allmählig zu fallen begann. Es zeigte sich auch durchaus keine Störung in diesem täglichen Gange. Kurz nach Sonnenuntergang fing es jedoch an zu blitzen, und zwar im Nordwesten, und um 9 Uhr Abends frischte sich der Wind schnell auf, indem er sich mehr nördlich zog. Um 9½ Uhr blies er mit heftigen Regenschauern aus Nordnordwest, und die Fregatte drang

höhte ihre vulkaniſche Bildung, und iſt ihrer Form nach ein faſt vollkommen regelmäßiger Kegel, nach oben zu etwas abgeſtumpft, und nach unten zu lothrecht in's Meer abfallend, welches auf allen Seiten bis zu dem Strande die größte Sturztiefe hat. Das untere Geſtein iſt von röthlicher Farbe, aber oben darüber ſind die Abhänge mit Bäumen und Gebüſch, bis zu ungefähr zwei Drittel der Höhe, überwachſen, von wo ab dann der kahle ſchwarze Fels wieder hervorſticht. Verſchiedene Furchen laufen von der Spitze des Berges bis zu ſeinem Fuße hinunter.

Kaa.

Tofua iſt ihrer Form nach faſt quadratiſch, hat flache Gipfel und ſteile Seiten, und auf ihrer nördlichen Ecke einen rauchenden Vulkan, deſſen feurigen Schein wir in den Nächten ſahen. Wahrſcheinlich war es nur der von den über dem Vulkane ſchwebenden Dämpfen reflektirte Schein von dem in ſeinem Innern flammenden Feuer, den unſere Augen erfaßten. Es wurden zur Ergründung der Höhe der beiden Inſeln Meſſungen veranſtaltet. Drei ſehr wohl übereinſtimmende gaben für Kaa faſt 4000 ſchwediſche Fuß, und zwei weniger gut paſſende für den Vulkan von Tofua 3500 bis 4000. Beide Inſeln ſind unbewohnt und faſt ganz unzugänglich.

Am folgenden Tage, den 3., mußten wir bis weit in den Vormittag hinein in Windſtille liegen, und bekamen nur einzelne herumlaufende Windſtöße aus Südweſt; zur Mittagszeit waren noch immer die beiden erwähnten Inſeln in einer Entfernung von vierzig Meilen (ſieben ſchwediſche) in

Sicht. Gegen Abend zog sich der Wind nach Süden, und am 4. konnten wir endlich eine kleine Fahrt mit einer sehr veränderlichen südöstlichen Briese machen. Am 5. um 8 Uhr Morgens bekamen wir die Oeo-Inseln in Sicht, und waren ihnen gegen Mittag schon ganz nahe; um 12½ Uhr Nachmittags sprang der Wind in einem Regenschauer von Nordosten nach Westsüdwest herum, und hielt so an bis zum Abend, wo sich der Himmel mit einer mäßigen Briese von Norden aus aufklärte. Das regnichte Wetter hinderte alle Beobachtungen über die Lage der Inseln, welche jedoch nach der Berechnung denselben Unterschied zu ergeben schien, wie die von Haano und Kaa. Die Strömung hatte in den beiden letzten vierundzwanzig Stunden uns um siebenundvierzig Meilen (acht schwedische) gerade nach Norden hin versetzt; eine solche Versetzung wäre fast die Ursache geworden, daß die amerikanische Corvette Vincennes bei einer Fahrt von Tongatabu nach den Fidji-Inseln auf einer kleinen in dieser Gegend gelegenen Bank, welche in der Tagesdämmerung in kurzer Entfernung gerade vor ihm liegend gesehen wurde, verunglückte. Der Chef des Fahrzeuges, Capitain Wilkes, sagt selbst, daß er dem Schiffbruche unmöglich hätte entgehen können, wenn die Finsterniß noch länger angehalten hätte*); er wähnte noch in einer guten Entfernung von der betreffenden Bank zu sein.

Die Oeo-Inseln sind ihrer Zahl nach drei, von denen zwei kleinere nach Nordosten zu und eine größere nach Südwesten liegt; sie werden von einem Corallenriffe umgeben, welches an mehreren Stellen aus dem Wasser hervorsieht und nach Süden und Westen zu ein gutes Stück in die See hinausschießt. Die kleineren Inseln sind flach und niedrig, die größere hat aber mehrere Berge, von denen zwei sehr wohl markirt sind. Alle drei sind üppig mit hohen Bäumen überwachsen, und auch auf den Gipfeln der Berge standen Gruppen von Cocospalmen. Ein Kanot mit einem Weißen und mehreren Eingeborenen darin kamen zu uns heraus. Der Weiße, ein verlaufener englischer Matrose, gab an, daß sich östlich von der größeren Insel eine, wenn schon schlechte Ankerstelle für größere Fahrzeuge finden ließe, daß aber kleinere Schiffe überall mit größester Sicherheit innerhalb des Riffes liegen könnten. An Brodfrucht, Cocosnüssen und dergleichen zeigte sich guter Zugang. Es befanden sich Tongesische Missionäre auf den Inseln, deren Bewohner ihre Zeit zwischen Essen, Schlafen und Gebete lesen theilen. Dem Körperbaue, der Farbe und den Gesichtszügen nach glichen sie den Inuanern, aber ihr wildes Aussehen und ihre heftigen Geberden fanden sich hier gegen das stillste und friedlichste Wesen

*) United States Exploring Expedition III.

vertauscht. Diese Inseln werden übrigens nur höchst selten von Fahrzeugen besucht.

Der südwestliche Wind zwang uns südwärts zu halten, und bei Sonnenuntergang wurden die kleinen Mikailoff- und Simonoff-Inseln im Westen sichtbar. Kurz darauf ging der Wind nach Norden herum und erlaubte der Fregatte wieder in ihrem Cours zu liegen. Um 8 Uhr am folgenden Morgen schnitten wir den 180. Grad von dem Meridian von Greenwich unter $22\frac{1}{2}$ Grad der Breite, woher der Name des Tages und das Datum, Mittwoch den 6. Oktober übersprungen und gegen Donnerstag den 7. ausgetauscht werden mußte. Diese beiden Tage und den folgenden hielt sich der Wind ungleich aus West und Südwest, von welcher letzteren Seite her eine starke Deining fühlbar wurde. Der Himmel war bald klar, bald bewölkt, und viele kleine Regenschauer kamen. Darauf folgten drei schöne Tage mit Windstille und schwachen südöstlichen Winden; wir schnitten während derselben den südlichen Wendekreis unter dem 179 Grad östlicher Länge, und hatten dabei eine Temperatur von 19 bis 22 Grad, um welche letztere Gradzahl sich auch die des Meeres hielt. Die Strömung setzte nach Nordwest um, aber nicht mit besonders großer Geschwindigkeit. Am 11. zeigte sich uns ein Haufen kleiner Vögel, dem Aussehen nach Strandkibitzen gleichend. Den 12. bis 14. hielt der Wind wieder einen Ringtanz, wie er schon oben beschrieben wurde, und zwar durch Osten, Norden und Westen zu Südwesten. Dabei unaufhörlich zwischen steifer Briese und Windstille wechselnd. Starke Regenschauer fielen zwischendurch, die Deinung von Südwesten her war sehr unbequem, und eine Menge Tummler zeigten sich. Vom 15. bis zum 18. war der Wind gewöhnlich frisch, zuerst von der Südecke her, und sodann von Osten; wir legten in diesen Tagen eine gute Strecke zurück, und am letztgenannten Tage bekamen wir die felsigen Inseln Balls Pyramid und Lord Howes Eiland in Sicht. Das Aussehen des Himmels erinnerte uns jetzt daran, daß wir die tropischen Gegenden verlassen hatten, und Albatrosse, Captauben und ihre Verwandten begrüßten uns, und hießen uns auf dem unruhigen Meere willkommen. Sowohl die Temperatur der Luft, als die des Meereswassers war jedoch wenigen Veränderungen unterlegen. Am 19. zog sich der Wind allmählig mit steifer Briese gegen Norden hinauf; und am Abende fing es an im Nordwesten zu blitzen, woselbst wir schwarze Wolkenmassen sich häufen sahen. Dieselben wurden unaufhörlich vermehrt, und als Nachmittags um 2 Uhr am 20. der Donner anfing sich hören zu lassen, uns das Herannahen eines Unwetters zu erkennen gebend, verminderte der wachthabende Offizier die Segel; die Fregatte hatte vorher eine bedeutende Segelmasse getragen und machte ihre Fahrt mit wirbelnder Geschwindigkeit. Kaum waren das Großsegel

und das Besan gegeit und die Marssegel heruntergelassen, als auch schon ein heftiger Stoßwind aus Nordnordwest die Fregatte ziemlich auf die Seite legte, worauf auch augenblicklich der Regen in unerhörten Fluthen herniederstürzte, und Blitz und Donner sich verschworen zu haben schienen das Gesicht zu blenden und das Gehör zu betäuben. Auf den Stoßwind folgte eine Weile Stille mit umherlaufenden einzelnen Wehen, der Regen fuhr fort niederzuströmen, und das auf dem Decke zurückbleibende Wasser spülte unter den Rüllingen hoch über die Lukenkammern hinweg. Um 3 Uhr war der Wind beständig geworden und kam nun aus Südwest, mit schwachem Regen und hohem, unregelmäßigen Seegange, die Blitze wurden nun im Osten sichtbar. Der Barometer, vorher hochstehend, hatte sich schon seit dem 18. Vormittags gleichmäßig, obschon langsam fallend, gezeigt, und fing gegen Anbruch des 20. an dies etwas zu beschleunigen; um 3 Uhr des Morgens begann er aber wieder zu steigen. Während des Laufes dieses Tages vollendete der Wind seinen Kreisgang und kam am Abende aus Nordnordost. Zur Mittagszeit bekamen wir die Küste von Neu-Süd-Wales, um Port Stephan und Sugar-Loaf-Point herum, in Sicht.

Am 21. schien es, als ob uns der Gott der Winde habe zeigen wollen, wie launisch er sein kann; denn derselbe Wind wehte kaum zwei Stunden hintereinander, und das Herumwerfen geschah nicht einmal nach derselben Seite, vielmehr lief der Wind, an Stärke zwischen frischer Briese und dem leichtesten Säuseln wechselnd, bald vorwärts, bald rückwärts durch den halben Horizont. Der Himmel war von der vollkommensten Klarheit, die Temperatur der Luft 18 bis 20 Grad, die des Wassers um 19 Grad herum; die Küste von Australien lag vor uns ausgebreitet, und verschiedene Segler, die ersten die wir seit langer Zeit sahen, belebten die Scene. Wir nahten uns langsam den steilen Klippenwänden, welche die Einfahrt nach Port Jackson bilden; bald kam in seinem von vier Neu-Seeländern geruderten Walfischfängerboote der Lootse an unsere Seite, und gemächlich zwischen den vielen Vorgebirgen vorschreitend, welche den geräumigen Hafen in eine Anzahl kleinere theilen, kamen wir nach kurzer Zeit in Sicht von Sydney, in dessen Nähe wir um 6 Uhr Abends ankerten, und zwar zwischen der kleinen Scheere Pinchgut Island und dem Vorgebirge, auf welchem der botanische Garten gelegen ist. Die Vertauungen wurden mit einem Schlage ausgesegelt, die Anker ungefähr im Norden und Süden, mit offenen Klusen vor westlichem Winde ausgeworfen.

XII.

Aufenthalt in Sydney; Fahrt von dort nach Hongkong und Anfegelung von Pouyeppet*) und Guam.

1852. October 21. bis December 7.

Die Küste von Neu-Süd-Wales bietet dem Ankommenden durchaus keinen verheißenden Anblick dar. Lange, gleichmäßig hohe Klippenstrecken werden hier und dort von sandigen Bergen unterbrochen, und für das an im Winde wehende Palmen gewöhnte Auge scheint hier Alles das Gepräge der Unfruchtbarkeit und Oede zu tragen. Man läuft in Port Jackson zwischen zwei ziemlich hohe, steile und wie quer durchschnitten erscheinende Vorgebirge ein, deren Sandsteinbildung sich sogleich zu erkennen gibt, und auch dem der Geologie sonst Unkundigen in's Auge fällt. Der weitläuftige, vortreffliche Hafen wird von einer Anzahl hervorspringenden Landzungen in mehrere kleine Buchten getheilt, in denen überall vorzüglich gute Ankerstellen gefunden werden. Eine Untiefe liegt mitten im Fahrwasser in einiger Entfernung von der Einfahrt; sie wird durch ein über derselben vertautes Fahrzeug zu erkennen gegeben, welches zu gleicher Zeit den Lootsen als Stationsort dient. Die Ufer sind in kleine Höhen zerbrochen, welche im Allgemeinen mit Holz bestanden sind, aber auch den Bäumen graues, und nur kahle Ruthen zeigendes Aussehen verleihen, wenigstens in dieser Jahreszeit, dem hiesigen Frühlinge, und der Landschaft wenig Anmuth gestatten. Wenn man etwas mehr in die Bucht hineingekommen ist, sieht man bald verschiedene einzelne Villen hervorschimmern; ein Paar derselben sind ungemein prächtig erbaut. Weiter vorn zeigt sich die Residenz des Gouverneurs, ein weitläuftiges Gebäude im alt englischen

*) Pouyeppet ist der neuere Name für die Insel Ascension.
Der Uebersetzer.

Style, auf einem von dem südlichen Strande hervorspringenden Vorgebirge liegend, dessen Spitze von der kleinen Schanze Fort Macquarie eingenommen wird, welche ihren Namen von einem ehemaligen Gouverneur der Insel bekommen hat. Jenseits dieses Vorgebirges sieht man einen Theil der Stadt, und ein anderer wird an dem Ende einer nach Süden eingehenden schmalen Bucht, in deren Mündung eine mit Bäumen bewachsene Insel Garden Island genannt, liegt, sichtbar.

Unser Ankerplatz befand sich noch eine Strecke außerhalb des Forts Macquarie, dicht vor dessen Mauern lagen zwei englische Orlogsfahrzeuge vertaut. Es waren die Brigg „Fantome" von zwölf Kanonen, und das Dampfschiff Acheron, welches in den letzten Jahren an den Küsten Neu-Hollands zur Seevermessung benutzt worden war. Der Chef der Vermessungen, Capitain Stokes, war bereits seit einigen Monaten, nach vollendeter Arbeit, wieder nach England zurückgekehrt, und man erwartete bald das Resultat seiner Vermessungen zu vernehmen.

Die Handelsfahrzeuge ankern in der Bucht innerhalb oder westlich von der Schanze. Sie können dort am Lande vertaut liegen, ebenso in einer zweiten, noch mehr nach Westen befindlichen, auf der anderen Seite der Stadt liegenden Bucht, an deren Ufer die Werften und andere Anlagen ihren Platz bekommen haben. Von dort aus gehen auch die Dampffahrzeuge ab, welche die Gemeinschaft mit der ungefähr zwei schwedische Meilen aufwärts an dem Paramatta-Fluß liegenden Stadt des gleichen Namens, aufrecht erhalten, die einen gewissen Ruf durch ihr Observatorium, welches von dem General Sir Thomas Brisbane, dem Gouverneur der Colonie, zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts auf seine Privatkosten angelegt worden ist, aber später für eine Reihe von Jahren durch den Staat unterhalten und erst in kürzester Zeit eingezogen wurde. Diligenzen gehen auch nach demselben Orte ab. Die Dampffahrzeuge zeigten sich von der allereinfachsten unansehnlichsten Art, wetteifernd mit den Inkunabeln und ersten Auflagen der der Schifffahrt ferner stehenden Länder.

Eine Menge größere und kleinere Fahrzeugen lagen an den Brücken angelegt, weil es keine Möglichkeit gab die Bemannung für dieselben hier zu erlangen, indem nach Entdeckung der Goldgruben sich alle arbeitsfähigen Leute nach Melbourne und Port Philipp hinausbegeben hatten. Man bezahlte einem Matrosen für die Reise nach England bis zu hundert Pfund Sterling. Natürlicherweise waren fremde Fahrzeuge in Gefahr durch Desertion ihre Besatzungen zu verlieren. Kurze Zeit nach unserer Ankunft kam auch der Chef der Polizei an Bord und versprach den eifrigsten und kräftigsten Beistand zur Auskundschaft derjenigen, die möglicherweise die Absicht haben könnten die Eugenie verlassen zu wollen. Glücklicherweise kam aber dieser Chef gar nicht in die Nothwendigkeit seinen uns angebotenen Beistand zu

verwirklichen: denn es fand sich auch nicht ein einziger Mann unserer Besatzung geneigt seine Flagge zu verlassen, und solche Schlingen und Fallstricke, wie wir sie, als in Californien üblich, geschildert haben, sind hier nicht gebräuchlich.

Wenn gleich man sich bei einem Spaziergange durch die Stadt eines gewissen Gefühles der Verwunderung über die Geschwindigkeit, mit welcher sie in wenig mehr als dreißig Jahren zu einer bedeutenden Hauptstadt herangewachsen ist, nicht entschlagen kann, müssen wir doch, auch auf die Gefahr hin, im Grunde die Achtung eines großen Theiles unserer Leser zu verlieren, bekennen, daß sie uns im äußersten Grade alles Interesses entblößt vorkam. Man trifft durchaus nichts Anderes, als was man gewohnt ist in jeder englischen Stadt zu sehen; nichts Neues, Nichts, was irgend eine Originalität im Denken und Streben beweist, bietet sich dem Auge dar. Die Bewunderung für das materielle Wachsthum der Colonie wird beim Durchgehen der statistischen Tabellen besser, als bei der Betrachtung der Stadt geweckt; denn etwas Anderes, als das, was mit Ziffern ausgedrückt werden kann, wird kaum dort gefunden, oder mindestens kann der sie nur flüchtig Besuchende nicht gut dazu gelangen es zu entdecken und Rechenschaft darüber abzulegen. Man sieht lange und ziemlich gut gebaute Straßen, große Häuser und Kirchen, Wirthshäuser und Läden, Banken und Werkstätten, ohne allen Zweifel vortreffliche Einrichtungen, um aber diese zu sehen, braucht man gerade nicht nach Australien zu fahren, und ihre Anwesenheit kann man aus den statistischen Tabellen erfahren. An solchen Dingen, die man sehen oder gesehen haben müßte, um sie nur einigermaßen richtig verstehen oder auffassen zu können, herrscht der vollständigste Mangel. Wir können uns kaum erinnern etwas erblickt zu haben, dessen Beschreibung für den Leser von Interesse sein kann, und das hier herumliegende Land, mit allen seinem Reichthume an eigentlichen, in wissenschaftlicher Hinsicht so merkwürdigen Erzeugnissen, besitzt Wenig oder Nichts, was das Auge belustigen kann. Darwin, obgleich er Naturforscher war, redet an mehreren Stellen in seinem vortrefflichen Berichte von dem äußerst einförmigen Aussehen des Landes: und natürlich mußte diese Einförmigkeit uns, als in der Naturgeschichte Unbewanderten, noch größer vorkommen.

Eine große Unbequemlichkeit, welcher der Landmann hier ausgesetzt ist, ist die starke und anhaltende Dürre, die oft eintritt und zuweilen ein Paar Jahre hintereinander das Wachsthum allen Grüns hindert. Diese Trockenheit des Klimas giebt sich auch sogleich bei der Betrachtung einer Karte dieses Landes zu erkennen, durch die auffallend geringe Zahl der Flüsse, und man muß dabei noch daran erinnern, daß die meisten derselben nur unbedeutende Bäche sind, obschon sie zuweilen nach heftigem Regen

ſo anſchwellen, daß ernſtlicher Schaden durch die Ueberſchwemmungen derſelben veranlaßt wird. Wenn hinreichender Regen fällt, ſoll die Erde ganz fruchtbar ſein, aber der größere Theil des Landes iſt dennoch beſſer zur Viehzucht, als zum Ackerbaue geeignet, und wieder vorzugsweiſe mehr zur Schaafzucht, als zu der des Rindviehes. Wir werden bald einige Nachrichten über die Zunahme dieſes Nahrungszweiges liefern; aber um vollſtändige Angaben darüber zu erhalten, weiſen wir auf die Beilagen am Schluſſe dieſes Buches hin.

Sydney liegt ganz nahe dem 34. Grade ſüdlicher Breite, das will ſagen, faſt unter gleicher Breite mit der Capſtadt und Buenos Ayres, und enſprechend dem nördlichen Theile von Afrika. Die Kälte kann daher im Winter nicht bedeutend ſein, und auf dem Küſtenlande kommt nur ſelten Eis vor. Der Sommer iſt gemeiniglich ſehr heiß, und wenn der Wind nordweſtlich iſt, wird die Hitze unerträglich. Beim Ueberſchreiten des inneren, von der Sonne erhitzten Landes nimmt die Luft eine Temperatur an, die ſich dadurch fühlbar macht, daß einzelne Windſtöße, wenn ſie aus jener Gegend kommen, völlig den Eindruck machen, als ſtießen ſie aus einem geheizten Ofen heraus. Am 24. October, demſelben Datum des Aprils in unſerer nördlichen Hemisphäre entſprechend, konnten wir ſelbſt durch eigene Erfahrung ein ſolches Phänomen kennen lernen; die Temperatur ſtieg bis zu der Höhe von 32,6 Grad im Schatten, aber die Wärme vermochte während des ganzen Laufes des Tages doch nicht ordentlich in unſer Fahrzeug einzudringen, ſo daß man unter dem Decke ein ganz behagliches Klima hatte; am folgenden Tage war es ganz gemäßigt warm, und am 26. um 3 Uhr Morgens zeigte das Thermometer nur 12,8 Grad. Das Waſſer im Hafen hielt ſich auf 18 und 19 Grad. Die ſtarken Temperaturveränderungen bewirken natürlicherweiſe eine Menge Erkältungen, deren Einfluß ſich auch bei der Beſatzung der Eugenie durch ein unaufhörliches Huſten zu erkennen gaben, ohne daß jedoch die Zahl der wirklich Erkrankten dadurch vermehrt worden wäre. Auf den in dem Hafen liegenden engliſchen Orlogsfahrzeugen beklagte man ſich über die große Zahl Kranker, und von der Garniſon war ein ſo großer Theil an Bruſtbeſchwerden und dergleichen erkrankt, daß ſich kaum die hinreichende Stärke zur Beſtreitung des gewöhnlichen Wachtdienſtes in dienſtfertigem Zuſtande befand.

Die Windphänomene ſcheinen auf dieſer Küſte, ſo weit man durch einen Beſuch von der kurzen Dauer des unſrigen berechtigt iſt, einige Schlüſſe zu ziehen, eine beſtimmte Aehnlichkeit mit denen am La-Plata-Strome zu haben, und die Aufklärungen, welche uns auf darnach gethanen Fragen gegeben wurden, beſtärkten uns in dem gefällten Urtheile. Wir haben bereits der Veränderlichkeit des Windes in der Nähe der Küſte

Erwähnung gethan. Nach einer Periode von schönem Wetter mit dem Winde aus Südost oder Ost, zieht sich dieser immer mehr nach Norden: der Barometer fällt und der Thermometer steigt. Der Nordwestwind hat hier auch ungefähr dieselben Eigenschaften, wie im La-Platafluſſe, führt aber nicht dieselbe Quantität Feuchtigkeit mit sich, und ist also vielleicht weniger drückend als dort, obschon er heißer ist. Die Wolken fangen an sich im Südwesten zu häufen, und der Wind springt in dieser Ecke schnell herum und verbindet sich mit Donner und Regen. Der Barometer fängt kurz vorher an zu steigen. Der Wind weht zuweilen einige Stunden hintereinander mit großer Heftigkeit, wirft sich aber dann schnell weiter nach Süden herum, und zwar mit klarem und angenehmen Wetter. Im Sommer soll, wie man uns sagt, der Verlauf des ganzen Phänomens schneller und gewaltsamer, als im Winter sein. Die Aehnlichkeit mit den im La-Platafluſſe vorkommenden Pamperos ist daher auffallend, wenn schon ein längerer Aufenthalt an Ort und Stelle nothwendig ist, um dieser unserer Behauptung volle Sicherheit zu gewähren.

Sydney besitzt ein naturhistorisches Museum und einen botanischen Garten. Das erstere enthält ohne Zweifel viel Werth, aber das Local ist gar zu enge zu seiner Aufstellung und das Personal zu seiner Bewachung zu wenig ausreichend, um es leicht zugänglich zu machen. Außer den eigenen Naturerzeugniſſen Australiens findet man darin eine Menge Gegenstände von den Inseln des stillen Meeres, unter welchen wir das vollständige Skelett eines Fidji-Insulaners bemerken. Eine Sammlung guter Gipsabgüſſe von einigen der besten Statuen des Alterthumes nimmt sich höchst sonderbar unter den ohne Ordnung herumgestreuten Naturprodukten aus, und das ganze Museum trägt das Gepräge eines höchst selten besuchten Curiositäten-Cabinettes. Der Intendant desselben, Mr. Wall, erzeigte uns die Artigkeit uns ganz nach unserem Belieben den ungehinderten Eintritt zu gestatten, und Doctor Kinberg erhielt durch Tausch Exemplare von verschiedenen australischen Thierarten. Der botanische Garten liegt dicht im Osten der Stadt und ist dem Publikum beständig geöffnet; in der Nähe desselben befinden sich weitläuftige Promenaden. Der Weg dorthin führt bei einer Broncestatue von einem der Gouverneure der Colonie vorüber, dessen Name uns jedoch aus dem Gedächtnisse entschwunden ist; sie ist durch die Einwohner Sydneys demselben errichtet. Zwischen dem Platze der Statue und dem Garten liegt ein offenes Feld, auf welchem die Garnison ihre militairischen Uebungen hält und die schöne Welt der Stadt sich versammelt, um der Regimentsmusik zuzuhören, die sich zweimal in der Woche dort vernehmen läßt. Die Beschaffenheit des botanischen Gartens können wir natürlich nicht beurtheilen, sondern begnügen uns lediglich damit die schönen Norfolks-Tannen, welche dort

angepflanzt waren und außerdem verſchiedene andere Stellen in der Umgegend der Stadt zierten, zu bemerken. Dieſe Bäume rühren von der Norfolk-Inſel her, die ungefähr 150 ſchwediſche Meilen Oſtnordoſt von Sydney liegt und als Deportationsort für die nach Auſtralien deportirten Verbrecher, welche dort ſich wiederum ernſtere Vergehungen haben zu Schulden kommen laſſen oder ſonſt ein unregelmäßiges Betragen zeigen, benutzt wird. Von allen Nadelhölzern ſind dieſe Tannen gewiß mit zu den allerſchönſten zu rechnen, die wir je geſehen haben; die Zweige ſtehen kranzförmig rund um den Stamm herum, ſind ungemein buſchig und belaubt, und die Nadeln haben eine glänzend dunkelgrüne Farbe. Die hier herumliegenden Promenaden beſtehen meiſtentheils aus Alleen, theils aus einem auf einer Landzunge befindlichen Park, aber die Bäume in dem letzteren ſind graugrün, ſo daß ſie keinesweges das, oder auch nur etwas Aehnliches darbieten, was man in dieſer Beziehung in unſerer ſchwediſchen Heimath, oder auch in den übrigen europäiſchen Ländern zu ſehen bekommt. Unter den in der Gegend von Sydney liegenden Villen beſitzt die größte und gewiß am ſtattlichſten gebaute der Herr Mac Leay, ein Mitglied der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Dieſer Mann genießt des Vorzuges eines bedeutenden Vermögens und höchſt werthvoller naturhiſtoriſchen Sammlungen in faſt allen Zweigen.

Wir müſſen, wie wir es bereits erwähnten, wegen ausführlichere Angaben über die öconomiſchen Verhältniſſe der Colonie, auf die Beilagen hinweiſen, wollen jedoch hier einen Begriff über das Hauptſächliche ihres Zuwachſes geben. So war 1837 die Strecke des bebauten Landes 92,000 Acres*) groß, und deſſen Abwurf betrug ungefähr 170,000 ſchwediſche Tonnen Weizen, 160,000 Tonnen Mais und 18,000 Tonnen andere Getreidearten, außerdem Kartoffeln, Heu und Tabak. Im Jahre 1851 hatte ſich das bebaute Land bis auf 152,000 Acres vermehrt, die einen Ertrag von 350,000 Tonnen Weizen, 180,000 Tonnen Mais und 47,000 Tonnen andere Getreidearten gaben, wie auch der Abwurf von den außerdem noch erwähnten drei letzten Artikel ſich bis auf das ſechsfache geſteigert hatte. Bei alle dem iſt aber der Getreidehandel noch immer nicht vollkommen ausreichend für den Bedarf des Landes. Im Jahre 1834 wurden 56,000 Pferde, 850,000 Häupter Rindvieh und $3\frac{1}{2}$ Millionen Schaafe gefunden; 1851 gab es von den erſteren 116,000, an Rindvieh faſt $1\frac{1}{2}$ Millionen und an Schaafen über 7 Millionen. Der Export an Wolle betrug 1837 etwas über 4 Millionen Pfund, und wurde dadurch der Werth von 320,000 Pfund Sterling repräſentirt, und 1851 hatte er die Zahl von mehr als 15 Millionen erreicht, und den Werth von 828,000 Pfund Sterling. Der gänzliche Export betrug 1851

*) Ein Acre iſt ungefähr gleich fünf Siebentel des ſchwediſchen Tonnenlandes.

den Capitalwerth von 1,796,912 Pfund Sterling, während der Import sich bis auf 1,565,931 Pfund belief; der erstere lieferte also einen Ueberschuß von mehr als 200,000 Pfund.

Die Volksmenge in Neu-Süd-Wales ging im Jahre 1851 etwa bis zur Höhe von 190,000 Menschen hinauf. Zwischen 1830 und 1852 sind auf Kosten des Staates 64,807 Emigranten und auf eigene 20,372 hin übergeführt, die Verbrecher nicht mit eingerechnet. Die Zahl ist auf beide Geschlechter fast gleichmäßig vertheilt, und 21,591 sind unter vierzehn Jahren gewesen. Die dem Staate durch und für die Auswanderung entstandenen Kosten beliefen sich bis auf 1,134,511 Pfund Sterling.

Die Colonie besitzt (1851) zwei Armenschulen mit 345 Kindern und 160 Versammlungsschulen mit 11,193 Schülern. In 34 vom Staate unterhaltenen Schulen werden 2,861 Schüler unterrichtet, und in 227 Privatschulen 6,721 Schüler. Die ganze Anzahl Schulen von verschiedenen Arten beträgt 423 und die der Schuljugend 21,120, von denen 11,118 Knaben sind.

Unter den Industriezweigen sind die Tuch-, Seifen- und Lederbereitungen die hauptsächlichsten. Weinbau wird in ziemlich bedeutendem Maaßstabe betrieben, 1851 belief sich die Erzeugung auf 85,000 Gallons Wein und nur etwas weniger Cognac. Der Wein ist von höchst mittelmäßiger Beschaffenheit, und gleicht, seinem Geschmacke nach, den schlechteren rheinischen Landweinen. Der Preis der Lebensmittel war zur Zeit unseres Aufenthaltes in Sydney ein billiger. Fleisch von der vortrefflichsten Beschaffenheit kostete das Pfund ungefähr fünf Schilling Reichsgeld, und an Proviantartikeln, wie gesalzenem Fleische, Speck, gedörrtem Hammelfleische, eingesalzenen Zungen und dergleichen mehr, war guter Zugang und zu mäßigen Preisen.

Man kann es natürlicherweise erwarten, daß eine englische Colonie nicht lange guter Landstraßen zu entbehren hat. Die Deportirten sind nützlich zur Anlage derselben verwendet. Die Wege der Colonie betragen jetzt, zusammengerechnet, eine Strecke von 750,000 englischen oder 110,000 schwedischen Meilen. Die Anzahl der Postcomptoire beläuft sich auf 101, und es beschäftigen dieselben ein Arbeitspersonal von 137 Personen. Die Zahl der Briefe belief sich 1851 auf 975,318 und die der Zeitungen auf 762,487. Die Einkünfte der Post betrugen 18252 Pfund Sterling, und die Ausgaben für dieselbe 16,324 derselben Münze.

Die nach Australien deportirten Verbrecher bleiben nicht für die ganze Zeit ihrer Deportation in gefänglichem Verwahrsam. Nach einem gewissen mit der längeren oder kürzeren Dauer der Strafe in Verhältniß gesetzten Zeitraume erhalten diejenigen, welche ein gutes Betragen gezeigt haben, die Freiheit sich einen Aufenthaltsort und eine Beschäftigung zu erwählen.

Für die auf Lebenszeit Deportirten währt dieſe Prüfungszeit acht Jahre. Es finden ſich eine Menge Beiſpiele, daß ſolche losgelaſſene Verbrecher ein bedeutendes Vermögen geſammelt haben, und dann, nachdem ihre Zeit verſtrichen war, wieder nach England zurückgekehrt waren, um dort als Gentleman zu leben.

Durch die Entdeckung der Goldgruben iſt die ganze Stellung des Landes eine höchſt bedeutend veränderte geworden, und viele Grundbeſitzer waren ſchon zur Zeit unſeres Beſuches mit völligem Ruin bedroht, in Folge des einfachen Umſtandes, daß alle ihre Arbeitskräfte und ſelbſt die eigenen Dienſtboten ihren Dienſt verlaſſen hatten, um ſich auf den Goldfang zu begeben. Den Einfluß der Entdeckung dieſer Goldgruben auf die Seefahrt haben wir ſchon vorhin erwähnt, und eine Menge Familien in Sydney ſahen ſich plötzlich ohne Bedienung. Die aus aller Herren Länder, aus jedem Weltwinkel und ſelbſt aus Californien zuſtrömende Menſchenmaſſe wird wohl früher oder ſpäter hierin das Gleichgewicht wieder herſtellen, bis zu dieſer Zeit dürften aber manche Familien in ganz verdrießliche Verhältniſſe gerathen. Die Erndten fingen ſchon an ungeſchnitten auf dem Felde ſtehen zu bleiben, die Schaafe konnten nicht geſchoren werden, und das Rindvieh verlief ſich in den Wäldern, ſeitdem ſich die Wächter deſſelben entfernt hatten. Wir überlaſſen es dem Leſer Speculationen auf die Zukunft des Landes anzuſtellen, unſer Unvermögen zur Beurtheiluug dieſes Stoffes anerkennend. Die Goldausfuhr betrug 1851 ſchon 144,120 Unzen, in dem Geldwerthe von 468,336 Pfund Sterling.

Von der eingeborenen Bevölkerung — wir meinen hiermit die urſprüngliche ſchwarze Raçe — ſieht man jetzt nur höchſt ſelten oder niemals einen Einzelnen in Sydney oder deſſen nächſter Umgebung. Dieſe Menſchen ſcheinen einen entſchiedenen Widerwillen gegen jede Art von Civiliſation zu haben; ohne Wohnſitze oder erwählte feſte Beſchäftigung ſtreichen ſie in kleinen Häuflein im Inneren umher. Einige ſind hier und dort als Hirten angeſtellt, in welcher Eigenſchaft ſie ganz beſonders durch ihre Geſchicklichkeit verlaufenes Vieh aufzuſpüren, Nutzen ſchaffen. Im Uebrigen leben ſie von der Jagd und dem Abfall des geſchlachteten Viehes, welchen ſie von den Anſiedlern erhalten. Ihre Waffen ſind ein Wurfſpieß und eine, die ihnen ganz allein eigenthümlich iſt, und die ſie in ihrer Sprache Boomerang nennen. Es iſt ein flaches Holzſtück oder eine Schiene,, von etwa einer Elle Länge oder etwas darüber, und ungefähr von zwei Zoll Breite, in der Mitte in einem ſtumpfen Winkel gebogen. Wir haben zwar viele Exemplare dieſer Waffe geſehen, aber niemals ihrer Anwendung beigewohnt, über welche die Berichte ganz unglaublich lauten, obſchon die Wahrheit derſelben durchaus nicht in Zweifel geſtellt werden kann. In dem Berichte über die United States

Exploring Expedition theilt Wilkes mehrere Zeichnungen mit, die Bogenlinien wiedergebend, welche ein solcher Boomerang, aus der Hand eines Australiers geworfen, in der Luft beschreibt. Man wird überrascht, wenn man erfährt, daß damit ein Vogel im Fluge getödtet wird, und die Waffe darauf wieder in die Hand des Werfenden zurückkehrt; daß sie nach vorn geschleudert wieder zurückfliegt und ein hinter dem Werfenden befindliches Ziel trifft, und dergleichen ähnliche Sonderbarkeiten mehr, deren Wirklichkeit jedoch, wie es erwähnt wurde, bis zur vollsten Gewißheit bestärkt ist. Diese ganze Ur-Bevölkerung Australiens ist in starker Abnahme begriffen, und dürfte in einer mäßigen Zahl Jahre völlig verschwunden sein.

Die Bewachung und zu Haufen-Treibung des Viehes geschieht hier ebenso, wie in den Pampas, zu Pferde; eine Peitsche mit kurzem Schafte und langer dicker Schnur wird dabei als Hülfsmittel angewendet. Durch Kreuzung von englischer, arabischer und chilensischer Pferderaçen hat man hier eine Zucht zu Wege gebracht, die im Vereine von Geschwindigkeit, Ausdauer und Härte mit den besten wetteifert, die man irgendwo in der Welt finden kann. Die Pferde bilden daher auch schon jetzt einen Exportartikel nach Indien und Mauritius. Unglücklicherweise können wir Nichts über die gangbaren Preise für Pferde und Rindvieh mittheilen. Die gewöhnliche Art über Land zu reisen ist zu Pferde, denn obschon, wie wir gesehen haben, weit ausgedehnte allgemeine Landstraßen hier gefunden werden, hat man doch noch keine Zeit und Gelegenheit gehabt, kleinere Fahrwege von diesen nach den verschiedenen Eigenthümern anzulegen, und muß vielmehr auf Waldwegen, oder wie es hier gewöhnlich heißt, durch die Büsche dorthin reisen. Dieser Ausdruck dürfte wohl hinreichend die Beschaffenheit der Wälder charakterisiren.

Eine kleine Industrie, welche in Sydney bedeutende Entwickelung gewonnen hat und wohl erwähnt zu werden verdient, ist der Handel mit Naturalien und ethnographischen Sammlungen. Australien hat, wie es bekannt ist, eine höchst eigenthümliche Natur, deren Erzeugnisse man in größester Mannigfaltigkeit zum Verkaufe ausgeboten werden sieht, und mit den vielen Fahrzeugen, die von hier nach den westlichen Inselgruppen des stillen Meeres, den neuen Hebriden, Neu-Caledonien, den Fidji-Inseln und mehreren anderen Handel treiben, kommen unaufhörlich eine Menge Muscheln, Schnecken, Waffen, Trachten und dergleichen Dinge mehr, aus jenen Gegenden hierher. Außer mehreren derartigen Läden sahen wir das Geschäft eines Mr. Wilcox, der bedeutende Lager, sowohl von lebenden, als todten Exemplaren hatte. Eine große Anzahl Papageyen von mannigfach verschiedenen Arten und von allen Größen, zwischen denen eines Habichtes und eines Finken, und von den buntesten und im Glanze wechselndsten Farben, bildete eine Menagerie, deren Gleichen in Bezug auf

Pracht wohl so leicht nicht gefunden werden wird. Verschiedene vierfüßige Thiere waren auch bei demselben zu bekommen. Es ist klar, daß bei einem solchen Handel auf einen großartigen Gewinn gerechnet werden kann, da sich jedes einzelne Exemplar sehr bedeutend über seinen Einkaufspreis bezahlt macht, und besonders für die lebenden Thiere die Preise im Allgemeinen ziemlich hoch kamen, um so mehr, als man außerdem die Wahrscheinlichkeit mit in Anschlag bringen muß auf der Rückkehr nach Europa noch seiner Thiere verlustig zu gehen. Nichtsdestoweniger nehmen die meisten oder alle heimkehrenden Fahrzeuge größere oder kleinere Menagerieen an Bord, und die schönfarbigen Papageyen geben bei dem Verkaufe in England einen guten Gewinn ab, wenn es nur erst glücklich gelang sie dorthin zu bringen. Mehrere von den Offizieren der Eugenie und selbst vom Personale, legten sich einen oder mehrere solcher Vögel zu, und von denselben überlebte eine verhältnißmäßig nicht geringe Zahl die acht Monate lange Reise nach Schweden, woselbst ihre Färbung die Bewunderung gar Manches erregte. In Beziehung auf das Klima müssen sie auch weniger zärtlich sein, als die aus Ostindien oder Brasilien geholten.

Wir haben nunmehr in Kürze das Wenige mitgetheilt, was wir von Australien erfahren konnten, fürchten aber daß, wie unausführlich unsere Schilderungen auch im Allgemeinen dem Leser vorkommen müssen, die von Sydney fast gar zu nichtssagend erscheinen wird. Aber es ist das Verhältniß hier nicht dasselbe, wie auf einem Theile der übrigen von uns besuchten Orte, die eine stark ausgeprägte Physiognomie haben, es bietet Australien einmal nichts, was unmittelbar durch die Sinne aufgefaßt werden könnte. An anderen Orten kann man schon lediglich dadurch, daß man, wie man zu sagen pflegt, nur seine Augen gebraucht, viel Neues erfahren, das, wenn es auch nicht zur Kenntniß des inneren Lebens und der Sitten beiträgt, doch durch ein oder das andere für den Leser neues Detail an Interesse gewinnt. Wir müssen aber noch einmal wiederholen, daß das hier bei Sydney nicht der Fall ist. Man müßte, um dort etwas zu finden, dessen Darstellung Interesse gewinnen kann, entweder Naturforscher sein, oder sich auf eine Untersuchung der politischen, commerziellen oder socialen Verhältnisse einlassen, welche die Colonie charakterisiren. Eine eigentliche Kenntniß von dergleichen Stoffen kann aber mit Fug nicht von einem Seeoffizier erwartet werden, dessen Dienst schon in so manche Specialitäten zerfällt, daß eines Individuums, auch des reichstbegabtesten Befähigung nicht einmal hinreichend im Stande ist es zu einer vollständigen Ergründung Aller dieser in allen ihren Details zu bringen, um so mehr, als eine ausgezeichnete Tauglichkeit und Geschicklichkeit in verschiedenen derselben eine ganz verschiedene Richtung in Bezug auf Anlagen

und Sinnesart voraussetzt. Aber auch eine Person mit Specialstudien in den Wissenschaftszweigen, die wir angeführt haben, würde wohl, während so kurzen Aufenthaltes, wie der der Eugenie war, nicht mit einiger Vollständigkeit diese Dinge haben studieren können, obschon er darüber wahrscheinlicher Weise mehr und mannigfaltigeres hätte mittheilen können, als was durch uns zu der Kenntniß des Lesers gekommen ist.

Die Zeit Sydney zu verlassen nahte sich heran, aber noch bleibt uns ein Geschäft, dessen Erfüllung nichts, als angenehm sein kann. Wir meinen die Erwähnung der zuvorkommenden Gastfreiheit und des Wohlwollens, mit welchem wir von mehreren Einwohnern der Stadt empfangen wurden. Gleich nach unserer Ankunft erhielten die sämmtlichen Personen des Befehles und die Gelehrten der Expedition die Einladung zum Zutritte des Australian-Club, der mit allen dem Comforte und der Pracht ausgestattet ist, der bei derartigen Anlagen in England gewöhnlich ist. Die Offiziere des hierher verlegten eilften Regimentes, dessen Chef, der Obrist Bloomfield (Bruderson des in Stockholm noch in Aller Andenken stehenden englischen Ministers Lord Bloomfield*), sich eine längere Zeit in Schweden aufgehalten hatte, luden uns sämmtlich zu einem glänzenden Mittagsmahle ein. Sir Charles Nicholson, Sprecher in der Deputirtenkammer der Colonie, beehrte uns mehrere Male mit Einladungen, und hatte überdies im Sinne einen größeren Ball zu geben, den wir jedoch nicht abwarten konnten. Dagegen hatten wir Gelegenheit einen solchen bei dem Solicitor-General Manning zu besuchen, und konnten dort eine achtzehnjährige glänzende irländische Schönheit bewundern. Verschiedene Privatpersonen besuchten uns außerdem an Bord, nach mehreren Punkten hin Einladungen mitbringend, so daß hier keine Schwierigkeit zu finden war zahlreiche und gute Bekanntschaften zu machen, und zwar solche, die nicht nur für den Augenblick Vergnügen gewähren, sondern auch in bedeutendem Maaße zur Erwerbung einer Kenntniß des Landes beitragen.

Die Fregatte wurde in Sydney vollständig verproviantirt und mit Wasser, Brennmaterial und Ausrüstungsgegenständen versehen. Die Felraae hatte sich an der Backbords-Nocke von Fäulniß angegriffen gezeigt; sie wurde daher auf Pinchgut-Island auf's Land gebracht und der schadhafte Theil gegen ein zur Reserve mitgeführtes Nockenstück ausgetauscht. Im Uebrigen wurde die Besatzung mit allerlei kleineren Reparationsarbeiten an der Takelage, und die Segelmacher mit der Ergänzung und Ausbesserung der zerrissenen Segel beschäftigt. Am 30. October war Alles klar zur Abfahrt.

---

*) Derselbe ist jetzt Gesandter in Berlin.

Der Uebersetzer.

Für die Fahrt zwischen der Ostküste Australiens und Chinas bieten sich mehrere verschiedene Wege dar, deren Vorzüge sich hauptsächlich durch die betreffenden Jahreszeiten bestimmen. Wie bekannt ist, wehen in den ostindischen Fahrwassern die sogenannten Mussons oder Halb-Passate. Wenn die Sonne nördlich vom Aequator steht, oder deutlicher gesagt, vom Beginn des Monats Mai bis zum Ende des September herrscht in der chinesischen See der Südwest, in der javanischen See, dem Torres-Sund und nächstliegenden Gewässern Südost; vom Anfange November aber bis Anfang März herrscht in den ersteren nordöstlicher, in den letzteren nordwestlicher Wind. April und October können als Uebergangsmonate betrachtet werden, während welcher Windstille, Regen und stürmiges Wetter gewöhnlich ist. Es ist klar, daß die Grenzen für die Dauer dieser Mussons nicht ganz scharf bestimmt sind, aber bedeutendere Abweichungen von den hier angegebenen Regeln kommen selten vor.

Sich gegen die Mussons in der chinesischen See aufzukreuzen ist wohl nicht unmöglich, erfordert aber genaue Kenntniß des Fahrwassers, und bleibt auch immer mit diesem noch ein gefährliches und Zeit raubendes Stück Arbeit, möge das Fahrzeug ein so guter Segler sein, als es wolle. Während des Sommers der nördlichen Hemisphäre geht man von Sydney, entweder durch den Torres-Sund, nach dessen Zurücklassung eine Menge mehr oder weniger besuchte Wege in die chinesische See hineinführen, oder man nimmt den Weg südwärts von Neu-Holland, durch den Bass-Sund, oder außerhalb Van Diemens Land herum, um längs der westlichen Küste des ersteren nordwärts in das indische Fahrwasser hinein zu halten, und durch den Lombock- oder Sunda-Sund in die javanische See zu kommen und so weiter die chinesische zu gewinnen. Der letztere dieser Wege ist, wie es die Karte auf den ersten Blick lehrt, bedeutend länger, aber in Beziehung auf Sicherheit hat er den Vorzug vor dem ersteren, weil die Fahrt in dem Torres-Sunde, ungeachtet der sehr guten Karten, die jetzt von demselben vorhanden sind, stets gefährlich bleibt; für größere und namentlich Orlogsfahrzeuge, die über zwanzig Fuß Tiefgang haben, ist dieser Sund kaum fahrbar. Man kann auch östlich von Neu-Guinea nordwärts halten, und indem man der nördlichen Küste desselben folgt, zwischen Gilolo und Mindanao einpassiren, und weiter zwischen Mindoro und Palavan seinen Eintritt in die chinesische See nehmen. Dieser Weg führt jedoch durch mehrere weniger bekannte Fahrwasser und dürfte selten benutzt werden. Natürlicher Weise kann man zwischen Sydney und dem Aequator ostwärts um Neu-Caledonien und die neuen Hebriden herumgehen, zwischen diesen Inseln und den Salomons-Inseln, durch diese letztere Gruppe, oder zwischen derselben und Neu-Guinea seinen Weg wählen. Die beiden ersten von diesen vier Wegen werden gewöhnlich vorgezogen,

und der letzte kann wohl nur für den in Frage stehen, dessen Beschäftigung gerade eine Entdeckungsreise ist. Statt zwischen Gilolo und Mindanao zu passiren, kann man durch den San-Bernardino-Sund, zwischen dem südlichen Ende Luzons und Samar einhalten; auf diesem Wege muß man während beider Mussons zu Hongkong liegen können, worauf während der Nordostmussons aber nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann, wenn man den zuerst erwähnten Weg zwischen Mindoro und Patavan erwählt hat. Die beste Art während des Nordostmussons ist es jedoch, daß man, wenn man einen der beiden ebenerwähnten Wege bis zum Aequator verfolgt hat, nordwärts durch die Karolinen hält, um nördlich von Luzon in die chinesische See einzutreten, und dieser Weg dürfte, wenn man unter der Küste von Luzon gut hinauf hält, auch während des Südwestmussons benutzt werden können, ohne daß man fürchten muß nach Lee abzufallen, was hier so viel sagen will, als nordwärts von Hongkong.

In Beziehung auf den Vorzug ostwärts oder westwärts von Neu-Caledonien und den nördlich um dasselbe herumliegenden Inselgruppen zu gehen, sind die Gedanken und Meinungen getheilt, und bei unserer Abfahrt hatte der Commandeur-Capitain Virgin in dieser Beziehung noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, sondern war bereit sich dabei nach den Umständen zu richten.

Am 31. October um $4\frac{1}{2}$ Uhr des Morgens lichtete die Eugenie ihre Anker mit einer frischen Briese aus Südsüdost, und war innerhalb weniger, als einer Stunde nahe dem Auslaufe des Hafens, woselbst beigedreht wurde um den Lootsen abzusetzen, zu dessen Abholung ein Boot von dem Feuerschiffe aus unterweges war. Das Boot ließ jedoch auf sich warten, und die Fregatte trieb während dieser Zeit leewärts; als das Großmarssegel wieder gefüllt war und wir in die enge Passage zwischen den Vorgebirgen hineinkamen, warf sich uns der Wind etwas entgegen, wie uns auch der starke Seegang, der durch die enge Oeffnung hereinkam, im Vorschreiten ganz hinderlich wurde. Die Focke war schon früher beigesetzt, jetzt setzten wir auch das Großsegel bei, als aber die Halse schon herunter war, blähte es sich während der Belegung zweimal durch Springen der Stopfer, und während des dadurch verursachten Zeitverlustes bis zur vollständigen Beisetzung des Segels gerieth die Fregatte in eine Lage, die einige Augenblicke hindurch ganz bedenklich aussah. Im Bogen hin und her gepeitscht durch den hohen und unregelmäßigen Seegang, wollte sie nicht vorwärts gehen, unerachtet sie wahrhaft mit Segeln gepreßt war, und in kurzer Entfernung von ihr schlug die Brandung an die steilen Seiten von North Heads hoch auf. Wäre in diesem critischen Augenblicke nur irgend Etwas an der Takelage gesprungen, ist es höchst ungewiß, ob der Raum eine kurze Wendung, zu welcher der Chef bereit war,

gestattet hätte; dieselbe hätte uns in den Fall gebracht, entweder wieder in den Hafen hinein zu halten und Anker auszuwerfen, oder sich aufzukreuzen, um sich von Neuem auf den Weg hinaus zu begeben. Allmählig fingen jedoch die Klippen an sich nach hinten hinaus zu schieben, wir konnten etwas leichter halten, wodurch die Schnelligkeit unseres Vorkommens gefördert wurde, und einige Minuten später waren sowohl das Land, als seine Gefahren hinter uns. Der Cours wurde jetzt so gesetzt, daß wir etwas südlich um das südlichste Vorgebirge Neu-Caledoniens hielten; von einer steifen Külte quer auf ihre Seite nach vorn getrieben, brauste die Eugenie mit guter Geschwindigkeit vorwärts, und innerhalb ein Paar Stunden waren die Höhen Australiens unter dem Horizonte versunken.

Die beiden folgenden Tage, den 1. und 2. November, hielt der Wind aus derselben Richtung frisch an, das heißt, er blieb aus Südsüdost, und eine starke Deinung machte sich fühlbar. Schaaren von Albatrossen und Captauben umschwärmten die Fregatte. Zur Mittagszeit am 2. passirten wir zwischen Seringapatam und dem Middleton-Grunde; der Cours wurde jetzt geändert, um westwärts von Neu-Caledonien vorbeizugehen, und kurz darauf wurde von den Toppen die Brandung von der letzterwähnten Untiefe bemerkt, welche auf den Karten richtig angezeichnet zu sein scheint. Während der nachfolgenden Nacht passirten wir westwärts von der Middleton-Insel, jedoch ohne sie sehen zu können. Am 3. zog der Wind sich mehr nach Osten, und fuhr fort frisch zu wehen; der Himmel war wolkenbedeckt und hielt so an, bis zur Mittagszeit des 5., wo er sich fast, wie auf einen Zauberschlag, aufklärte. Wir hatten am vorhergehenden Tage den südlichen Wendekreis unter dem 160. Grade östlicher Länge geschnitten, und befanden uns jetzt in Lee von Neu-Caledonien, was sich dadurch zu erkennen gab, daß sich die vorher ganz starke Deinung aus Südosten her ganz gelegt hatte. Weiter in den Abend hinein hatten wir schon beide Inseln und die Corallenriffe passirt, die sich von dem nördlichen Vorgebirge derselben fünfundzwanzig schwedische Meilen weit nach Nordwesten erstrecken; der Cours wurde nun ein wenig östlicher eingesetzt, um uns zwischen Santa-Cruz und den Salomons-Inseln hindurch zu führen. Am 6. war die Sonne am Mittage fast im Zenith, aber die Hitze war nicht beschwerlich und die Temperatur des Meeres um 26 Grad herum. Noch am 7. hielt unser Südostpassat frisch und beständig an, aber während des Laufes der beiden folgenden Tage wurde er unbeständig, wie auch die Luft dick, Wolkenbänke um den Horizont, so wie auch Blitze und entfernte Donnerschläge deutlich zu erkennen gaben, daß wir uns den Regionen der Aequatorial-Windstillen nahten. Am 9. befanden wir uns zur Mittagszeit unter 5° 30′ südlicher Breite und 163° 17′ östlicher Länge; und

während der neun Tage, die wir in der See gelegen hatten, waren wir von der Strömung einhundertundsechzig (achtundzwanzig schwedische) Meilen nach Westen versetzt worden. Südlich vom 27. Parallelkreise war die Versetzung auch ziemlich bedeutend gegen Norden hin gewesen, aber nördlich von demselben Parallelkreise etwas nach Süden hin, so daß sich diese Strömungswirkungen gegenseitig fast ganz aufhoben.

Am 8. bekamen wir nach der Mittagsstunde sehr bald die ostwärts von den Salomons-Inseln liegenden kleinen Stewarts-Inseln in Sicht. Es sind ihrer Zahl nach fünf, von denen aber nur eine bebaut ist; die übrigen sind schmale Inselchen, sämmtlich niedrig und werden von einem Corallenriffe umschlossen. Hohe Cocospalmen bedecken ihre ganze Oberfläche und machen sie schon aus ziemlich weiter Entfernung sichtbar. Ihre Lage auf den Karten stimmte vollkommen mit der von unseren Chronometern gegebenen überein. Zwei mit einigen Eingeborenen bemannte Kanots kamen zu uns an Bord. Diese Insulaner glichen ihren Gesichtszügen, dem Körperbaue und der Färbung nach vollkommen den Bewohnern von Inui und den Ono-Inseln, und schienen von äußerst frommer und friedlicher Gemüthsart zu sein. Ein Zeichen von einer Vermischung mit der schwarzen Papuas-Raçe konnte nicht entdeckt werden, ohnerachtet dieselbe schon die nächstliegenden der benachbarten Inselgruppen bewohnt. Sie waren nackt, bis auf einen Schaamgürtel (Maro), und hatten auf dem Rücken tätowirte Figuren, die fliegende Fische darstellten, auf jeder Seite fünf oder sechs über einander, mit dem Schwanze dem Rückgrade zugewendet, gegen welches ihre Richtung etwa winkelrecht war. Einer der uns Besuchenden sprach einige Worte englisch, und brachte einen Brief von einem sich auf der Insel aufhaltenden Engländer aus Sydney, Nameus Proctor, mit; derselbe beschäftigte sich daselbst mit Oelgewinnung aus den Cocosnüssen, von welchem Produkte er auch eine kleine Probe, so wie einige wenige Nüsse mitschickte. Sie gaben an, daß sich zwar eine gute Ankerstelle bei ihrer Insel befände, sie aber dieselbe nicht mit Sicherheit angeben könnten. Eben so wenig konnten sie uns die Anzahl der Einwohner nennen. In einer kleinen Arbeit, eines jetzt in Sydney ansässigen Missionärs, Mr. Threlkeld, der mehrere der Inselgruppen der hiesigen Gegend vielfach besucht hat, wird angegeben, daß ein englischer Matrose und ein Weib von den Samao-Inseln sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts daselbst niedergelassen hätten; die jetzigen Einwohner sollen Abkömmlinge dieses Paares sein, und er schätzt ihre Anzahl auf etwa einhundertundsechzig. Wahrscheinlicher Weise ist jedoch diese Schätzung zu hoch gegriffen. Außer Cocosnüssen findet man noch Bananen, Brodfrüchte und Hühner auf den Inseln, wenn gleich nicht in bedeutender Zahl.

Am 10. war keine Strömung zu bemerken, aber während der beiden folgenden Tage wurde die Fregatte dreiundsechzig (eilf schwedische) Meilen genau nach Osten hin versetzt. Zwischen dem 13. und dem 15. ließ sich wieder keine merkliche Stromversetzung spüren, aber zwischen dem 15. und dem 20. wurden wir funfzig (neun schwedische) Meilen nach Nordosten versetzt. Die Breite ist während dieser Zeit zwischen 2 Grad Süd und 5 Grad Nord gewesen, die Länge um den 162. Grad Osten herum. Es war zum vierten Male, daß wir im stillen Meere in der Nähe des Aequators diese Strömung nach Osten hin spürten.

Vom 10. ab, denselben mit inbegriffen, bis zum 19. einschließlich, lagen wir bei herumlaufenden Winden, die sich jedoch überwiegend aus der nördlichen Hälfte des Horizontes her hielten und im Allgemeinen schwach waren, wenn schon auch einige Male auf ein Paar Stunden ein frisches Blasen vorkam, so wie sich auch einige Stoß-Winde und Regenschauer fühlbar machten. Die Temperatur des Niederschlages betrug 22 bis 23 Grad, die der Luft stieg am Tage bis zu 32 Grad, und die des Meeres einmal bis zu 31 Grad, obschon sie gewöhnlich nur 28 bis 29 Grad zeigte. Die Feuchtigkeit der Luft und die Windstille machten die schon an und für sich so starke Hitze äußerst drückend*), man hörte von allen Seiten nur nach frischer Luft schnappen und sich beklagen. Das Wetter war dabei im Ganzen genommen doch schön, unerachtet die Luft dick war, und ein Paar Tage hintereinander starke Regenschauer fielen. Blitze wurden ein Paar Mal sichtbar. Die Deinung war nur höchst unbedeutend. Die Linie wurde von uns zum siebenten Male während dieser Reise am Nachmittage des 13. unter dem 162. Grade östlicher Länge geschnitten. Am 16. wurden eine Menge Haie, Tummler und allerlei Fische um die Fregatte herum sichtbar. Auf den meisten englischen Seekarten liegt in diesen Gegenden, gleich südlich vom Aequator, eine ziemlich bedeutende Insel, Schanks-Insel genannt, angegeben. Diese Insel existirt aber, wie mit der größten Gewißheit behauptet werden kann, gar nicht, und ist auch auf allen neueren französischen Karten weggelassen. Die etwas östlicher liegende „Pleasant Island" findet sich dagegen wirklich, und ist unter Anderen auch von dem Capitain Werngren besucht worden.

Am 20. ließ sich eine starke Deining von Nordosten aus verspüren, und der Wind kam beständig aus Südosten, wenn gleich er nicht sehr frisch war. Während des Sonnenunterganges waren wir bei klarem

---

*) Capitain Werngren, der die meisten Fahrwasser befahren hat, giebt an nie auf der See eine so starke Hitze gefühlt zu haben, wie in dieser Gegend. Sie ging hinauf bis zu 102 Grad Fahrenheit oder 39 Grad Cels. (31 Reaum.)

Wetter nur noch zehn (zwei schwedische) Meilen von der auf den meisten oder allen englischen Seekarten angegebenen „Single Island" entfernt, und passirten um 7 Uhr Nachmittags im klarsten Mondscheine in weniger Entfernung, als eine Viertelmeile von der angegebenen Stelle, die nach der von Hobbs 1850 herausgegebenen Karte unter 5° 40′ nördlicher Breite und 160° 49′ östlicher Länge liegt. Sie befindet sich also mit Gewißheit nicht auf dieser Stelle, und deren Nichtvorhandensein wird durch den Umstand bestärkt, daß auch sie auf allen neueren französischen Seekarten weggelassen ist, und die Franzosen sind unleugbar die Nation, die am genauesten diesen Theil des stillen Meeres untersucht hat*). Wir werden bald Gelegenheit bekommen uns hierüber noch weiter zu äußern. Eine an Bord gekommene Meerschwalbe zeigte uns jedoch, daß Land nicht zu entlegen sein könnte. Wir begegneten an diesem Tage den einzigen Segler, den wir auf der ganzen Reise, zwischen Sydney und Hongkong, zu sehen bekamen, wenn wir den ausnehmen, welcher uns dicht vor dem letzterwähnten Orte sichtbar wurde. Es war ein amerikanisches Walfischfängerschiff, eine kleine schmutzige Barke, die nach Süden zu steuerte. Die Ausluger nach dem Wetter und die vielen Boote machen immer einen Walfischfänger von jedem anderen gewöhnlichen Handels-Fahrzeuge leicht erkennbar.

Am 21. bekamen wir unter 6 Grad nördlicher Breite den Nordostpassat mit mittelmäßiger Briese und dem herrlichsten Wetter. Die Hitze war jetzt nicht mehr drückend, aber die Temperatur des Meerwassers hielt sich fortwährend auf 28 bis 29 Grad. Am Morgen hatten wir im Nordosten die Mac-Askills-Inseln vom Topp aus in Sicht; sie sind niedrig und mit Baumwuchs bestanden, und liegen auf den französischen Karten richtig angegeben. Der Cours wurde nur auf die kleine Inselgruppe hingenommen, die auf den englischen Karten „Wellington-Inseln" genannt wird, auf den französischen aber „Duperrey-Inseln" heißt, nach dem Entdecker derselben, der sie während seiner Expedition auf der Corvette Coquille fand. Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir diese Gruppe in Sicht bekommen und drehten um $4\frac{1}{4}$ Uhr außerhalb derselben bei. Die Zahl der Inseln beläuft sich auf drei, sie werden von einem Corallenriffe umschlossen, sind niedrig, aber mit hohen Cocospalmen bewachsen. Auf der Seeseite bricht sich eine gewaltige Brandung, aber auf der anderen Seite kann man in der allerschönsten Sicherheit innerhalb des

*) Der Verfasser sprach in Whampoa mit einem englischen Kauffahrtei-Capitain, der bereits mehrere Reisen zwischen Sydney und China gemacht hatte, und dabei eifrig sowohl die Ghauts-Insel, wie Single Island gesucht hatte, sie jedoch nirgends fand, weßhalb er sie auch auf seinen Karten ausgestrichen hatte.

sie umgebenden Riffs landen, zwischen welchem und dem Strande sich eine breite Rinne mit tiefem Wasser befindet.

Ein Boot sah man bald von den Inseln herbeikommen, dem auch ein Paar Kanots folgten. In dem Boote befanden sich zwei entlaufene amerikanische Matrosen, welche sich erboten uns die Erfrischungen zu verschaffen, die wir uns wünschten, und welche die Insel uns zu bieten hatte; dieselben bestanden aus Cocosnüssen, Tarowurzeln, Hühnern, Schweinen und Schildkröten. Für schöne große Exemplare der Letzteren wurden drei Piaster, und für ein Schwein sechs Cents oder ungefähr eilf Schilling Reichsgeld für das Pfund vom Gewichte des lebenden Viehes gefordert. Ihr Angebot wurde angenommen, und sie begaben sich sogleich an das Land zurück, um uns die erwähnten Artikel zu verschaffen; der Magister Anderssson folgte ihnen dorthin. Diese Kerle berichteten uns, daß die Insel von den Eingeborenen Mogal genannt wird, welcher Name auch von Duperrey für eine derselben beibehalten ist, während er eine andere „Aura" und die dritte „Ugai" nennt. Eine Ankerstelle findet sich hier nicht. Die Zahl der Einwohner soll sich der Angabe nach auf ungefähr einhundert belaufen. Einige derselben kamen zu uns an Bord; sie glichen vollkommen den Bewohnern der Stewarts-Inseln, waren aber noch etwas mehr tätowirt. Auch ihre Kleidung bestand lediglich aus einem schmalen Gürtel um die Hüften. Ihr Aussehen, Auftreten und ihre Lebensweise deutet die größte Sanftmuth und Bescheidenheit an, welche Eigenschaften auch durch die Gewalt bezeugt werden, die den beiden entlaufenen Matrosen sich anzueignen geglückt ist. Dieselben hatten den ganzen Handel mit den besuchenden Fahrzeugen monopolisirt, und jeder derselben sich mit einem kleinen Harem von einem halben Dutzend der Schönheiten dieser Insel versehen. Durch direkten Handel mit den Eingeborenen würden die Lebensmittel sicherlich zu weit billigeren, als den oben erwähnten Preisen im Austausche gegen Messer, Zeug und dergleichen bei im Naturzustande lebenden Völkern geschätzten Artikeln erhalten werden können. Der Brodfruchtbaum wächst auf den Inseln, es wurde aber in dieser Jahreszeit keine reife Frucht an demselben gefunden. Nachdem wir ein Paar Schildkröten und einige Ferkel erhalten hatten, brassten wir um 8 Uhr Nachmittags voll und hielten westwärts auf Ponynppet oder Ascension zu.

Duperrey hielt sich eine längere Zeit hindurch auf Ualan, der östlichsten unter den Karolinen-Inseln auf und bestimmte ihre Länge durch zahlreiche Monddistanzen*). Er hatte von dort bis zu den Inseln, welche seinen

*) Ihre Zahl erreicht 550. Die von ihm hierdurch aufgefundene Länge ist die auf allen neueren Karten benutzte.

Namen tragen, nur eine dreitägige Reise zu machen gehabt, und seine fünf Chronometer können in dieser kurzen Zeit, ungeachtet ihrer schlechten Beschaffenheit, nicht bedeutend von ihrem berechneten Gange abgewichen sein; die für diese letzteren Inseln durch Rechnung gewonnenen Länzen müssen fast dieselbe Genauigkeit besitzen, wie die Ualans. Das östlichste Vorgebirge dieser Gruppe wird, als unter 159° 50′ östlicher Länge liegend angegeben. Unsere drei Chronometer ergeben 159° 49′ und 159° 50′, so wie 160° 7′, aber die Angaben des Letzteren waren schon eine ganze Zeit lang bei Seite gelassen, in Rücksicht auf die, durch den täglichen Vergleich mit den beiden anderen deutlich an den Tag gelegte Unsicherheit in seinem Gange. Bei den Längen, die wir bald für einige Punkte im Inneren des Karolinen-Archipelagus angeben werden, beruht die Bestimmung nur auf die beiden ersteren, aber die gute Uebereinstimmung mit den Längen der Duperrey-Inseln eben sowohl, als mit der von Umata (auf Guam), die auf davon unabhängigen Wegen ziemlich genau bestimmt sind, zeigt, daß etwas Anderes, als die vergleichsweise unbedeutenden Observationsfehler nicht gut den zwischen diesen Punkten liegenden Längen der von uns bestimmten Orte ankleben kann.

Am folgenden Morgen, dem 22., wurde Pouynypet*) gerade vor uns sichtbar; die Höhen derselben waren jedoch in Gewölk gehüllt. Um 8 Uhr Morgens drehte die Fregatte im Osten der Insel bei, und beide Loringsboote wurden klar gemacht, um mit dem Chef an's Land zu gehen, wohin ihn einige Offiziere und die Gelehrten begleiten sollten. Kanoes befanden sich schon auf dem Wege zu uns heraus, und bevor die Boote abstoßen konnten, waren schon einige Indianer zu uns an Bord gekommen. Es befand sich auch ein Mann aus Guam unter ihnen, der spanisch sprach und uns die Einfahrt in einen guten Hafen ganz nahe im Lee der Fregatte zeigte. Bald nachdem der Chef das Fahrzeug verlassen hatte, begegnete er einem großen Kanot, welches zwei Engländer heran brachte, von denen der eine es auf sich nehmen wollte die Eugenie einzulootsen, und uns versicherte, daß es keine Schwierigkeiten habe gegen den Passatwind aufzukreuzen, sondern daß Walfischschuten, die im Allgemeinen doch gerade nicht zu den schnellen Seglern zu gehören pflegen, immer auf solche Weise in die See hinauskämen. Der Chef schickte die Instruction an den Secondchef an Bord, wenn er es für passend hielte und ihm der Kerl bei näherer Prüfung als zuverlässig erschiene, möge er sich durch

*) Wir haben den Namen auf mehrere Arten geschrieben gesehen, wie z. B. Pounypet, Bonibet, Bonybay u. d. m. Die von uns benutzte Schreibart ist die von d'Urville befolgte, dessen Angaben wir in dieser Beziehung für die besten halten. Das stumme e am Schlusse ist als überflüssig ausgeschlossen.

ihn einbringen lassen und vor Anker gehen; aber der Capitain-Lieutenant Kleemann hielt es für's Beste außerhalb vor der Einfahrt zum Hafen unter Segel zu bleiben.

Wir nahten uns inzwischen mit den Booten schnell der Insel, und der Hafen zeigte sich, wenn man sich auf den Wogenkämmen der hohen Deining befand, bald sehr deutlich; wenn man aber in die Vertiefungen zwischen denselben einsank, verschwanden sowohl die Fregatte, als auch die Insel vor Jedermanns Blicken. Nördlich vom Eingange dehnt sich ein bei niedrigem Wasserstande fast trocken liegendes Corallenriff längs dem Strande aus, welches drei schmale niedrige Inseln umfaßt, die üppig mit hohen Cocospalmen bewachsen sind. Auf allen diesen Riffs bricht sich die Deining des stillen Meeres mit ungeheurer Gewalt, riesenhafte Massen von Wasser, mit weißem Schaume bedeckt, hoch auf den Strand hinaufwerfend, der von allen Seiten mit Corallen umgeben wird. Wenn man ein Stück innerhalb des äußersten Riffs vorwärts gekommen ist, hat man ganz stilles Wasser, und bald öffnet sich eine große Bucht vor den Augen, die ungefähr einen Durchmesser von einer Viertelmeile Länge hat, und von hohen, in dichte Laubmassen gehüllten Bergen umgeben ist. In einiger Entfernung erheben sich in der Mitte der Insel Berge bis zu 2—3000 Fuß Höhe, und nach Westen zu schießt ein Paar tausend Ellen vom Strande eine hohe kegelförmige Klippe von rothbrauner Farbe auf, die grell gegen das dunkle, reiche Grün abstickt, mit welchem sie von allen Seiten umgeben ist. Man hat hier einen weit ausgedehnten Ankerplatz von fünf bis zu zwanzig Faden Tiefe und Lehmboden, aber Corallenblöcke ragen an mehreren Stellen in bedeutender Entfernung vom Strande aus dem Grunde hervor; der Strand selbst ist aber bis zu dem Grade von Riffen umgeben, daß wir lange nach einem Platze suchten, an dem wir landen könnten, ohne noch ein gutes Stück durch das Wasser waten zu müssen, wobei man sehr leicht über kleine aufrecht stehende Corallenstücke fallen kann, deren scharfe, stachelartige Spitzen und Zacken auch noch außerdem die Kleider und Beine der daran Stoßenden übel zurichten. Schließlich fanden wir jedoch eine Stelle, an welcher die Boote ganz an das Land herankommen konnten, obschon man sich in ziemlichen Haken zwischen Untiefen hindurchwinden mußte, um dorthin zu gelangen. Das zeitgemäße Anschwellen des Wassers soll zwei bis drei Fuß Höhe erreichen, zuweilen jedoch noch ein Paar Fuß höher steigen. Niedriges Wasser trat während der Zeit unseres Besuches um die Mittagszeit ein, oder drei Stunden nach der Culmination des Mondes; hohes Wasser würde also ungefähr neun Stunden nach dem genannten Phänomen bemerkbar sein. Wir haben es gesehen, daß das hohe Wasser auf Tahiti stets zur Mittagszeit und in der Mitternachtsstunde eintritt, es würde

49767

wohl möglich sein können, daß das niedrige Wasser auf Pouynypet immer zu denselben Stunden eintrifft; da wir jedoch nicht so glücklich waren, über das hierin obwaltende Verhältniß einige nähere Unterrichtungen zu erhalten, so ist es klar, daß unsere Angabe über die Hafenzeit von nur geringem Nutzen ist, und wir haben auch nirgendwo einige auf fortgesetzte Observationen gegründete Angaben über das darin herrschende Verhältniß auf den anderen in der Nachbarschaft gelegenen Inseln finden können.

Außer diesem Hafen, über dessen Namen es uns eben so wenig glücken wollte etwas Genaueres zu erfahren, der aber von den besuchenden Walfischfängern „Weather Harbour" genannt wird, giebt es auf der südwestlichen Seite der Insel einen anderen kleineren, der gut sein soll, obschon ihm von Außen etwas schwer beizukommen ist. Der Name desselben soll nach unseren Angaben „Matalina" sein, und er wird sehr oft von Walfischfängerschiffen besucht. Ein solches Fahrzeug lag auch jetzt zur Zeit unseres Besuches dort. Ein Eingeborener, der den Namen Goliath erhalten hat, soll ein guter und zuverlässiger Lootse für beide Häfen sein. Er spricht ziemlich geläufig englisch, und pflegt es auch auf sich zu nehmen die den Fahrzeugen nöthigen Vorräthe von Brennmaterial und Lebensmitteln zu beschaffen. Diese Letzteren bestehen in Hühnern, Brodfrüchten, Bananen und in den übrigen auf den Inseln des stillen Meeres gewöhnlichen Früchten; es sollen sich auch gute Schweine hier vorfinden, doch nicht in recht beträchtlicher Anzahl. Die Brodfrucht war jetzt, im Monat November, hier noch nicht reif. An Holz und gutem Wasser findet man reichlichen Zugang. Wenn die Sonne südlich vom Aequator steht, bläst der Nordostpassat ebenmäßig und frisch und dabei herrscht schönes Wetter; aber in der entgegengesetzten Jahreszeit sind die westlichen Winde die gewöhnlichen und führen nebliges Wetter mit vielem Regen herbei.

Während wir rund um die Bucht ruderten, sahen wir kaum ein einziges Haus, ungeachtet der Menge Kanots, die sich um uns herumbewegten, und die deutlich zu erkennen gaben, daß kein Mangel an Einwohnern hier vorhanden war. Die Kanots waren von der auf allen diesen Inselgruppen vorherrschenden Beschaffenheit, das heißt, mit Auslegern versehen, doch waren sie größer und besser gearbeitet, als die meisten anderen, die wir bisher gesehen hatten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der großen tongesischen Doppelkanots. Manche, und zwar besonders die größeren, waren roth gemalt; die Farbe derselben hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem blutfarbigen Anstriche der schwedischen Landhäuser. Die Ruder der Eingeborenen hatten spitze Blätter. Eine Anzahl Eingeborener versammelte sich bald an unserem Landungsplatze. Sie hatten zwar in allen Hauptsachen dasselbe Ansehen, wie sämmtliche Polynesier, die wir bereits

beschrieben haben, jedoch glichen die Züge derselben schon mehr den eigentlichen Malaien, indem ihre Nasen platter und weniger hervortretend, als bei den Tahitiern, Tongesen und allen übrigen Inselbewohnern war, wie sich auch ihr ganzer Körperbau als bedeutend zarter und kleiner auswies. Bei verschiedenen war die Augenlinie etwas geneigt, was auf den östlicheren Inselgruppen durchaus nicht der Fall ist. Die Farbe war ungefähr dieselbe, wie die der Inuer oder Bewohner der Stewards-Inseln. Die Tracht bestand in einem Gürtel, an welchem ein schmaler Maro, so wie ein kurzer Weiberrock aus Grasgeflecht befestigt war. Der Letztere entbehrte der besonderen Ausschmückung keinesweges, sondern war vielmehr mit Frangen von rothem Wollengarne verziert, wahrscheinlicher Weise die Reste von durch Tauschhandel von Seeleuten erworbenen wollenen Hemden, die auseinander getrennt und rings um den Leib mittelst Schnüre von Cocosnußbast befestigt waren und mit Troddeln von Gras und Wollengarn geschlossen wurden. Die Gürtel waren oft wirklich schön zu nennen, und hatten eingewebte Ränder und Muster und wollene Frangen und Zierrathen von in kleine Ringe geformten Muschelschaalen. Die Farben waren immer roth, schwarz und hellgelb. Wir hörten sagen, daß diese Gürtel nicht auf der Insel, sondern in China angefertigt werden, von wo sie mit den Fahrzeugen, welche in diesem Archipelagus den sogenannten Trepany oder Bicho-do-mar*) erhandeln, hierher gebracht werden. Ohne dieser Angabe etwa widersprechen zu wollen, beweist doch der in viele derselben als Hauptbestandtheil eingehende Cocosnußbast, daß sie wahrscheinlich auf der Insel selbst angefertigt sind, und in der Reiseschilderung der Corvette Coquilles werden die auf den nahe gelegenen Ualan-Insel zu ihrer Verfertigung gebräuchlichen Geräthschaften abgebildet. Sie sind natürlicher Weise von der allereinfachsten Beschaffenheit und gleichen den von der ländlichen Bevölkerung einiger schwedischen Distrikte zum Bandweben gebrauchten vollkommen. Außer dem erwähnten Kleidungsstücke, welches von beiden Geschlechtern in ganz gleicher Weise benutzt wird, aber nicht selten auch fehlt, und sogar vorzugsweise bei dem zarten, wurden auch von verschiedenen Personen Ohrringe und Halsbänder getragen, die sehr nett aus Glasperlen, Muschelschaalen, abgeschliffenen Platten derselben oder Steinen verfertigt waren. Wir erwähnten des zarten Geschlechtes, aber nach den Exemplaren zu urtheilen, welche wir sahen, verdient es hier keinesweges einen solchen Namen. Alle waren

---

*) Trepank oder Bicho-do-mar sind mehrere Arten Weichthiere, welche die Chinesen mit großem Geschmacke verzehren. Sie gehören der Art der „Holothuria" an. Der erste Name ist malaiisch, der letztere portugiesisch und bedeutet Meeresgeschmack.

klein und von kurzen Gliedern, ihre breiten Gesichter, zusammengedrückten Augen, große, unförmliche Münder boten nichts Schönes dar, und ihre Körperformen entbehrten sogar gänzlich der blühenden Ueppigkeit, die wir auf Tahiti und Tonga, als etwas gewöhnliches bemerkt hatten. In den Ohren trugen sie Schmuck von verschiedener Beschaffenheit; der sonderbarste war eine Art kegelförmiger, hohler Stücke von Cocosnußschaale, die in Löcher in Ohrläppchen gesteckt wurden, wodurch sich dieselben bis zu einer solchen Größe verlängert hatten, daß sie mindestens einen Zoll Durchmesser besaßen. Wenn diese sonderbaren Zierrathen dann fortgenommen wurden, hingen die Ohrläppchen als zerrissene Fleischlappen von höchst widerwärtigem Aussehen herab. Im Uebrigen glich die Tracht der Weiber vollkommen der der Männer, jedoch hatten auch ein Paar Bekleidungen von baumwollenem Zeuge, wenn auch in derselben einfachen Weise. Man darf wohl nicht gar zu ausschließlich die ganze Bevölkerung der Insel nach der beschränkten Zahl Individuen, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, beurtheilen, aber das schien uns gewiß, daß die Weiber hier ebenso feil waren, wie auf den von uns schon früher besuchten Inseln, und ihre Männer traten mehrere Male als Mäkler und Unterhändler für dieselben in dieser Art Angelegenheiten auf.

Es wurden von keinem der bei uns versammelten Inselbewohner irgend eine Art Waffen getragen. Sie sollen aus Spießen und Schleudern bestehen; aber viele unter den Häuptlingen und die reicheren Insulaner besitzen auch schon Feuerwaffen, mit deren Anwendung das Volk im Allgemeinen recht gut bekannt zu sein schien. Keulen werden hier gar nicht benutzt, und Bogen kommen auch eben so wenig vor, wenn nicht etwa als Spielzeug; merkwürdig ist es, daß hierin, im Gegensatze zu der rothbraunen Bevölkerung Polyneſiens, die schwarze sich dieser Waffe mit der größten Geschicklichkeit bedient und trefflich schießt. Die Bewohner von Pouhnypet sollen übrigens sämmtlich von friedfertiger und sanftmüthiger Gemüthsart sein, aber d'Urville erzählt, daß er doch auf Guam erwähnen gehört hätte, daß die Besatzung eines gestrandeten Fahrzeuges daselbst im Jahre 1836 ermordet worden sei. Einige wenige Hütten befanden sich in der Nähe unseres Landungsplatzes; sie waren ganz schmal, in ihrer Form den auf Foa gebräuchlichen gleichend, nur mit dem Unterschiede, daß sie etwas weniger über den Erdboden erhöht schienen. Die meisten waren von kleinen Anpflanzungen von Bananenbäumen umgeben, mit einer Umzäunung von Stangen geschützt und mit Schnüren von Cocosnußbast umwunden. Eine Spur von Industrie war nicht zu finden, aber nach der Nettigkeit und Sauberkeit zu urtheilen, mit der sowohl der Gürtel, als Hemden, wie die oben erwähnten Schmuckgegenstände und andere

Kleinigkeiten angefertigt waren, muß ihnen ein nicht ungewöhnlicher Grad von Geschicklichkeit eigenthümlich sein.

Elephantiasis soll auf der Insel vorkommen, und es waren mehrere Individuen zu sehen, die mit flechtenartigen Ausschlägen und in Fäulniß übergehenden Wunden behaftet und bedeckt waren. Ein junger Mann zeigte sich, dessen ganzer Körper gleichsam mit einer dicken Schicht von gelblich grünen Schörfen, welche hier und dort auch rauhe Ränder und Flecke hatten, überzogen war; mehrere Andere waren im geringeren Grade auf dieselbe Art angegriffen, und kein Alter schien von diesem abscheulichen Gebrechen ganz verschont geblieben zu sein. So war einem Jünglinge das ganze äußerste Glied des einen Fingers in einen schwarzbraunen Klumpen von dem scheußlichsten Aussehen verwandelt, und aus seiner jämmerlichen und unser höchstes Mitleid erregenden Miene, als er von uns Heilmittel für dasselbe verlangte, schien es hervorzugehen, daß seine Krankheit ihm bedeutende Plagen verursachte. Es wurde uns gesagt, daß diese Krankheit im Anfange ihres Auftretens leicht zu heilen wäre, wozu das Harz, welches aus dem Stamme des Brodfruchtbaumes ausschwitze, als Arzenei verwendet würde, daß aber die Eingeborenen mit der vollkommensten Gleichgültigkeit den Ausschlag und die Wunden sich verbreiten und einen Körpertheil nach dem anderen davon ergreifen ließen.

So weit wir Gelegenheiten hatten unsere Wanderungen auszudehnen, ergab sich das Terrain als aus ziemlich steilen Hügeln bestehend, und die Bestandtheile des Erdbodens zeigten sich als fette Lehmsorten, deren Schlüpfrigkeit nach dem Regen der vorhergehenden Nacht oft das Gehen beschwerlich machte. Die Ueppigkeit der Vegetation übertraf fast Alles, was wir bisher schon davon gesehen hatten; der Brodfruchtbaum erwuchs zu einer überraschenden Höhe, und an manchen Stellen wanderte man unter so dichten Laubgewölben, daß kein Sonnenstrahl durch dieselben auf den Boden zu dringen vermochte. Dieser war feucht und weich, und die Atmosphäre in den natürlichen bedeckten Gängen von einer modrigen und dabei doch erstickenden Hitze. In der Waldung wurde eine bedeutende Anzahl Vögel angetroffen, wenn schon die Arten derselben nicht sehr zahlreich waren; die gewöhnlichsten waren eine prächtige Taube, von der Größe unserer Ringeltauben, und eine Art Papagey, der in den prahlendsten Farben strahlte. Von der ersteren schossen wir im Laufe des Tages dreißig oder vierzig Exemplare und von der letzteren mindestens einige zwanzig, wie wir auch durch Tausch ein Paar derselben von den Einwohnern lebend erhielten. Wenn es uns unsere Zeit gestattet hätte einige Tage hier zu bleiben, so daß wir die inneren Theile auch hätten besuchen können, dann würde sicher auf eine reiche Erndte von Naturerzeugnissen zu rechnen gewesen sein. Es konnte durchaus keine Gefahr

mit den Streifzügen verknüpft sein, die man vorzunehmen hatte, und da es noch keine vollständigere Beschreibung der Insel giebt, wenigstens keine die der Oeffentlichkeit übergeben ist, so würde eine solche auch von um so größerem Interesse gewesen sein. Die sich weit ausdehnenden Corallenriffe bieten gewiß eine Menge Arten von Meeresthieren dar, und die Wälder im Inneren der Inseln dürften auch noch ein oder das andere Nützliche oder weniger Bekannte aufzuweisen haben. Außerdem werden auf der Insel Ruinen gefunden, die den auf Tinian (einer Insel der Ladronen Gruppe) befindlichen gleichen sollen, deren Abzeichnung und Beschreibung keinesweges ohne Interesse geblieben sein würde, und zu deren Besuch es nun leider nicht hinreichend Zeit war. Aber die weite Entfernung, die wir noch zu durchsegeln hatten, und die viele Häfen, die noch von uns besucht werden sollten, erlaubten uns hierselbst keinen Aufenthalt zu nehmen, falls die Expedition innerhalb der ihr ausgesetzten Zeit die Küsten des Vaterlandes wieder erreichen sollte.

Die Zugänge, welche Ponhnypet dem Seefahrenden darbietet, sind schon durch das Vorhergehende bekannt geworden. Geld ist unter der eingeborenen Bevölkerung bisher noch kaum gangbar, und man erhält Alles, was man verlangt, zu weit billigeren Preisen durch Tausch gegen baumwollene Zeuge, Eisenwaaren, Munition und Tabak. Während unseres Aufenthaltes im Lande wurde ein lebhafter Handel mit Muscheln, Schmucksachen und anderen Kleinigkeiten getrieben.

Ebenso wie auf den meisten der anderen Inseln des stillen Meeres hat sich auch hier auf diesem Eilande eine Anzahl entlaufener Matrosen eingenistet. Von den dreißig, die dem Gerüchte nach hier ansässig sein sollen, konnten wir nur mit zweien Bekanntschaft machen. Der eine derselben war Untersteuermann auf einem Walfischfänger-Schiffe amerikanischer Nation gewesen und hatte sich hier erst seit kurzer Zeit aufgehalten, aber der andere, ein Engländer, bewohnte die Insel jetzt bereits im siebzehnten Jahre. Er schien ein rascher und entschlossener Kerl zu sein, im Allgemeinen darf man jedoch nicht zu viel Vertrauen auf den Werth des Charakters solcher Individuen setzen. Die meisten sind große Schelme und größtentheils die Anstifter oder mindestens die entfernte Ursache zu den Ueberrumpelungen und Plünderungen, denen die hierher kommenden kleinen Fahrzeuge oft genug ausgesetzt sind, deren Zweck bei dem Besuche dieser entlegenen Fahrwasser ein höchst eigenthümlicher Handel mit allerlei europäischen Waaren ist, gegen welche sie sich Trepang, Schildkrötenschaalen, Perlen, Perlemutter, Sandelholz und einige kleinere für sie Werth besitzende Artikel eintauschen. Ein schwedisches Fahrzeug, die Brigantine Bull, von Stockholm aus fahrend, unter dem Capitain Werngren, ist ein Paar Jahre hindurch mit diesem abentheuerlichen Handel beschäftigt

gewesen. Es ist klar einleuchtend, daß für denselben nicht nur von dem Befehlshaber eine genaue Kenntniß sowohl des Fahrzeuges, als auch der Sitten und Gemüthsart der Bewohner auf den verschiedenen Inselgruppen besessen werden muß, sondern daß ihm auch Entschlossenheit, mit gehöriger Wachsamkeit und Vorsicht vereinigt, nöthig ist. Unter diesen Capitainen trifft man daher auch oft Männer von ausgezeichneter Tüchtigkeit und die auch in ihrem eigenen Interesse die Eingeborenen mit Gerechtigkeit behandeln, aber auch wieder eben so oft andere, die hier frei von allen Gesetzen und Bändern, welche die staatliche Ordnung anderswo auferlegt, kein Mittel scheuen, und gewaltsam oder auf betrügerische Weise sich Gewinn und Vortheile zu verschaffen suchen. d'Urville berichtet in seiner letzten Reise, wie ein Franzose, mit Namen „Bureau," der lange den Handel auf den Fidji-Inseln betrieben hatte, einem Häuptlinge, gegen eine erhebliche Vergeltungssumme, die Benutzung seiner Fahrzeuge zu Angriffen auf die Küsten seiner Nachbaren gestattete, und seinen Passagieren erlaubte an seinem Bord die Leichen der Erschlagenen zu kochen und zu braten*). Die Vergeltung einer solchen entehrenden Handlung ließ nicht lange auf sich warten, und Bureau wurde gleichzeitig mit dem größten Theile seiner Besatzung auf Veranstaltung desselben Häuptlings auf Viti-Levu ermordet und sein Fahrzeug geplündert. Da die Strafloſigkeit für diese Gewaltthat wahrscheinlich für die Inselbewohner nur eine Aufmunterung zu neuen Mordversuchen geworden ist, ließ d'Urville Piva, die Hauptstadt des erwähnten Häuptlings, die auf einer kleinen Insel des gleichen Namens, nahe bei der östlichen Küste Viti-Levu's liegt, zerstören.

Außer den auf der Insel eigentlich ansässigen Ausländern hielt sich für jetzt auch ein Deutscher, mit Namen „Overbeck," dort auf, der sich in der Nähe des Hafens damit beschäftigte Trepang zu fischen, wobei ihm die Eingeborenen gegen eine geringe Bezahlung freiwillig fleißigen Beistand leisteten. Ein Paar amerikanische Missionäre sollten laut der Angabe des oben erwähnten Engländers auch hier ansässig sein, aber in ihrem heiligen Werke bisher keinen großen Erfolg erzielt haben. Die in dem vorhergehenden Capitel erwähnten katholischen Missionäre, Bachelot und Short, begaben sich hierher, nachdem sie gegen das Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhundertes von den hawaiischen Inseln weggewiesen waren. Bachelot erreichte die Insel aber nicht, sondern starb auf dem Wege, und Short's Schicksal ist uns unbekannt geblieben.

Pouynypet ist seiner Form nach fast ein Quadrat mit einer Seitenlänge von kaum zwei schwedischen Meilen, und soll in fünf kleine Reiche

---

*) Voyage au Pole Sud, IV, 171—190. Die Begebenheit trug sich im Jahre 1834 zu.

unter verschiedenen Häuptlingen oder Fürsten zerfallen. Die Bevölkerung giebt man über dreitausend Individuen hinausgehend an. Die Ufer werden auf allen Seiten von Corallenriffen umgeben, von denen mehrere als kleine Inselchen aus dem Meere hervorragen. In kurzer Entfernung im Südwesten und Nordwesten liegen zwei sogenannte Atollen oder kranzförmige Corallenriffe, die eine Lagune umschließen; von beiden sehen nur einige kleine Buckel aus der Wasseroberfläche heraus. Die Ausführlichkeit in diesen Details, mit welchen allen die Insel auf der von dem Ingenieur-Hydrographen Vincendon-Dumoulin im Jahre 1847 herausgegebenen Karte der Karolinen-Inseln abgezeichnet ist, gewiß der besten aller Karten, die man über dieselben finden kann, zeigt, daß sie in hydrographischer Hinsicht irgend einmal genau untersucht sein muß, doch glückte es uns nicht herauszufinden von wem. Weder Freycinet, Duperrey und d'Urville haben dieselbe besucht, und obschon wir Lutkes Reise nicht gesehen haben, sind wir überzeugt, daß dieser Seefahrende nicht einmal die Insel gesehen hat. Wir haben mehrere Tabellen über geographische Positionen schnell durchlaufen ohne einige Angaben über die Lage derselben zu finden. In Gehlers physikalischem Wörterbuche findet man eine solche, die im Jahre 1843 von Littrow ausgearbeitet ist; sie nahm sechzig Punkte innerhalb des Karolinischen Archipelagus auf, aber kein einziger befindet sich darunter, der möglicherweise Pouynypet sein könnte. Nach unserer Rückkehr nach Stockholm fanden wir schließlich in einer im Jahre 1828 herausgegebenen Arbeit*), nach Riddle, als Autorität, die Lage derselben unter dem 6. Grade 53 Minuten nördlicher Breite und 158. Grade 53 Minuten östlicher Länge, und in Nories Navigation unter 158 Grad 25 Minuten, ohne daß sich die Autorität desselben angegeben findet. Da kein specieller Punkt der Insel angegeben wurde, so wollen wir diese beiden Annahmen für ihre Mitte gelten lassen. Vincendon-Dumoulins oben erwähnte Karte giebt dieselbe Breite an, aber 158 Grad 1 Minute nach Ost. Diese Länge kann aber als dieselbe, wie die vorgehende Länge angesehen werden, weil die Beobachtungen an Bord angestellt wurden, und die Fehlerhaftigkeit in den angenommenen Abstand von der Insel den wenig bedeutenden Unterschied verursachen kann; dahingegen können Beobachtungsfehler keine Abweichung von 21 Grad in der Länge verursachen, und die Angaben unserer Chronometer stimmten, wie wir es am vorhergehenden Tage bei den Duperrey-Inseln gesehen haben, mit diesen Längen überein, welche mit Fug und Recht wohl als bestimmt angenommen werden können. Wir wagen also die Ueberzeugung zu hegen, daß die von uns angegebene Lage genauer, als irgend eine vorher mitgetheilte ist, und beklagen es

*) Tables des principales positions géonomiques, par Coulier. Paris 1828.

nur, daß wir es nicht wissen, aus welchen Quellen die auf den vorhin erwähnten Karten benutzten genommen sind. Irgend eine englische Expedition hat, so viel wir es wenigstens wissen, diesen Archipelagus noch nicht besucht.

Bei Sonnenuntergang waren alle unsere Boote und alle deren Passagiere wieder an Bord angelangt, worauf wir längs der südlichen Küste der Insel passirten und unseren Cours südwärts von der Insel nahmen, welche auf Vincendon-Dumoulins Karte San Augustin benannt wurde, während das weit herabhängende Riff Baxa-Triste genannt wird. Am folgenden Tage, dem 23., hatten wir am Morgen ein Paar Regenschauer, und der Wind blieb bis zum Nachmittage schwach und unbeständig. Zur Mittagszeit war uns Pouynypet noch in einer Entfernung von funfzig, oder fast neun schwedischen Meilen in Sicht. Eine Stunde nach Mitternacht, am 24., hatten wir schon nach unserer Berechnung den Meridian von San Augustin geschnitten und änderten den Cours nach Nordwesten zum Westen ein halb West, welcher Strich, der Karte nach, die Fregatte klar aus allen Gefährlichkeiten herausführen sollte. Die Briese war jetzt frisch und die Fregatte lief mit guter Fahrt. Gerade als der Tag zu grauen anfing, wurde der wachthabende Offizier, Premier-Lieutenant Fries, vor uns Etwas gewahr, was einem Kanot zu gleichen schien, da sich aber gleich darauf die Brandungen zeigten, ließ es sich erkennen, daß der gesehene Gegenstand ein aufrecht stehender Corallenbuckel war, und bald darauf zeigten sich noch mehrere dergleichen. Im Augenblicke wurde ein Theil Segel geborgen und der Cours mehr nach Westen hin geändert, um der Kante des Riffes zu folgen. Binnen Kurzem wurde auch eine am westlichen Ende des Riffes liegende, mit Wald bewachsene kleine Insel gesehen, welche bis zur Mittagszeit in Sicht blieb. Wir müssen nun noch Etwas über diese Untiefen anführen, obschon dasselbe für den größeren Kreis unserer Leser kaum ein Interesse haben kann.

Auf Dumoulins Karte, die er im Jahre 1847 herausgab, liegt San Augustin unter dem 7° 45′ nördlicher Breite und dem 155° 55′ östlicher Länge. Dieselbe Lage findet sich in der oben erwähnten, in Gehlers Wörterbuch befindlichen Positionstabelle auch angegeben; als Autorität steht Duperrey da, dessen Cours auf der Corvette Coquille ihn jedoch nie in Sicht weder der Untiefen, noch der Insel gebracht hatte, sondern der sich vielmehr darauf beschränkte die Mittheilung einer Angabe aus dem vorigen Jahrhunderte zu machen. Dieselbe Tabelle nahm eine Klippe auf, „Bordelaise" genannt, die unter dem 7° 39′ nördlicher Breite und 155° 5′ östlicher Länge liegt, die sich aber nicht auf Dumoulins Karte vorfindet. Auf der von dem Engländer Hobbs im Jahre 1850

herausgegebenen Karte fehlt San Auguſtin mit ſeinem Riffe, aber Bordelaiſe findet ſich auf den in Gehlers Tabelle angegebenen Punkt gezeichnet. Wir haben alſo drei ſich untereinander beſtreitende Autoritäten, von denen die erſte das Vorhandenſein einer Klippe annimmt, während die zweite an zwei glaubt, und die dritte wieder nur an eine, aber nicht dieſelbe meint, wie die erſte. Nach unſeren Chronometern liegt die von uns geſehene Inſel unter 7° 40′ nördlicher Breite und 155° 10′ öſtlicher Länge, wenn nicht die kleine Inſel mit der als Bordelaiſe angegebenen Klippe übereinſtimmt, während ſowohl die Lage des Riffes in ſeinem Verhältniſſe zur Inſel, als auch die Geſtalt deſſelben eine entſchiedene Aehnlichkeit mit der von Dumoulin auf ſeiner Karte bezeichneten San Auguſtin Inſel und Baxa Triſte hat. Wahrſcheinlich ſind die beiden erwähnten Untiefen ein und dieſelbe, und deren von uns angegebenen Lage kann nicht gut mit bedeutenden Fehlern behaftet ſein. Das Riff erſtreckt ſich von der Inſel aus nach Südoſt, biegt ſich ſodann nach Nordnordoſt und ſcheint, nach dem letzterwähnten Wetterſtrich zu, eine weite Oeffnung zu haben. Die Dimenſionen können wir nicht angeben, wenigſtens nicht mit einiger Sicherheit. Es liegt zum größten Theile unter dem Waſſerſpiegel verborgen, nur hier und da ragen kleine Kuppen hervor. Auf dem Theile derſelben längs welchem wir ſegelten, geht die Brandung beſonders ſtark. Um $2\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags wurden wir von dem Vortoppe ein Schiff gewahr, und gleich darauf bemerkten wir eine Brandung gerade vor uns. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo wurden uns beide auch vom Verdecke aus ſichtbar. Das Schiff kam uns einigermaßen ſonderbar vor, Einige hielten ihn, ſeinem Ausſehen nach, für ein auf dem Riffe geſtrandetes Fahrzeug, während Andere wieder der Meinung waren, daß es nur ein großes Kanot ſei. Wir nahten uns demſelben ſchnell und hielten auf das Riff zu, wo es ſich denn ſehr bald herausſtellte, daß leider die erſte Meinung die richtige war. Mitten in der Brandung auf dem ſüdöſtlichen Ende eines ſich weit erſtreckenden Riffes ſtand nämlich das Wrack eines Schiffes mit dem Vorſteven nach Südoſten gerichtet und mit dem Bugſpriet hoch in die Luft deutend, während das Hinterſchiff unter Waſſer lag. Stumpen der Maſſe ſtanden noch aufrecht da, und einige kleine Spiren lagen auf dem Verdecke umhergeſtreut. Die Relingen waren zu einem Theile zerſchlagen und die Borde faſt ganz weggeſpült; wahrſcheinlich wurde das Fahrzeug ein kleines Stück im Süden des Wracks auf das Riff geworfen und bildete dort einen kleinen aufrecht ſtehenden Buckel, deſſen Beſchaffenheit wir jedoch nicht mit Sicherheit unterſcheiden konnten. Ein Schuß wurde von der Fregatte gelöſt, um die Aufmerkſamkeit der noch möglicherweiſe an Bord befindlichen Menſchen zu erwecken, aber kein Zeichen des Vorhandenſeins irgend

eines lebenden Wesens wurde sichtbar, und wir bekamen später in Canton zu hören, daß dies Fahrzeug im Anfange dieses Jahres dort verunglückte, daß sich aber die Besatzung in den Booten gerettet hatte.

Dieses Riff findet sich auch auf keiner einzigen englischen Seekarte angegeben, aber auf Dunoulins oft erwähnter Karte steht es unter dem Namen „Récif-Dunkins" als eine Klippe bezeichnet, und die Lage derselben ist unter 8° 8′ nördlicher Breite und 154° 34′ östlicher Länge. Da nicht nur die Lage, sondern auch sogar das Vorhandensein als zweifelhaft angegeben ist, so kann die erstere keine Ansprüche auf Zuverlässigkeit machen. Nach unseren Beobachtungen stand das Wrack unter 8° 7′ nördlicher Breite und 154° 18′ östlicher Länge, und wenn wir annehmen, daß das Riff einen Diameter von sechs bis acht (eine bis anderthalb schwedische) Meilen habe, welche Annahme nicht sehr fehlerhaft sein kann, würde die Mitte desselben unter 8° 10′ nördlicher Breite und 154° 18′ östlicher Länge liegen. Der Unterschied zwischen der Länge der Karte und der von uns gefundenen ist also derselbe, wie der bei Pouynypet gefundene. Dieses Riff darf nicht mit einem anderen desselben Namens verwechselt werden, das einen Grad nördlicher liegt, aber von vielfach größerem Umfange ist und von Dumoulin, als nur seiner Lage nach, zweifelhaft angegeben wird. Als eine Probe eines förmlichen Ringriffes war es höchst interessant anzusehen. Außer dem erwähnten kleinen dunklen Buckel in der Nähe des Wracks war kein Theil desselben über der Meeresoberfläche sichtbar. Von den Toppen aus konnte man sehr deutlich alle Windungen der durch schäumende Brandungen ausgezeichneten Corallenmauer bemerken; denn der blendende weiße Schaum bildete eine scharfe Grenzlinie zwischen der dunkelblauen Färbung des Meeres und dem helleren Blau, welches in der, von dem Riffe umschlossenen Lagune herrschte. Eine Menge ausspringender Nasen und Aeste machten die Gestalt des Riffes selbst ziemlich unregelmäßig, und nach Südwesten zu war eine große Oeffnung zu bemerken, durch welche ohne Zweifel Fahrzeuge, mindestens solche von mittler Größe, in die Lagune eindringen konnten. Wie gefährlich diese Untiefe für die Seefahrt sein muß, ist leicht auch von Jemand einzusehen, der in seinem ganzen Leben noch niemals die See befahren hat; in einer finsteren Nacht oder bei etwas nebligem Wetter werden die Brandungen nicht aus sehr weiter Entfernung gesehen, und es kann unmöglich werden in der Eile richtig zu beurtheilen, nach welcher Seite hin man seinen Weg wählen müßte, um klares Fahrwasser vor sich zu bekommen.

Nachdem wir glücklich bei dieser gefahrdrohenden Stelle vorüber waren, wurde unser Cours zwischen dem großen Dunkinsriff und den niedrigen corallenumkränzten Morillen-Inseln hindurch genommen, und

zur Mittagszeit waren wir, unserer Berechnung nach, aus dem Umkreise des gefährlichen, und wie wir gesehen hatten, auch nicht besonders gut gekannten Karolinen-Archipelagus herausgekommen; wir hatten wieder reines Fahrwasser vor uns bis zu unserem nächsten Bestimmungsorte Guam*), der südlichsten von den Ladronen- oder Marianen-Inseln. Während der letztverflossenen beiden Tage, den 23. und 24. November, war keinerlei Strömung von uns zu bemerken gewesen.

Mit frischem nordöstlichen Winde, und alle Tücher aufgesetzt, die sich nur irgend wie nützlich machen konnten, nahten wir uns mit großer Schnelligkeit Guam. Die Strömung versetzte uns zwischen dem 25. und 27. nach Westsüdwest, und zwar ungefähr fünfzehn (oder zwei und eine halbe schwedische) Meilen in einmal vierundzwanzig Stunden, und in der Morgendämmerung des letzterwähnten Tages zeigte sich Guam hoch und grün vor unseren Blicken. Bald passirten wir um die außerhalb des südlichen Vorgebirges der Insel liegenden kleinen, üppig bewachsenen Eilande herum, und steuerten im Lee der Insel hinauf, woselbst wir mit ein Paar kleinen Schlägen uns hinaufkreuzen mußten, um auf der Rhede von Umata liegen zu können, wo wir um $9\frac{1}{4}$ Uhr des Abends mit dreizehn Faden Tiefe und Sandboden ankerten, und zwar auf einem Punkte, von welchem wir das westlichste Vorgebirge der Insel im Nordnordwest $\frac{1}{2}$ West, und die Flaggenstange auf dem Vorgebirge der nördlichen Bucht im Osten zum Norden hatten. Dieser Ankerplatz kann, unerachtet er nach drei Seiten zu ganz offen ist, während des größten Theils des Jahres als ganz sicher angesehen werden, und sollte der Wind, welcher sich zuweilen zwischen Juli und November hier fühlbar macht, von der West- oder Nord-Ecke her hart wehen, stößt man auf keine Schwierigkeit beim in die See gehen, wenn nur einigermaßen bei Zeiten darauf bedacht ist. Man hat wenig Spuren von der Deining, und die Entfernung von dem Landungsplatze, selbst wo er am tiefsten in die Bucht hinein geht, ist nur eine sehr kurze. Freycinet hat durch eine große Anzahl Monddistanzen die Lage der Kirche von Umata unter dem 144° 40′ östlicher Länge bestimmt, und während d'Urvilles letzter Expedition wurde es festgestellt, daß der dicht neben derselben gelegene sogenannte Palast unter 144° 40′ 19″ östlicher Länge liegt. Unsere Chronometer ergaben 144° 38′, und also kann vernünftiger Weise auch die Richtigkeit der von uns im Inneren des Karolinischen Archipelagus gemachten Bestimmungen nicht in Frage gestellt werden, natürlicher Weise mit Uebersehung der vergleichungsweise wenig bedeutenden Observationsfehler, welche unzertrennbar von der Be-

*) Derselbe wird auch Guham, Guaham oder Gnahan geschrieben.
Der Uebersetzer.

nutzung des Meereshorizontes und den übrigen störenden Umständen sind. Ein schnelles Aufblühen Australiens muß natürlich auch bald einen lebhaften Handel zwischem demselben und China zu Wege bringen. Eine genauere Kenntniß der Karolinen-Inselgruppe wurde daher zu einem Gegenstande der höchsten Wichtigkeit, und wir haben gesehen, daß noch Manches zu thun bleibt, ehe man sagen kann, daß eine solche gewonnen ist. Bisher sind die französischen Seefahrer fast die Einzigen gewesen, welche ihre Aufmerksamkeit auf diesen Winkel der Weltkugel gerichtet haben, aber auch sie haben doch noch immer nicht den weitläuftigen Inselstrich in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht. Wilkes hegte die Absicht ihm einen Theil seiner Zeit zu widmen, aber das Fahrzeug, welches er zu diesem Zwecke abgesendet hatte, wurde durch Windstille und andere Umstände daran verhindert seinen Auftrag zu vollziehen. Da man jetzt aber beinahe schon sagen kann, daß eine der Handelsstraßen Englands durch diesen Archipelagus geht, vermuthen wir fast, daß er nicht mehr lange so unvollständig bekannt bleiben wird, als er es bis jetzt noch ist.

Kaum hatte die Fregatte bei Umata ihre Anker ausgeworfen, als auch schon ein kleines Boot rudernd aus der Bucht zu uns herauskam, einen kleinen Herren in europäischer Tracht mit sich bringend. Es war der Escribano des Distriktes, der mit der äußersten Genauigkeit Rechenschaft von uns verlangte, von wo die Fregatte kam und wohin sie sich zu begeben beabsichtigte, wie viele Kanonen sie führe, und wie groß die Zahl ihrer Bemannung sei, und uns noch verschiedene andere Fragen in gleichem Sinne vorlegte. Der Kerl schien eine fromme Seele zu sein und war übermäßig artig; sein äußerer Anschein verrieth eine starke Beimischung von malaiischem Blute. Sobald er sich an das Land begeben hatte, wurden die Boote ausgesetzt, und ein Jeder von uns beeilte sich die von Jacques Arago in seiner Voyage autour du Monde so poetisch beschriebene Insel und deren Bewohner in näheren Augenschein zu nehmen.

Man landet ganz bequem an dem Strande im Innern der Umata-Bucht, welche von nach entgegenstehenden Seiten ausspringenden steilen Klippen gebildet wird, auf deren äußersten Spitzen ein Paar verfallene kleine Schanzen, mit noch mehr verfallenen nnd völlig unbrauchbaren Kanonen bewaffnet, die spanische Kriegsmacht repräsentiren. Von dem einen dieser Schandpfähle wehte die rothe und gelbe spanische Flagge. Das Erste, was man bei der Landung zu sehen bekommt, ist die Kirche der Stadt, ein einfaches Gebäude in einer elenden Verfassung; den Weg, der an derselben vorbeiführt, verfolgend, kommt man zu einer kleinen Brücke über einen Bach, und auf der anderen Seite desselben hat man den sogenannten „palacio" vor sich, der der Wohnsitz des „bernador-

cillos*) ist, aber dennoch weder in seinem Aeußeren noch in seinem Inneren Etwas besitzt, was mit Fug und Recht Veranlassung zu dem stolzen Titel, den er bekommen hat, geben konnte. Wenn man bei dem Palast vorüber gekommen ist, kommt man in die Stadt Umata, eine Sammlung von häßlichen und schmutzigen Rohrhütten, welche aber eine Lage hat, die in Beziehung auf Schönheit mit dem Schönsten wetteifert, was wir auf unserer ganzen Reise bisher gesehen hatten. Sie ist auf einem Streifen niedrigen Landes zwischen dem Meere und einigen steilen, mit dichtem Wald bestandenen Bergen erbaut, die Häuser werden von Apfelsinen- und Citronenbäumen, Cocospalmen und Brodfruchtbäumen beschattet, und mitten in der Bucht streckt sich eine ungeheuere Akazie hoch in die Luft aus, weit und breit nach allen Richtungen hin ihre schlanken Aeste mit den feinen, glänzenden Blättern sendend. Die Häuser gleichen den auf Pouynypet gebräuchlichen, sind aber größer, als dort. Alle sind etwas über den Erdboden erhöht, und nach Norden hin kommt man auf einen Weg hinaus, der nach Aganna, der Hauptstadt der Insel führt. Die Entfernung bis dorthin beträgt ungefähr zwei schwedische Meilen, und der Weg soll ziemlich gut sein; da aber Pferde oder Maulesel hier sehr selten sind, giebt es keine andere Art befördert zu werden, als wenn man seine Reise auf einer Kuh oder einem Ochsen reitend unternimmt, falls man sich nicht lieber dazu bequemen will ganz zu Fuße zu gehen. Man kann jedoch auch seewärts dorthin kommen, aber die Boote der Fregatte waren durch Geschäfte an einem anderen Orte aufgehalten, und außerdem war die uns für unseren hiesigen Aufenthalt ausgesetzte Zeit zu kurz, um in derselben die Reise nach Aganna mit einigem Vergnügen und Nutzen vornehmen zu können. Man beschränkte sich also jetzt auf Wanderungen in der Nachbarschaft von Umata, aber bevor wir darüber Rechenschaft ablegen, was sich während derselben unseren Blicken dargestellt hat, wollen wir uns einige Augenblicke mit der dreihundert Personen starken Einwohnerschaft der Stadt, ihrem Aussehen und ihren Sitten aufhalten.

Ungeachtet Aragos, — des Reisebeschreibers und nicht seines Bruders, des ausgezeichneten, erst vor Kurzem dahingeschiedenen Gelehrten, — Wahrhaftigkeit nicht gar zu wohl angeschrieben ist, erwartete und trug man sich doch mit der Hoffnung etwas Aehnliches zu sehen zu bekommen, vielleicht ein Gegenstück zu der von ihm so höchst romantisch beschriebenen Marquita und Doloritas, aber diese Erwartung wurde schändlich betrogen,

---

*) Bernadorcillos bedeutet wortgetreu übersetzt Kleingouverneur. Das Amt entspricht ungefähr dem eines französischen Maires.

Der Uebersetzer.

denn eine Sammlung von häßlicheren Hexen, als man hier aufgestapelt sah, läßt sich auch wohl nur mit Schwierigkeit denken. Guams Bewohner sind Malaien, aber die Aehnlichkeit mit den Polynesiern ist dennoch augenscheinlich, so daß sie uns ein Mittelglied zwischen diesen und den eigentlichen Malaien zu sein scheinen, was, wie wir es schon erwähnt haben, auch der Fall mit der Bevölkerung von Pouynypet ist. Man sieht hier eine plattere, weniger hervorspringende Form der Nase, kleinere Augen, mehr hervorstehende Backenknochen und einen breiteren Mund, als wir ihn bisher auf den Inseln des stillen Meeres zu sehen gewohnt waren; und man sucht vergeblich bei den Männern nach dem athletischen Baue, bei den Weibern nach den schönen Formen, welche dort, wenn auch nicht allgemein, doch mindestens sehr gewöhnlich sind. Alle Töchter Guams, welche zu betrachten wir Gelegenheit hatten, junge, wie alte, waren von einer abschreckenden Häßlichkeit, und der widerwärtige Gebrauch Betel zu kauen, durch welchen die Zähne schwarzbraun werden und die Lippen ein Aussehen annehmen, als wären sie abgebissen und blutig, trägt keineswegs dazu bei ihren, auch schon ohne dies wenig angenehmen und einladenden Mund zu verschönern. Ihre Tracht besteht in einem Rocke, meistentheils aus einem in grellen Farben quarrirten Stück Zeuge und einer kurzen Jacke mit Aermeln, welche bis zum Handgelenke herunterreichen. Da kein Stück Leinenzeug unter diesen Kleidungsstücken benutzt wird, sieht man die rothbraune oder gelbbraune Farbe des nackten Körpers durch den größeren oder kleineren Zwischenraum, den sie meist offen lassen, hervorsehen, und da die Jacke außerdem selten zugeknöpft ist, kann man mit dem besten Willen von der Welt dem nicht entgehen, ein ganzes Theil mehr zu sehen, als was man bei uns, trotz der ungeheueren Fortschritte der neuesten Zeit zu zeigen, mit dem Anstande vereinbar hält. Zuweilen fehlt auch die Jacke ganz. — Die Männer sind weniger abschreckend, als die Weiber, ohne jedoch Anspruch auf ein nur einigermaßen angenehmes Aeußere machen zu können; ihre Tracht besteht aus einem Hemde, ein Paar mehr oder weniger zerrissenen Hosen, und einem Strohhute, oder aus dem im ostindischen Archipelagus gewöhnlichen schüsselförmigen Hute.

Die Ladronen-Inseln werden von einem Gouverneure regiert, der unter den Oberbefehl des General-Gouverneurs in Manila gehört. Er wohnt in Aganna, einer Stadt mit 5000 Einwohnern, die ungefähr in der Mitte der westlichen Küste der Insel liegt, und hat unter seinem Befehle eine Stärke von ungefähr 100 Soldaten, gewöhnlich aus den auf Luzon angeworbenen Truppen ausgewählt. Die verschiedenen Distrikte, in welche die Insel getheilt ist, werden von Gobernadocillos beherrscht, die ebenso, wie einige andere öffentliche Beamten, von den Einwohnern

des Distriktes gewählt werden. Wir werden weiter unten, wenn wir in unserer Schilderung bei Manila angekommen sind, etwas Weiteres über die Details dieser Organisation, die in allen spanisch-ostindischen Besitzungen Statt hat, und in denen diese Art Regierung gewiß nicht der Härte und Grausamkeit beschuldigt werden kann, angeben. Die ganze Bevölkerung der Insel soll sich auf ungefähr 7000 Individuen belaufen, die schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts sämmtlich Christen sind. Die Priesterschaft besteht aus vier Kirchenvorständen mit ihren Gehülfen; der oberste Priester der Kirche von Aganna besitzt über die anderen eine Art bischöflicher Gewalt. Natürlicher Weise kann man keine Kenntnisse oder große Aufklärung bei einer spanisch-katholischen Priesterschaft in diesem entlegenen Winkel der Welt erwarten. Die meisten der hier zu der Geistlichkeit gehörenden Mitglieder sollen denn auch nur daran denken, wie sie gut leben und sich bereichern können, aber das gesammte Volk lebt dafür auch in der tiefsten Unkenntniß und Armuth.

Ehemals hatten die Einwohner von Guam nicht das Recht irgend eine Art Handel zu treiben, sondern Alles dergleichen war ein Monopol der Regierung, aus welchem jedoch die Gouverneure für ihre eigene Rechnung den größten Gewinnst zu ziehen wußten. Seit der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ist der Handel zwar gesetzlich frei geworden, aber die Beamten und Priester sollen es doch recht gut verstehen den größten Theil der an und für sich unbedeutenden Geschäfte, die von hier aus betrieben werden, unter sich zu theilen; die Verbindung mit Manila ist wenig lebendig, und keine eigentlich selbstständig vom Handel lebende Person wird auf der ganzen Insel zu finden sein; die Eingeborenen kaufen die wenigen Waaren, deren sie zum eigenen Gebrauche bedürfen, theils von den von Zeit zu Zeit Guam besuchenden Walfischfängerschiffen, theils aus dem in Aganna angelegten königlichen Regierungsmagazin, woselbst Zeuge und andere nöthige Artikel stets zu einem Preise, der nicht darauf berechnet ist einen Gewinn daraus zu ziehen, sondern nur so festgestellt wurde, daß er die Kosten für ihren Ankauf in Manila und den Transport hierher deckt, für die Insulaner vorräthig gehalten werden. Fast alle Arten Silbermünzen sind hier am Orte gangbar. Der Seefahrende kann zu mäßigen Preisen Ochsen, Schweine, Hühner und Kalekuten, Fische und verschiedene Früchte, von denen die Insel nicht unbedeutende Quantitäten hervorbringt, erhandeln und würde, wenn nicht die Faulheit der Bevölkerung den äußerst denkbaren Grad erreicht hätte, hinreichend hervorbringen können, um sie zu einem sehr gesuchten Erfrischungsplatze für die Walfischfängerfahrzeuge zu machen, die sich bei Umata mit Leichtigkeit mit dem trefflichsten Wasser versehen könnten, das dort stets in reichem Vorrathe aus einem von den Bergen herabströmenden

Bache geschöpft werden kann. Das Klima ist gesund, aber eine Art Aussatz ist unter den Eingeborenen vorherrschend, wenn schon er keineswegs hier den schauderhaften Grad erreicht, den man sich auf Anlaß der von Arago gemachten Beschreibung davon vorstellen muß.

Die in der Nachbarschaft von Umata vorgenommenen Jagdfahrten waren wenig lohnend. Nur wenige Vögel wurden gesehen und noch weniger geschossen. Die Schwierigkeiten, die der unwegsame Boden und die Dichtigkeit des Waldes darbieten, legen der Jagd große Hindernisse in den Weg, man kann die in den dicken Laubmassen der Bäume verborgenen Vögel nicht sehen, und wenn sie geschossen sind, darf man nicht einmal darauf rechnen sie in den Gebüschen oder dem dichten Grase wieder zu finden. So verhielt es sich zum Beispiel mit einer von uns geschossenen Fledermaus von mindestens einer Elle Flügelspannung, die, im Fluge getroffen, augenblicklich gerade herunterfiel, aber trotz unseres langen und genauen Durchsuchens des Gebüsches nicht gefunden werden konnte. Innerhalb der Insel sollen Tauben in großer Anzahl angetroffen werden, und Rehwild ist hier ganz allgemein zu finden. Es sind diese letzteren Thiergattungen aber erst durch die Spanier hier eingeführt worden. Die Einwohner jagen dieselben auf die Weise, daß sie sich an den Orten, an welchen die Thiere zum Trinken zu gehen pflegen, auf den Anstand legen. Wir sahen ein Paar Rehe nach Umata eingebracht werden, aber sie waren auf dem Wege der Verwesung bereits so beträchtlich vorgeschritten, daß das Fleisch nach unseren Begriffen kaum noch zu genießen war. In diesem Klima sind natürlich kaum einmal vierundzwanzig Stunden hinreichend, um die Verwesung herbeizuführen.

Wenn aber auch die Jagd als solche nicht lohnend war, hatte man doch den Genuß während der Wanderung die Insel ein wenig in Augenschein nehmen zu können. Außer dem Wege nach Aganna werden nur noch schmale Waldstege gefunden, und wenn man nur im mindesten davon abweicht, geräth man sogleich in wirkliche Labyrinthe von Bäumen, Gebüschen und verödeten Baumstämmen, unter welchen Hindernissen man sich nur mit großer Anstrengung, bei der man in einer Temperatur von dreißig Grad Wärme bald ermüdet, vorwärts drängen kann. Man sieht von der See aus verschiedene Stellen, welche offen und zugänglich scheinen, wenn man sie aber erreicht hat, findet man sie mit dichten Büscheln von dem zwei bis vier Ellen hohen, dürren Grase bewachsen und ihr Beschreiten durch dasselbe äußerst mühsam gemacht. Längs dem Becken, in welches der südwärts von der Stadt ausmündende Bach fließt, hat man eine wahrhaft majestätische Vegetation, und eine Wanderung derselben lohnt der Mühe wohl. Zunächst des Strandes findet man einen Hain von ungeheueren Bambubüschen, darauf kommt man in Tarofelder, die

von Cocospalmen umgeben sind. Oberhalb derselben wird der Bach ganz schmal, sein Becken so eng und dessen Seiten so steil, daß man entweder im Wasser gehen, oder einen weiten Umweg über die Berge hinwegnehmen muß. An den Ufern wachsen Palmen und Brodfruchtbäume, durch Gebüsche und Rankengewächse verwebt. Das Wasser des Baches ist ausgezeichnet klar und ziemlich kühl, so daß ein Bad in demselben höchst erfrischend für uns war. Der Boden besteht aus Grus und Sand. Kleine Fische sahen wir an ein Paar Stellen in ziemlicher Anzahl; sie waren sehr munter, aber scheu, und verbargen sich unter die von dem Ufer herabhängenden Grasbüschel.

Unsere uns nur knapp zugemessene Zeit gestattete uns keinen längeren Aufenthalt, und mit dem Sonnenuntergange des 28. segelte die Eugenie von Guam ab. Der Wind wehte frisch aus Nordosten her, und das Wetter war schön, aber an den Abenden wurden entfernte Blitze sichtbar. Wir verließen nun mit munterer Fahrt das Fahrwasser des stillen Meeres, in dem wir uns zehn Monate hindurch aufgehalten hatten, in welcher ganzen Zeit wir aber nie Etwas erfuhren, was wir irgend wie hartes Wehen hätten nennen können, mit Ausnahme eines und des anderen Stoßwindes und des schnell vorübergehenden Unwetters zwischen den Tonga-Inseln und Sydney.

Am 1. December, dem Geburtstage Seiner Majestät unseres Königes Oskar, veranstalteten wir auch dieses Mal wieder, wie im vorigen Jahre, eine Festfeier an Bord der Eugenie, durch ein von dem Chef derselben für das ganze Befehlspersonal veranstaltetes Diner. Schon am folgenden Tage fing die Luft an ein von dem, was sie bisher gezeigt hatte, ganz verschiedenes Aussehen anzunehmen; dicke Wolkenmassen wurden am Horizonte ringsum sichtbar, und der Wind kam mit einer steifen Briese aus Nordnordost. Eine Strömung von irgendwelcher Bedeutung war nicht zu bemerken. Am Nachmittage des 4. bekamen wir die hohen Bachi-Inseln in Sicht, in dicke, übereinander geschichtete Wolken gehüllt. Die Temperatur des Meeres, welche bei Guam 28 Grad hatte, war nun auf ungefähr 25 Grad gesunken, und die der Luft stieg auch nicht über die zuletzt genannte Gradzahl hinauf. Zwischen 9 und 10 Uhr des Abends verließ die Eugenie das stille Meer und nahm durch die Rinne zwischen Sabtang und Balintang hindurch ihren Eintritt in die chinesische See, welche uns bald eine Erinnerung daran gab, daß die Zeiten des schönen Wetters und der Ruhe nun für uns vorbei seien.

Bald nach Mitternacht erhoben sich dicke, schwarze Wolken im Nordosten, und der Wind frischte sich durch einzelne Stöße, die aus derselben Richtung kamen, stets neu auf. Da Jeder unter uns eine schnelle Ankunft in dem himmlischen Reiche wünschte, und die Ordres des Chefs

waren alle Segel zu führen, die das Schiff zu tragen vermochte, ohne seine Sicherheit vermindert zu sehen, so machte sich der wachthabende Offizier Anfangs keine Beschwer mit einer Verringerung der Segel, aber um 1 Uhr in der Frühe mußten die Vorsegel bei einem Stoßwinde gegeit werde. Sie wurden zwar gleich wieder beigesetzt, mußten dann aber bald wiederum geborgen werden; da das Blasen heftig zunahm, wurden dann auch noch das Großsegel und der Besan gegeit, und eine halbe Stunde später ein doppeltes Reff in das Marssegel gesteckt. Die Fregatte blieb aber dabei starke Fahrt zu haben, und das Stampfen derselben wurde so gewaltig, daß auch die Focke noch gerefft werden mußte; der Klüver war schon gegen die Vorstenge ausgetauscht. Die Stöße folgten sich immer schneller aufeinander und wuchsen auch an Heftigkeit, und um 3 Uhr Morgens wurde die Bemannung auf das Deck gepfiffen, um das Marssegel ganz wegzureffen. Die Fregatte fuhr noch immer fort mit guter Fahrt ihren Cours auf Hongkong zu nehmen, und zwar mit quer einstehendem Winde, aber als sich die See am Vormittage auch zu heben begann, wurden die Bewegungen so gewaltsam, daß der Chef beilegen ließ. Die See war zwar nicht besonders hoch, aber äußerst wechselnd und ungleich stark gehend, so daß ein Theil Gallionsbretter und eine außen am Bord hängende Reservebramraae zersplittert wurden. Am Mittage befanden wir, gemäß unserer Beobachtungen, uns schon zwanzig oder drei und eine halbe schwedische Meilen nordwärts von unserem Bestecke; die Sonne blickte nur einen Augenblick hervor, gleichsam als thäte sie es allein um unserer Rechnung willen, und verschwand sodann gleich wieder hinter den dicken Wolken, von denen die Luft den ganzen übrigen Theil des Tages erfüllt war. Weiter in den Nachmittag hinein beruhigte sich das Wehen ein Wenig, und wir hielten wieder unseren Cours auf Hongkong. Am folgenden Tage, dem 6., blieb das Wetter in gleicher Weise bewölkt und regnicht, aber der Wind zog sich mehr nach Osten und wurde für uns also günstiger. Um 10 Uhr Abends wurde eine Tiefe von funfzig Faden und Lehmboden durch das Loth gewonnen, und die Nacht unter mäßigem Segeln und gleichmäßiger Lothung zugebracht. Die Temperatur des Meeres war jetzt ungefähr 24 und die der Luft ungefähr 20 Grad.

In der Tagesdämmerung des 7. wurde die chinesische Küste ostwärts von Hongkong zum ersten Male sichtbar. Schon seit Mitternacht hatten wir scharfe Ausschau halten müssen, um der Menge von Fischerfahrzeugen zu entgehen, von denen wir jetzt auf allen Seiten umgeben wurden. Als es etwas heller geworden war, waren mindestens ein Paar hundert dergleichen uns in Sicht. Sie waren alle von ungefähr gleicher Größe und Gestalt mit Ausnahme von einigen wenigen größeren Junken. Nach der

Kleidung zu urtheilen, schienen die Besatzungen nach flüchtigem Hinschauen sämmtlich aus alten Weibern zu bestehen, bald aber erkannte man seinen Mißgriff. Die Fregatte wurde von einem solchen Fahrzeuge angerufen und ihr die Frage vorgelegt, ob sie einen Lootsen zu haben wünsche, und als wir beidrehten, setzte es sein, einem ausgehöhlten Eichenstamme gleichendes Boot aus, in welchem drei Kerle, mit in schmutzige Leinenzeugstücke gewickelten dicken Köpfen, zu uns an Bord kamen. Außer dem Worte „pilot" konnte keiner unter ihnen eine verständliche Sylbe englisch, und um sich uns begreiflich zu machen, zog einer von ihnen einen Beutel mit kleinen Kupfermünzen hervor, die er in der Zahl von fünfzig auf das Deck legte, womit er sagen wollte, daß er fünfzig Piaster für das Einlootsen nach Hongkong haben müsse. Wir empfingen hierdurch die erste Lehre von dem, was uns an chinesischer Unverschämtheit in Forderungen und Nachgiebigkeit bei beharrlichem Verweigern der Zahlung bevorstände, denn er ließ sich bald von uns bis auf zehn Piaster herunterbieten. Die beiden Kameraden kehrten wieder an Bord ihrer wirklich völlig einem Backtroge gleichenden Schute zurück, und wir füllten unser Großmarssegel von Neuem und hielten westwärts.

Die Temperatur des Meeres belief sich jetzt nur noch auf 19 Grad. Ungeachtet der Himmel klar war, stand doch um das ganze Land herum ein dicker Rauch, welcher uns gänzlich alle Details desselben verbarg. Der Wind war mäßig frisch und wehte aus Ostnordost her. Wir kamen fortwährend bei einer Menge Fahrzeuge von den verschiedensten Bauarten, unter denen sich einige recht nette und zierlich geschmückte hervorthaten, vorüber, aber noch um 8 Uhr Vormittags konnten wir nicht deutlich unterscheiden, wo die Einfahrt nach Hongkong gelegen sei, und unser werther Herr Lootse gab Anweisungen, die für uns etwas schwer zu verstehen waren. Schließlich zeigte er uns mit den Fingern die Inseln Waglan und Tamtu, und als wir kurz darauf auch mit Gewißheit die sogenannten Nine Pin Rocks zu sehen bekamen, war es leicht die östliche Einfahrt oder die Mündung der sogenannten Lehmuns-Rinne zu unterscheiden. Sie wird von hohen, steilen und kahlen Bergen umgeben, welche den Hauptcharakter sowohl der hiesigen Küste, als der ihr vorliegenden Inseln bezeichnen. Mit den großen und vollständigen von Sir Edward Belcher herausgegebenen Specialkarten des Hafens versehen, stößt die Einfahrt auf durchaus keine Schwierigkeiten, mindestens nicht bei hineinwehendem Winde. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags kamen wir in die Rinne hinein, und bald wurde uns der Hafen sichtbar, wenn schon die Stadt noch hinter den Bergen verborgen blieb, auf deren nach innen gewendeten Abhängen sie liegt. Einige kleine Villen und Landhäuser wurden jedoch auf der Insel sichtbar. Auf dem festen Lande zeigte sich die Stadt

Kaulun, und eine Menge Boote kreuzten ab und zu. In ganz kurzer Zeit hatten wir den Punkt erreicht, an welchem die Rinne gerade in den Hafen hineinbiegt, und in demſelben Augenblicke lagen ſowohl dieſer, als auch die ganze Stadt offen vor unſeren Augen da. Wir paſſirten ſchnell bei dem Handelshauſe Jardine Matheſon & Comp. und ſeinen groß-artigen Etabliſſements vorüber, ließen das Hospitalſchiff und eine Menge Handelsfahrzeuge von allen Nationen hinter uns liegen, und ankerten um 10½ Uhr Vormittags, um hier einen Lootſen zur Fortſetzung unſerer Reiſe den Chou-Kiang- oder Canton-Fluß aufwärts nach Whampoa, der Hafenſtadt Cantons, zu erhalten. Unſere Reiſe von Sydney bis hierher hatte ſiebenunddreißig Mal vierundzwanzig Stunden hinweggenommen, wovon jedoch faſt drei volle zu Beſuchen der von uns auf dem Wege angeſegelten Inſeln verwendet wurden. Die wirkliche Länge der Reiſe kann alſo nicht auf mehr als vierundzwanzig Mal vierundzwanzig Stun-den angegeben werden, und wir wagen mit gutem Grunde zu glauben, daß bisher noch keine ſchnelleren Reiſen zwiſchen dieſen beiden Städten gemacht ſind.

XIII.

Canton und Hongkong.

1852. December 7. bis December 29.

Sobald die Fregatte ihre Anker ausgeworfen hatte, wurde ein Boot nach der Stadt abgesendet, um die Briefe abzuholen, welche möglicher Weise für sie dorthin adressirt sein konnten, und die von Sydney hierher mitgenommene Post abzuliefern. Die englische Flagge wurde mit einundzwanzig Kanonenschüssen salutirt, und von den in dem Hafen liegenden Orlogsfahrzeugen kamen, wie gewöhnlich, die Offiziere mit ihren Chefs an unsern Bord, um ihre Complimente zu machen. Von diesen Fahrzeugen waren zwei englische, die Fregatte Cleopatra und das Dampfschiff Hermes und eins die amerikanische Corvette Saratoga. Gleich nach uns langte außerdem das Dampfschiff Susquehannah, von achthundert Pferdekraft und mit sieben Bombenkanonen armirt, an, unter Führung der Standarte des Commodore Aulicks, die mit eilf Schüssen von uns salutirt wurde.

Schon bevor die Ankerung vor sich gegangen, war die Fregatte von chinesischen Booten umgeben, an Bord welcher sich allerlei Waaren befanden, sowohl genießbare, als andere. Es wurde ihnen sogleich gestattet anzulegen und in einem Augenblicke war die Backbordseite von dem Verdecke der Fregatte in einen Markt verwandelt, auf welchem der Verkauf eine Zeit lang ganz lebhaft betrieben wurde. Die Speiseartikel schienen besonders die Waaren zu sein, die dem allgemeinen Geschmacke am meisten entsprachen, und vorzugsweise wurden ungeheuere Quantitäten Eier aufgekauft, etwas, was wir allerdings schon seit sehr lange hatten entbehren müssen und jetzt hier für. einen mäßigen Preis haben konnten. Im Uebrigen boten die Schneider ihre vollkommen fertigen Kleider an, und die Schuhmacher versuchten auf's Eindringlichste ihr Schuhzeug aufzuschwatzen; lackirte Kästchen und Schreine, seidene Taschentücher, Schach-

ſpiele und Shawls, Porzellan- und Elfenbein-Sachen und Schnitzeleien, Körbe und Gemälde wurden rechts und links ausgeboten und mit Verwunderung von der ganzen Beſatzung angeſtaunt, vom älteſten und erſten Bootsmanne bis zum jüngſten Schiffsjungen hinunter. Die Anzahl der Handelsboote vermehrte ſich unaufhörlich, und folglich auch das Gedränge und Unweſen, aber es war überraſchend zu ſehen, mit welcher Bereitwilligkeit und Beſcheidenheit die Kerle in den längs unſerer Seite liegenden Booten dem Befehle gehorchten, ihre Sachen zuſammen zu packen und ſich wieder zurück zu ziehen, als das Salutſchießen vor ſich gehen ſollte, und mit welcher demüthigen Höflichkeit ſämmtliche Handelsleute ſchließlich die Bezahlung empfingen, um ſich ganz von der Fregatte wegzubegeben. Früh am Nachmittage kam ein chineſiſcher Lootſe, Namens Wu-Su, zu uns an Bord. Er ſollte unſer Fahrzeug bis nach Whampoa geleiten. Der Mann redete das Engliſche ganz unbehindert, war ſauber und gut gekleidet, und zeigte ſich uns bald ſowohl als ein guter Lootſe, wie auch als ein geſchickter Seemann, und auch ſeine Aufführung während der ganzen Zeit unſeres Zuſammenſeins verdient in jeder Beziehung nur des Lobes.

Wir lichteten um 1 Uhr Nachmittags wieder die Anker, und hielten mit einem ſchwachen oſtnordöſtlichen Winde auf die ſchmale ſogenannte Capſingmun-Rinne, zwiſchen dem feſten Lande und der Inſel Lantao. Die Strömung geht hier ſehr ſtark. Man hat ſodann zur Rechten das feſte Land, und zur Linken ſcheint zuweilen das offene Meer zwiſchen den vielen Inſeln und Klippen, von denen die Küſte umgeben iſt, und welche dem Fahrwaſſer eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einem Theile des ſchwediſchen Scheerengartens verleihen, hervor. Die Inſeln ſind jedoch hier weit höher (ſie gehen bis zu 3000 Fuß Höhe hinauf), als es bei den letzteren der Fall iſt. Alles miteinander, ſowohl die Inſeln, als das feſte Land, hat ein ödes und unfruchtbares Ausſehen. Man ſieht kaum ein Zeichen von Bäumen, und nur verdorrtes Gras ſcheint dünn die ſteilen Abhänge zu bedecken. Nahe am Meere liegt ein und das andere kleine Dörfchen von eben dem Ausſehen und die größte Armuth verrathend. Viele chineſiſche Fahrzeuge, große und kleine, ſchwärmten nach allen Richtungen hin. Wir kamen noch vor Sonnenuntergang bei mehreren Inſeln vorüber, und ankerten um $9\frac{1}{2}$ Uhr Abends dicht bei der Inſel Lintin. Es war jetzt gänzlich ſtill geworden. Nahe hierbei iſt der Ankerplatz Kumſingmun, eine der Stationen für die Fahrzeuge, welche zu Opiummagazinen verwendet werden. Wir ſchieben es bis auf eine paſſendere Gelegenheit auf, unſeren Leſern eine Nachricht darüber zu geben, auf welche Art der Schmuggelhandel mit Opium eingerichtet iſt.

Für den uns noch bevorſtehenden Theil der Fahrt nach Whampoa hat man eine Hülfe, die ein Fahrzeug in den Stand ſetzt, auch während

der Windstille, wenn auch etwas langsam, doch vorwärts zu kommen; es ist die Fluth, welche mit hinreichender Stärke eintritt, um die schwache Strömung des Canton-Flusses zu überwinden, welche jedoch während der Ebbe ziemlich reißend ist, was man jedoch nicht nach den Begriffen verstehen muß, die wir in Schweden gewohnt sind mit strömendem Wasser zu verbinden. Wir lichteten also, sobald die Fluth um 2 Uhr des folgenden Tages uns günstig wurde, wieder die Anker; der Wind wehte ganz schwach aus Nordosten. In der Tagesdämmerung befanden wir uns nahe den sogenannten Inseln Lankit und Sampanchau, und vor uns wurde die sogenannte Bocca Tigris, oder Hu-Mun-Mündung vom Chou-Kiang oder Canton-Flusse sichtbar. Dieselbe ist auf beiden Seiten von steilen Höhen umgeben, an deren Befestigung die chinesischen Ingenieure alle ihre Kunst verwendet haben, ohne daß es ihnen jedoch besser damit geglückt wäre, als daß ein ganz unbedeutendes englisches Geschwader, welches hier gegen das himmlische Reich operirte, mit größter Leichtigkeit und fast ohne einen Verlust zu erleiden, die Einfahrt forcirte und die Festungen stürmte. Die Batterieen bestehen aus hohen, weiß beworfenen Mauern, welche theils außen am Fuße der Höhe liegen, theils ihren Platz höher auf die Abhänge hinauf gefunden haben. Die Mauern sind ganz unbedeckt und scheinen nicht sehr dick zu sein. Die Anzahl der Kanonen, oder, vielleicht richtiger gesagt, der Kanonenluken, erreicht ein oder das andere Hundert. Ostwärts von dem Auslaufe des Flusses liegt zwischen kleinen Baumanpflanzungen ein unbedeutendes Städtchen, und zwischen den erwähnten Höhen ragt die hohe Tiger-Insel hervor, auf welcher ein Paar kleinere Batterieen liegen und bis nahe auf die Oberfläche des Flusses hinabgehen. Der Himmel war ganz klar, aber die Luft sehr räuchrig, so daß keine entfernteren Gegenstände unterschieden werden konnten. Die Temperatur der Luft war nahe an der für uns jetzt so ungewöhnlichen niedrigen Zahl von 14 Grad und die des Wassers war 17 Grad.

Wir schritten um 8 Uhr Morgens durch Bocca Tigris und kamen nun in den Fluß. Das Wasser war schon lange von einer trüben Farbe gewesen, nahm aber jetzt vollkommen das Aussehen von einem dicken, aufgerührten, schwachen Biere an. Die Fregatte trieb mit der Fluth im sachten Maaßstabe den Fluß hinauf, bei den beiden Inseln Süd- und Nord-Wantong vorüber; der unbedeutende Wind, der sich spüren ließ, war uns entgegen. Bis dicht vor Whampoa führt der Cours den Fluß hinauf, fast direct nach Norden, und die in dieser Jahreszeit beständig wehenden, nordöstlichen Winde sind also einer Segelung nach aufwärts gerade nicht günstig. Hier im Innern sind jedoch diese Winde nicht so regelmäßig, wie draußen in der See, und wir hatten sogar ein Paar

Mal südwestlichen Wind, wenn auch ganz schwach und nur von geringer Dauer. Die günstige Fluth schlug um 10 Uhr Vormittags um, und wir ankerten darauf im Osten von der Tiger-Insel. Die Luft hatte sich jetzt etwas aufgeklärt, so daß man auch die Formen der entfernteren Gegenstände ziemlich gut unterscheiden konnte. Das Flußthal wurde auf beiden Seiten von Reihen von Höhen und Bergen umschlossen, welche drei bis vier schwedische Meilen von dem Flusse entfernt zu liegen schienen; der Sonnenrauch machte es jedoch unmöglich, mit einiger Sicherheit, dem Augenmaaße nach, den Abstand beurtheilen zu können, und über die Höhe der Berge wagen wir es kaum uns zu äußern, würden aber geneigt sein zu behaupten, daß sie zwei- bis dreitausend Fuß betragen hätte. Nach dem Farbentone zu urtheilen, sind diese Höhen, dem größeren Theile nach, kahl; sie zeigen keine kecke oder abwechselnde Formen, vielmehr gleicht der eine Hügel so ziemlich dem anderen. Zwischen diesen Bergreihen und dem Flusse ist das Land vollkommen flach, wenn man einen und den anderen kleinen Seitenhügelzug ausnimmt, der von der Hauptreihe herausschießt. Das niedrige Land wird fast ausschließlich zum Reisbaue verwendet, und ist dicht mit Dörfern bebaut, um welche herum Bambubüsche und Fruchtbäume üppig gedeihen. Es wird von vielen Bächen oder künstlichen Kanälen durchschnitten, und man sieht weiter fort, zwischen Bäumen und Häusern, sowohl Boote, als Junken gemächlich hin- und herfahren. Nirgends zeigt sich eine Viehheerde, ausgenommen einige wenige graue Büffel, die man hier und da auf den bereits gemähten Aeckern weiden sieht, oder die sich mit innerem Wohlbehagen im Schlamme am Ufer wälzen. Die Breite der Hauptader des Flusses beträgt hier über eine halbe schwedische Meile.

Ein Boot wurde von uns mit einigen der Offiziere und sämmtlichen Herren Naturforschern an's Land gesetzt. Nach Verlauf von ein Paar Stunden kamen sie wieder an Bord zurück und brachten einige Vögel mit, welche sie geschossen hatten. Ein Paar Chinesen, denen sie begegnet waren, hatten sich ganz freundschaftlich gesinnt erwiesen, was gerade nicht immer der Fall zu sein pflegt. Mehr als ein Fremder, der sich hier an das Land begab, ist ermordet worden, und noch mehrere beraubt und geplündert. Möglicher Weise leitete sich die jetzt bewiesene Freundlichkeit auch nur aus der Achtung her, welche ihnen die überlegene Anzahl und die Furcht vor den vielen guten Doppelbüchsen, die sie sahen, eingeflößt hatte. Das Land war sehr sumpfig und naß, so daß die Wanderung höchst beschwerlich war.

Während der von uns darauf verwendeten Zeit hatte eine andere Gesellschaft, von dem Lootsen begleitet, einen Besuch auf einer in unserer Nähe gleichfalls vor Anker liegenden großen Junke gemacht, die mit allen

diesen Fahrzeugen eigenthümlichen Zierrathen in grell bunten Farben ausgeschmückt war, die großen gemalten Augen auf den Bugen nicht zu vergessen. Ohne diese Letzteren kann ein Fahrzeug, nach der Aeußerung der Chinesen, nicht den Weg durch das Wasser finden: „Suppose no eye" — sagt er, — „how can see? — No see, how can sabe?" Man kann es doch nicht leugnen, daß es eine Art poetischer Gedanke ist, der Alles übertreffend, was sonst dem chinesischen Volke gewöhnlich ist, diesem Glauben zu Grunde liegt. Dieser Gebrauch Augen auf sein Fahrzeug zu malen, ist übrigens keinesweges hier auf China beschränkt, sondern zeigt sich auch an den Küsten des mittelländischen Meeres als ziemlich allgemein, aber die auf den Junken befindlichen haben einen von demselben verschiedenen, stierenden und fast blödsinnig aussehenden Charakter. Unsere Besuchenden wurden an Bord der Junke sehr zuvorkommend aufgenommen und durften sie ganz nach ihrem Belieben von vorn bis hinten betrachten. Der Befehlshaber war ein Mann in mittleren Jahren, abgestumpft und auch körperlich zerstört durch ewiges Opiumrauchen, womit er auch gerade zur Zeit des Besuches beschäftigt war; er bot den Gästen Thee an, und Einer der Unseren reichte ihm seine Dose mit Schnupftabak, woraus er mit großem Vergnügen eine tüchtige Prieße nahm. Der Chinese nimmt aber nicht, so wie wir, den Tabak zwischen den Daumen und den einen Finger, sondern bedient sich nur des übermäßig langen Nagels eines seiner kleinen Finger, als einen Spatel, womit er aus dem Inhalte der Dose einen so großen Theil, wie er ihn gerade für seine Nase passend erachtet, ausschaufelt. Eine detaillirte Beschreibung einer Junke würde kaum für unseren größeren Leserkreis verständlich werden, wir beschränken uns daher nur auf ihre hauptsächlichsten Eigenheiten. Die Breite ist fast dieselbe, wie die Länge des Schiffes nach außen zu, und das Fahrzeug ist an beiden Steven gleichsam ganz quer abgeschlagen. Einen Kiel findet man nicht daran, und das Ruder sitzt nicht auf einigen Haken, sondern wird durch Taue festgehalten und kann in einer Rinne oder einer Trommel, welche den unteren Theil des Achterstevens in zwei Stücke zerlegt, hinaufgezogen werden. Beide Steven springen hoch in die Luft hinaus; nach vorn zu liegen zwei große Anker aus hartem, schweren Holze verfertigt und mit von Binsen oder Rotang geflochtenen Tauen an einen ungeheueren Gangspill befestigt, während eine ähnliche, aber kleinere Winde zu sogenannter Kipping des Ankers dient. Nach hinten zu sind eine Menge Hütten für das befehlende Personal und die Matrosen angebracht, von welchen letzteren jeder seine eigene Hütte hat. Nur der niedrigste, noch ganz unerfahrene Theil der Besatzung muß gemeinschaftlich wohnen. Ein Bugspriet haben die Junken nicht, und ein jeder von den beiden eigentlichen Masten hat nur ein großes, von Bastmatten

gewirktes Loggersegel, welches durch eine Anzahl von der vorderen nach der hinteren Seite zugehenden Sprossen gespannt gehalten wird. Einen dritten kleinen Mast findet man zuweilen so weit, wie irgend möglich, nach hinten hinausgestellt; er steht nicht in der Mittellinie des Fahrzeuges, sondern bedeutend mehr nach der einen Seite. Der Rumpf ist von seiner Außenseite mit einer Menge gemalter Kanonenpforten und Kanonen versehen, und der Hinterspiegel stellt in rother, gelber, blauer und grüner Farbe eine zusammengewürfelte Masse von Figuren vor, welche in der That den Gedanken auf Fredmanns Aeußerung über das Wappen eines Ritters des Bachus führt, nämlich: „Krebse, Walfische, Adler und Schweine." Nach hinten zu und auf den Loringen hängt meist eine größere Anzahl Körbe und Säcke, die Hühner, Speisevorräthe, Marktwaaren oder Frachtgüter enthalten; es erscheint völlig unbegreiflich, daß nicht dieser ganze Zierrath bei dem ersten heftigeren Windstoße mit dem Winde fortfliegt. Wir dürfen nicht vergessen es zu erwähnen, daß jedes Fahrzeug sein kleines Götzenbild mit sich führt, oder wie es hier in der zwischen Chinesen und Europäern üblichen Sprachweise genannt wird, sein Djoss hat, welches in einer besonderen Hütte steht, in der stets Lichter oder Räucherstöcke brennend erhalten werden, und an jedem Abende wird Chin-Chin-Doss gehalten, was in eben derselben trefflichen Sprache Gottesdienst bedeutet. Wir müssen später, nach der Ankunft in Canton, sowohl über diese Sprache, als auch, wie es bei dem eben erwähnten Gottesdienste zugeht, Rechenschaft ablegen, können es aber doch nicht unterlassen hier sogleich ein Probestück mitzutheilen, welches unser Lootse in Beziehung auf die erstere uns am heutigen Tage geliefert hat. Er zeigte uns nämlich die Wohnung eines Mandarins, die in einer nur geringen Entfernung vom Ufer lag, und gab uns auf unsere Frage: ob wir nicht hinfahren und den Mandarin besuchen könnten, folgende Antwort: „Suppose you wantee see mandarin, me go to him, mandarin come on board, take samshu*) with you, you go down in him boat, take samshu with him; suppose go on shore, no can chinaman knock you on head."

Wir lichteten um 6 Uhr Nachmittags mit der Umschlagszeit der Fluth die Anker und begannen wieder unsere langsame Fahrt den Fluß hinauf. Zur Mitternachtszeit kam die Strömung uns wieder entgegen, und wir ankerten bei dem sogenannten Second Bar einer Sandbank, die sich über den größten Theil der Breite des Flusses ausdehnt, die hier etwas weniger, als eine halbe schwedische Meile beträgt, die Seitenarme natürlich nicht mitgerechnet. Während der Nacht kam ein Boot längs

---

*) Samshu ist der chinesische Branntwein.

Der Uebersetzer.

unserer Seite, und ein Individuum stieg aus demselben zu uns an Bord, welches sich, als von dem Handelsherrn Boston Jack in Whampoa gesendet, zu erkennen gab; diese Firma ist die angesehenste und zuverlässigste unter allen den Häusern, welche die fremden Fahrzeuge mit frischen Lebensmitteln und den übrigen Waaren, deren sie irgendwie benöthigt sind, versehen. Der Abgesendete war des Besitzers Brudersohn, ein junger Mann von dem allerchinesischsten Ansehen, das uns bisher vorgekommen war; er war wohl gekleidet, sprach ein sehr fließendes Englisch und konnte diese Sprache so gut, wie seine eigene, sowohl lesen, als schreiben. Er lernte sehr bald die Namen sämmtlicher Offiziere der Fregatte kennen, und wir hatten in der Folge allen Anlaß mit ihm zufrieden zu sein. Seinen chinesischen Namen erfuhren wir nicht, aber unter seinen Rechnungen unterzeichnete er sich Jack Junior. Nachdem er für den morgenden Tag Bestellungen an Fleisch und dergleichen mehr entgegen genommen hatte, ging er im Voraus nach Whampoa ab.

Die Fregatte lichtete am 9. um $7\frac{1}{2}$ Uhr des Morgens die Anker, und da der Wind jetzt ein wenig frischer war und uns mehr, als bisher, begünstigte, legte sie auch bald die kleine noch übrig bleibende Strecke zurück. Um 10 Uhr waren wir bei First Bar, woselbst die Tiefe es gerade noch für Fahrzeuge von solchem Tiefgange, wie ihn die Eugenie hat, gestattet darüber hinweg zu gehen. Der Fluß macht hier einen stumpfen Winkel, so daß dessen Bett nach Osten und Westen hin liegt, und theilt sich in mehrere Zweige, welche eine Anzahl flacher Inseln umschließen. Um $10\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags ankerten wir ein Stück unterhalb Whampoa, gerade vor der sogenannten Bambootown, und vertauten uns sogleich mit einem Anker für die Ebbe und mit einem anderen für die Fluth. Die Bojen mit ihren Rep's waren vorher abgesteckt, eine nothwendige Vorsichtsmaaßregel, um ihrem Forttreiben vorzubeugen. Unser Lootse hatte sich die ganze Zeit hindurch als ein tüchtiger und brauchbarer Mensch gezeigt. Die Entfernung von Bocca Tigris bis zu unserem Ankerplatze betrug ungefähr vier schwedische Meilen, und von dem letzteren zu den Factoreien in Canton ist es nur ungefähr halb so weit.

Die Breite der Hauptader des Flusses ist bei First Bar etwas geringer, als eine Viertelmeile, wird aber von dort ab durch eine Anzahl Inseln in zwei größere Gerinne getheilt, die durch eine Menge kleinerer, welche zwischen dem Inselabyrinthe hindurch führen, immer wieder vereinigt werden. Die südliche der beiden größeren Rinnen ist die tiefste und hat den Namen „Blenheim Passage" bekommen, und zwar nach einem englischen Linienschiffe dieses Namens, welches während des Krieges ein gutes Stück durch dieselbe stromaufwärts ging. Weiter hinauf theilt sie sich in zwei Aeste, von denen der südliche zu der Stadt Fatschan leitet

und der nördliche, Macao-Fort-Chaneel genannt, gerade nach Canton führt, woselbst er sich dann wieder mit der nördlichen Hauptader vereinigt. Verschiedene kleinere englische Fahrzeuge gingen auf diesem Wege nach Canton hinauf und nahmen diese Batterien zwischen dieser Stadt und Whampoa in den Rücken. Alle die vielen Inseln, von denen Honam die größte ist, sind niedrig und flach, obschon auch an ein Paar Stellen einige unbedeutende Hügel vorkommen.

Ganz nahe bei unserem Ankerplatze liegt auf der sogenannten dänischen Insel (Danes Island) eine kleine Stadt, deren chinesischen Namen wir nicht kennen, die aber gewöhnlich „Bambootown" genannt wird. Sie besteht aus einer längs dem Strande laufenden schmalen Gasse, die durch eine Anzahl kleinere durchschnitten wird, während sie in ihrem Rücken von sumpfigen Reisfeldern umgeben ist, welche jetzt in dem chinesischen Winter kahl dastanden und sehr wenig anziehend aussahen. Kleine erhöhte Fußsteige leiten zwischen diesen Schmutzpfühlen hindurch. Die Stadt bietet ein Gemälde von Lebendigkeit und Thätigkeit dar, und die Erdgeschosse von fast jeglichem Hause werden von Läden und Werkstätten eingenommen. Dort wurde gehämmert und geklopft von frühem Morgen bis zum späten Abend, und außer einem Theile bei uns gebräuchlicher Lebensmittel, wie Hühner, Enten und anderes Federvieh, wurden auch geschlachtete Katzen und Ratten zum Verkaufe für die Liebhaber ausgeboten. An Schenken zeigte sich durchaus kein Mangel, und liederliche Häuser des elendsten Schlages fehlten eben so wenig. Ein Theil der Bevölkerung soll aus Schenkwirthen und ihres Gelichters bestehen, die ehemals die sogenannte „Hog Lane" oder das Schweinegäßchen in Canton bewohnten, aber durch die chinesischen Ortsbehörden von dort weggewiesen wurden, in Bezug auf die unaufhörlichen Schlägereien und das Unwesen, welches in ihren Häusern beständig herrschte. Die Waaren, welche hier feilgeboten wurden, waren natürlicher Weise nur von höchst mittelmäßiger Beschaffenheit, wenn man vielleicht einen Theil Tischlerarbeit, Strohmatten und dergleichen nothdürftige Gegenstände ausnimmt. Man hatte aber dennoch oft Gelegenheit die Nettigkeit und Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher der Chinese seine unleugbar ganz unvollkommenen Werkzeuge zu benutzen weiß, die, wie es heißt, auch zum größten Theile im Inneren des Landes angefertigt werden. Die scharfen Eisen sollen sich in Beziehung auf Güte und Dauerhaftigkeit mit den besten englischen messen können.

Die Stadt Whampoa liegt eine starke Viertelmeile weiter den Fluß hinauf, auf der Insel gleichen Namens, welche die nördliche Hauptader genau in der Mitte des Stromes in zwei gleiche Theile zerlegt. Sie gleicht ihrer Beschaffenheit nach vollkommen der Bambustadt, ist aber bedeutend größer, als diese, ihre Umgebungen sind auch ganz ähnlich.

Nachdem die erste Neugierde befriedigt, hinterlassen diese chinesischen Städte sämmtlich den Eindruck der größten Einförmigkeit. Man sieht das eine graue, schmutzige Haus neben dem anderen stehen, dieselbe enge und finstere Bude neben der anderen, unaufhörlich die gleichen für uns unverständlichen Inschriften und Schilder, darunter dieselben grinsenden Physiognomieen. Es kommt Einem so vor, als wäre der Unterschied im Aussehen zwischen den verschiedenen Individuen in China weit weniger markirt, als es in den europäischen Ländern der Fall ist, und in den Kleidungen und Trachten herrscht ein noch weit geringerer Unterschied, als in den letzterwähnten. Wir haben es übrigens nicht nöthig eine chinesische Physiognomie zu beschreiben, es hat ja jetzt fast Jedermann viele dergleichen auf den lackirten Kästen und Theetassen, Vasen, oder Tabaksbehältern gesehen, und die Tracht ist auf denselben ebenso deutlich dargestellt. Die bei der arbeitenden Klasse gewöhnlichen Farben sind dunkelblau und die dem Nangkin eigenthümliche Naturfarbe, und man muß den Chinesen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich sehr sauber halten. Die langen, von dem Scheitel herabhängenden Zöpfe werden gewaschen und sehr sorgfältig geflochten, und wenn sie dem Besitzer zu kurz erscheinen, wird ihre Länge durch eingeflochtene Striemen von schwarzer Seide vermehrt. Backen- oder Kinnbärte werden gar nicht getragen und Schnurrbärte nur von älteren Herren.

Da man natürlich auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stößt, wenn man sein eigenes Haupt rasirt, so ist es klar, daß eine große Anzahl Barbiere durch das Scheeren der Köpfe von der großen Masse des Volkes Beschäftigung gewinnen; daher sieht man denn auch eine Barbierstube dicht neben der anderen, und in jeder beständig Leute unter dem Scheermesser. Der Patient, wenn man den Duldenden so nennen darf, sitzt auf einem niedrigen Stuhl und neigt sich, wenn sein Schädel rasirt werden soll, nach vorn über einen kleinen niedrigen Tisch, der einem Hauklotze, wie sie bei uns in Europa in den Küchen benutzt zu werden pflegen, ähnlich sieht. In dieser Stellung gleicht er auf eine unbehagliche Weise einem auf dem Richtblocke liegenden Verbrecher. Die Haarstoppeln werden mit Wasser, ohne Zusatz von Seife, eingeweicht, und das Scheeren wird mit vieler Fertigkeit, mittelst eines ganz kleinen Messers, vorgenommen. Zu dieser Operation gehört außerdem die Reinigung der Ohren, und das Ausreißen oder das Abschneiden jedes einzelnen Härchens in denselben oder in der Nase, während welcher Arbeit der Behandelte in der Regel mit geschlossenen Augen in einer Miene der größten Geduld und Ergebung da zu sitzen pflegt.

Chineſiſcher Barbier.

Unſer Handelsmann oder „Comprador," Boſton Jack, iſt in Whampoa anſäſſig, wo er ſein Geſchäft mit bedeutender Rührigkeit betreibt. Seinen wirklichen Namen haben wir auch nicht gehört, ſeitdem er aber in ſeiner Jugend auf einem amerikaniſchen Fahrzeuge eine Reiſe nach Boſton gemacht hat, handelt er unter der oben erwähnten, ihm ſicherlich aus Spott verliehenen Benennung. Eine lange Zeit hindurch iſt er Commiſſionair für die vielen hierher kommenden europäiſchen und amerikaniſchen Fahrzeuge geweſen, und hat auf dieſe Art ein ganz anſehnliches Vermögen gewonnen. Auf die Einladung unſeres ſchon beſchriebenen Freundes, Jack Juniors, begaben ſich einige von uns auf einen kurzen Beſuch zu dem Greiſe, den wir mit einer kleinen Spielpartie beſchäftigt fanden, bei der ſeine Theilnehmer aus zweien ſeiner guten Freunde beſtanden. Der Greis Jack ſchien ungefähr ſiebenzig Jahr alt zu ſein, aber geſund und munter, und freimüthiger und lärmender in ſeiner Art, als es uns die Chineſen im Allgemeinen vorkamen. Er trug

buſchige Schnurrbärte, und der kleine graue Haarzopf ſtand ihm aus dem Nacken heraus, wie ein Schwanz. Die anderen Spielenden waren ein alter magerer Mann, mit einem offenen und gutmüthigen Antlitze, mit langen Schnurrbärten geſchmückt, und ein jüngerer dicker Herr, deſſen feiſtes rundes Geſicht und ſchwellende Lippen rohe Sinnlichkeit ausdrückten, während die kleinen triefenden Augen einen höchſt widerwärtigen Ausdruck von Gier und Falſchheit hatten. Nach der Richtung ſeiner ſchielenden Blicke zu ſchließen, ſchien er mitunter gern die Karten ſeiner Mitſpieler in Augenſchein zu nehmen. Die Karten beſtanden aus kleinen Bambuſcheiben von drei Zoll Länge und einem halben Zoll Breite. Wie viele dergleichen zu einem Spiele gehörten, konnten wir nicht in Erfahrung bringen und eben ſo wenig die Beſchaffenheit ihres Spieles. Nachdem wir von den uns angebotenen Erfriſchungen gekoſtet hatten, die aus Wein und Früchten beſtanden, nahmen wir das Haus und die Magazine des Greiſes in Augenſchein, und fanden die letzteren ganz vortrefflich mit allen erdenklichen Schiffsbedürfniſſen verſehen. Ein kleines beſonderes Zimmer des Hauſes war dem Djoſſ oder Götzenbilde geweiht, vor welchem kleine Räucherſtöcke brannten. Nach der Seeſeite war ein Altan und innen vor demſelben ein Wachtzimmer. Und nach dem kriegeriſchen Ausſehen hierſelbſt zu urtheilen, muß die allgemeine Sicherheit in dieſer Gegend des himmliſchen Reiches gerade nicht ſehr groß ſein. Auf dem Altane ſtanden mehrere kleine Kanonen, und das Wachtzimmer enthielt eine Anzahl Gewehre, Piſtolen, Spieße und Säbel. Jack Junior, der uns folgte, verſicherte, daß jede Nacht in demſelben Wache gehalten würde, und daß dieſe Vorſichtsmaaßregel nothwendig wäre, um dem Angriffe der Diebe zuvor zu kommen, die auf Canton-engliſch „Labroner" genannt werden. Der Greis Jack iſt auch ſchon mehrere Male den Erpreſſungen der raubluſtigen Mandarinen, für welche Operation man den Canton-engliſchen Ausdruck „makee se neezy" gebraucht, ausgeſetzt geweſen.

Dicht neben Boſton Jacks Magazin liegt eine Soya-Fabrik, woſelbſt auch das Einkochen von Ingwer in ſehr großem Maaßſtabe betrieben werden ſoll. Wir beſuchten zwar dieſe Anſtalt, da wir uns aber mit den daſelbſt arbeitenden Individuen nicht verſtändlich machen konnten, haben wir keine Gelegenheit gefunden unſeren Leſern Rechenſchaft über die Zubereitung der Soya abzulegen. Daß eine Art Bohne als Hauptbeſtandtheil dabei zur Verwendung kommt, können wir jedoch mit Gewißheit angeben, mindeſtens lagen mehrere ſolcher Haufen ſtets in der Nähe der kochenden Keſſel.

Wir laſſen uns nur mit einer gewiſſen Verzweiflung auf die Beſchreibung der Chineſen und Chinas ein. Es finden ſich ſchon in allen europäiſchen Sprachen ſo gute Arbeiten über dieſen Stoff, daß wir

Chineſiſche Kartenſpieler.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

keinesweges hoffen dürfen in der unseren den Werth derselben zu erreichen, und der einzige schlechte Trost, den wir haben, ist der, daß diese Arbeiten, als schwer zugänglich, vielleicht noch nicht allgemein gelesen sind. „Mein Sohn auf der Galeere" ist zwar eins der weiter verbreiteten Werke, aber „Osbecks" vortreffliche Reise sieht man nicht oft, außerdem haben sich seit seiner Zeit die chinesischen Sitten nicht wenig verändert. Unter den neueren erwähnen wir Herrn Liljevalchs Arbeit über den chinesischen Handel und die Industrie, worin außerdem die herrschenden Sitten und Gebräuche lebendig geschildert werden, und des Freiherrn von Dübens, zwar nicht weitläuftige, aber mit vielen Thatsachen bereicherte und mit großem Talente ausgeführte Berichte über seine Reise nach China und zurück auf dem Schiffe Prinz Carl, die leider noch weit unbekannter geblieben sind. In England gab vor ungefähr zehn Jahren Sir John Davis, der eine Zeit lang Gouverneur von Hongkong war und längere Jahre hindurch die chinesischen Verhältnisse studiert hatte, eine größere Arbeit über das Land und seine Bewohner heraus, die für das Beste und Vollständigste gehalten wird, was bisher darüber zu finden ist. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt dieses Werk zu studieren, und können uns also fast nur darauf beschränken zu erwähnen, was wir selbst in China gesehen und erfahren haben. In solchen Dingen, wie die Literatur der Chinesen, müssen wir unsere vollkommene Unkenntniß eingestehen, und überlassen es dem Leser aus den Schriften der gelehrten Zeitgenossen die Aufklärungen zu schöpfen, über die er sich unterrichtet zu sehen wünscht; wir dagegen wenden uns wieder zu der Volksmasse zurück, die man um sich sieht, und schildern ihr Aussehen und ihre Lebensart.

Längs dem Strande sieht man in Whampoa sowohl, als in der Bambustadt, eine Anzahl auf schraubenähnlich gewundenen Pfeilern erbaute Häuser, und in den darin vertaut liegenden Booten wohnt und lebt eine nicht unbedeutende Menge Menschen. Die Boote, mit denen sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen, dienen ihnen auch zur Wohnung. Von früh am Morgen bis spät nach Sonnenuntergang war die Fregatte von solchen Fahrzeugen umringt, von denen ein Theil sich uns zur Benutzung zu Fahrten auf dem Flusse anbot und der andere mit Handelsartikeln gefüllt war. Die letzteren bekamen zu gewissen bestimmten Zeiten, wenn die Besatzung Frühstück und Mittag aß, die Erlaubniß an unserer Seite anzulegen, und der Handel ging bald unten in ihren Booten, bald auch oben an Bord der Fregatte vor sich. Anfangs wurde er mit gleich großem Eifer, wie in Hongkong, betrieben, bald aber ließ das Verlangen nach, und außerdem fingen auch die Gelder abzunehmen an. Außer Eiern, Früchten und frischem Brode, sehr lockende Waaren für Jedermann, der lange von Schiffskost hatte leben müssen, — kaufte die Be-

satzung einen ganzen Haufen Kleinigkeiten, wie Halstücher, Kästen, Körbe und anderen dergleichen Krimskrams zusammen. Einige der Handelsmänner machten den Versuch unsere ehrlichen Bootsmänner zu betrügen, und es glückte ihnen auch ganz gut damit, und mehr als ein guter Piaster wurde in der Geschwindigkeit beim Abmachen des Handels geschickt gegen einen falschen ausgetauscht, den dann der betrogene Käufer behalten mußte. Auf Jacks Juniors Zureden nahmen wir uns endlich vor dergleichen erwiesene Verbrechen auf unsere eigene Hand zu bestrafen, und in einem schönen Augenblicke wurde denn auch von uns Beschlag auf ein Boot gelegt, dessen Eigenthümer vorher schon ein Paar Mal als unredlich ertappt war, und der nun den ganzen Schaden ersetzen mußte.

Die zu Fahrten auf dem Flusse angebotene Boote oder sogenannten Sampane sind unleugbar ganz besonders nett und zweckentsprechend, und werden stets sehr sauber gehalten. Sie haben das Ansehen eines Eichenstammes, sind aber im Verhältnisse zu ihrer Länge breiter, als solcher zu sein pflegt, und der abgerundete Hintertheil, nächst welchem die größte Breite liegt, giebt ihnen eine dem Eie ähnliche Form. Ein solcher Sampan wird von ein oder zwei Ruderern am Vordertheile bewegt, und ein dritter, hinten stehender, steuert das Fahrzeug mit einem langen Wrickruder, das gleichzeitig noch zum Vorwärtsbringen beiträgt. Die Ruderer sind gewöhnlich Jungen, man sieht aber nicht selten auch Mädchen dazu benutzt werden, während ihre Mutter hinten das Wrickruder dreht. Die Spazierenfahrenden sitzen mitten im Boote, mit dem Gesichte nach vorn gewendet, und können sich im Schatten eines beweglichen Daches mit aller Gemächlichkeit ausstrecken. Der Preis für die Benutzung eines solchen Fahrzeuges ist sehr billig; für einen Reichsthaler hat man es für den ganzen Tag, und für die Reise nach Canton und zurück werden ungefähr drei Piaster gezahlt. Die Bootsjungen sind meist sehr willig und dienstbereit, und wir haben allen Anlaß auch ihre Ehrlichkeit zu rühmen, worauf man jedoch natürlich nicht immer und bei Jedem zu viel bauen darf.

Außer den vielen kleinen Fahrzeugen, von denen der Fluß stets wimmelt, sieht man auch noch beständig eine Menge größerer Lastboote und Passagierfahrzeuge auf- und niederfahren, und zuweilen kommt eine schwere Junke unter großem „Chin-chin-Djoss" vorbeigetrieben, bei welcher Gelegenheit ein gräßlicher Spektakel mittelst der Gongons und anderen zu derselben musikalischen Schule gehörenden Instrumenten bewerkstelligt wird, und vergoldete Papiere angezündet und als ein Opfer für ihre Gottheiten in die See geworfen werden. Aehnliche Chin-chin, welches Wort in der allgemeinen Bedeutung Gruß, Ehrenbezeugung heißt, werden auch an jedem Abende veranstaltet. Die Passagierboote sind bequem

und zur Benutzung auf dem Fluſſe recht zweckentſprechend, würden aber auf offenem Fahrwaſſer eine ſehr ſchlechte Figur ſpielen. Sie werden gewöhnlich ſauber gehalten und ſind in grellen Farben gemalt, und meiſtentheils mit einigen Muskedonnern oder Speeren bewaffnet, um ſich gegen die Flußräuber vertheidigen zu können. Die Beſatzungen tragen Regenkappen, die aus Gras oder Bambublätter verfertigt ſind, werden ſie nicht gebraucht, ſo hängen ſie regelmäßig vom Achterſpiegel herab.

Paſſagierboot.

Da die Europäer nicht hier im Lande wohnen dürfen, haben ſich auch einige ſolche auf derartigen Fahrzeugen etablirt. Ein Paar derſelben treiben Handel mit Schiffsbedürfniſſen, zwei oder drei andere ſind Aerzte und üben eine nicht unbedeutende Praxis auf die ausländiſchen Fahrzeuge, auf denen Krankheiten, namentlich zur Sommerzeit, ſehr gewöhnlich ſind, und Fieber und rothe Ruhr oft ſogar in einem gefährlichen Grade graſſiren. Die Ausdünſtungen der vielen ſumpfigen Reisfelder können

nicht anders als ungesund sein, die Hitze ist außerdem schrecklich, und das schlammige Wasser weit davon entfernt gesund zu sein. Wir bemerkten außer den erwähnten schwimmenden Wohnungen zwei Kirchen, die eine katholischen Bekenntnisses, die andere methodistisch. Der Vorstand der ersteren war ein Franzose und ging auf chinesische Weise gekleidet, der der letzteren aber war ein Amerikaner, der seine europäische Tracht beibehalten hatte. Wir wollen keinen weiteren Vergleich zwischen diesen beiden Leuten anstellen, und es sei nur so viel bemerkt, daß uns der Katholik vielmehr seinem heiligen Berufe zu entsprechen schien, als der Methodist.

Unter den vielen Besuchern der Fregatte fehlte es auch keineswegs an Repräsentanten des schönen Geschlechtes aus dem himmlischen Reiche, obschon dieselben gar nicht zu der feinen Welt gehörten, die sich hier den profanen Blicken nicht zeigt, sondern lediglich aus der armen, arbeitenden Klasse der Gesellschaft bestanden. Ihre Absicht war eigentlich die Wäsche besorgen zu dürfen, aber sie verschmähten darum auch die Gelegenheit keineswegs auf eine leichtere und einfachere Art sich einen Verdienst zu suchen. Man kann hier seine Kleidungsstücke zu einem billigen Preise (einen Piaster für hundert Stück) vortrefflich und höchst achtsam gewaschen und geplättet erhalten, während man in Südamerika gerade zehn Mal so viel bezahlen muß und dieselben noch überdies jämmerlich zugerichtet wieder bekommt. Doch muß man sich auch hier ein Wenig vorsehen, ehe man seine Kleidung und Wäsche weggiebt, um sicher zu gehen sie überhaupt wieder zu bekommen, aber gewöhnlich giebt der Comprador (Commissionair) des Fahrzeuges einen Nachweis ehrlicher und zuverlässiger Wäscherinnen. Das Aussehen dieser Weiber ist zwar durchaus nicht einnehmend, aber sie haben doch meist einen gutmüthigen und bescheidenen Ausdruck und halten sich allgemein sehr sauber. Alle, die wir sahen, waren, wie auch die Mehrzahl der Männer, von kleinem Wuchse, aber ganz vortrefflich proportionirt; das Aussehen ihrer Hände und ihr ganzes Erscheinen trug keineswegs den Stempel eines argen Druckes oder harter Arbeit. Die Gesichter hatten den auf allen chinesischen Zeichnungen gewöhnlich vorkommenden Typus. Die Kleidung bestand aus ein Paar bis auf das Schienbein herabreichenden weiten Hosen und einer Blouse mit halblangen Aermeln, beide Stücke von dunkelblauem Baumwollenzeuge. Die Mädchen trugen das Haar nach hinten zu genommen und weit hinab geflochten, vorn weggeschnitten und auf die Stirn heruntergestrichen, die dadurch ganz bedeckt wird, was nicht sehr dazu beiträgt den Reiz ihres Aussehens zu erhöhen. Die Hausfrauen haben es von allen Seiten in die Höhe gestrichen und in einen großen Büschel gebunden, der im Nacken auf irgend eine Art, die wir nicht

beſchreiben können, zuſammengedreht wird, was jedoch nicht häßlich iſt, beſonders wenn das Haar immer gut gekämmt iſt. Wir müſſen aber unſeren Verdacht bekennen, daß eine nicht unbedeutende Menge falſches Haar in das natürliche gemiſcht wird, um die beabſichtigten Figuren herzuſtellen, die dann noch mit kleinen goldenen oder ſilbernen Zierrathen geſchmückt werden. Um die Handgelenke tragen ſie gern Armbänder von Silber, Glas oder einer Art ſehr ſchönem hellgrünen Achat. Dieſe Armbänder werden ſchon in der Kindheit angelegt und können durch ihr Einwachſen dann natürlich nicht mehr anders abgenommen werden, als daß man ſie zerſchlägt. Der Ohrgehänge bedienen ſie ſich auch. Strümpfe und Schuhe ſchienen aber zu den weniger allgemein benutzten Kleidungsſtücken zu gehören.

Die Bekleidung der Männer iſt ungefähr dieſelbe, wie die der Weiber, aber die Blouſe iſt kürzer, und auf dem Kopfe wird eine Art Plattmütze getragen, oder eine ſpitze Kopfbedeckung und endlich auch ein breitrandiger Hut. Jedoch trotzt der chineſiſche Arbeiter auch oft mit entblößtem Kopfe der heißeſten Sonne, von der ein Europäer augenblicklich den Sonnenſtich bekommen würde. Die Vermögenderen bedienen ſich der Strümpfe und Schuhe mit dicken Sohlen, ſo wie langer Röcke, und wenn das Wetter nach ihren Begriffen kühl iſt, auch noch der Ueberzieher, die zuweilen ſogar mit Pelz gefüttert ſind. Der Europäer pflegt in ſolchen Fällen das kürzere Kleid zuerſt anzuziehen und das längere dann darüber zu tragen, aber der Chineſe trägt den längſten Rock zu unterſt, darüber dann einen kürzeren und ſchließt ganz zu äußerſt mit einer kurzen Weſte oder einem Kragen. In dieſer Beziehung, wie in ſo vielen anderen, iſt er ganz der Gegenſatz zu uns. Wir nehmen den Hut ab, wenn wir unſere Höflichkeit Jemand bezeigen wollen, in China ſetzt man ſich denſelben dazu auf; und der Ehrenplatz iſt dort zur Linken ſtatt zur Rechten, wie bei uns.

An Lebensmitteln iſt hier ein genügender Zugang. Sehr gutes Ochſenfleiſch wird zu einem nur mäßigen Preiſe erhalten, Hühner und Enten, Kartoffel und Kohlſorten, Apfelſinen und allerlei andere Früchte werden aber im Uebermaaße gefunden. Das Waſſer des Fluſſes muß man zu benutzen vermeiden, zum Trinken ſowohl, wie auch ſelbſt zur Speiſebereitung; deſſen unapetitliches Ausſehen ſchreckt übrigens ſchon von ſelbſt davon zurück. Kleidung und Schuhzeug wird hier auch zu ſehr billigem Preiſe angefertigt, und wir können die Herren Hung-Sching und Sun-Sching als die vornehmſten Arbeiter, jeder in ſeinem Zweige, recommandiren. Auch allen Arten Reparaturen können die Schiffe hier unterworfen werden; ein Paar amerikaniſche Klipperſchiffe ſtanden zur Zeit unſerer Anweſenheit in improviſirten Docks, die nur für dieſe Gelegenheit

ausgegraben waren, um dann, wenn das Fahrzeug wieder in die See gelassen ist, von Neuem ausgefüllt zu werden, sofern sich nicht ein anderes Schiff zur Hand befindet, um deren Platz einzunehmen. Die chinesischen Zimmerleute arbeiten durchaus nicht übel, wenn man ihnen nur gehörig auf die Finger sieht, und da die Bevölkerung im Allgemeinen daran gewöhnt ist, Verbindungen von Wurzelfasern und Schnüren dort anzuwenden, wo wir uns der Nägel bedienen, stößt man auf keine Schwierigkeit Arbeiter zu finden, welche es leicht und schnell erlernen allerlei Arten Seemannsarbeiten auszuführen, die wir von Chinesen auf eine Weise vollendet sahen, welche mindestens nicht von denen alter befahrener Matrosen übertroffen werden. Wie weit die Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit diesem zierlichen Aeußeren entspricht, wollen wir jedoch ungesagt sein lassen. Die Fregatte unterlag hier einer kleinen Reparatur, in Kalfaterung und Streichung von außen und innen bestehend. Beide Theile wurden auf Accordirung zu ganz billigen Preisen ausgeführt, aber die Kalfaterung zeigte sich nicht sehr dauerhaft, und die Farbe erwies sich eben so wenig von der besten Art.

Die Entfernung zu den Gebirgszügen, welche auf dem linken Ufer das Flußthal begrenzen, beträgt hier nicht mehr als eine schwedische Meile, und an deren Fuße scheint die Landschaft sehr schön zu sein. Der Fremde ist jedoch genöthigt seine Spaziergänge auf die schmutzigen kleinen Städte zu beschränken; bei jedem Versuche eine etwas weiter in das Land ausgedehnte Wanderung zu unternehmen, sieht er sich bald durch ihm entgegenströmende Eingeborene daran verhindert, und sich mit Gewalt durchzudrängen versuchen, würde natürlicher Weise nicht allein keine angenehmen, sondern vielleicht auch sogar nicht ungefährliche Folgen haben. Längs dem Ufer kann man jedoch immer gehen, wenn man ein Boot in kurzer Entfernung folgen läßt, aber die Wanderung durch den Schlamm ist nicht angenehm. Bekassinen und andere Sumpfvögel bieten sich darin allerdings dem Jäger dar, und einige solche, wie auch eine geringe Anzahl kleiner Vögel, waren die einzige Vermehrung, die unsere zoologische Sammlung hier erhalten konnte. Enten giebt es in großen Schaaren, aber sie sind äußerst scheu. Die Chinesen schießen sie auf die Weise, daß sie bis an die Brust in's Wasser gehen, sich Kopf und Arme mit Seegras bedecken und die Ankunft des Volkes abwarten, um einen glücklichen Schuß da hinein zu thun. Auch werden sie in den über Reisfelder ausgespannten Netzen gefangen.

Die eben so schönen, als nützlichen Bambubüsche gedeihen hier in großer Ueppigkeit. Es giebt eine bedeutende Anzahl von Spielarten derselben, deren wesentliche Unterschiede wir jedoch nicht kennen lernten. Auf den längs den Ufern des Flusses laufenden Erdwällen, in denen die Schleusen

Chineſiſche Landſchaft.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

angebracht sind, durch welche das Wasser über die Reisfelder geleitet wird, sieht man lange Reihen von diesen Gewächsen, deren leichte und zierliche Form ihnen das Aussehen von ungeheueren Federbüschen verleiht. Kein Theil von diesen Büschen ist ohne Werth und Nutzen. Die ersten zarten Sprossen werden, wie unser Spargel, gegessen oder auch eingesalzen. Aus den Wurzeln werden die Bildhauerarbeiten geliefert, in denen der Chinese seinen ganzen Geschmack für das Groteske und Sonderbare offenbart. Die dicksten Stämme werden zu Rundhölzern auf kleinen Schiffen verwendet, liefern Bauholz und Wasserrinnen, man baut Brücken und Wassertröge daraus, und ein einzelnes Glied des Rohres liefert eins der niedlichsten kleinen Tönnchen, die man sich denken kann, und zu deren Vollendung man nichts weiter zu thun hat, als ein Loch zum Spunde hineinzubohren. Die schmaleren Theile der Stämme werden zu Stöcken, die ganz dünnen Röhre zu Tabakspfeifen benutzt, Sophas, Stühle und auch Bettgestelle daraus zusammengesetzt und zu Speeren, Bootshaken und Schirmgestellen gebraucht. Aus den Zweigen und Aestchen werden Körbe und Reußen zum Fischfange, so wie Hüte und Matten geflochten; man verfertigt auch aus dem Baste des Rohres Schnüre und Garn, aus denen dann Zeuge bereitet und Netze gestrickt werden. Die Blätter werden zum Dachdecken, zu Regenröcken, und zur Ausstopfung und zum Polstern von Möbeln ꝛc. benutzt. Aus den Spänen wird grobes Papier gemacht, und sämmtliche nicht anders verwendete Reste der nützlichen Pflanze liefern ein gutes Brennmaterial. Außer den aufgezählten, allgemein nützlichen Artikeln giebt der Bambu dem Chinesen auch noch Schreibfedern, die sogenannten „Chopsticker," mit denen man hier zu Lande ißt, dann China eigenthümliche musikalische Instrumente, Töpfe, Dosen und kleinere Gefäße, und noch unzählige Kleinigkeiten, die zu mannigfach sind, um hier aufgezählt werden zu können. Es scheint wohl kaum noch ein zweites Gewächs auf Erden, dessen Nutzen und Anwendbarkeit so allgemein und so mannigfaltig wäre.

Eine nicht unbedeutende Anzahl der in Whampoa und der Bambustadt ansässigen Personen reden ein Wenig englisch, das will jedoch nur sagen, das sogenannte Canton-englisch, ein Rothwelsch aus chinesischen, englischen und portugiesischen Wörtern zusammengesetzt, von denen jedoch die beiden letzteren der Zahl nach sehr im Rückstande geblieben sind. Außerdem kommen Wörter darin vor, welche von den Engländern für chinesische gehalten werden, von den Chinesen aber wieder für englische. Solche sind zum Beispiel die Worte „chin-chin," was sowohl das Hauptwort „Gruß," als das Zeitwort „grüßen" bedeutet; „chau-chau," welches „essen" heißt; „Pidjon," welches „Geschäft" heißen soll, und dergleichen mehr. Das Wort "Djoss," Gott, kommt aus dem Portugiesischen, und

ist nur das verdorbene Wort „dios"; ein Tempel hat die Benennung „djoss-hous" erhalten, und Alles zur Religion gehörige wird in das gemeinsame Wort „djoss-pidjon" zusammengefaßt. Einzelne bestimmte Regeln über Geschlecht, Zahl und Person scheinen durchaus nicht zu existiren, wie überhaupt von keiner Grammatik die Rede ist.

Wie wir schon bei Gelegenheit unseres Besuches im Hause des alten Jack erwähnt haben, darf man nicht mit der Sicherheit für Leben und Eigenthum, die man auf dem Cantonflusse und an seinen Ufern genießt, gerade groß thun. Zahlreiche Fluß- und Straßenräuber treiben hier ihr freches Spiel. Sie bestehen zu einem großen Theile aus sämmtlichen Bewohnern der Dörfer auf beiden Seiten des Flusses, und haben Aufpasser und Spione auf allen Punkten, an denen sie einige Nachrichten, die für sie von Werth sein könnten, vermuthen dürfen. Selten verfließen einige Monate hintereinander, ohne daß in denselben mindestens ein Versuch zu größeren Räubereien gemacht worden wäre, obschon dieselben nicht immer glücken oder nur bis zur Ausführung gelangen. Die Ladronen sind hier nämlich eben so feige, als raubgierig, und wenn sich die Prise, auf die sie Rechnung gemacht haben, nur ein Geringes besser bemannt und bewaffnet zeigt, als sie es vermutheten, räumen sie sogleich das Feld, und eilen mit ihren schnellrudernden Booten hinweg, um sich in irgend einer der vielen kleinen Rinnen und Kanäle, in die sich der Fluß überall theilt, so sicher, als möglich, zu verbergen. Vor den Europäern haben sie einen ungeheueren Respect, und greifen sie nicht ohne sehr große Ueberlegenheit in der Zahl an. Der Angriff geschieht gemeiniglich nach vorher festgesetztem Plane und beginnt damit, daß sie brennende sogenannte Stinckkugeln an Bord des fremden Fahrzeuges werfen. Es sind dies eine Art Granaten von Töpfergeschirr, die mit einem stark brennenden Satze von übel riechendem Materiale, Pulver und namentlich viel Schwefel und starken Rauch verbreitenden Substanzen angefüllt sind. Während die Angegriffenen geblendet oder auf dem besten Wege sind durch den Rauch in Qualm zu ersticken, werden dieselben mit langen Speeren erstochen und haben im Allgemeinen auf keinerlei Schonung zu rechnen. Besonders sind es die Geld- und Opiumtransporte, die den Angriffen der Räuber ausgesetzt sind, darum sind dieselben aber auch jetzt durch eine so starke Besatzung geschützt, daß Nichts gegen sie unternommen werden kann. Ueber die Seeräuberei, die längs den chinesischen Küsten im offenen Meere betrieben wird, werden wir nach unserer Ankunft in Hongkong in Kürze einige Worte erwähnen.

Während unseres Aufenthaltes am hiesigen Orte wurden in Canton zu gleicher Zeit vierundsechzig Missethäter, theils gefangene Empörer, theils Räuber hingerichtet. Wir erhielten eine Beschreibung dieser Exe-

cution durch einen englischen Marine-Offizier, welcher derselben beigewohnt hatte. Die Verbrecher wurden mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen und verbundenen Augen in zwei Reihen aufgestellt, und fielen darauf auf die Knie nieder. Für jede Reihe war ein Scharfrichter anwesend, der mit einem breiten und schweren Schwerdte bewaffnet war, unter welchem die Häupter der Unglücklichen in schnellem Tacte fielen. Der ganze unerquickliche Auftritt hatte noch nicht eine volle Stunde gewährt, und kein Hieb hatte sein Ziel verfehlt, oder nicht vollständige Wirkung gehabt. Wir müssen bekennen, daß wir bei der Anhörung dieser Erzählung von Ueberraschung darüber eingenommen wurden, daß ein gebildet sein wollender Mensch sich ganz ruhig hinstellen und solchen Gräßlichkeiten zusehen konnte. Ueberdies wurde es ganz allgemein erzählt, daß mehrere von den Hingerichteten völlig unschuldige arme Teufel waren, die unter die wirklichen Verbrecher gesteckt worden, um die Person einiger derselben, denen es durch Bestechung geglückt war, die Freiheit zu erhalten, zu ersetzen. Da die Zahl schon höheren Ortes berichtet war, und die chinesische Regierung sich bei der Flucht ihrer Gefangenen nicht von ihren Beamten und Dienstleuten mit Entschuldigungen und Ausflüchten abspeisen läßt, so fanden sich die Mandarinen, welche die Sache in Händen hatten, veranlaßt, anderes Volk herbei zu schaffen, um die leeren Stellen auszufüllen, die dadurch entstanden waren, daß einige bekannte Räuber von ihnen selbst ihre Loslassung gegen die Erlegung eines starken Lösegeldes erlangt hatten. In wie weit diese Angabe gegründet sein mag, können wir natürlicher Weise nicht entscheiden, glauben es aber gern, daß sie nicht aller Wahrheit entbehrt, und die Mehrzahl der geringeren Mandarinen ist von einer Raubgier und Gewissenlosigkeit beseelt, die von den meisten Personen, die sich längere Zeit hindurch in China aufgehalten haben, bezeugt ist*).

Obschon wir, wie es bereits von uns erwähnt wurde, den Leser nicht mit einer critischen Uebersicht der dramatischen Literatur Chinas erfreuen können, nehmen wir uns die Freiheit eine kleine scenische Veranstaltung zu beschreiben, der wir in der Bambustadt beizuwohnen Gelegenheit hatten. Eine solche heißt auf Canton-englisch „Sing-Song."

---

*) Der vorzügliche La Peyrouse, ein wahres Musterbild für alle Reisende, was Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit in seinem Urtheile betrifft, äußert sich an einer Stelle: „le peuple, dont les lois sont si vantées en Europe, est peut être le plus malheureux et le plus arbitrairement gouverné qu'il-y-ait sur la terre, si toute fois on peut uger du gouvernement chinois par le despotisme du mandarin de Macao." — An einer anderen Stelle bezeichnet er die chinesische Regierung als: „peut-être le plus injuste, le plus oppresseur et en même temps le plus lâche qui existe dans le monde."

Wenn man die Unbedeutenheit der Bambustadt bedenkt und erwägt, welche elende Figur sie auf dem langen Verzeichniß der mit Millionen bevölkerten Städte des himmlischen Reiches spielt, so ist leicht einzusehen, daß die hier gegebene Vorstellung zu der allergeringsten Art gehören muß. Das Theatergebäude, oder, besser gesagt, der Schuppen, in welchem die Vorstellung Statt hatte, war ein Paar hundert Ellen außerhalb der Stadt gelegen, an der Ecke eines schlammigen Reisfeldes und aus Bamburöhren und Matten aufgeführt. Die Anordnung des Dachstuhles und die vielen feinen Querriegel, durch welche dasselbe zusammengehalten wurde, erinnerte sehr an den berühmten Krystallpalast. Außer einem Balkon für die Damen auf jeder Seite des Salons, der nach drei Seiten zu offen war, gab es weiter keine Sitzplätze. Die Scene war eine Elle über den Boden erhöht und hatte keine Decorationen, außer einer Art Hintergrund, längs welchem das Orchester seinen Sitz auf einer Bank hatte. Die Musik, mit welcher man traktirt wurde, war in der That ohren- und herzzerreißend, obschon es immerhin möglich war, daß in diesen lärmenden Mißtönen Methode war. Man glaubte mitunter eine Spur von einem Gedanken in der Zusammenstellung des Stückes und der Composition zu finden, aber das Gellen und Schrillen im Klange der Instrumente erstickte meistentheils in einem gemeinsamen Meere gewaltiger Mißtöne. Es fehlte dem Orchester weder an Seiten-, noch an Blase-Instrumenten, dem Messingbecken, noch dem Gong. Alle Rollen wurden, nach dem, was man uns sagte, von Männern dargestellt, und die Declamation schien in der Kunst zu bestehen: die feinsten, schnarrenden Nasenlaute hervor zu stoßen. Möglicherweise drückt sich auf diese Weise Gefühl und Leidenschaft unter den Chinesen aus, in welchem Falle diese Manier in der Declamation auf ein tieferes Naturstudium gegründet sein würde; aber wir fanden es doch nicht, daß das Volk, in der Regel wenigstens nicht, auf solche Weise rede, und auf die Gefahr hin, mit der Geißel der Critik von den Bewunderern des chinesischen Theaters übel zugerichtet zu werden, müssen wir bekennen, daß uns das Ganze ziemlich wahnsinnig vorkam. Die Costüme waren äußerst prächtig, ein großblümiges Seidenzeug spielte in ihnen die Hauptrolle. Den Inhalt des Stückes können wir nicht weiter angeben, als daß es sich um eine niedrige Herrschaft, einen Herrn und eine Frau drehte, die schließlich auch ihren verdienten Lohn empfingen; dies wurde uns von unserem Bootsjungen, der dem Schauspiele mit dem größten Vergnügen zusah, wenigstens später so mitgetheilt. Dasselbe Stück hatte übrigens schon mehrere Darstellungen erlebt und erreichte auch nicht einmal mit der von uns besuchten seinen Schluß. Der zum Guten rathende vornehme Herr, der zur Bestrafung des schlechten Paares beitrug, schien sehr leicht bewegt zu sein, denn er vergoß mitunter starke

Thränenströme, tröstete sich aber kurz darauf durch eine Tasse Thee, womit ihm mehrere Male im Laufe des Stückes aufgewartet wurde. Die Bestrafung der Bösen ging auf die Art vor sich, daß sie quer über ein Knie gelegt wurden; ein Diener trat dann erst auf ihrem Rücken herum, dann auf ihrem Kopfe, worauf er sie mit einem ungeheueren Schwerdte, welches sie dahin brachte, daß sie, wie von einer starken Feder geschnellt, hoch in die Luft sprangen und einen Purzelbaum machten, schlug, wonach sie sich dann entfernten. Aehnliche kleine Luftsprünge wurden auch von Zeit zu Zeit in dem Stücke von den übrigen Mitspielenden ausgeübt.

Außer möglicher Weise auf den Balkonen, wird kein Eintrittsgeld entrichtet, vielmehr ist das Schauspiel öffentlich und für Jedermann. Der Schuppen war auch sehr stark gefüllt, und ein Haufen Jungen war sogar bis in das Dachgerüst hinaufgeklettert. Wir wurden auf keine Weise beläftigt, wenn schon uns ein und der andere unter den Zuschauern mit Blicken betrachtete, die Alles eher, als freundschaftliche Gesinnungen verriethen. Die Erleuchtung war so schwach, daß wir es schlechterdings nicht sehen konnten, wie die auf den Balkonen sitzenden Damen aussahen, und uns deshalb gegen das Ende des Schauspieles auf einen Platz stellten, von wo wir sie in Augenschein nehmen konnten, wenn sie aus den Schuppen herauskamen. So glückte es uns auch wirklich einige Exemplare von einer näheren Entfernung aus zu sehen; sie glichen, der äußeren Erscheinung nach, eben sowohl, wie in ihrer Tracht den schon beschriebenen, aber viele hatten auf chinesische Weise zusammengeklemmte Füße, was unter der eigentlichen arbeitenden Klasse durchaus nicht gewöhnlich ist. Die so Entstellten ritten Huckepack auf dem Rücken ihrer Dienstmägde, denn sie konnten auch nicht einen einzigen Schritt gehen. Die Chinesen merkten es bald, daß die Damen der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit waren, und drängten sich murrend zwischen uns, so daß wir nicht mehr als eine kleine Anzahl der Schönen sehen konnten, welche aber auch hinreichend war, oder mindestens nicht viel Hoffnung gab, darunter auf eine von einnehmender Beschaffenheit zu stoßen.

Dem Theatergebäude gerade gegenüber, auf der anderen Seite eines schmalen Weges, liegt ein kleiner Tempel oder ein „Djoss-Haus," in welchem wir drei häßliche Götzenbilder, eins davon in menschlicher Gestalt und Größe, die beiden anderen aber etwas kleiner, stehen sahen. Vor dem größeren befand sich ein kleiner Altar, auf welchem ein brennendes Holzstück lag, das einen sehr unangenehmen Geruch verbreitete. Wir untersuchten die Beschaffenheit des Holzes, und als wir fanden, daß es kein Sandelholz war, nahm ein englischer Marine-Capitain, der uns begleitete, sich die Freiheit den Priestern oder Kirchenbedienten eine strafende Rede über ihren Geiz zu halten, der ihnen nicht erlaubte ihrem

Djoss solches Holz, welches hier im höchsten Preise steht, zu bewilligen. Die Angeredeten verstanden wahrscheinlicher Weise nicht ein einziges Wort davon und antworteten nur mit dumm aussehendem Lächeln. Wir gingen hinein bis zu den Götzenbildern, die von einem Gitter umgeben waren, nahmen sie auf das Allerzenauste in Augenschein und berührten sie sogar, ohne daß dies den geringsten Unwillen oder sichtlichen Aerger bei den anwesenden Eingeborenen erregt hätte. Etwas weiter von diesem entfernt befand sich ein anderer Tempel, worin mit Reis angefüllte Schaalen, Früchte und eingesalzene Eingeweide vor einem fünf Ellen hohen Götzenbilde aufgestellt standen, das mit grellen Farben roth, blau und grün angestrichen war, und dessen verzerrte Gesichtszüge und stierenden Augen wahrscheinlich beabsichtigten sein Aussehen fürchterlich zu machen, welcher Zweck jedoch nicht erreicht war, vermuthlich in Folge der fehlenden Geschicklichkeit des chinesischen Michel Angelo, der es modellirt hatte. Wir fragten zum Scherze unseren Bootsjungen, was er wohl glaube, daß diese Figur vorstellen sollte, und er antwortete mit einer etwas verschämten Miene, daß es gewiß der „Thee-Djoss-Mann" sei.

Wir versuchten es unseren Spaziergang ein Stück weit in das Land längs dem Fußsteige, auf dem wir uns befanden, auszudehnen, es lief derselbe auf einem zu beiden Seiten von Reisackern umgebenen Wall lang; wir begegneten aber bald einigen älteren Chinesen, die uns mit höflichen aber entschiedenen Geberden baten umzukehren. Wir gaben uns erst den Anschein, als ob wir sie nicht verständen, und wollten unsere Wanderung fortsetzen, bald aber kamen mehrere zu und versperrten den schmalen Weg. Es lag nun keinesweges in unserer Absicht uns durch Anwendung von Gewalt in eine Schlägerei zu verwickeln, wobei doch Nichts zu gewinnen gewesen wäre, und deshalb erwiesen wir den Greisen still unseren Chin-chin, die uns auch den Gruß artig beantworteten, und kehrten darauf gemächlich zur Stadt zurück. Bei den vielen kleinen wandernden Restaurationen, die in der Nähe des Theaters ihren Platz genommen hatten, saßen jetzt eine Menge Menschen und schmorten Gekröse von verschiedenen Thieren, wobei sich die herzlichste Freude in ihren Gesichtszügen ausdrückte. Die Speise hatte durchaus kein besonderes verlockendes Aussehen, und die Menge Oel, womit sie angerichtet wurde, reizte auch die Geruchsorgane auf keine besonders angenehme Art. Aber es war dafür in der That erfreulich mit anzusehen, mit welcher Freude und Gutmüthigkeit hier geschwatzt und gescherzt wurde, und wahrscheinlich fehlte es nicht an witzigen Köpfen zur Belustigung der Gesellschaft. Es waren die Opernkeller der Bambustadt, die, wie die in der Nähe der europäischen Schauspielhäuser befindlichen Weinkneipen, wohl auch ihre bestimmten Abendkunden haben dürften.

Bevor wir in das Schauspiel gegangen waren, hatten wir noch einen Besuch auf einem kleinen am Ufer liegenden Mandarinboote gemacht, dessen Eigenthümer wahrscheinlich von einem verhältnißmäßig sehr untergeordnetem Range war. Wir waren am Ufer stehen geblieben, um das Fahrzeug zu betrachten, und waren dann eingeladen worden an Bord zu kommen. So weit, als möglich, nach vorn standen auf Gaffeln drei große Muskedonner mit Metallröhren (Djingals). Die große Hütte, welche fast die ganze Länge des Fahrzeuges aufnahm, und nur zu beiden Seiten ein schmales Gangbord übrig ließ, enthielt eine Vorstube mit Sitzen auf beiden Seiten, einen Salon in der Mitte, mit einem Tische versehen, und auf beiden Seiten Sophas, so wie weiter nach hinten zu noch zwei ähnliche kleinere Hütten. Dem Ganzen fehlte es keinesweges an einer gewissen Eleganz. Mehrere kleine Kronenleuchter hingen vom Dache herunter. Der Mandarin war ein älterer Herr mit einem runzlichten Angesichte und gebeugter Körperhaltung. Seine glotzenden stieren Augen und sein schlaff herabhängendes Unterkinn drückten thierische Stumpfheit aus, die gewiß durch unmäßigen Genuß des Opiums herbeigeführt zu sein schien, mit dessen Rauchen er auch bei unserer Ankunft gerade beschäftigt war. Der betäubende Dampf dieses stark narkotischen Stoffes erfüllte noch den Raum. Der alte Mann empfing uns übrigens freundlich, bat uns niederzusitzen und tauschte eine Prise Tabak mit einem Schnupfer unserer Gesellschaft. Sein schon so häßliches Gesicht wurde dabei noch ganz besonders durch ein Lächeln entstellt, durch welches ein Paar ungeheuere Zähne aus der oberen Kinnlade, weit über die eingezogene und schlaff herunterhängende untere herabragten. Einer der Begleiter oder Freunde des Greises, ein Mann in den mittleren Jahren von üppigem Aeußeren, aber kalter und boshafter Miene, zeigte es uns, wie es bei dem Opiumrauchen zugeht. Er legte sich auf eine der Bänke in dem Vorzimmer und zündete eine kleine Messinglampe an. Der Opium wird in einer zinnernen Dose verwahrt und gleicht dem Aussehen nach vollkommen unserem Syrup; mit einer langen Nadel wird eine kleine Portion herausgeholt, und um das feine Loch in dem Teller oder der Holzschaale, welche den Kopf der Opiumpfeife bildet, gestrichen. Der Schaft der Pfeife ist ungefähr einen Fuß lang und an dem Mundstückende gerade abgeschnitten. Der Pfeifenkopf wird nun gegen die Lampenflamme gehalten und der Rauch in tiefen Zügen eingesogen. Gewöhnlich wird er sogar niedergeschluckt. Innerhalb fünf Minuten, in welcher Zeit ungefähr eben so viel Einsaugungen gemacht werden, war die kleine Opiumquantität verzehrt, ohne daß irgend eine Wirkung an den Rauchenden sichtbar gewesen wäre. Der während des Rauchens durch den Opium verbreitete Geruch hatte etwas Ekelhaftes, sogar Erstickendes, welches dem

daran nicht Gewöhnten unbehaglich vorkommt, und was uns unwillkürlich an die Luft in kleinen Kneipzimmern erinnerte, in denen sich an feuchten Herbstabenden Speisegeruch, Weindampf, Tabaksqualm und die Ausdünstungen von nassen Ueberröcken und Spirituosen zusammen mischen, um die Atmosphäre zu verpesten.

Um nach Canton hinaufzufahren wartet man gern die Fluth ab; während der Ebbe fließt der Strom so stark, daß das Rudern aufwärts völlig unmöglich wird, oder wenigstens nur mit größter Anstrengung auszuführen ist. Abwärts kann man gegen die Fluth ohne viel Schwierigkeit rudern, wenn schon es natürlicher Weise viel schneller von der Stelle geht, wenn sie günstig ist; man braucht in diesem letzteren Falle nicht mehr zu rudern, als man es gerade zum Steuern des Bootes nöthig hat. Die Ufer behalten den ganzen Weg über dasselbe Aussehen bei. Ungefähr halbweges nach Canton hinauf ist der Fluß auf beiden Seiten des oberen Theiles der Whampoa-Insel durch Verpfählungen gesperrt, welche während des Krieges mit den Engländern dort eingeschlagen wurden, um diese zu verhindern in dem Strome weiter aufwärts zu kommen. Die Verpählungen werden auch noch durch Batterien vertheidigt. Die Engländer ließen sich jedoch durch diese Hindernisse nicht aussperren, sondern brachen durch dieselben, wie auch, wie wir dies schon vorhin erwähnt haben, einige Fahrzeuge durch die unvertheidigten Blenheim- und Makao-Fort-Rinnen bis hinauf zu der Stadt gingen. Inzwischen sind die übrig gebliebenen Theile dieser ohnmächtigen Hindernisse der Bootfahrt auf dem Flusse zum nicht geringen Schaden, da das Wasser dadurch aufgedämmt wird und mit großer Heftigkeit durch die übrig gelassenen Oeffnungen rauscht. Auf dem nördlichen Ende der Whampoa-Insel war während des Krieges eine Batterie befindlich, deren Anlegung und Armirung der reiche Hongkaufmann*) Hauqua auf seine eigenen Kosten erzwungen bestritten haben soll. Auf der großen Insel Ho-nam, welche die beiden Hauptrinnen des Flusses trennt, liegt dieser Batterie gerade gegenüber eine rothe Pahode mit sechs oder sieben Wohnungen, und ein Stück weiter abwärts auf der Whampoa-Insel eine andere ungefähr eben solche. Weiter hinauf kommt man zu einer Insel, die von den Engländern „Kuper-Insel," nach dem Capitain Kuper von der englischen Flotte genannt wird. Auf dem südlichen Vorgebirge dieser Insel liegt eine Batterie, und derselben gerade gegenüber auf beiden Seiten des Flusses zwei andere, jede wäh-

*) Hongkaufleute wurden früher die Kaufleute genannt, die von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatten, mit den europäischen Faktoreien, welche „Honger" benannt werden, handeln zu dürfen.

Der Uebersetzer.

rend des Krieges mit über zwanzig Kanonen bewaffnet. Wir werden weiter unten noch einige Worte über die hauptsächlichsten Kriegsbegebenheiten erwähnen.

Wenn man bei der Kuper-Insel vorüber ist, fangen die Ufer an dichter bebaut zu werden, und bald kommt man in die schwimmende Stadt, deren weite Ausdehnung, Volksreichthum und eigenthümliches Aussehen schon seit langer Zeit die Bewunderung aller Fremden erregt hat. Außer den vielen Junken, die sogenannten Chopboote, auf denen kostbare Waaren nach Whampoa hinab versendet werden, den unzähligen Lastbooten und Passagierschuten, Ruderbooten und Sampanen, die zu dem Handel auf dem Flusse selbst dienen, liegen hier siebzigtausend Fahrzeuge in regelmäßigen Straßen verankert, und in diesen schwimmenden Wohnsitzen lebt eine Bevölkerung, die sich nach den neuesten Angaben auf nahe eine halbe Million belaufen soll. Mitten in dem Flusse ist eine Rinne für die freie Bewegung offen gelassen, die Seitenstraßen laufen rechtwinklig gegen dieselbe zu. Näher an und mitten vor den Factoreien ist eine kleine Strecke des Flusses vergleichungsmäßig weniger dicht bebaut, aber oberhalb derselben vermehrt sich die Anzahl der Boote wieder. Man landet bei den Factoreien außerhalb des kleinen Gärtchens, welches vor einigen Jahren in dem Umkreise des ehemaligen schwedischen, jetzt amerikanischen Hongs angelegt ist. Die Breite des Flusses erreicht hier noch nicht tausend Ellen.

Früherhin war der in Canton ankommende Fremde in Gefahr die Nächte unter bloßem Himmel zuzubringen, sofern er sich nicht ein mit einem Salon versehenes Boot verschafft hatte, oder an irgend einen der europäischen Kaufleute adressirt war, bei denen die Befehlshaber der ihnen zugesendeten Fahrzeuge jederzeit selbstverständlich Gäste waren, wenn ihre Gegenwart hier an Ort und Stelle erforderlich war. Jetzt findet man aber schon ein von einem Chinesen gehaltenes Hôtel, woselbst man ziemlich gut ißt, aber recht schlecht wohnt. Seitdem die Dampfboots-Communication mit Hongkong und Makao eröffnet worden ist, wird die Stadt auch von viel mehr Fremden, als es sonst der Fall war, besucht, wo ein eigentlich Reisender nur in höchst seltenen Ausnahmen hier anlandete.

Wenn gleich bei dem englisch-chinesischen Friedensschlusse, der außer Canton noch vier Häfen*) den europäischen Fahrzeugen öffnete, es festgestellt wurde, daß die in China sich aufhaltenden Fremden unbehinderten Zutritt zu allen Theilen dieser fünf Städte haben sollten, so ist ihnen dennoch in Canton dieses Recht de facto geschmälert. Außerhalb des engen äußeren Raumes, welcher von den alle Factoreien umschließenden

*) Amoy, Fu-chau-fu, Ningpo und Shanghai.

Der Uebersetzer.

Mauern begrenzt wird, können die Fremden keine anderen Theile der Stadt besuchen, als die beiden sogenannten China-Gassen (die alte und die neue) und einige in ihrer Nähe liegenden Seitengäßchen. Versucht man es in die übrigen Theile der Stadt einzudringen, wird man bald daran verhindert und setzt sich, wenn man allein ist, sogar Mißhandlungen aus. Von einer an Ort und Stelle bekannten Person begleitet, welche der Landessprache mächtig ist, kann man jedoch, ohne eigentliche Gefahr, gewisse Gegenden besuchen, und ein amerikanischer Missionair erbot sich ein Paar von uns auf einer solchen Wanderung zu begleiten. Unglücklicher Weise konnten wir aber nicht bis zu dem von ihm als allein zu dieser Wanderung frei bezeichneten Tag hier bleiben. Er sagte, daß man zwar darauf gefaßt sein müßte von unwissenden Jungen mit Steinwürfen begrüßt zu werden, daß aber ältere und achtungswerthe Chinesen es nie unterließen mit Ernst dagegen zu eifern, wenn man sich über solches Verfahren klagend gegen sie wendete. Im Uebrigen wird der Pöbel von Canton nnd im Allgemeinen die ganze Einwohnerschaft der Provinz Kwang-Tung gerade für den schlechtesten und am schwersten zu bändigenden Theil der Bevölkerung des ganzen Landes gehalten. In Shanghai, woselbst jetzt eine nicht geringe Anzahl Europäer ansässig ist, kann man, ohne beleidigt zu werden, nicht allein alle Theile der Stadt besuchen, sondern auch sogar das herumliegende Land; und von Hongkong aus werden jetzt schon mitunter Jagden auf zwei bis drei Meilen weit bis in das Land hinein veranstaltet. In Amoy und Fu-chau-fu haben jedoch Fremde oft Unannehmlichkeiten zu erdulden gehabt.

Alle Detailhändler, welche für ihre Waaren auf Absatz unter den Europäern rechnen müssen, haben natürlicher Weise ihre Läden in den China-Gassen oder in deren Nähe, und man hat kaum seinen Fuß in eine dieser Gassen gesetzt, als man auch schon auf solche Herren stößt, die ihre ganze Redegabe darauf anwenden den Fremden zu überreden seine Einkäufe bei ihnen vorzunehmen, und ihm zu diesem Behufe kleine, roth gedruckte Adreßkarten überreichen. Die meisten unter ihnen handeln mit Seidenzeugen, Crêpe-Shawls, Kleinigkeiten von Perlemutter und Elfenbein, lackirten Arbeiten und anderen Gegenständen von gleichem Geschmacke. Diejenigen, welche sich ohne Kenntniß vom hiesigen Werthe von dergleichen Arbeiten darauf einlassen sie zu erhandeln, können sicher sein ihren wirklichen Preis ein Paar Mal theurer bezahlen zu müssen, sofern sie nicht sehr bedeutend von der zuerst geforderten Summe herunterdrücken. Einige wenige Kaufleute giebt es jedoch, welche nicht so mit sich dingen lassen, und bei Herrn Wa-Shing, der uns durch unseren Consul Herrn Forbes recommandirt war, bekam man durchaus nichts von dem einmal festgestellten Preise abgelassen. Dieser Mann handelte nur mit Seidenwaaren

und hatte einen kleinen, auf den ersten Blick ganz dürftigen Laden auf der alten China-Gasse; wenn man aber Zeit hatte in Augenschein zu nehmen, was die zu dem Laden gehörenden Magazine enthielten, dann durfte man von der Menge kostbarer Waaren, die in denselben aufbewahrt wurden, wohl überrascht sein. Dort lagen große Stöße von Shawls zu allen Preisen zwischen zehn und hundert Piastern das Stück, und eine Menge Taffte, Seidensarge, Damast und Pondjee, eine Art Zeug aus roher Seide, das in der Regel ungefärbt bleibt; so wie auch außerdem noch kleinere Artikel. Ein Shawl wurde uns vorgezeigt, für welches fünfhundert Piaster verlangt wurden; die eine Hälfte desselben war auf weißem Grunde mit Blumen in natürlichen Farben gestickt, die andere stellte eine Pagode mit einem dorthin ziehenden Prozessionszuge, ebenfalls in bunten Farben gestickt, vor. Die erste Hälfte war in der That außerordentlich schön, auf der anderen konnte man aber nur die Lebhaftigkeit der Farben und das Kunstreiche in der Stickerei, welches auf beiden Seiten gleich groß war, bewundern. Diese Art zu sticken ist übrigens die gewöhnlich auf allen Shawls besserer Art angebrachte. Herr Wa-Shing war ein älterer Mann von höchst achtungsgebietendem Aeußeren, redete sehr gut englisch und hatte einigermaßen Begriffe von der Geographie Europas. Er hatte eine zahlreiche Ladendienerschaft, welcher er mit ziemlicher Feierlichkeit in einem etwas singenden Tone seine Befehle ertheilte, die im tiefsten Schweigen und in einer demüthigen Stellung angehört und augenblicklich in's Werk gesetzt wurden. Ein junger Mann von gutem Aussehen beschäftigte sich hinter einem kleinen Tische mit der Buchführung und kassirte die Bezahlungen ein. Die dicken, mit chinesischen Kratzfüßen angefüllten Bücher bewiesen, daß die Buchführung in diesem Lande schon einen hohen Standpunkt erreicht haben muß, aber unglücklicher Weise können wir es nicht verrathen, ob sie nach der „doppelten italienischen Buchhaltung" hier angewendet wird, oder ob dieselbe noch nicht so weit zu dringen vermochte. Die Ausrechnungen bei und zu der Bezahlung der Waaren wurden mittelst einer Rechenmaschine vorgenommen, die aus einigen Reihen auf Eisendrähten aufgezogenen Kugeln bestand, von denen die oberste Reihe vermuthlich die Einer, die folgende die Zehner und die dritte die Hunderte und so fort bedeutete. Die Vortheile dieses auf manche Art gepriesenen Instrumentes wollen wir gewiß nicht bestreiten, fanden aber doch bei dieser Gelegenheit, daß wir die Summirung zur Bezahlung der von uns gekauften Artikel sowohl im Kopfe, als, um der Controle willen, auch auf dem Papiere in kürzerer Zeit, als der Buchhalter des Greises Wa-Shing mit seinen Kügelchen fertig bekommen konnten, und wir sind überzeugt, daß sich dasselbe Verhältniß für jeden von uns, sei er auch mit der Handthierung von Zahlen noch so wenig

geübt, herausstellen wird. Möglicher Weise ist aber das in China gebräuchliche Ziffersystem so beschaffen, daß die oben erwähnte Einrichtung eine bedeutendere Erleichterung mit sich führt.

In vielen Läden pflegt der Besitzer, wenn irgend ein Fremder eingetreten ist, mit ihm zu handeln, die Thüren zu verschließen, um seinen Kunden desto ungestörter in Händen zu haben, und er spart keine Mühe, um Alles vor ihm auszubreiten, was seine Augen irgendwie reizen könnte. Man fühlt sich auch oft genug zum Kaufe angelockt, namentlich wenn man seine Gedanken auf die in der Heimath gebliebenen Lieben und Freunde richtet, und man möchte seinen Beutel leeren und die klingenden Piaster gegen die vielen hübschen und zierlichen Sachen, welche einem angeboten werden, gern austauschen. Eine kleine Quantität Willensstärke gehört wirklich dazu, um nicht unnöthiger Weise seine Geldmittel an dergleichen im Ganzen genommen ziemlich nutzlosen Gegenständen zu verschleudern. So lange der chinesische Handelsmann eine Möglichkeit zu irgend einem vortheilhaften Absatze vor sich sieht, ist er sehr demüthig und einschmeichelnd, aber der Kunde, der seiner Wege geht, ohne daß der Verkäufer seine Hoffnungen erfüllt sieht, wird nicht selten mit dem hier für Europäer gewöhnlichen Spitznamen „Fan-Kwai," dessen rechte Bedeutung wir auf verschiedene Weise angeben hörten, der jedoch ziemlich allgemein als „ausländischer Teufel" gilt, belegt.

In den um die China-Gassen herumliegenden Quergassen und Gäßchen sind alle Häuser mit kleinen Läden angefüllt, in denen man unter Anderem auch sämmtliche Leckereien der chinesischen Küche ausgeboten sieht. Dort finden sich lebende Fische in kleinen Kufen, in welchen unaufhörlich frisches Wasser aufgefüllt werden muß, Schwalbennester und Trepang lagen in flachen Körben und Trögen ausgeboten, während große Ratten in kleinen Bündeln von einem halben Dutzend, oder um diese Zahl herum, so wie bei uns Lerchen oder Krammetsvögel, an den Thürpfosten aufgehängt waren. Ob nicht etwa auch eingesalzene Seidenraupen und marinirte Grashüpfer hier zu bekommen gewesen sein mögen, können wir nicht mit Gewißheit behaupten. In einer Menge kleiner wandernder Küchen wurden alle möglichen flüssigen Leckerbissen zubereitet, und die Zahl der Barbiere war Legion. Im Uebrigen gehörten diese ganzen Scenen weniger zu denen, die belustigen, wenn man sie sieht, als zu der Zahl derer, die erheiternd werden, wenn man sie gesehen hat. Unerachtet wir uns jetzt in der kalten Jahreszeit befanden, so daß sich die Temperatur so um 20 Grad herum erhielt, stieg von allen diesen Eßwaaren und Küchen, von den Buden und Menschen ein erstickender, um nicht zu sagen dicker und feuchter Qualm auf, der nicht allein die Nase unangenehm erfüllte, sondern auch seine Wirkung bis auf die Geschmacksorgane

erfüllte. Man glaubte denselben bis in den Schlund hinein zu spüren, und im Sommer, bei einer täglichen Wärme von 30 Grad und darüber, muß dies natürlicher Weise noch fühlbarer werden. Halbnackte Lastträger nur in ein Paar Hosen gekleidet, wimmelten um einander herum; man wurde in jedem Augenblicke gestoßen und geschoben, oft von ganz schmutzigen Waarenpacketen berührt und gestreift, und nach der Probekarte von Physiognomieen, die man vor sich ausgebreitet sah, zu urtheilen, muß die niedrigste Bevölkerung Cantons der Benennung, welche ihr Steen Bille giebt, Gerechtigkeit widerfahren lassen, nämlich „einer scheußlichen Sammlung von zweibeinigen Bestien." Nachdem die ganze Neuheit des Schauspieles in kurzer Zeit vergangen ist, findet man nur eine ermüdende Einförmigkeit in den Details. Für den, der eine chinesische Schachtel oder Theebüchse zum ersten Male sieht, hat sie wohl etwas Eigenthümliches und Auffallendes, aber alle übrigen, die man dann später sieht, sind nur eine Wiederholung von der ersteren, und diese Einförmigkeit, dieser Mangel an Individualität scheint durch Alles durchzugehen, das heißt nur in sofern, als man Canton als eine wahre Probe der chinesischen Städte im Allgemeinen ansehen kann.

Die in Canton ansässigen europäischen Kaufleute leben in der That ein höchst freudeleeres Leben, dessen Unbehaglichkeit nur von der Hoffnung gelindert wird innerhalb weniger Jahre mit einem gesammelten bedeutenden Vermögen wieder in sein Vaterland zurückkehren zu können. In den Factoreien eingesperrt und auf die oben beschriebene enge und wenig anziehende Gegend der Stadt beschränkt, bleibt ihnen kein anderes Vergnügen außerhalb ihres Hauses, als auf dem Flusse zu segeln und zu rudern, und man sieht eine kleine Anzahl Boote und kleinere Fahrzeuge, die zu diesem Zwecke unterhalten werden. Bis so weit ist doch die Stellung derselben in den letzten Jahren verbessert worden, daß sich auch europäische Weiber jetzt in Canton aufhalten dürfen. Früher mußten die verheiratheten Kaufleute ihre Familien in Macao lassen, wo sie dieselben dann des Sonntags besuchten. Noch vor wenigen Jahren, während der Anwesenheit der dänischen Corvette Galathea, wurde nur dadurch ein Auflauf veranlaßt, daß sich ein Paar Frauenzimmer auf der Chinagasse zeigten. Sie wurden von dem Pöbel umringt und beleidigt, was Veranlassung zu einigen Gewaltthätigkeiten gab, die von ein Paar Engländern verübt wurden, und bald nahmen die Dinge eine so ernste Wendung, daß man die Factoreien in Gefahr wähnte und um Unterstützung und Entsatz bat, die man dann auch von der Galathea erhielt. Die chinesischen Kaufleute selbst fürchteten für ihre Waarenlager, welche der aufgeregte Pöbel zu plündern gewillt war, und verwendeten ihren ganzen Einfluß darauf den

Gouverneur der Stadt zu bewegen energische Maaßregeln zu ergreifen, wodurch dann auch der Auflauf bald wieder unterdrückt wurde.

In dem Bezirke der ehemaligen schwedischen Factorei wurde vor etwa einem Jahrzehnt ein kleiner Park auf einem Erdstriche, woselbst sich anfangs nur Schuppen und Kehrichthaufen befanden, angelegt. Jetzt sieht man hier aber zuweilen eine nicht unbedeutende Anzahl Promenirender beiderlei Geschlechtes, wenn schon die Männer immer sehr in der Mehrzahl bleiben. Darunter wird unwillkürlich bald der Blick auf die vielen Parsis geheftet, welche sich sowohl durch ihr Aussehen, als durch die Tracht stark von den Europäern unterscheiden. Diese Parsis sollen sich, wie man hier annimmt, zu der uralten Lehre Zoroasters bekennen, welche jedoch wahrscheinlich auch in der Länge der Zeit einer ganzen Menge Veränderungen unterlegen ist. Ihr religiöses System ist nicht vollständig bekannt, und wir für unsere Person können gar nichts darüber erwähnen. Die meisten, die wir sahen, waren von schmächtigem und schönem Körperbaue, der morgenländische Gesichtstypus war unverkennbar, aber die Haut ganz hell gefärbt, auch hatte Einer und der Andere sogar blondes Haar und blaue Augen. Die Züge verriethen im Allgemeinen eine Mischung von Orientalischem und Europäischem. Ein Paar Hosen mit Besatz und lackirten Stiefeln trug der Eine, während der Andere sich in kurzen weiten Beinkleidern und Schuhen mit aufrecht stehenden, äußerst schmalen Schnabeln von einer Viertelelle Länge zeigte. Einige hatten moderne Röcke, Andere hatten sie kurz abgeschnitten, ungefähr wie unsere Bergmannskittel, die bei der Arbeit getragen werden, nur mit dem Unterschiede, daß der Kragen daran fehlte. Die nationelle Kopfbedeckung ist eine Art hoher Mütze von ungefähr drei Viertelellen Höhe, wie es schien aus Leder gefertigt und von schwarzer Farbe, zuweilen nach unten zu mit einem bunten und vielfarbigen Shawl umwickelt. Man sah dieselbe jedoch auch oft mit einem Turban, oder dem türkischen rothen Fez vertauscht. Die meisten, oder alle diese Herren sind aus Bombay und mit dortigen Handelshäusern verbündet, die fast alle in den Händen ihrer Glaubensverwandten sind. Der Handel derselben beschränkt sich meistentheils auf zwei Artikel, Baumwolle und Opium, welchen der Chinese mit Silber bezahlt. Zur Erbauung unserer Leser nehmen wir uns die Freiheit einige Parsifirmen, als Probe der unter diesem Volke gebräuchlichen Namen zu nennen, man trifft darunter die in Canton befindlichen Cowasji Sagorji Bomandji Hormudji, Cassanbhoy Nathoboy und so weiter. Ungefähr ein Siebentel der Lastzahl aller zum Opiumhandel verwendeten Fahrzeuge gehörte zur Zeit unseres Besuches fünf Parsenhäusern.

Während der Zeit unserer Anwesenheit in Canton wurde ein Wettsegeln veranstaltet, wobei die Yagd unseres General-Consules, Herrn

Forbes*), die Siegerin wurde. Auf dieſes Wettſegeln folgte dann ein Ball, zu welchem das ganze Offizierperſonal der Fregatte eingeladen war, ſo wie auch ein Paar Tage ſpäter zu einem anderen, bei einem engliſchen Kaufmanne Mrs. Urmſon. Beide waren ſehr gut arrangirt, und die geräumigen Häuſer eigenen ſich vortrefflich zu Tanzlokalen. Bei dieſen beiden Gelegenheiten wurde das Muſikcorps der Eugenie benutzt, welches ſich auch an jedem Nachmittage ein Paar Stunden im Parke hören ließ; eine Zerſtreuung, die den Cantonbewohnern allerdings nicht ſehr oft dargeboten wird. Unglücklicher Weiſe fehlte es aber bei aller Mühe, die man ſich gegeben, doch an der Hauptſache bei Tanzveranſtaltungen, nämlich an einer zahlreichen und blühenden Jugend. Das Klima in dem ſüdlichen Theile von China iſt ſehr zerſtörend für die weiße Raçe und beſonders für die jüngeren Individuen derſelben, und da ſich außerdem auch keine Wege zum Unterrichte für dieſelben darbieten, ſo ſenden alle hier anſäſſigen Ausländer, die es irgend vermögen, ihre Kinder in ihr Vaterland zurück, um dort erzogen zu werden. Wir können uns nicht entſinnen auf jedem Balle mehr als drei junge Damen geſehen zu haben, von denen die eine die Tochter des Befehlshabers der engliſchen Truppen in Hongkong, des General-Majors Dervois war. Erſt ſeit ganz kurzer Zeit aus England hier angekommen, leuchtete ſie wie eine Roſe unter den Uebrigen, deren Wangen ſchon durch einen längeren Aufenthalt hierſelbſt gebleicht waren. Der General-Conſul Forbes gab auch dem Chef und den Offizieren der Eugenie ein glänzendes Mittagsmahl. Unter den übrigen eingeladenen Gäſten nennen wir den Doctor Parker, einen Amerikaner, welcher ſich ſchon ſeit lange in der doppelten Eigenſchaft eines Miſſionairs und Arztes in China aufgehalten hat, und dem es in dieſer Zeit geglückt iſt, ſich in einem hohen Grade Achtung und Anſehen bei allen verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung zu erwerben. Er ſteht gegenwärtig in Canton einem nicht unbedeutenden Hospitale vor, worin arme Chineſen koſtenfreie Krankenpflege und Arzneimittel erhalten.

Bei den Spazierfahrten in einem Boote auf dem Cantonfluſſe bemerkt man bald die ſogenannten „flower-boats" (Blumenböte) die ein Paar ganze Straßen der Bootsſtadt einnehmen. Dieſe Fahrzeuge ſind gewiſſermaßen ſchwimmende Landhäuſer, wenn der Name nicht paradox klingt, wohin ſich die reicheren Bewohner von Canton begeben, um ihrem Magen mit allen den ſchon erwähnten Leckerbiſſen der chineſiſchen Küche zu ſchmeicheln, und zur Verherrlichung des Feſtes erhalten ſie auch wohl auf ihr Verlangen ein kleines Orcheſter aus weiblichen Mitgliedern beſte-

*) Ein Amerikaner von Geburt und Vorſtand des großen Handelshauſes Ruſſel u. Comp. Auf ſeinem Comptoir befindet ſich ein Schwede, Herr Norlén.

hend, die mehr können, als Tafelmusik aufspielen. Diese Boote, mindestens die feineren unter ihnen, sind mit wirklicher Pracht ausgestattet, besonders ist in der Regel der vordere Giebel der größeren Cajüte, in welchen der Eingang zu den Salons angebracht ist, mit reichen Holzschnitzeleien versehen, die entweder grün angestrichen oder in der natürlichen Farbe des Holzes erhalten und nur von einem glänzenden Firniß gehoben sind, wie auch zuweilen die Vergoldungen an ihnen nicht gespart wurden. Das Innere glänzt von Seidenzeug, Spiegeln und Lichtern. Die Europäer veranstalten mitunter auch Festlichkeiten an Bord dieser Böte, dann werden jedoch dieselben immer aus ihrer sonstigen Lage herausgenommen und legen an dem Quai der Factoreien an. Im Allgemeinen kann man dieselben nicht besuchen ohne sich großen Unannehmlichkeiten auszusetzen; ein Paar Mal sind Fremde dort angefallen und gebunden worden, und um sich frei zu machen, hatten sie nur zwischen Mißhandlungen und Schlägen oder einem bedeutenden Lösegelde zu wählen. Ein Paar von den Offizieren der Eugenie wurden jedoch bei einer Bootsfahrt in der Gesellschaft unseres Landsmannes Herrn Norlén, des schon erwähnten, auf dem Comptoir des Herrn Forbes angestellten jungen Mannes, von einigen chinesischen Herren eingeladen an einem kleinen Feste Theil zu nehmen, und hatten dadurch eine gute Gelegenheit sowohl die ganze Herrlichkeit zu betrachten, als auch den Gesang der chinesischen Sirenen mit anzuhören. Die Frauen sind in diesem Lande von dem Gesellschaftsleben ausgeschlossen, so weit man überhaupt sagen kann, daß hier ein solches nicht gänzlich fehlt. Man wird indessen leicht begreifen, zu welcher Klasse von Weibern diejenigen gehören müssen, die auf den Blumenböten die Gäste mit Musik unterhalten. Wenn die Dämmerung hereinbricht, sieht man sie in großer Toilette sich an Bord ihrer respectiven Boote begeben. Ihre Kleidung gleicht, dem Schnitte nach, gänzlich der von den Weibern des Volkes benutzten, besteht aber meist aus Seide oder anderen kostbaren Stoffen. Die Haartracht ist auch dieselbe, nur mit Hinzufügung einiger Blumen, die graugelbe Farbe der Gesichter wird unter einer derben Schicht von rother und weißer Schminke verborgen, während die Augenbrauen mit mathematischer Genauigkeit mit schwarzer Farbe aufgemalt werden. Möglicher Weise mögen sich diese Kunstproducte beim Lampenschimmer gut ausnehmen, beim Lichte des Tages aber kamen sie uns höchst widerwärtig vor.

Den Factoreien gerade gegenüber liegt ganz nahe am Strande ein großer Buddhatempel, Haikvang genannt, von dem es heißt, daß er ungefähr vor drittehalbhundert Jahren angelegt sei, als sich die Regierung der Ming-Dynastie ihrem Ende nahte. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß wir auf unserem Besuche einen amerikanischen Missionair antrafen, der

vollkommen geläufig chineſiſch ſprach und mit mehreren der Prieſter des Tempels perſönlich bekannt war, da er bei dem Vorſtande derſelben ſogar ein Paar Monate gewohnt hatte. Er hatte die Güte uns durch den ganzen Tempel zu begleiten, deſſen ſämmtliche Theile ihm ſehr wohl bekannt waren, und ſo erfuhren wir die Bedeutung von einer Menge Dinge, die uns ſonſt ganz unbekannt geblieben ſein würden.

Verfolgt von einem Haufen lärmender und ungewaſchener Straßenjungen, traten wir durch die äußere Thür auf einen von niedrigen Gebäuden umgebenen, mit Bäumen bepflanzten Vorhof, und von dort durch ein gewölbtes Thor auf einen ziemlich geräumigen, viereckigen Hof der auf allen Seiten von dem Tempelgebäude ſelbſt umſchloſſen war. In dem Thorgewölbe ſtehen vier bunt bemalte Götzenbilder von dem verteufeltſten Anſehen; der eine hat ein hellblaues Geſicht, der andere ein rothes, der dritte ein grünes und der vierte ein gelbes. Es heißt, daß ſie die Gottheiten der Künſte und der Beredſamkeit darſtellten*). Auf dem Hofe ſtanden einige große Banian-Bäume, unter deren Einem der Nagel von einer der großen Zehe, wir entſinnen uns nur nicht mehr welcher, Buddhas begraben ſein ſoll. Natürlicher Weiſe entkleiden wir uns gänzlich der Verantwortlichkeit für die Wahrheit dieſer Angabe. Gerade dem Eingange gegenüber erſtreckte ſich quer über den Hof ein Gebäude in dem allgemein bekannten chineſiſchem Style; auf ſeinen beiden Giebelſeiten waren Zwiſchenräume gelaſſen, durch welche man auf einen anderen Hof kommt. Dieſes Gebäude wird als Betkapelle benutzt und in ihm Seelenmeſſen zum Frommen und Nutzen der Todten geleſen. Selten ſoll es ein Chineſe verſäumen dergleichen ſeinen verſtorbenen Eltern halten zu laſſen, und ſie gerade ſind eine reiche Einkommenquelle für die Prieſter. Verſchiedene Bilder von Göttern und ausgezeichneten Männern ſind hier aufgeſtellt. Auf einem mitten vor der Thür ſtehenden Tiſche lagen zwei Trommeln, die aus zwei gehöhlten Stücken eines Baumſtammes beſtanden, und daneben ein Paar Bücher. Unſer Amerikaner ſetzte ſich ganz unbehindert an den Tiſch und las mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit die gebräuchlichen Gebetsformulare ab, während er ſie dabei muſikaliſch begleitete, indem er mit einem kleinen Schlägel auf die eine Trommel ſchlug, die einen ſchrillen und gellenden Laut von ſich gab. In vielen Ländern würde eine ſolche Entheiligung nicht ungerechter

---

*) Liljevalch giebt an, daß es Bilder von vergötterten Kriegern ſeien. Abgeſehen davon, daß Herr v. L. beſſere Zeit und Gelegenheit hatte, Kenntniß von dieſen Dingen zu erwerben, reden die wilden Grimaſſen der erwähnten vier Herren der Richtigkeit ſeiner Angabe ein Zeugniß, aber wir wollten nicht ändern, was wir an Ort und Stelle darüber aufgezeichnet haben.

Weise Aerger erregt und vielleicht auch sogar gefährliche Folgen nach sich gezogen haben, aber hier rief es nur Salven eines schallenden Gelächters hervor, in das der ganze Haufen von Eingeborenen, der uns folgte, lustig einstimmte.

Der zweite Hof gleicht dem ersten auf's Genaueste und wird auf der Vorderseite von dem allerheiligsten Theile der Pagode begrenzt, worin wir durch die vergitterte Galleriethüre drei große Figuren von Buddha stehen sehen konnten, die ihn in verschiedenen Gestalten darstellten; in dieses Heiligthum durften wir nicht eintreten. Weiter fort liegen die Refectorien, worin das Bild des Kriegsgottes seinen Platz gefunden hat. Im Gegensatze zu den eben erwähnten Götzenbildern ist dasselbe ganz klein und unansehnlich, und sein Gesicht giebt weder Muth, noch Grausamkeit zu erkennen. Als Repräsentant der chinesischen Tapferkeit durfte er indessen noch immer eher zu groß, als zu klein sein. Der Tisch des Speisesaales und der Kochkessel konnten beiderseits nicht mit einer übertriebenen Reinlichkeit prahlen; sie erinnerten vielmehr sehr an einen Schweinestall und Trog. Hinter diesem Gebäude war ein kleiner Hof, auf welchem zwei sehr verschieden große Kochtöpfe, von denen der kleinere bei Alltagsgelagen, der größere aber, wenn die Priesterschaft Gäste bei sich sieht, benutzt wird. In ihnen wird der Reis gekocht, der die hauptsächlichste Kost der genannten Herren ausmacht. Unsere Wanderung wurde nun durch eine solche Menge Gänge und Höfe fortgesetzt, daß wir sie in unserem Gedächtnisse, ihrer richtigen Lage nach, nicht behalten konnten. Auf einem ziemlich weitläuftigen, offenen Platze befand sich auch die Begräbnißstätte des Tempels. In einem besonderen kleinen Gebäude werden die Leichen der Priester in sitzender Stellung verbrannt; eine solche Operation war gerade vor einigen Tagen vor sich gegangen. Eine bestimmte Art Brennmaterial wird nicht immer dabei angewendet. Die Reste der Knochen und die Asche werden in kleine Urnen gethan und in ein gemauertes Gewölbe niedergesetzt. Ein solches war erst ganz vor Kurzem neu erbaut, nachdem das bei der Grundlegung des Tempels errichtete allmählig angefüllt war. Der Begräbnißplatz wurde von hohen wehenden Bambubüschen umgeben. Auf dem geräumigen Platze, der dieses Begräbnißgebäude einschließt, kaufen sich die reichen Chinesen zu hohen Preisen eine Stätte, in denen ihre Gebeine nach dem Tode die Ruhe finden möchten.

Der Vorsteher des Tempels wohnte in einem kleinen dürftigen Gebäude; er war aber jetzt gerade nicht zu Hause, weßhalb wir uns in die Bibliothek begaben. Der Bibliothekar hatte leider die Schlüssel zu dem Schranke verlegt, so daß wir keine Gelegenheit hatten die dort aufbewahrten Schätze der Gelehrsamkeit in Augenschein zu nehmen, die jedoch, nach der Unbedeutenheit des Schrankes zu urtheilen, nicht sehr zahlreich zu sein

schienen, wenn schon sie vielleicht statt dessen um so kostbarer gewesen sein mögen. In Bezug auf Kunstwerke bestand die ganze Sammlung aus einer Anzahl Exemplare von einem in rother geschnittener Manier gedruckten Gemälde einer Pagode mit sieben Wohnungen. Wir müssen nun auch noch zum Schlusse eine Merkwürdigkeit der Pagode erwähnen, die von ziemlich eigenthümlicher Beschaffenheit ist; man sollte glauben, daß sie mit mehr Recht einem landwirthschaftlichen Institute, als einem Tempel angehöre. Sie besteht in einer Heerde von Schweinen, dem fettesten Viehe, was man jemals sehen konnte, die unter einem Schuppen auf einem entfernten Hinterhofe einquartiert war. Ihr Zahl belief sich ungefähr auf zwanzig Stück, von welchen die meisten kaum noch stehen oder gehen konnten, sondern in einem ekelhaften, leise grunzenden, zusammengekrümmten Haufen dalagen. Das Fett hing ihnen von allen Seiten herab, die Augen wurden fast ganz von schwellenden Wülsten verborgen, und nur der kleine, spitzige Rüssel stach zierlich und gerade über die herabhängenden Wangen vor. Diese Thiere leben hier ein herrliches dolce-far-niente Dasein, und werden nach ihrem Verscheiden verbrannt, jedoch werden ihre Knochen nicht in Urnen beigesetzt, sondern einfach begraben.

Während unserer Wanderung durch den Tempel begegneten wir mehreren Priestern, theils alten, theils ganz jungen und ein Paar Knaben von acht oder neun Jahren, die schon als Candidaten für dieses Amt angenommen waren, zu dem man immer von den Jahren der Kindheit ab in dem Tempel erzogen wird. Den Priestern ist der ganze Kopf geschoren, nicht einmal die sonst bei dem ganzen übrigen Volke gebräuchliche Haarmütze und der lange Zopf an derselben ist stehen gelassen. Ihre Tracht besteht aus einem langen und weiten grauen Rocke mit gelben Kanten und einer Schnur, mit der er um den Leib zusammengezogen wird; die Aermel an demselben haben gleichfalls eine ungeheuere Weite und reichen bis zu den Fingerspitzen. In diesem Kostüme hatten sie ein unverkennbares Aeußere von Galeerensclaven oder Correctionisten. Alle, die wir sahen, hatten ein von der allertiefsten, geistlichen Gefühlslosigkeit und einer gewissen Verthiertheit zeigendes Aeußere. Mit dem Versuche den breiten Mund zu einem widrigen Lächeln zu verziehen und die matten Augen seelenlos auf uns gerichtet, bettelten sie um Schnupftabak und Cigarren, und ihre knochigen, welken und langnägligen Finger griffen lüstern nach Allem, was ihnen angeboten wurde. Der Amerikaner vertheilte unter sie die kleinen religiösen Aufsätze in chinesischer Sprache, die er stets mit sich führte; auch sie wurden mit Gier angenommen, aber ohne daß sie einen Begriff davon zu haben schienen, was für eine Meinung oder Absicht einer Vertheilung derselben zu Grunde liegen könne. Ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Erzeugnissen des Gewächsreiches;

Alles, was Leben gehabt hat, ist verboten, und das strengste Cölibat ihnen auferlegt. Wenn es die Absicht gewesen ist durch diese ganze Organisation den Menschen zu einem Wesen umzugestalten, daß der Menge der Thiere weit untergeordnet ist, so kann man nicht anders, als eingestehen, daß es für diesen Zweck ganz trefflich berechnet scheint, oder mindestens das beabsichtigte Resultat genau erzielt hat. Als Stand sollen diese Priester denn auch gerade keines besonderen Ansehens bei dem Volke genießen, wenn schon es darunter selbstverständlicher Weise dem einen und dem anderen Individuum durch seine persönliche Eigenschaft glückte sich Achtung zu erringen.

Es läutete gerade zum Abendgebete, als wir uns zu dem Tempel hinaus begaben, und bei dem Tone des Gongs und der Trommel marschierte eine Reihe graugelber Priester auf und begab sich in die Gebetkapelle*). Auf die Straße hinaus gekommen, glaubte man wieder freiere Luft zu athmen, als in dem Heiligthume des Aberglaubens und der Stumpfheit, welches wir eben hinter uns gelassen hatten. Nur in dem südlichen Theile von China soll übrigens der Buddhaismus jetzt noch allgemein sein.

Während des Aufenthaltes der Fregatte in Whampoa erhielt die ganze Besatzung, immer in ein Viertel der Mannschaft getheilt, Urlaub um Canton zu besuchen. Die Boote der Fregatte wurden im Allgemeinen zur Communication zwischen den beiden Orten benutzt; während des heißesten Sommers ist es jedoch am räthlichsten zu diesem Zwecke eine chinesische Bootsbesatzung zu erheuern. Nach unserem Aufenthalte in dem tropischen Klima war die feuchte Nachtkälte uns hierselbst recht fühlbar und verursachte uns eine ganze Menge von Flüssen und Brustbeschwerden, jedoch im Allgemeinen von sehr gelinder Beschaffenheit. Unser Wasservorrath war so hinreichend, daß wir weder zum Trunke, noch zum Kochen Wasser aus dem Flusse zu nehmen nöthig hatten. Die Unterlassung dieser Vorsichtsmaaßregel führt gewöhnlich rothe Ruhr herbei, von der viele Besatzungen der Schiffe in hiesiger Gegend decimirt werden. Kurz nach unserer Absegelung von hier erkrankten auch einige Mann von uns an dieser Krankheit, und ein Paar von ihnen waren bei der Rückkehr nach Schweden noch nicht wieder zur Gesundheit und Kräften gelangt.

Eine bedeutende Zahl Briefe für die an unserem Bord befindlichen Personen waren schon vor Ankunft der Fregatte hierselbst angelangt. Während der Anwesenheit am hiesigen Orte ging auch unserem Chef die officielle Benachrichtigung über den Unglücksfall zu, der unser Königshaus,

---

*) Herr Liljevalch giebt die ganze Zahl der in der Pagode Dienstleistenden auf 175 Personen an. Siehe Chinas Handel, S. 176 f.

in dem Tode Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Upland getroffen hatte. Die bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Ceremonieen, mit Hissung der Flaggen auf halben Mast, Minutenschlägen der Ruderer und Salutschüssen, wurden am 22. December ausgeführt Am 23. waren der schwedische General-Consul, die Consulen einiger anderer Nationen, ein Paar englische Offiziere und verschiedene andere Personen zu dem Chef der Eugenie zu Tische gebeten; am Abende wurde mit den Arbeiten zum Lichten der Vertauungen begonnen, und am heiligen Weihnachtsabende, um 1 Uhr in der Nacht, verließ die Eugenie ihren Ankerplatz und trieb mit dem Strome sacht den Fluß hinab, den einen Anker auf- und niederhängen lassend, so daß derselbe gerade den Boden berührte. Am Morgen brachten wir uns mit Wurfankern über die erste Barre und ankerten um 7 Uhr Abends dicht oberhalb der zweiten, woselbst wir den Weihnachtsabend verbrachten und so gut feierten, als es uns möglich war. Zur Mittagszeit lichteten wir wieder die Anker, und passirten in der Dämmerung des ersten Feiertages durch die Bocca Tigris und kamen hinaus in das Inselllabyrinth. Nach einigen Stunden Windstille kam der Wind frisch aus Südosten, kreuzend zogen wir uns so gegen 3 Uhr Nachmittags durch die Capsingmun-Rinne, konnten aber, da wir gegen Wind und Strömung arbeiten mußten, erst um 7 Uhr Nachmittags den Ankerplatz bei Hongkong erreichen.

Diese Insel, eigentlich Hiang-Kiang genannt (was dem Wortsinne nach „liebliche Ströme" bedeuten soll), wurde während des Krieges von den Engländern besetzt, und bei dem Friedensschlusse denselben abgetreten, so daß sie jetzt den äußersten Vorposten Europas in diesem Erdenwinkel ausmacht. Auf der nördlichen, dem festen Lande zugewendeten Seite der Insel ist die Stadt Victoria gelegen und hat es möglich gemacht, in den zehn Jahren, die sie erst steht, sowohl volkreich zu werden, als auch für den Handel zu einer bedeutenden Wichtigkeit zu gelangen. Leicht anzulaufen und Dampfschiffs-Communicationen nach allen Seiten hin besitzend, ist sie eine Art Börse, woselbst sich die ankommenden Fahrzeuge über die Stellung des Marktes und den Zugang an Frachten in den verschiedenen Häfen in China und dem indischen Archipelagus unterrichten, wie auch Waaren selbst hier niedergelegt werden, um schleunigst an die Orte abgesendet zu werden, woselbst für den Augenblick Nachfrage nach denselben ist. Es werden hier gar keine Abgaben gezahlt, weder in Form von Hafengeldern, noch auf Waaren gelegten Zoll, sondern es herrscht ein vollkommen eben so freies Handelssystem, wie in Sinkapoor. Die Bevölkerung soll sich auf ungefähr dreißigtausend Menschen belaufen, von denen jedoch, die Garnison ungerechnet, nur etwas über vierhundert Weiße sind. Von dem Reste machen die Chinesen den unvergleichlich größten Theil

aus, die Uebrigen sind indische Bevölkerungen, wie Parsen, Hindus, Malaien und dergleichen mehr, doch alle nur in einer geringen Anzahl.

Die Insel wird von einem Gouverneur beherrscht, der zu gleicher Zeit der Oberamtmann für die Handels-Angelegenheiten (Superintendent of trade) ist, und einen Befehlshaber der Truppen unter sich hat. Der Gouverneur, Sir George Bonham, war jetzt gerade durch einen Zufall abwesend und sein Dienst wurde während dessen durch den Militair-Befehlshaber, General-Major Jervois, versehen. Die Garnison bestand aus ungefähr tausend Mann Infanterie, theils von dem zweiundzwanzigsten Linien-Regimente, theils von dem Ceylonschen (Cingalesischen) Jäger-Regimente und aus einer kleinen Abtheilung Artillerie. Wie überall in den englischen Besitzungen sind die Truppen gut gehalten und einquartiert. Ihre Kasernen sind wirklich palastartig gebaut und ganz vortrefflich auf die Eigenthümlichkeit des Klimas berechnet. Jede Wohnung wird von einer Gallerie umgeben, die mit Schirmen versehen ist, wodurch die Sonne ganz ausgeschlossen werden kann, und um der Feuchtigkeit zuvor zu kommen, sind die umschlossenen Höfe mit wohl in einander gefügten Steinquadern gepflastert, von denen das Regenwasser schnell in große Ablaufsgräben hinabfließt. In freien Stunden wird die Mannschaft zur Verschönerung der Umgebungen ihrer Kasernen verwendet, und sie müssen Bäume pflanzen, Planirungen vornehmen und dergleichen nützliche Arbeiten mehr verrichten. Man sah dort die hellhaarigen englischen Soldaten an der Seite der dunkelfarbigen Cingalesen arbeiten, beide in saubere und bequeme Arbeitskleider gesteckt und ihre Häupter durch einen starken aber leichten, fast wie einen Helm geformten Sonnenhut geschützt. Die Cingalesen waren meist langgewachsene Kerle von schmächtiger Gestalt, aber von festem und stark knochigem Körperbaue, schönen und regelmäßigen Gesichtszügen, etwas krausen, schwarzen Haaren und ungefähr gleicher Gesichtsfarbe, wie die des nomadisirenden Arabers, das heißt sehr dunkel, aber klar und angenehm.

Natürlicher Weise konnte es auch nicht lange fehlen, daß allgemeine Gebäude und Einrichtungen entstanden. Außer dem Lazarethe der Garnison giebt es noch ein Krankenhaus, das durch freiwillige Beiträge erhalten wird, und in dem Hafen liegt ein altes Linienschiff, Minden, an dessen Bord die kranken Seeleute aller Nationen Pflege und Obhut genießen. Eine prächtige Kirche im gothischen Style erhebt sich mitten in der Stadt, und neben derselben liegt die fast fürstliche Residenz des Bischofes von Hongkong, der, wie hier im Orte nicht mit Unrecht behauptet wird, eine ziemlich überflüssige Person ist. Gegen letzteres Haus steht übrigens der Wohnsitz des Gouverneurs bei Weitem zurück. Die zehn Jahr alte Colonie hat schon größere Strecken gebahnter Fahr-

wege, als das Jahrhunderte alte, weitausgedehnte, himmlische Reich. Mehrere Privatgebäude von bedeutender Größe und prächtigem Aussehen sind schon seit mehreren Jahren ausgeführt worden. Das große Handelshaus Jardine, Matheson u. Comp., welches unter anderen Geschäften mit ohngefähr zwei Siebentel seines ganzen Belaufes am Opiumhandel Theil nimmt, hat außerhalb des westlichen Endes der Stadt ein weitläuftiges Etablissement, welches eine dicht bei derselben liegende kleine Insel, Hong-Hiongh genannt, umschließt. Es enthält Magazine, Wohnsitze für das ganze Personal, eine kleine Schiffswerfte und dergleichen mehr, und wird in den Nächten mit förmlicher militairischer Ordnung bewacht, um möglichen Angriffen der chinesischen Räuber zuvor zu kommen. Im Inneren der Stadt wird die Ordnung durch eine Polizeitruppe aufrecht erhalten, die in ihrer Auswahl aus Cingalesen und Malaien besteht. Die chinesische Bevölkerung wird natürlicher Weise zu einem nicht geringen Theile aus zusammengerafftem Lumpengesindel gebildet, und man wagt sich nicht gern, wenn die Dunkelheit hereingebrochen ist, in den westlichen Theil der Stadt, woselbst diese vorzugsweise ihren Aufenthalt hat.

Die Insel wird durch einen in ungefähr von Osten nach Westen laufenden Bergrücken gebildet, um dessen Fuß herum nur ein schmaler Streifen Landes gefunden wird. Die höchste Spitze des Bergrückens, Victoria Peak, erreicht beinahe die Höhe von neunzehnhundert Fuß; sie liegt auf dem westlichen Ende und findet im Osten in dem siebzehnhundert und funfzig Fuß hohen Mount Parker einen entsprechenden Punkt, der nach dem ausgezeichneten Admiral Sir William Parker, Befehlshaber der englischen Flotte während des eigentlich entscheidenden Theiles des Krieges gegen China so genannt worden ist. An diesen Bergspitzen sammeln sich täglich Wolken, welche eine Menge in tiefen Betten herabrinnende Bäche mit dem schönsten Wasser speisen. Um dieselben herum wachsen üppige Hecken von Büschen und Bäumen, aber im Uebrigen kann die Insel mit ihrer Menge Grün gerade nicht prahlen. Man konnte wohl jetzt, während des Winters, nicht erwarten viel davon zu sehen, doch zeigte die Beschaffenheit und das Aussehen des Bodens hinreichend, daß auch im Frühling nur wenig davon zu finden sein möchte. Auf einer gerade der Stadt gegenüber, zunächst dem festen Lande gelegenen, kleinen Insel, Won-chu-chau genannt, findet sich ein sehr guter Granitbruch.

Die Fahrzeuge können gewöhnlich in Hongkong alle Arten Bedürfnisse befriedigen und jede Reparatur vornehmen. Während der Jahreszeit, in welcher die Typhone rasen, oder zwischen Juli und December, kommen oft entmastete Fahrzeuge hier an, um sich wieder in seetüchtigen Zustand zu versetzen. Dieses Schicksal erreichte unter anderen die schwedische Brigg Clara, Capitain Lundborg, dieselbe, der wir schon in Val-

paraiso begegnet waren, von wo sie mit Passagieren nach San Franzisko abgegangen war, und sich sodann hierher begeben hatte, um von hier aus chinesische Goldsucher nach demselben Orte hinüber zu bringen. Die meisten europäischen Firmen in Canton haben jetzt auch hier Comptoirs. Ein Schwede, Herr Lübeck*), ist hier unter der Firma Lübeck u. Comp. etablirt. Ein schwedisches Fahrzeug fanden wir während unserer Gegenwart weder hier, noch in Whampoa.

Ein anderer, schon seit einigen Jahren ansässiger Schwede ist der Missionair Hamberg, welcher während unseres Aufenthaltes in Hongkong sich mit seiner Familie dort aufhielt. Er hatte eine ziemliche Anzahl Schüler und besuchte eines Tages in Gesellschaft einiger derselben die Fregatte. Sie schienen sehr überrascht und waren glücklich darüber ein Kriegsschiff in der Nähe sehen zu dürfen, und konnten sich nicht erschöpfen uns Fragen über den Zweck und Gebrauch der verschiedenen Gegenstände vorzulegen. Herr Hamberg hat chinesische Tracht angelegt und spricht die Landessprache mit großer Leichtigkeit. Der berühmte Gützlaff ist, wie bekannt, vor Kurzem gestorben. Sein Ruf ist hier draußen keineswegs der Beste, denn man beschuldigt ihn des Hanges zur Intrigue und eines groben Eigennutzes, welcher sogar bis dahin gehen sollte, daß er nicht einmal die Geldmittel, die er von Amts wegen in Händen hatte, so ganz gewissenhaft verwaltet hätte. Im Uebrigen hat das Missionswesen in China sehr wenige Fortschritte gemacht, und die Katholiken sind auch hier den Protestanten bei Weitem voraus.

Die ersten Jahre hindurch, daß die Insel Hongkong bewohnt wurde, herrschten sehr bösartige Fieber unter den dorthin übersiedelten Europäern. Jetzt ist das Klima nicht eigentlich ungesund, wenn gleich die starke Sommerhitze natürlich erschlaffend auf die weiße Race wirkt. Das Klima Chinas gleicht in soweit dem der vereinten Staaten Nordamerikas, daß es im Sommer sehr heiß ist, im Winter dagegen sehr kühl. In Canton, welches unter den Tropen liegt, soll der Thermometer einige Male bis auf den Gefrierpunkt sinken, und in Shanghai, welches unter dem 82. Grade liegt, friert oft auf kleineren Wasseransammlungen dickes Eis, wohingegen die Wärme im Sommer zuweilen auf längere Zeit bis gegen 40 Grad steigt. Während unseres Aufenthaltes in Whampao, ungefähr

---

*) In Betreff der Einsetzung des Herrn Lübeck zum Consul sind über denselben in schwedischen Journalen verschiedene, weniger günstige Urtheile veröffentlicht. Wir stellen die Wahrheitsliebe der Einsender nicht in Frage, eben so wenig wie wir die Richtigkeit ihrer Angaben widerlegen können, halten uns aber für verpflichtet anzugeben, daß Herr Lübeck an Ort und Stelle nicht schlecht angeschrieben ist. Er begleitete uns auf der Fregatte als Passagier nach Sinkapoor.

zu dem winterlichen Sonnenstande, stieg die Wärme in der Mittagszeit bis zu 20 und selbst 25 Grad, und sank in der Nacht jederzeit unter 9 Grad. Der Himmel war beständig klar, aber die Luft so dick, daß die Contouren von entfernteren Gegenständen nur mit Mühe unterschieden werden konnten. Der Wind wehte beständig ganz schwach aus der Nordecke her, und der Barometer stand unaufhörlich sehr hoch, mit fast vollkommen regulärem täglichen Maximum und Minimum um 9 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags*). In Hongkong zeigte sich die Nähe des Meeres durch das geringere Sinken des Thermometers in der Nacht an.

Ueber den ausgebreiteten und mannigfaltigen Handel Chinas hat Herr Liljevalch den Kaufleuten schon so vollständige Angaben geliefert, daß vielleicht Wenig oder gar Nichts mehr hinzu zu fügen bleiben dürfte, wenn schon das Verhältniß hierin, wie in allen Anderen unter der Sonne, sich auch mit der Zeit ändern möchte, und die Angabe, die zu dem einen Zeitpunkte richtig war, sich füglicher Weise schon in wenigen Jahren, oder vielleicht sogar in einem oder dem anderen Monate nachher nicht mehr passend anwenden läßt. Die wenigen Worte, die wir den Handelsbewegungen Chinas widmen können, sind gewiß nicht von der Beschaffenheit, daß sie einem Geschäftsmanne nutzen könnten, sondern beabsichtigen nur unserem gütigen Leser im Allgemeinen einen, wenn auch oberflächlichen Begriff davon zu geben. Einige Angaben über den Thee-Export sollen in den Beilagen mitgetheilt werden, hier erwähnen wir nur, daß derselbe in der letzten Hälfte des Jahres 1851 und der ersten Hälfte von 1852 bis auf ungefähr einhundert Millionen Pfund gestiegen war, wovon zwei Drittheile nach England und dessen Besitzungen, ein Drittheil aber nur nach den vereinigten Staaten und den übrigen Ländern, in diese aber nur in vergleichsweise höchst unbedeutenden Quantitäten ging. Seidenwaaren werden jetzt fast nur nach Amerika verschickt, der Theil derselben, welcher in die vereinigten Staaten geht, besteht hauptsächlich aus sogenaunten Pondji, oder Zeug aus ungefärbter roher Seide, welche dann erst dort bedruckt und gefärbt wird. Die dünnen buntfarbigen Seidenzeuge, welche jetzt meistentheils in Europa benutzt werden, werden nicht in China angefertigt und würden in allen Fällen nicht bestellt werden und schnell genug ankommen können, um der so rasch und oft darin wechselnden Mode folgen zu können. In den spanisch-amerikanischen Colonieen wird noch der Geschmack für einfarbige und stärkere Zeuge mehr in Bestand gefunden, und wir haben dort prächtige Ballkleider von chinesischem Atlas mit eingewebten Borten gesehen. Die

*) Ungefähr 767 Millimeter reducirt auf 0.

schönen Crêpe-Shawls gehören daselbst zu dem täglichen Costüme und finden einen bedeutenden Absatz. Nach Europa geht hauptsächlich rohe Seide, wovon wiederum England den größten Theil für sich in Anspruch nimmt, oder beinahe Alles behält.

Nachdem Shanghai der Seefahrt geöffnet wurde, hat sich ein bedeutender Theil des Handels nach dieser Stadt gezogen, welche dem Theile des Landes, in welchem die meiste und beste Seide producirt wird, näher liegt. Die Verschiffung von roher Seide ist dort zehn Mal größer, als von Canton aus, und die meisten Bestellungen von Zeuge werden auch von dort expedirt. In Thee-Export steht Canton aber noch etwas höher, als dieser neue Nebenbuhler desselben. Ein Verhältniß, was bemerkt zu werden verdient, ist dies, daß, während England ein vielfach größeres Quantum schwarzen Thee empfängt, als grünen, die vereinigten Staaten von Nordamerika vielmehr grünen, als schwarzen entnehmen*). Die dazwischen liegenden Häfen Amoy, Ningpo und Fu-tchau-fu haben nur einen vergleichungsweise unbedeutenden Handel, und der mit dem brittischen Indien wird fast gänzlich von Canton aus geführt, und zwar zum bedeutendsten Theile durch Parsen-Häuser.

Alle Waaren, die von Europäern aufgekauft werden, pflegten früher in der Regel erst gegen Empfangnahme und dann contant in Silber bezahlt zu werden, sei es in Barren oder gemünzt, jetzt wird aber mit England schon ein bedeutender Austausch betrieben, der durch den Gewinn bei dem Opiumhandel hervorgerufen ist. Außer kleiner Scheidemünze in Kupfer und Zinn besitzt das chinesische Reich keine geprägten Münzen, sondern das Silber wird dem Gewichte nach genommen. Es ist klar, daß die Vollwichtigkeit fremder Münzsorten dabei gar nichts zur Sache thut, wenn der innere Gehalt nur gut ist. Bisher sind spanische Piaster die einzigen gangbaren Münzen gewesen, aber der zunehmende Mangel an denselben hat es gemacht, daß auch mexicanische, peruanische und andere angenommen werden, wenn schon im Detailhandel nur ungern, oder mindestens stets mit starkem Agio. Durch den unter den Handelnden herrschenden Gebrauch die Piaster, welche durch ihr Comptoir gehen, zu stempeln, durch welchen Stempel man es dann auf sich nimmt für den Gehalt des Stückes einzustehen, werden sehr bald die Münzen in eckige Scheiben verwandelt oder gehen sogar in Stücke, welche dann ebenfalls gangbar bleiben und nach dem Gewichte gelten. Man sieht daher

---

*) Zum Beispiel nahm England im Jahre 1851 bis 1852 sechsundfunfzig Millionen schwarzen und nur acht Millionen grünen, während die vereinigten Staaten funfzehn Millionen grünen und dreizehn Millionen schwarzen Thee entnahmen. Siehe das Weitere in den Beilagen.

den Chineſen jederzeit mit einer kleinen, mit Gewichten hinreichend verſehenen Handwaage ausgerüſtet, auf der er mit der größten Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit die Silberſtückchen wiegt, wobei der Europäer dann ſicher ſein kann, daß er tüchtig betrogen wird. In den Läden iſt der Preis gewöhnlich in Piaſter verwandelt, die Stückweiſe angenommen werden, falls ſie nicht zerbrochen oder zu ſehr geſtempelt ſind. Sowohl Münzen, als Silberbarren (ſogenanntes Seizi-Silber) ſind oft auf mannigfache Art verfälſcht. Von der Kindheit an daran gewöhnt mit Metall zu handthieren, merkt der Chineſe ſehr bald jede Verfälſchung; die fremden Handelshäuſer wenden zu dieſem Zwecke einen ſogenannten Schroter (Skroff) oder Münzprobierer an, ſtets einen geborenen Chineſen, der für die Güte alles Silbers, welches durch ſeine Hände geht, einſteht und gemeiniglich eine Bürgſchaft für eine ſehr bedeutende Summe ſtellen muß. Goldmünze kann nur mit bedeutendem Verluſte zur Bezahlung verwendet werden.

Von der ungeheueren Silberquantität, welche alljährlich nach China einfließen muß, bleibt jedoch nicht ſehr viel im Lande zurück. Als Bezahlung für europäiſche Waaren gehen zwar nicht große Summen heraus, dagegen aber ſehr bedeutende für Baumwolle nach Oſtindien. Die Waare, welche jedoch unbedingt am meiſten zur Wiederherſtellung des Gleichgewichtes beiträgt, iſt der Opium, der ſtets an Ort und Stelle contant bezahlt werden muß. Sechs bis acht Millionen Pfund Sterling, oder dreißig bis vierzig Millionen Piaſter gehen in dieſer Weiſe wieder aus dem Lande, und über die Hälfte davon bleibt in der oſtindiſchen Compagnie, die den Anbau des Opium-Mohnes zu ihrem Monopole gemacht hat. Eine kurze Darſtellung des Ganges, den der Opiumhandel nimmt, dürfte für den Leſer nicht ohne Intereſſe ſein.

Von dieſer Waare giebt es drei Arten: Patua, Benares und Malwa, die erſten beiden werden aus Bengalen und die letztere aus Bombay verſchifft, wohin es aus dem Inneren des Landes, wo die Productionsorte liegen, transportirt wird; dieſe Orte ſind unabhängig von der oſtindiſchen Compagnie, doch erhebt dieſelbe bei dem Transporte durch ihr Gebiet eine Tranſito-Abgabe von 187 Piaſter (400 Rupien) für jede Kiſte. Türkiſcher Opium kommt auch wohl vor, aber nur in ſehr unbedeutender Menge, und wird für ſchlechter, als alle übrigen Saaten angeſehen. Die Zubereitungsart iſt, wie bekannt, höchſt einfach; die unreifen Fruchtköpfe des Mohnes werden mit einem Meſſer geſchlitzt, der Saft, welcher aus den Wunden herausſikert, wird einen Tag dem Trockenen überlaſſen, dann von der Fruchtkapſel losgelöſt, und noch, bevor er ganz getrocknet iſt, zu Kugeln oder Kuchen zuſammengedrückt, die dann mit dürren Mohnblättern umwickelt und in Kiſten gepackt werden, von denen jede ein Pikul

oder 133⅓ Pfund (142 schwedische Pfund) Gewicht aufnimmt. Die Waare ist nun zur Verschiffung fertig und wird auf dem Wege der Auction dem Meistbietenden verkauft. Der Transport nach China geschieht auf eigens dazu erbauten schnellsegelnden Fahrzeugen, die mit geschickten Befehlshabern und starker Besatzung versehen sind, um sich durch die chinesische See gegen den Mussон aufkreuzen zu können. Da der Opium als Einfuhr in China verboten ist, wird er nie direct in's Land geführt, sondern in gut vertaute und an passenden Stellen liegende, wohl bewaffnete Magazin-Fahrzeuge (receiving-ships) abgeliefert, von wo er sodann durch die Chinesen selbst in's Land geschmuggelt wird. Mit den Packet-Dampfbooten kommt jetzt auch schon eine nicht unbedeutende Menge hinein. Bei dem Transporte in das Land von den Fahrzeugen aus sind die Boote stets gut bewaffnet, um die Angriffe von Räubern abzuschlagen und den Zollmandarinen Widerstand leisten zu können, welche Letzteren jedoch sehr oft den Verkauf der ganzen Sache entweder für ihre eigene Rechnung oder auch für die Anderer auf sich nehmen sollen. Am Schlusse des Jahres 1852 wurden nicht weniger als sechsundzwanzig Schiffe zu Magazinen verwendet, deren Tragkraft, zusammengezählt, die große Zahl von 9000 Tonnen oder ungefähr 4000 Lasten betrug. Ihre Vertheilung war folgende*):

In Hongkong	2	Fahrzeuge	mit	2064	Tonnen,
in Kumsingmun (zunächst Hongkong)	5	„	„	1525	„
in Wusung (zunächst Schanghai) .	8	„	„	2263	„
an fünf anderen Orten	11	„	„	3303	„
Summa	26	Fahrzeuge	mit	9155	Tonnen,

von denen Jardine, Matheson u. Comp. ungefähr zwei Siebentel besaßen, Dent u. Comp. ein Siebentel, die Peninsular- und Oriental-Steam-Navigation Compagny ein Siebentel, und sechs andere europäische und amerikanische Häuser zusammen zwei Siebentel, und fünf Parsen-Häuser zusammen auch ein Siebentel hatten. Ungefähr sechzigtausend Kisten werden jetzt jährlich abgesetzt, und jede Kiste von dem oben erwähnten Gewichte hält sich gewöhnlich auf dem Preise von ungefähr 600 Piaster oder fast 2500 Reichsthaler Reichsgeld schwedischer Münze, etwas höher für Patua und etwas niedriger für Malwa**). Wie die rohe Waare zum Rauchen zubereitet wird, ist für den Raucher von wenig Interesse, und das Rauchen selbst haben wir ja schon oben beschrieben. Wie der

*) Laut einer Hongkongs-Zeitung.

**) Der Preis ist seitdem bedeutend gefallen. Im Juli 1853 stand er auf 420 bis 430 Piaster die Kiste.

Branntwein uns, so dient der Opium in China zum Stoffe für Speculationen, welche durch Zugabe abgemacht werden.

Längere Zeit hindurch ist in Persien und der Türkei das Essen des Opiums gebräuchlich gewesen, aber in China und den umliegenden Ländern wird er immer nur geraucht. Da er auf diese Art mehr und unmittelbarer in die Blutmasse übergeht, werden seine Wirkungen im letzteren Falle sowohl schädlicher, als auch schneller. Ein englischer Arzt, der sich mehrere Jahre in Penang aufgehalten hatte, dessen Bevölkerung einem bedeutenden Theile nach aus Chinesen besteht, hat über die Wirkung desselben folgende Beschreibung geliefert:

„Hospitäler und Armenhäuser sind hauptsächlich mit Opiumrauchern angefüllt. In dem von mir Vorgestandenen war die Durchschnittszahl der Kranken stets sechzig, von denen dann fünf Siebentel aus solchen bestanden. Der zerstörende Einfluß des Rauchens auf die Organisation des Menschen zeigt sich deutlich durch Erschlaffung, Gedankenlosigkeit, Verfall aller Seelenkräfte, Abmagerung, gelblich blasse Hautfarbe, bläuliche Färbung der Lippen und Augenlider, verschleierten Blick und zerstörte oder unnatürliche gesteigerte Eßlust. Am Morgen haben diese unglücklichen Wesen ein höchst elendes Aussehen, gleichsam so, als ob sie ein auch noch so tiefer Schlaf nicht gestärkt habe. Eine eigenthümliche Trockenheit oder Brennen im Halse reizt sie fortwährend das Rauchen zu wiederholen. Wenn die gewöhnliche Dosis nicht zu gewöhnlicher Zeit genommen wird, folgt eine äußerste Erschlaffung, Taumel und gänzliche Verstimmung, und die Augen fangen zu thränen an. Ein plötzliches gänzliches Entsagen ruft noch schauderhaftere Symptome hervor; der ganze Körper erkaltet und Schmerzen machen sich in allen seinen einzelnen Theilen fühlbar, Diarrhöe stellt sich ein, das ungeheuerste Gefühl des Elendes bemächtigt sich des Opfers, dessen Dasein nur noch durch fortgesetzte Benutzung des Giftes einige Zeit hindurch erhalten werden kann." —

Ein anderer Schriftsteller giebt an, daß derjenige, der erst einmal Opium zu rauchen angefangen habe, selten oder nie auf die Länge der Zeit Mäßigkeit darin beobachten könne, sondern es zu einem Bedürfnisse werden sieht, das sich steigert und immer drängender wird, und wenige Individuen leben länger als zehn Jahre von dem Zeitpunkte ab, an welchem sie das Rauchen zu ihrer Gewohnheit gemacht haben. In der Arbeit*), aus welcher diese und die folgenden Angaben über den Opiumhandel und seine Wirkungen zum größten Theile entlehnt sind, wird

*) Ein Artikel von N. Allen, M. D. in Vol. XXIII. (den Juli- und Augustheften des Jahres 1850) des in New-York herausgekommenen Hunt's Marchants Magazine.

angenommen, daß sich in China vier Millionen Opiumraucher befinden, und daß also jährlich viermalhunderttausend Menschen dieser zerstörenden Gewohnheit zum Opfer fallen müssen.

Diese Berechnung, deren Richtigkeit in ihrem ersten Theile schwer zu bestimmen ist, da sie sich nur auf das Verhältniß zwischen dem von einem gewöhnlich starken Raucher jährlich verbrauchten Quantum Opium und dem ganzen bekannten Belauf des Importes gründet, verräth jedoch in jedem Falle auf's Deutlichste falsche Schlußsätze in Beziehung auf die Zahl der Todten, weil sie voraussetzt, daß keiner derselben in dem Laufe eines jeden Jahres in Folge gewöhnlicher, von dem Opiumrauchen ganz unabhängiger Ursachen mit dem Tode abgegangen sein würde. Ein anderer Umstand müßte auch noch in Betracht gezogen werden, nämlich der, daß gewiß eine bedeutende Zahl von den vier Millionen aus Mangel an Opium zu anderen Reizmitteln greifen möchte, wie zum Beispiel zum Branntwein, dessen Wirkungen vielleicht äußerlich ein klein Wenig unkenntlicher sein möchten, und dessen Zubereitung jedenfalls einen beträchtlichen Theil der Reiserndte, die schon ohnehin für den Bedarf des Landes unzureichend ist, hinwegnehmen würde. Wenn man annimmt, daß die Angabe richtig sei, die China eine Bevölkerung von 350 Millionen Menschen zuertheilt, und die sämmtlichen vier Millionen Opiumraucher als verloren und unverbesserlich betrachtet, so würde unter je neunzig Menschen schon ein Individuum dieser Menschenklasse angehören. Wie weit noch irgend ein anderes Land eine entsprechende Anzahl von durch Völlerei zerstörte Mitbürger aufzuweisen hat, müssen wir aus Mangel an Kenntniß der hierin einschlagenden Verhältnisse ungesagt sein lassen. Mag dem aber nun sein, wie es wolle, jedenfalls ist in der oben erwähnten Angabe das Verhältniß ungeheuer genug, und da die Annahme von einem anderen Reizmittel, das an die Stelle des Opiums treten möchte, etwas Ungewisses enthält, so dürfte man, ohne mit Recht fanatisch genannt zu werden, den Stab über den ganzen Opiumhandel brechen.

Der unerhörte Gewinn, welchen dieser Handel für die damit beschäftigten Firmen abwirft, und die großen Summen, die derselbe in die Schatzkammern der ostindischen Compagnie fließen läßt, haben natürlicher Weise demselben viele und warme Vertheidiger verschafft. Als Probe des Ersteren mag erwähnt werden, daß die Theilhaber an einem englischen Hause gegen den Schluß des Krieges jeder einen reinen Ueberschuß von zwischen vier- und achtmalhunderttausend Pfund Sterling gehabt hatten, welche Ziffer doch natürlicher Weise nicht als ein Maaßstab des unter gewöhnlichen Verhältnissen vorkommenden Gewinnes angesehen werden darf. Einige handelspolitische Schriftsteller haben diesen Handel, als ein nothwendiges Uebel vertheidigt, als eine unentbehrliche Bedingung für die

Betreibung irgend eines Handels mit China, welches Land bald alles Silber absorbiren würde, wenn nicht dasselbe als Bezahlung des Opiums wieder in die allgemeine Bewegung zurückflösse. Andere sehen es dagegen so an, als sei der Opiumhandel gerade das eigentliche Hinderniß für den Absatz der europäischen Manufactur-Waaren in China, dessen Bevölkerung durch die Bezahlung der schweren Summen verarmt, die wir oben angegeben haben, und von denen es heißt, daß sie den Werth des ganzen Exportes um funfzehn Millionen Piaster übersteigen, und sich anderntheils auch aus Aerger über das gesetzlose und schändliche Verfahren Englands sich der Benutzung derartiger Artikel, die eingeführt werden müßten, enthält. „Laßt es nur aufhören uns so viel Opium zu schicken, dann haben wir mehr Bedürfniß und mehr Mittel eure anderen Waaren zu kaufen," — soll ein chinesischer Beamter auf eine Anfrage, durch welches Mittel der gesetzliche Handel zwischen England und China zu beleben sein möchte, erwidert haben. Aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, kann der Opiumhandel nichts Anderes, als entschiedene Verurtheilung erfahren, und die zuweilen angeführte Entschuldigung, daß Ausländer nicht selbst das Einschmuggeln besorgen, kann nur Verachtung erregen, wenn man es bedenkt, daß die Niederlagen der Schmuggelwaare längs einem großen Theile der Küste angelegt wurden, und daß die englische Regierung dadurch, daß sie in Hongkong in öffentlicher Auction zwanzig Lizenzen zur Anlegung von Opiumkrügen in dieser einzigen Stadt verkaufte, dem Gebrauche dieser Waare ihre öffentliche Billigung zu erkennen gegeben hat. Diese That wurde im Jahre 1845 von Sir John Davis ausgeführt, obschon mehr als eine Stimme sich im Aerger und Unwillen laut dagegen erhob.

Der planmäßige Anbau des Mohnes für die Opiumzubereitung schreibt sich aus dem Jahre 1767 her, vor welchem Zeitpunkte nur höchst unbedeutende Quantitäten, selten über 200 Kisten türkischer Waare, von portugiesischen Kaufleuten nach China eingeführt worden sind, woselbst sie unter der Firma Arzeneimittel versteuert wurden. In dem erwähnten Jahre schlug ein Mr. Watson der Regierung der Compagnie in Calcutta vor, durch Monopolisirung und Erweiterung eines derartigen Handels der Compagnie ein bedeutendes Einkommen zu verschaffen, einer Hülfsquelle, der sie gerade zu dieser Zeit äußerst bedürftig war. Die ersten Sendungen gaben eben kein besonders glänzendes Resultat, bald aber wurde die Waare mehr verlangt, und ein oder das andere Fahrzeug lag gewöhnlich in Whampao mit dem Verkaufe derselben beschäftigt. Macao trieb auch einen Handel damit, im Jahre 1821 legte sich aber das Magazinschiff von dort weg nach Kumsingmun, welches seit der Zeit fortfuhr eine der wichtigsten Hauptstationen für den Opiumschmuggel zu bleiben. Zu diesem Zeitpunkte hatte die Verschiffung noch in keinem Jahre siebentausend Kisten

überstiegen (in runder Zahl genommen), aber im Jahre 1824 hatte sie sich schon auf zwölftausend, sechshundert und neununddreißig erhoben, und im Jahre 1834 stieg sie gar auf einundzwanzigtausend, siebenhundert und fünfundachtzig. Sie fuhr dann fort mit großer Geschwindigkeit zu steigen und kam im Jahre 1838 auf nahe vierzigtausend Kisten, die ihrem baaren Werthe nach, der Summe von fünfundzwanzig Millionen Piaster gleichkamen.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhundertes hatte die, chinesische Regierung durchaus keine besondere Aufmerksamkeit auf diesen ganzen Handel gerichtet, da sie die so tief eingreifenden Folgen desselben für ihren zukünftigen Bestand noch nicht zu ahnen im Stande war. Im Jahre 1800 wurde jedoch bereits ein Verbot sowohl gegen die Einführung, als auch gegen den Gebrauch des Opiums erlassen. Beide Theile, sowohl der Verkäufer, als der Käufer, sollten wegen bewiesener Uebertretung desselben mit Prügeln bestraft werden, und bei Wiederholungsfällen sogar einen Klotz um den Hals tragen und mehrere andere Abstufungen von Strafen, selbst bis zum Verluste des Lebens erdulden müssen. Aehnliche Verbote sind seitdem immer in kurzen Zwischenräumen bekannt gemacht, und auch die darin festgestellten Strafen sogar vollzogen worden, aber die Feilheit der Beamten und die Neigung zu dem verbotenen Genusse hat beständig die darüber verfaßten Gesetze zu einem todten Buchstaben gemacht. Durch die sich mehr und mehr ausbreitende Zerstörung beunruhigt, sandte der Kaiser Taukwang*) im Jahre 1839 einen Gesandten, den berüchtigten Lin, nach Canton, welcher durch seine energischen Unternehmungen die fremden Kaufleute zwang, allen Opium, den sie in ihren Magazinen oder an Bord der im Flusse liegenden Fahrzeuge hatten, ihm abzuliefern, und der dann diesen ganzen zwanzigtausend Kisten großen Vorrath in der Nähe der Stadt öffentlich zerstören ließ. Englands Repräsentant in China, der Capitain Elliot, hatte sich im Namen seiner Regierung für den den Kaufleuten hierdurch zugefügten Verlust, der auf zwölf Millionen Piaster abgeschätzt wurde, verantwortlich erklärt, und auf Grund dessen, und daß der Opiumhandel Ermunterung und Unterstützung sowohl von der ostindischen Regierung, als auch vom Mutterlande erhalten hatte, petitionirten die betreffenden Handelshäuser bei der englischen Regierung um Ausbezahlung des ihnen versprochenen Schadenersatzes. Die Regierung ließ sich darüber in Unterhandlungen mit der chinesischen Regierung ein, da man aber bald einsah, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sein würde, wurde der Krieg im Anfange des Jahres 1840

*) Derselbe, der am 25. Februar 1850 starb.

Der Uebersetzer.

erklärt. Der Ausgang desselben ist allgemein bekannt. Der Friedensschluß kam zu Nanking am 23. August des Jahres 1842 zu Stande, aber verschiedene der darin festgesetzten Bedingungen unterlagen im folgenden Jahre einigen Ausgleichungen und Erläuterungen. Die hauptsächlichsten Bedingungen waren die Abtretung von Hongkong, ferner die Oeffnung der vier Häfen Amoy, Fu-tchau-fu, Ningpo und Shanghai für den Handel, die Freiheit für die Europäer sich in diesen Städten ansässig zu machen, und mit allen Chinesen, mit denen es ihnen beliebte Handel zu treiben. Der Opium wurde auch noch für fernerhin als Contrebande erkannt, aber die chinesische Regierung ersetzte doch den oben angeführten Handelshäusern die ihnen durch die Zerstörung des Opiums entstandenen Verluste mit sechs Millionen Piaster, wie auch verschiedene andere Forderungen die Engländer bei chinesischen Kaufleuten geltend machen konnten mit drei Millionen, und endlich wurden die gehabten Kriegskosten mit zwölf Millionen Piaster erlegt, welche Summe innerhalb dreier Jahre getilgt werden mußte, bis zu welchem Zeitpunkte die Engländer Chusan besetzt hielten.

Da es die englische Regierung bei dem Friedensabschlusse nicht über sich genommen hatte ihre Unterthanen anzuhalten, die chinesischen Zollverfassungen in Bezug auf den Opium aufrecht zu erhalten, war in Hinsicht auf den Handel mit diesem Artikel für China gar nichts gewonnen, sondern derselbe fuhr fort mit unvermindertem Eifer betrieben zu werden, und hatte sogar ein weiteres Feld für sich eröffnet gesehen. Deutlich das Unvermögen der Regierung einsehend die Einschmuggelung der Waare zu verhindern, — ein Unvermögen, welches wohl hauptsächlich der Feilheit der Beamten zugeschrieben werden muß, — haben mehrere der höchstgestellten Personen des Landes es vorgeschlagen gegen eine mäßige Zollabgabe zu gestatten, daß Opium eingeführt und gleichzeitig im Lande selbst angefangen werden dürfe den Anbau des Mohnes im großen Maaßstabe zu betreiben, wodurch wenigstens den mit allgemeinem Verderben drohenden öconomischen Wirkungen dieses Handels zu einem Theile würde vorgebeugt werden können. Kaiser Taukwang soll auf die ihm darüber gemachten Vorstellungen mit den Worten geantwortet haben: „Ich weiß, daß ich die Einführung dieses hinreißenden Giftes nicht verhindern kann, habgierige und verderbte Menschen werden, aus Gewinnsucht oder um ihre Begierden zu befriedigen, meinen Wünschen entgegenarbeiten, aber nichts soll mich bewegen mir ein Einkommen aus dem Verderben und dem Elende meines Volkes zu bereiten."

Es mußte für eine Nation von dreihundertundfunfzig Millionen Menschen oder mindestens für die Regierung derselben eine gräßliche Demüthigung sein, nachdem sie so lange die Sprache der ungezügelten Prahlerei

geführt hatte, sich von der wenig zahlreichen Kriegsmacht eines entfernten und verhältnißmäßig kleinen Landes überwunden zu sehen, — eines Landes, dessen Regierung und Einwohner man in einer langen Reihefolge von Jahren mit Verachtung entgegengetreten war, welche aber jetzt in einer ungeheueren Entfernung von seinen eigentlichen Grenzen die prunkenden Befestigungen des himmlischen Reiches nieder zu schießen vermochten, dessen Städte erstürmen, dessen Flotten nehmen und verbrennen und zahllose Schaaren der tapferen Kämpfer desselben in die Flucht treiben konnten, da diese fanden, daß ihre eingeübten finsteren Mienen und Grimassen von keiner Wirkung auf die Fremden waren*). Man mag über die Motive des Krieges und Englands dabei verfolgte Politik denken, wie man will, — unser eigenes Urtheil darüber glauben wir in dem Vorgehenden zur Genüge ausgesprochen zu haben, — so kann man doch nicht leugnen, daß die Flotte desselben dabei einen hohen Grad von seemännischer Geschicklichkeit und militairischer Tüchtigkeit bewiesen hat. Ungeachtet der Ausgang des Krieges allgemein bekannt ist, nehmen wir uns doch die Freiheit einige Worte über den Gang desselben zu sagen, ohne uns jedoch dabei in unnöthige Details einzulassen.

Nicht lange bevor der Krieg ausbrach, verschied der Befehlshaber der indischen Station, Admiral Sir Frederick Maitland, dessen Stelle dann durch den von der Capstation hierhergesendeten Admiral Elliot ersetzt wurde. Der erste Angriff geschah auf Chusan, welches nach einem kurzen Widerstande in die Hände der Engländer fiel und von ihnen besetzt wurde. Die chinesischen Autoritäten wußten jedoch dieses Ereigniß vor ihrem Kaiser, als einen Sieg auszumalen, und wenn schon mehrere angesehene Männer zum Frieden riethen und der Sache ein schnelles Ende zu machen trachteten, behielt doch die kriegerische Partei die Oberhand, und es wurden bedeutende Rüstungen veranstaltet. Kanonen wurden gegossen, aber mehrere davon sprangen freilich bei dem ersten Schusse und hunderttausend Taël Silber (über eine halbe Million Reichsbankthaler Reichsgeld) wurden auf die Befestigung von Amoy verwendet, von welcher Summe jedoch natürlicher Weise ein bedeutender Theil in den Taschen der Mandarinen stecken blieb. Ein Waffenstillstand wurde jedoch zu Wege gebracht, während welchen Chusan fortwährend besetzt gehalten wurde. Die dort postirte Stärke litt gewaltig von Krankheiten, die theils von dem Klima verur-

---

*) Die Verläumdung behauptet, daß die Einübung von dergleichen Grimassen die Absicht hätte dem Feinde Furcht einzujagen, und einen integrirenden Theil des Exercitiums der chinesischen Truppen ausmache. Das hierbei zu Grunde liegende Exercier-Reglement muß höchst interessant sein.

Der Uebersetzer.

sacht, theils durch schlechte Lebensmittel herbeigeführt waren. Admiral Elliot legte den Befehl nieder, der von dem Capitain Sir Gordon Bremer, dem ältesten Offizier des Ortes, übernommen wurde.

Die Chinesen setzten inzwischen ihre Rüstungen unverdrossen fort, „rebellenvernichtende" Generale wurden nach allen Punkten hin versendet, die allerbombastischsten Proklamationen wurden unter das Volk verbreitet*), und als eine kleine englische Brigg außerhalb der Mündung des Yangtze-kiang-Flusses gestrandet und deren Besatzung, so wie ein Paar Passagiere, darunter eine Dame, in die Hände der Chinesen gefallen waren, wurden diese Begebenheiten als ein großer Sieg über die „Rebellen," bei welchem man eine Menge Gefangene gemacht habe, dargestellt. Gegen Ende des Jahres bereiteten sich die Engländer auf einen Angriff vor, und außerhalb des Cantonflusses wurde ein Geschwader von drei Linienschiffen, drei Fregatten, fünf Corvetten und Briggs, vier kleinen Dampfschiffen und ein Paar geringeren Fahrzeugen gesammelt. Ungefähr zweitausend Mann Landungstruppen befanden sich an Bord unter Befehl des Generals Sir Hugh Gough. Das Fahrwasser der Bocca Tigris war schon im Voraus auf das Sorgfältigste untersucht worden. Die Unterhandlungen wurden zwar von der Seite der Chinesen fortgesetzt, aber unglückseliger Weise fiel ein Schreiben der Regierung in die Hände der Engländer, und brachte es bei ihnen zur Gewißheit, worüber sie lange einen Verdacht gehegt hatten, daß irgend eine Schlinge unter diesen friedlichen Versicherungen verborgen lag. Das Schreiben befahl die Vernichtung „der naseweisen Rebellen," und am 7. Januar 1841 antworteten diese mit einem Angriffe auf die Chuenpi- und Taikoktau-Schanzen an der Bocca Tigris. Die Artillerie derselben war sehr bald zum Stillschweigen gebracht, worauf sie gestürmt und eine Menge in der Nähe liegender Kriegsjunken verbrannt wurden. Alle Maaßregeln und Schritte wurden ergriffen, um schleunigst die weiter landeinwärts gelegenen Schanzen auf den Wangtonginseln und bei Anunghoi anzugreifen, aber der Vorkämpfer der Friedenspartei, Ke-schin, welcher dem schon vorhin erwähnten, kriegerisch gesinnten Lin, als kaiserlicher Commissair in Canton gefolgt war, schloß nun einen Waffenstillstand ab, worin Hongkong an die Engländer abgetreten wurde, die sich dagegen verbindlich machten Chusan zu räumen, und sechs Millionen Piaster wurden den durch Zerstörung des Opiums in ihrem Eigenthume beschädigten Häusern als Schadenersatz zuerkannt.

---

*) Verschiedene derartige Rapporte und andere Papiere fielen im Laufe des Krieges in die Hände der Engländer und sind zu einem großen Theile im Druck herausgegeben. In Sir John Davis: China during the war and since the peace, London 1852, findet man einige Probestückchen davon. Diese Arbeit hat, wie viele Andere, bei denen wir Raths erholten, uns sehr viel genützt.

Auf das Höchste empört über die Abtretung von Hongkong rief der Kaiser Ke-schin von Canton wieder ab. Sein ungeheures, Gott mag es wissen, auf welche Weise zusammengerafftes Vermögen (man gab es auf hundertundfunfzig Millionen Reichsthaler Reichsgeld an), wurde confiscirt, seine Frauen wurden in öffentlicher Auction versteigert, aber die ihm zuerst zuerkannte Todesstrafe in ihrer Vollstreckung aufgeschoben, und er kam sogar nach einiger Zeit, als die Illusionen über eine so leicht gedachte Besiegung der „rothhaarigen Barbaren" hatten verdunsten können, wieder in Gnade. Am 23. Februar brachen die Chinesen ohne vorhergergangene Aufkündigung den Waffenstillstand dadurch, daß sie ein englisches Schiff beschossen. Ehe die Nachricht von diesem Ereignisse hatte nach Chusan gelangen können, war diese Insel schon geräumt. Am 26. wurden die Batterien an der Bocca Tigris mit Sturm genommen, wobei der chinesische Admiral Kwang, ein tapferer Kämpfer, durch einen Bajonettstich getödtet wurde. Die hinduschen Truppen begannen ein ungeheueres Blutbad unter einem Haufen in den Gräben der Batterieen zusammengepackten Chinesen anzurichten, so daß nur ein kleiner Theil derselben mit großer Schwierigkeit durch die Dazwischenkunft der Offiziere gerettet werden konnte. Kwang wurde am folgenden Tage mit militairischen Ehrenbezeugungen begraben. Die übrigen Schanzen wurden ohne Verzögern genommen, und am 1. März empfingen die „Rebellenvertilger" Yi-schan und Yang-sang eine bittere Zurechtweisung für ihre hochtrabende Prahlerei. Die an der ersten Barre angelegten, weit ausgedehnten Batterien wurden gestürmt, ein über den Fluß ausgedehnte Versperrung von Floßbrücken wurde durchbrochen, und verschiedene Kriegsfahrzeuge verbrannt oder in die Luft gesprengt. Kurze Zeit darauf wurden die Batterieen und Schanzen zwischen Whampoa und Canton genommen. Ein Bootsgeschwader drängte sich durch den Auslauf südwärts von Ho-nam bis zur Stadt aufwärts, große Massen von bewaffneten Mandarinenbooten vor sich her treibend, und am 18. März, genau zwei Jahre, nachdem sie von den Chinesen heruntergerissen war, wurde die englische Flagge wieder auf den Factoreien aufgehißt. Als Probe des damaligen Standpunktes der chinesischen Artillerie muß erwähnt werden, daß unter den in den genommenen Batterieen befindlichen Kanonen sich einige mit sechs übereinander liegenden Schüssen mit Pulver und Kugeln geladen vorfanden, so daß sie bis beinahe zur Mündung vollgepfropft waren. Eine und die andere war denn natürlich auch gesprungen und hatte verschiedene Mann ihrer Bedienung getödtet.

Nun wurde ein neuer Waffenstillstand eingegangen. Die Capitaine Belcher und Kelbett stellten auf dem ganzen Cantonflusse Vermessungen an und nahmen seine Tiefe mit dem Lothe, und eine Expedition nach

Amoy wurde beschlossen. Inzwischen bewaffneten die Chinesen auf's Neue ihre Batterieen und fügten nach ihrer Gewohnheit eine Menge Brander hinzu. Die Engländer blieben nicht in Unkenntniß dieser Zubereitungen, sondern schoben die Amoy-Expedition auf und waren gebührend auf ihrer Hut. Am 21. Mai wurde der Waffenstillstand von dem Pöbel in Canton gebrochen, in welcher Stadt die vollkommenste Unordnung herrschte. Die Volksmasse, aufgeregt und erhitzt durch die großsprecherischen Proklamationen, erhob sich gegen die Herrschenden, welche sie der Verrätherei beschuldigte, entlaufene Soldaten und entsprungene Verbrecher plünderten, mordeten und legten Feuer an, und Niemand vermochte sich Gehorsam zu verschaffen. Die Engländer nahmen am folgenden Tage alle noch stehen gebliebenen Schanzen, verbrannten eine Menge Junken und Kriegsboote, und schleppten an Wurfankern ein Paar Fahrzeuge bis zur Stadt hinauf, während der Pöbel die Factoreien plünderte. Auf genommenen Theebooten, bugsirt von den Dampfschiffen, ging die ganze Masse der Landungstruppen ab, verstärkt durch eine kleine Brigade Matrosen, stieg oberhalb der Stadt an's Land, und besetzte die daselbst liegenden Höhen. Die Unordnung in der Stadt stieg nun auf ihre Gipfel, die Zufuhr der Lebensmittel war ihr abgeschnitten, der Hunger machte sich bald fühlbar, und gegen Erlegung der sechs Millionen Piaster, als Ersatz für die zerstörten Opiumvorräthe, begehrten und erhielten die chinesischen Autoritäten einen Waffenstillstand, während welches der Handel, so wie er früherhin betrieben war, ruhig seinen Weg gehen sollte. Einige Orlogsfahrzeuge wurden in dem Flusse zurückgelassen, die übrigen aber kehrten wieder nach Hongkong zurück.

Im Juli kam ein neuer Befehlshaber, der Vice-Admiral Sir William Parker, einer der erfahrensten und kühnsten Seeleute Englands an. Mit ihm kann auch ein Plenipotentiär, Sir Henry Pottinger, der schon von Anfang an einen Ton annahm, der ganz besonders dazu geeignet war, den früherhin so spöttischen und stolzen Mandarinen den Rücken zu krümmen. Mit rastlosem Eifer wurde nun in Hongkong zum Kampfe gerüstet, die durch einen heftigen Typhon gegen Ende Juli herbeigeführten Schaden schleunigst wieder gut gemacht, und am 26. August lernten die Chinesen die Wahrheit des Mottos einsehen, welches wir auf irgend einem Lehrbuche der Befestigungskunst gesehen haben; daß: „es Nichts hilft das Schild in der linken Hand zu haben, wenn die rechte nicht dabei das Schwerdt führen kann." Der lange, mit einem Paar hundert Kanonen besetzte Wall bei Amoy, besser darauf berechnet die Bedienungen der Kanonen gegen das Feuer des Feindes zu schützen, als die schnelle Benutzung der Geschütze zu gestatten, wurde in der Flanke von einer kleinen Abtheilung Truppen erstürmt, und der Befehlshaber derselben hatte keinen

anderen Ausweg sich vor der Ungnade zu retten gefunden, als den, sich zu ertränken. Die Stadt wurde vom Pöbel geplündert, und die Engländer befestigten eine dicht bei derselben gelegene unbedeutende Insel, Ku-lang-su genannt, und verlegten eine kleine Garnison auf dieselbe. Am 1. September wurde die von ihnen geräumte Chusan-Insel wieder besetzt, am 10. October wurde Chinhai erstürmt und am 13. ohne vorherigen Kampf Ningpo besetzt. Der eintretende Nordostmusson unterbrach das weitere Vordringen dieses Siegeszuges gegen Norden. Ningpo blieb während des ganzen Winters in den Händen der Engländer. Ein von den Chinesen im März gemachter Versuch die Stadt wieder zu nehmen, wurde mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen, und die Ordnung und Menschlichkeit, die der gefürchtete Feind in seinem Betragen gegen die Besiegten beobachtete, brachte diese auf ganz andere Gedanken über dieselben, als sie sie vorher gehegt hatten. Während die Bewohner von Ningpo in Frieden und Ruhe ihre gewöhnlichen Beschäftigungen betreiben konnten, wurden die Landorte von entlaufenen, kaiserlichen Soldaten verheert und die Küste von zahlreichen Räuberflotten geplündert. Für die Engländer selbst führte die von ihnen bewiesene Mäßigung und Zurückhaltung den Vortheil herbei, daß diejenigen ihrer Landsleute, welche unglücklicher Weise in die Hände der Feinde gefallen waren, mit mehr Menschlichkeit behandelt wurden, als wie dies früher der Fall gewesen war, und daß die Zufuhr von Lebensmitteln ununterbrochen stattfand. Gräßliche Grausamkeiten waren mehrere Male an Engländern verübt worden, die durch hinterlistige Veranstaltungen gefangen genommen waren, und der Gouverneur von Formosa ließ die Besatzungen einiger daselbst verunglückten Handelsfahrzeuge, die sich, zusammengerechnet, auf hundert und siebenundneunzig Personen beliefen, durch Kopfabschlagen um's Leben bringen.

Am Hofe von Peking kämpften während des ganzen Winters die Kriegs- und Friedenspartei durch Intriguen miteinander, aber die erstere behielt dennoch die Oberhand. Die daselbst anwesende, russische Mission blies eifrig die Flamme des Kriegsbegehrens an und zwar mit der ganzen Geschicklichkeit im Schmieden und Durchführen diplomatischer Ränke und Kniffe, wegen der diese Nation so berühmt geworden ist. Wenn die Chinesen in diesem Kriege gesiegt hätten, würden die Folgen für Europa unberechenbar gewesen sein, und die Russen hätten wahrscheinlicher Weise für eine lange Zeit den Handel mit dem himmlischen Reiche ganz monopolisirt. Englands aus ziemlich zweideutigen Gründen begonnener Krieg wurde dadurch zu einer Sache der europäischen Civilisation, und der Ausgang zeigte es, daß die Regierung desselben bei der Durchführung des Unternehmens von einem besseren Geiste, als den den bloßen nationellen Eigennutzes beseelt war. Der verwerfliche Opiumhandel war nur die

sichtbare, die unmittelbare Ursache, aber andere, von besserem Gehalte, machten sich während des Laufes des Krieges geltend. Die nationelle chinesische Eigenliebe und Selbstbewunderung mußte gebrochen werden, und England wurde der Zuchtmeister. Die Nationen, welche aus den ihnen von dem brittischen Volke erkämpften Rechten und Erlaubnissen Nutzen und Vortheil zu ziehen wissen, dürfen also den von dem moralischen Standpunkte gewiß nicht sehr preiswürdigen Anlaß zum Kriege nicht zu bitter tadeln.

Unter den von den Engländern während dem Laufe des Krieges genommenen officiellen Papieren kommen ein Paar vor, welche Vorschläge zu einem Angriffsverfahren gegen die brittischen Inseln selbst enthalten. Ein Plan war darunter mit einer ansehnlichen Stärke durch Rußland gegen das nahe daran grenzende England vorzurücken, ein anderer mit einer mächtigen Flotte die ostindischen Besitzungen desselben anzugreifen. Die Gouverneure in den Küsten-Provinzen erhielten zu diesem letzteren Zwecke bereits den Befehl Linienschiffe zu erbauen, welche denen der fremden Barbaren glichen. Natürlicher Weise waren sie nicht im Stande einem solchen Befehle nachzukommen, und ein und der andere von ihnen half sich durch einen in solchen Fällen in China sehr häufig vorkommenden Ausweg, den Selbstmord, aus der Verlegenheit. Die Seefahrt war durch ein kaiserliches Edict gehemmt, keine Steuer und Zölle gingen ein, und statt zurückbehaltene Einkünfte abzuliefern, requirirten die Gouverneure der Küsten-Provinzen Geld aus den Schatzkammern in Peking, um die Unkosten der Kriegsausrüstungen zu bestreiten. Ungefähr dreißig Millionen Tael Silber (hundertundsechzig Millionen Reichsthaler Reichsgeld) sollen zu diesem Zwecke ausgeliefert worden sein, aber ein bedeutender Theil derselben blieb in den Taschen der Mandarinen zurück. Die Schwierigkeiten häuften sich von allen Seiten, und die Gesetzlosigkeit und Unsicherheit des Eigenthumes und Lebens nahmen zu. Von allen Gewalten wurde über eingeborene Verräther geklagt, die den Engländern directen Beistand leisteten oder ihre Pläne begünstigten, aber diese Klagen sollen jedoch sehr oft nur ein leerer Vorwand gewesen sein, um die erlittene Niederlage zu entschuldigen.

Sobald der Frühling des Jahres 1842 angebrochen war und sich der Südwestmussion eingestellt hatte, rüstete sich Sir William Parker dazu mit Kraft den Krieg fortzusetzen. Im Anfang Mai verließen die Truppen Ningpo und gingen an Bord der Flotte. Am 18. wurde die Stadt Cha-pu mit Sturm eingenommen, wobei eine kleine, von der Hauptstärke abgeschnittene Abtheilung Tataren einen verzweifelten Widerstand leistete. Die Weiber und Kinder derselben tödteten sich selbst. Im Juni wurde der mit über 200 Kanonen besetzte Wall am Wu-sung genommen; es ist

dies ein kleiner Fluß, der nahe bei der Mündung desselben in den Yang-tze-kiang geht, und an welchem Shanghai gelegen ist. Diese Stadt wurde darauf ohne Schwerdtstreich besetzt, aber eine Woche später wieder geräumt, und am Ende des Monats begab sich Sir William mit seinem Flaggenschiffe Cornwallis (von vierundsiebzig Kanonen) und mit vierzehn anderen Kriegsfahrzeugen, zehn Dampfbooten und ungefähr funfzig Transportschiffen den Yang-tze-kiang hinauf, um China im Herzen seiner Macht anzugreifen. Sir Hugh Gough hatte den Befehl über die mitgenommenen neuntausend Mann Truppen, welche nach Bedürfniß mit dreitausend gut einexercirten Matrosen verstärkt werden konnten. Fast ohne Widerstand arbeitete sich diese starke Flotte den mächtigen Fluß hinauf. Am 21. Juni wurde die große und reiche Stadt Ching-kiang-fu mit Sturm genommen, sie liegt gerade über der Mündung des Kanales, welcher aus dem Yang-tze-kiang nach Peking führt. Auch hier vertheidigten sich Abtheilungen von Tataren bis auf den letzten Mann, und ihre Weiber tödteten sich. Der Commandant Hai-ling verbrannte sich selbst auf einem Scheiterhaufen von Papierlunten, und der Pöbel stellte eine allgemeine Plünderung an.

In Peking herrschte der größte Schrecken. Die kaiserliche Familie war auf die Flucht bedacht, und die Schatzkammer wurde eingepackt um in Sicherheit gebracht zu werden. Dabei sollen neun Millionen Tael (ungefähr achtundvierzig Millionen Reichsthaler Reichsgeld) durch die Beamten abhanden gebracht sein. Man fand nun, daß aller weiterer Widerstand vergeblich sein würde, die Stimme der Friedenspartei wurde wieder gehört, und einer der hartnäckigsten Anhänger derselben, der späterhin berühmt gewordene Manchu-Tatar Ki-yeng (oder auch Thi-yeng geschrieben) wurde mit völlig unumschränkter Macht nach Nanking abgesendet. Der Cornwallis ankerte am 4. August außerhalb der Thore dieser großen und reichen Stadt, und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Da es sich indessen bald zeigte, daß die Chinesen dieselben in die Länge zu ziehen suchten, um Zeit zu gewinnen, wurde am 10. ein Theil Truppen und Artillerie an's Land gesetzt. Nun wurden dieselben mit einem Male in einem anderen Tone zu führen begonnen, und am 29. ist der Frieden abgeschlossen, dessen Bedingungen wir schon erwähnt haben.

Die Regierung des großen chinesischen Reiches befand sich am Schlusse des Krieges in einer wenig beneidenswerthen Stellung. Der beabsichtigte Zweck, die Aussperrung des Opiums war keinesweges erreicht, sondern gerade das Gegentheil erzielt. Die Schatzkammer war erschöpft, ganze Provinzen in vollkommen entblößter Lage, Ungehorsam und Gesetzlosigkeit herrschten in vielen Gegenden. Zu dieser materiellen Verlegenheit, welcher mit der Zeit wahrscheinlich wieder abgeholfen werden kann, gesellte sich noch eine andere, deren Einfluß sich bald zeigte. Der Schein

von Weisheit und Macht, mit dem die Regierung sich schon seit uralten Zeiten zu umgeben gewußt hatte, war nun mit einem Male zerstört; das Volk mußte es sehen und erkennen, daß die Regierung schwach sein müßte, da sie nicht einmal ihre Unterthanen gegen die verachteten Fremden zu schützen vermochte, die sie mit so zuversichtlicher Vermessenheit Rebellen genannt hatte, welche aber jetzt in Hongkong einen festen Platz besaßen, um von dort aus mit einem offenen Auge sehen und mit einer starken Hand schlagen zu können. Indessen kehrte dies Alles jedoch bis auf das Aeußerste zu seiner alten Gestalt zurück. Die Einwohner in den nördlichen Provinzen, welche die Ueberlegenheit der Engländer im Kampfe bezeugen mußten, und sich noch außerdem von ihren Feinden besser behandelt sahen, als von den Beamten und Truppen ihres eigenen Kaisers, nahmen mit großer Freundlichkeit die sich in Shanghai festsetzenden Europäer auf, und der Handel fing bald an sich von Canton dorthin zu ziehen. Amoy, Fu-chau-fu und Ningpo hatte es nicht glücken wollen sich einen bedeutenden Handel zuzuziehen, und die Wahl dieser Plätze wird als mißglückt angesehen, was eine natürliche Folge von der geringen Kenntniß der topographischen Verhältnisse des Landes ist. Die übrigen seefahrenden Nationen beeilten sich ihre Handelstractate mit China abzuschließen. Von Schweden wurde im Jahre 1846 zu diesem Zwecke der Großhändler C. F. Liljevalch abgesendet, welcher im folgenden Jahre ein solches Uebereinkommen abschloß, und in der nach seiner Rückkehr herausgegebenen Arbeit hat er mit Lebendigkeit und Wahrheit die Verhältnisse des Landes geschildert.

Ki-yeng wurde Gouverneur von Canton und bekam bald bedeutende Arbeit, um die Ordnung unter dem Pöbel dieser großen Stadt aufrecht zu erhalten, da derselbe der Abschaum der ohnehin als schlecht bekannten Bevölkerung in den beiden südlichen Provinzen Kwan-tung und Kwang-tze ist. Im December des Jahres 1842 verbrannte der Pöbel drei von den dreizehn Factoreien, für welche That die Regierung durch Schadenersatz aufkommen mußte. Im Mai des Jahres 1844 entstanden Unruhen dadurch, daß der amerikanische Consul auf der Spitze seiner Flaggenstenge einen Pfeil aufgesteckt hatte, welcher von den niederen Klassen der Chinesen als eine Ursache der kurze Zeit danach aufgetretenen, verheerenden, epidemischen Krankheit angesehen wurde. Die Versuche von ein Paar Mandarinen in dem Bezirke von Hongkong Steuern von den dort ansässigen chinesischen Fischern zu erheben, wurde von dem englischen Gouverneur der Colonie, Sir John Davis, mit Nachdruck abgewiesen. Verschiedene Male wurden Engländer mißhandelt oder geplündert und selbst ermordet, wenn sie sich unvorsichtig auf Spaziergänge in die nahe gelegenen Gegenden begeben hatten, und wir haben weiter oben schon einmal des gefähr-

lichen Auflaufes in Canton erwähnt, der im Jahre 1846 dadurch verursacht wurde, daß sich einige europäische Frauen öffentlich zu zeigen gewagt hatten. So lange die Engländer Chusan besetzt hielten, beeilte sich Ki-Yeng jederzeit auf die von Sir Davis darüber erhobenen Vorstellungen die Verbrecher zu bestrafen, sobald aber, nach der Bezahlung der einundzwanzig Millionen, dieses Unterpfand den Chinesen wieder zurückgestellt worden war, fing diese Bereitwilligkeit zu erkalten an, und schließlich erhielt der englische Consul in Canton auf eine solche Vorstellung sogar eine unhöfliche Antwort. Aber der Repräsentant Englands begnügte sich hiermit keinesweges, sondern sandte ein Paar Dampfboote mit tausend Mann Truppen nach Canton hinauf. Auf ihrem ganzen Wege wurden dieselben bei allen Batterieen auf den Ufern des Flusses an's Land gesetzt und vernagelten oder zerstörten auf eine andere Art nicht weniger als achthundert und siebenundzwanzig Kanonen. Dieses summarische Verfahren hatte eine vortreffliche Wirkung. Der stolze Ton sank mit einem Male bedeutend, eben sowohl bei Ki-Yeng, als auch bei dem Volke im Allgemeinen. Den bisher unbestraft gebliebenen Verbrechern wurde nachgestellt, sie wurden ergriffen und in Gegenwart der Engländer abgestraft. Eine Wache von chinesischen Soldaten wurde zum Schutze der Factoreien in das sogenannte Consu-Haus gelegt, und das von Schenken und lüderlichen Nestern angefüllte Hog-Lane, ein sehr besuchter Ort, wenn es Angriffe auf die Factoreien galt, wurde an seinem, demselben zunächst gelegenen Ende mittelst einer hohen und starken Mauer geschlossen. Nach Vollendung dieser Maaßregeln, haben die Factoreien Frieden genossen. Die Vorstellung, die sich die Europäer gemacht hatten, daß sie nach dem Wortlaute des Friedensschlusses berechtigt sein würden, alle Theile von Canton zu besuchen, wurde zwar auch von Ki-yeng als rechtmäßig begründet anerkannt, doch erklärte er sich unumwunden außer Stande zu sein, die Fremden, welche sich dahin begeben, gegen den zahlreichen und wilden Pöbel zu schützen. Damit zufrieden, daß wenigstens das Recht dazu öffentlich anerkannt war, enthielten sich die englischen Autoritäten wohlweislich diese Sache zu einem Gegenstande des weiteren Zwistes zu machen.

Der Kaiser Tau-kwang starb am 25. Februar des Jahres 1850, nachdem er beinahe dreißig Jahre regiert hatte, und hinterließ das Reich seinem vierten Sohne Yih-chu. Ein Paar Monate später brach in den Berggegenden der Provinz Kwang-tze, unter Anführung von Li-ting-pang, der Aufruhr aus, welcher sich von dieser Stadt bis zu dieser Stunde weit und breit umher verbreitet hat, und als seinen Zweck die Vertreibung der jetzigen Dynastie Ta-Thing und Wiedereinsetzung der Ming-Dynastie, von welcher noch Mitglieder am Leben gefunden werden sollen, erklärte. Man sieht es als entschieden an, daß verschiedene der im Lande existirenden

geheimen Gesellschaften eine bedeutende Rolle in diesem Aufstande gespielt haben. Diese Gesellschaften (die Triade, die Wasserlilie und viele andere) sind mehrere Male dem Verdachte ausgesetzt gewesen und in Folge dessen mit großen Belästigungen von Seiten der Regierung geplagt worden. Ihre Organisationen und Gesetze sind nur höchst unvollständig bekannt, aber man weiß es, daß sie sowohl im Lande selbst, als auch unter den geflüchteten Chinesen (zum Beispiel in Sinkapoor und an mehreren anderen Orten) zahlreiche Anhänger haben. Die strengen Gesetze gegen das Verlassen des Landes sind jetzt aufgehoben, und Schaaren von Einwohnern des himmlischen Reiches beiderlei Geschlechtes flüchteten sich hinüber auf die verschiedenen Inseln des indischen Archipelagus, nach Mauritius, nach Cuba, Californien und Süd-Amerika.

Die Oeffnung der Häfen ist nicht der einzige Vortheil, welchen dieser Krieg der Seefahrt verschafft hat. Zwei gleichmuthige und kenntnißreiche Offiziere, die Capitaine Kellet und Collinson*), wurden die ganze Zeit über zu hydrographischen Arbeiten auf der Küste verwendet, deren Resultate den Seeleuten in der Gestalt einer ziemlich vollständigen Sammlung von Karten dieser Fahrwasser vorliegen und zugänglich sind. Unerachtet es vorausgesetzt werden muß, daß eine Menge Unvollständigkeiten in den Details existiren mögen, übertreffen doch diese Karten alle sonst darüber vorhandenen bedeutend. Die eigene einheimische Seefahrt Chinas hat auf eine andere Art einen Nutzen von dem Kriege und der Herrschaft der Engländer in Canton gehabt. Schaaren von Junken und kleineren Fahrzeugen haben seit undenklichen Zeiten auf diesen Küsten des Landes Salzschmuggelei (nach Liljevalch ist nämlich der Salzhandel auch in China ein Monopol), Fischerei oder Seeräuberei in diesen Gewässern betrieben, und sind dabei durch die eigene Natur der Segelfahrt in diesen Fahrwassern begünstigt worden. Die chinesischen Fahrzeuge können sich nicht gegen den Mussон aufbringen, sondern gehen nach Sinkapoor, Java und den übrigen Orten in diesen Gegenden mit dem Nordostwinde, um dann im Mai und Juni wieder mit dem Südwesten zurückzukehren. Die Junkenflotten kommen und gehen, wie die Schaaren der Wanderfische an anderen Küsten, zu einer gewissen Jahreszeit, und die Seeräuberfahrzeuge zögern nicht sich bei Zeiten auf die Lauer zu legen. Nebenbei betreiben sie, wie es schon erwähnt ist, andere Beschäftigungen, und das Unvermögen der Mandarinenjunken diese Räubereien zu hemmen, ist lange Zeit hindurch

*) Diese beiden ausgezeichneten Offiziere sind dieselben, die bei den zur Aufsuchung Sir John Franklins abgesendeten Expeditionen wichtige Befehlshaberstellen einnahmen.

Der Uebersetzer.

bekannt gewesen. Seitdem aber nun ein Paar englische Kriegsfahrzeuge ihre Station in Hongkong genommen haben, und stets bereit sind auf die erste Nachricht abzugehen, ist die Sicherheit auf diesem Meere nicht unbedeutend vermehrt worden. Unter Anderem glückte es dem Capitain Loring, von der Corvette Scout, mit einem Male sechsundachtzig bekannte Buben gefangen zu nehmen, die dann von ihm den chinesischen Behörden in Amoy überliefert wurden und, mit Ausnahme von sieben, später in Fu-chau-fu sämmtlich geköpft worden sind. Mit dem Beistande der Dampfboote stößt man auf keine Schwierigkeit in die Häfen einzudringen, woselbst diese Herren sich sonst in völligster Sicherheit wähnten, und im Jahre 1849 zerstörten die Kapitaine Hay und Wilcox nach einem heißen Kampfe in dem Inselabyrinthe westwärts von Hongkong, nicht weniger als neun- und funfzig Junken, die zu der Flotte des berüchtigten Räuberadmirals Schap-ngai-tzis gehörten. Unglücklicher Weise glückte es dem größten Theile der Besatzung sich durch an das Land Schwimmen der gerechten Gefangennahme zu entziehen. Daß jedoch noch immer Vieles zu thun übrig bleibt, ehe man sagen kann, daß man in dieser Beziehung am Ziele sei, beweist ein von den Kaufleuten zu Hongkong in dem vergangenen Sommer, im Jahre 1853, vorgebrachtes Ansuchen um Verstärkung des Geschwaders. Für europäische Fahrzeuge sind diese Räuber wenig gefährlich, wenn nur gute Ausschau nach ihnen gehalten wird und die Waffen stets in Bereitschaft sind. Außerdem werden sie von einer gewöhnlichen Last nicht sehr angereizt, da sie sehr gut wissen, daß es ihnen schwer wird dieselbe abzusetzen, wie sie auch nicht in Unkenntniß darüber sind, daß die europäischen Schiffe selten viel Geld an Bord haben, und daß die Wiedervergeltung in der Regel nicht lange auf sich warten läßt. Man hat oft Beispiele davon gehabt, daß sie chinesische Junken genommen und sodann wieder entlassen haben, wenn sie sich ihres Geldes und anderer für sie kostbarer Waaren bemächtigt hatten. Zwei kleinere Opiumfahrzeuge wurden jedoch einmal überrumpelt und der größere Theil ihrer Besatzungen ermordet. Seitdem die Auswanderungen angefangen haben, hat eine andere Industrie begonnen ein Paar Mal ausgeübt zu werden; die Auswandernden haben sich nämlich der sie führenden Fahrzeuge zu bemächtigen gesucht, um sie auf einer anderen Stelle zu verkaufen. Wir haben von zwei solchen Fällen reden gehört, wobei wir uns noch der Details des einen erinnern. Das betreffende Fahrzeug war ein amerikanisches. Während die Besatzung desselben zu Mittage aß, stürzte sich ein Haufen Chinesen auf den Steward, der in der Kabuse mit der Reinigung der Brodmesser beschäftigt war. Er wurde augenblicklich niedergestochen, und mit dem Messer bewaffnet fielen die Buben die wenigen auf dem Decke anwesenden Mann der Besatzung an, die auch übermannt wurden,

ehe ihnen die Uebrigen zu Hülfe eilen konnten. Inzwischen hatte der Capitain, der aus der Verdecks-Cajüte hinausgeeilt war, das Glück gehabt, wenn schon übel verwundet, diese Freistatt wieder zu erreichen und die Thür derselben zu verschließen. Von einem Matrosen und einem Kanak aus Honolulu unterstützt, unterhielt er von seinem Fenster aus ein so lebhaftes Flintenfeuer, daß die Chinesen Hals über Kopf in den Raum hinabstürzten. Die Luken wurden nun sogleich aufgelegt und festgenagelt, und das Fahrzeug kehrte um und wendete sich wieder nach Amoy zurück, welches es erst vor ein Paar Tagen verlassen hatte. Es fand sich hier mit seiner gefährlichen Ladung ab, und die Urheber der Gewaltthat, woran übrigens nur ein Theil der Gesellschaft Antheil genommen hatte, wurden ihren einheimischen Behörden zur Bestrafung übergeben.

Die Zeit naht für uns heran China zu verlassen, und wir müssen es daher wagen unser Urtheil über diese Nation zu fällen, unvollkommen und unsicher, wie es werden muß. — Man hat im Allgemeinen in Europa über einen Leisten weg alle Chinesen für große Schelme angesehen, und auch sie ihrerseits haben wieder keine zu schmeichelhaften Begriffe von uns gehegt. Dieses Verhältniß scheint uns hauptsächlich auf dem leicht begreiflichen Mißverständnisse zwischen den beiden Bevölkerungen geruht zu haben, deren so ungleiche Sitten und Denkweise gegenseitig nicht richtig aufgefaßt werden konnte. Die Europäer haben, bis noch vor ganz kurzer Zeit, die Bevölkerung von Canton, anerkannt gerade der schlechteste Theil des ganzen Volkes, für eine Probekarte der sämmtlichen Chinesen genommen, und die im Laufe der Zeiten in den Hongen residirenden Kaufleute sind vielleicht auch nicht immer besonders dazu geeignet gewesen einen hohen Begriff von den Fremden zu geben. Unsere schwedische Factorei dürfte in dieser Beziehung gerade nicht diejenige sein, mit der man prahlen könnte, wenigstens hinterließ sie hierselbst nicht unbeträchtliche, noch zu bezahlende Schulden. Betrunkene und zanksüchtige Matrosen haben oft genug in den Straßen Cantons Schlägereien und Unwesen veranlaßt, und man muß sich darüber nicht wundern, daß die Bevölkerung dieser Stadt, wie auch andere Menschen, falsche Schlußsätze daraus gezogen hat. Die Begebenheiten der letzten Jahre haben beide Bevölkerungen — wir nennen die sämmtlichen Europäer und Amerikaner hier eine Bevölkerung — in nähere Berührung gebracht, und dies hat denn auch mildere Urtheile auf beiden Seiten hervorgerufen. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß der Sinn für List, Betrug und Intriguen tief in dem Chinesen eingewurzelt liegt, vielleicht aber gerade in Folge seiner im Allgemeinen friedlichen Natur. Er will Frieden, um welchen Preis es auch immer sei, und lügt lieber, als daß er streitet. Aber daß Unehrlichkeit im Handel und Wandel ein durchaus hervorragender und nie

mangelnder Charakterzug in ihm sein soll, ist wohl noch nicht so ganz erwiesen. Herr Liljevalch giebt ausdrücklich an, daß ganz bedeutende Geschäfts-Angelegenheiten in China auf Treu und guten Glauben abgeschlossen werden, und das scheint doch gerade das Gegentheil von obiger Behauptung zu beweisen. Wir haben einen lange Zeit in Canton ansässigen Kaufmann sagen hören, daß man bei der Entscheidung einer Angelegenheit mit einem Chinesen sich wohl dafür hüten müsse, daß man bei Eingehung der Bedingungen nicht betrogen werde, daß aber in einmal übereingekommenen Bedingungen gewöhnlich auf das gewissenhafteste Wort gehalten würde. Dies steht vollkommen im Einklange mit dem alten Sprüchworte: „Wer nicht mit den Augen sehen kann, muß mit dem Beutel fühlen.“ Alles scheint jedoch zu beweisen, daß dem Chinesen unsere Begriffe vom Ehrgefühle entgehen, was, wenn es auch zuweilen übertrieben, auf falschem Wege oder mißverstanden ist, doch jedenfalls eine der mächtigsten Triebfedern im gesellschaftlichen Zusammenleben ist. Der Mangel an diesem Gefühle erklärt in unseren Augen eine ganze Menge Dinge, die man merkwürdig findet. Wir erwähnen zum Beispiele nur das Eine, was wahrscheinlich Vielen höchst sonderbar vorkommen mag. Man hat in Europa unter Räuberbanden zuweilen ein Zusammenhalten, einen Muth, eine Selbstaufopferung der einzelnen Individuen gesehen, von denen man aufrichtig beklagen muß, daß sie nicht auf eine bessere Sache verwendet sind. Bei von der Gesellschaft ausgestoßenen Menschen, die alle Arten Grausamkeiten begehen, sich schamlos jedem Laster überlassen, hat doch oft eine unerschütterliche Treue für die Kameraden gelebt, die ihnen das Schicksal geschenkt hat. Nach dem, was wir darüber in Erfahrung bringen konnten, — wir erinnern abermals daran, daß unser Urtheil durchaus keine Ansprüche auf etwaige Unfehlbarkeit macht, — so scheint dieses zusammenhaltende Band bei den Betreibern von dergleichen Geschäften in China gänzlich zu fehlen. Sie verüben mit kaltem Blute die gräßlichsten Grausamkeiten, fürchten aber einen Streit, in welchem die Ueberlegenheit auf ihrer Seite nicht augenscheinlich ist. Bei allen Gelegenheiten, in denen sie von Engländern angegriffen wurden, schien ein jedes einzelne Individuum nur auf sich selbst bedacht zu sein und lediglich die eigene Sicherheit zu suchen. Keiner hat jemals der Erste bei einem Angriffe sein wollen, wohl aber jeder der Erste bei einem Rückzuge. Eines Jeden Gedanken sind auf seinen besonderen Vortheil gerichtet gewesen, Niemandes auf den Erfolg des gemeinsamen Vorhabens an und für sich selbst. Wir haben vielleicht ein thörichtes Beispiel gewählt, aber es lag uns dasselbe am nächsten zur Hand. Dieselbe Sinnesweise, dasselbe kämmernde Gefühl, welches bei einer Diebesbande zum Zusammenhalten wirkt, zeigt sich auch bei den ehrlichen Menschen im Zusammenwirken zu anderen

ehrenhaften Zwecken. Sollte es nicht gerade dieſes dämmernde Gefühl ſein, welches zu ſeinem Unheile bei dem chineſiſchen Volke entbehrt wird?

Daß eine große Umwälzung in China bevorſteht, iſt mindeſtens wahrſcheinlich, und vielleicht iſt eine ſolche auch in dem noch immer beinahe hermetiſch verſchloſſenen Japan, worüber wir bald Veranlaſſung bekommen werden einige Worte zu äußern, zu erwarten. Der wirkende Hebel bei dieſer Umwälzung ſind Religion und Handel. Ein neuer Erlöſer, der ſich einen jüngeren Bruder Chriſti nennt*), predigt den aufrühreriſchen Chineſen, während das Gold Californiens Andere zu ſeiner Anbetung aus dem Lande zieht. Was die Zukunft hier noch aus ihrem Schooße gebären kann, wie ſich dieſe Verhältniſſe künftig noch einmal entwickeln werden, das überlaſſen wir gern den in der Politik Bewanderteren zur Ergründung.

---

*) „Jüngerer Bruder" iſt eine allgemeine Artigkeits-Phraſe unter den Chineſen, die unſerem: „Ergebener Diener" entſpricht. Wenn die Artigkeit beſonders groß ſein ſoll, nennt man ſich ſelbſt: „Dein dummer jüngerer Bruder."

XIV.

Fahrt nach Manila und Aufenthalt daselbst.

1852. December 29. bis 1853 Januar 14.

Am Vormittage des 29. December herrschte sehr viel Eifer und Geschäftigkeit an Bord der Eugenie. Verschiedene Proviantartikel, die schon auf sich hatten warten lassen, kamen an unsere Seite, wurden aufgehißt und untergebracht, chinesische Krämer machten die letzten Versuche ihre Waaren absetzen zu können, und unser Freund Jack Junior, der uns bis hierher gefolgt war, kassirte mit vor Vergnügen blitzenden Augen ein Paar hundert blanke Piaster als Bezahlung für alle die guten Dinge ein, mit welchen er während unseres Aufenthaltes in China den Tisch der Offiziere versehen hatte. Mit der größten Sorgfalt vertheilte er die nicht unbedeutend schwere Last hier und da in jede der Taschen seiner weiten Röcke und ließ sich noch eines Breiten über seine Geschicklichkeit aus die Mandarinen zu betrügen, wenn sie Zank mit ihm suchten, um ihn dadurch dann auspressen zu können. Er behauptete, daß die Zollbeamten bei dem Visitiren der Boote, von denen sie wüßten, daß sie in dem Besitze vermögender Personen seien, unter ihren Kleidern verborgen verbotene Waaren an Bord derselben zu schleppen pflegten, und sie dann bei der vorgenommenen Untersuchung herauszögen und sie im Boote gefunden zu haben behaupteten. Jack erklärte sich jedoch selbst zu schlau, um sich von ihnen durch dergleichen abgebrauchte Kniffe narren zu lassen.

Zur Mittagszeit kam unser alter Lootse Wu-su wieder an Bord, um die Fregatte in die See hinauszubringen. Wir lichteten Nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr die Anker und kreuzten uns gegen eine frische nordöstliche Briese auf, um auf dem östlichen Weg durch die Laimun-Rinne hinauszulaufen. Jack Junior war mit seinem Boote uns vorausgerudert und nahm nun mittelst eines großen „Chin-Chin," der im Abbrennen einer

großen Zahl Schwärmer bestand, von uns Abschied. Um 4 Uhr Nachmittags ging der Lootse ab, und bevor der Sonnenuntergang begann, steuerten wir unseren Cours auf Manila zu. Die beiden noch übrig bleibenden Tage des Jahres wehte der Nordostmusson mit hinreichender Kraft, um uns zu zeigen, daß die Arbeit der chinesischen Zimmerleute nicht viel taugte. Alle Wasserbordsnähte leckten weit schlimmer, als sie es vor ihrer Ausbesserung gethan hatten, so daß ein Paar Hütten in dem Gunraume für jetzt durch diesen Umstand unbewohnbar wurden. Die Strömung versetzte uns während dieser beiden vierundzwanzig Stunden dreißig Meilen (fünf schwedische) nach Westsüdwesten. Gegen das anbrechende neue Jahr verminderte sich jedoch das Wehen, und ein Theil des Neujahrstages wurde sogar unter Windstille mit dem Lande nördlich von der Manilabucht in Sicht zugebracht. Am Nachmittage sprang eine frische Briese aus Ostsüdost auf, gegen welche wir am 2. und den Vormittag des 3. aufkreuzten. Das hohe Land von Luzon war die ganze Zeit über in Sicht, so wie auch die hohen Berge auf Mindoro. Zur Mittagszeit an dem letzterwähnten Tage passirten wir die hohe Insel Corregidor oder Mariveles und traten in die Manila-Bucht ein. Diese Insel ist mit Wald bewachsen und hat steil abgeschnittene Strande, wie auch die dicht dabei liegende kleinere Insel Pulo Cavallo. In der Nähe treten zwei Klippen aus der Meeresoberfläche hervor, der Mönch und die Nonne benannt. Bei Corregidor liegt ein kleines Geschwader von Kanonenschaluppen, um mögliche Angriffe von malaiischen Seeräubern hinreichend abwehren zu können, von denen diese Küste zuweilen sehr beunruhigt wird. Durch einen Telegraph wird über alle sich ereignenden Begebenheiten Bericht nach Manila abgestattet. Man kann auf beiden Seiten der Insel in die Bucht einlaufen.

Innerhalb der Bucht wurde der Wind sehr ungleich und warf sich oft herum. Um die Mitternachtszeit ankerten wir mit dreizehn Faden Tiefe, lichteten aber um 7 Uhr am folgenden Morgen wieder, und bei einer Menge großer Fischerzäune vorüberkommend, legten wir uns um $9\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags in einer ziemlichen Entfernung von Manila mit vier Faden Tiefe und Modergrund vor Anker. Das Leuchtfeuer auf dem Kaihaupte wurde von hier im Ostnordost gepeilt, ein alleinstehender, entfernter, hoher Berg aber im Nordnordost. Wir konnten durchaus Nichts über den Namen dieses Berges erfahren, der jedoch wahrscheinlicher Weise der Pampanga ist, wenigstens mußten wir dies nach dem Districte, in dem er liegt, schließen. Das von uns schon früher in Hongkong gesehene Dampfschiff Susquehannah lag nun hier und ebenso ein anderes amerikanisches Orlogschiff, die Corvette Plymouth von zwanzig Kanonen.

Die Manila-Bucht hält ungefähr dreizehn schwedische Meilen im

Umkreise und bildet den tiefsten Theil eines weitläuftigen Thales, dessen umgebende Höhen auf einige Meilen Entfernung von den ziemlich langsam abschüssigen Ufern der Bucht liegen. Nur an der Mündung derselben, nach dem Meere zu, treten die Höhen bis zu dem Strande heran. Die Stadt Manila liegt an der südöstlichen Seite der Bucht auf beiden Ufern des Flusses Pasig, des Abflusses von dem weit ausgedehnten Landsee Laguna del Bay. Die Stromfurche des Flusses ist vermittelst zweier gemauerten Seitenwände eine Strecke weit hinaus in die Bucht geleitet, und die Tiefe dieser Rinne ist für kleine Handelsfahrzeuge von tausend Lasten oder da herum vollkommen hinreichend. Eine Baggermaschine wird jedoch ziemlich in beständiger Beschäftigung erhalten, um es zu verhindern, daß der Schlamm Untiefen bilde. An dem äußersten Ende einer der beiden erwähnten Mauern steht ein Leuchtfeuer. Die Fluth ist sehr unregelmäßig und von den Winden abhängig. Zuweilen treten zwei regelmäßige Fluthen in vierundzwanzig Stunden ein; aber bei einem frischen östlichen Wind läuft die Ebbe ganze sechzehn Stunden hintereinander fort, und die Fluth kehrt nur die noch übrig bleibenden acht Stunden und höchstens ein geringes mehr zurück.

Das Erste, was man bei dem Eintritte in den Fluß bemerkt, ist eine Art Fischergeräthe, welches aus ungeheueren Hamen besteht, die von Flößen aus handthiert werden, und zwar mittelst langer Eisenstangen oder Wippen, die denen glichen, welche man auf dem Lande häufig benutzt werden sieht, um das Wasser aus dem sogenannten Ziehbrunnen heraufzuholen. Wir sahen mehrere Male diese Hamen herausgezogen werden, der Fang war jedoch jedesmal ein geringer und bestand nur aus kleinen Fischen. Nachdem man bei einer Reihe auf dem rechten Ufer des Flusses gelegener schmutziger Häuser vorübergekommen ist, aus deren Umgebungen widerwärtige Dünste dem Ankommenden entgegen dringen, landet man an einer auf derselben Seite gelegenen steinernen Brücke, an welcher ein Wachthaus angelegt ist. Man befindet sich nun in der Vorstadt Binondo, dem ohne Vergleich größten und volkreichsten Theile der Stadt, welche gewöhnlich Manila genannt wird, obgleich dieser Name doch eigentlich nur der alten, am entgegengesetzten Ufer des Flusses liegenden, von Festungswerken umgebenen Stadt zukommt. Die Eingeborenen benennen immer die beiden verschiedenen Theile mit ihren eigenen Namen, und ihr Aussehen und der in ihnen vorherrschende Charakter verrathen so wesentliche Verschiedenheiten, daß man sie als sich vollkommen entgegengesetzte Contraste und als Repräsentanten zweier ganz verschiedener Zeitalter ansehen kann. Wir haben kaum noch irgendwo anders zwei so verschiedene Aufenthaltsorte in so kurzer Entfernung von einander gesehen.

Binondo wird durch einen Kanal in zwei Theile zerlegt. Die kleinere

derſelben, zwiſchen dem Paſig und dem Kanale liegend, iſt der Hauptſitz der Handelswelt und bietet ein intereſſantes Gemälde von Leben und Bewegung dar. Ganz unten an dem Fluſſe hört man die Hämmer in verſchiedenen Schmiedehütten pochen, deren Feuer am Abende namentlich einen höchſt maleriſchen Anblick darbieten. Die Arbeit ruhte einige Stunden während der ſtärkeſten Mittagshitze, wird aber dafür wieder bis tief in die Nacht hinein ausgedehnt. Die Schmiede ſind ſämmtlich chineſiſcher Raçe, und arbeiten ebenſo dauerhaft, als gut. Weiter aufwärts wandert man zwiſchen Reihen von kleinen unangenehmen Läden, welche die Erdgeſchoſſe der meiſten Häuſer einnehmen, und außen vor denſelben ſind die Verkaufsſtände aufgeſtellt, die durch Zeugſchirme gegen die Sonne geſchützt werden. In den Letzteren werden von den Eingeborenen die Erzeugniſſe des Landes, wie z. B. Hüte, allerlei Arten Zeuge, die wir weiter unten noch einmal näher erwähnen werden, feil geboten. Die aus den meiſten dieſer Läden hervorſchielenden chineſiſchen Phyſiognomieen beweiſen es zur Genüge, daß dieſe fleißige Nation hier, wie auf den meiſten Stellen im indiſchen Archipelagus, den Detailhandel, ſo wie die Handwerksbetreibung ſich zu eigen gemacht hat. Unter der großen Menge Läden werden die zahlreichen Schuhbuden zuerſt bemerkt, in welchen man unerhörte Maſſen von Schuhzeug, oder richtiger geſagt, von Pantoffeln beiſammen ſieht, da dieſe die nationelle Fußbekleidung bilden. Die eleganteren unter dieſen Pantoffeln ſind zierlich mit Gold oder Silber geſtickt, und die Sohle iſt inwendig hochroth. — Die Hauptſtraße führt zu einer Brücke über den Kanal, über welche man in den anderen, ausgedehnteren Theil von Binondo eintritt. Mitten vor der Brücke liegt ein Markt, auf welchem eine große, ſehr prächtig ausgeſtattete Kirche liegt. Wie alle in der ganzen Stadt bietet ſie jedoch wenig Eigenthümliches dar, und iſt in dem am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts herrſchenden Styl erbaut. Das Innere derſelben beſitzt vielen glänzenden Schmuck und Zierrathen, aber nichts von wahrem Kunſtwerthe. Der Markt bietet oft einen höchſt maleriſchen Anblick dar, namentlich wenn eine zahlreiche Menſchenmenge in bunten Kleidern von grellen Farben nach oder aus der Kirche ſtrömt. Sich nach rechts wendend, kommt man längs einer langen Gaſſe zu einer ganz alltäglich ausſehenden, maſſiven, ſteinernen Brücke über den Fluß. Dieſe Gaſſe iſt etwas weniger von Läden eingenommen, und die unangenehmen, ſchmierigen Chineſen ſind hier nicht ganz ſo zahlreich. Die übrigen Straßen der weitläuftigen Stadt, ihre Märkte und Kirchen bieten nur wenig Bemerkenswerthes dar, und verrathen wenig oder gar keine Abwechslung. Der Plan der Anlage, der auch in den ſpaniſch-amerikaniſchen Städten gewöhnliche, jedoch mit verſchiedenen Abweichungen, iſt von der dortigen vollkommenen Regelmäßigkeit. Die Häuſer haben auch,

in Folge des hiesigen Klimas, eine bedeutend verschiedene Construction von jenen angenommen, wenn schon ihr Grundriß in der Regel einigermaßen derselbe ist. Die flachen Dächer kommen hier nur ausnahmsweise bei älteren Gebäuden vor. Die Erdgeschoßwohnungen werden zu Küchen und wirthschaftlichen Nebenräumen benutzt. Einige eigentliche Fenster werden darin nicht gefunden, sondern es läuft von außen um ihre ganzen Fronten herum eine Gallerie mit Jalousieen versehen, so daß man Fenster bekommen kann, wo man sie gerade haben will. Sind alle diese Luken geschlossen, so wird doch noch eine nothdürftige Dämmerung durch in denselben angebrachte, dünn geschabte Schaalen der Perlenmuscheln eingelassen. Diese Anordnung ist ganz dienlich um den Raum kühl zu erhalten, denn man läßt die Luken immer nach der Seite öffnen, von welcher der Wind herweht. Häuser mit mehreren Wohnungen kommen kaum einmal vor, mindestens können wir uns nicht erinnern, daß wir ein solches gesehen hätten.

Wenn man die oben erwähnte Brücke überschreitet, sieht man den Fluß anfwärts eine erst vor ein Paar Jahren erbaute eiserne Hängebrücke, und am Ufer, ein Stück weiter nach unten, ein noch nicht vollendetes Denkmal Magalhaens, worauf sich unter einer Erdkugel die Inschrift befindet: „Primus me circumdedit." Durch das Wachthaus hindurch an das Ende der Brücke gelangt man zu seiner Rechten nach Alt-Manila, von Festungswerken umgeben, deren Gestalt und Geschick ihrem Alter ein lautes Zeugniß reden. Dem ohnerachtet erscheinen sie noch immer ganz stark, und ihre leichte Einnahme von Seiten der Engländer unter Sir William Draper dürfte wohl hauptsächlich der Schwäche oder dem Unvermögen der Vertheidiger zugeschrieben werden müssen. Kein Fremder darf innerhalb der Befestigungen ansässig sein, und während der Nacht werden stets alle Thore geschlossen, so daß Niemand aus- oder eingehen darf. Durch das Thorgewölbe eingetreten, befindet man sich gleichsam in einer ganz anderen Welt, als die, welche man so eben in Binondo verlassen hat. Man glaubt wirklich die Luft des Mittelalters zu athmen. Verschwunden sind gleichzeitig die Läden und die Chinesen, der Lärm und das Getümmel, nur einzelne Mönche oder Beamten wandern mit ernsten Mienen auf den öden Straßen, und hier und da sieht man ein Paar dunkle Augen hinter einer fast ganz geschlossenen Gallerie hervorblitzen. Viele Reisende haben diese Oede, als einen unbehaglichen, ja widrigen Contrast gegen das Leben und die Beweglichkeit in Binondo dargestellt. Solches beruht theilweise auf Geschmack und Ansicht im Allgemeinen, anderentheils hängt es aber auch sehr von der augenblicklichen Gemüthsstimmung ab. Ohne gerade behaupten zu wollen, daß nicht Alt-Manila bald genug ein etwas trauriger Aufenthalt werden würde, wirkte der

Eindruck, den derselbe auf uns hervorbrachte, eher angenehm, als unbehaglich. Der stille und ernste Charakter desselben schenkte dem Gemüthe eine Ruhe wieder, die ihm so bald nothwendig wurde nach dem ermüdenden Lärmen und dem Geschreie, das man eben erst verlassen hatte, und in dem die unaussprechlich widerwärtigen Chinesen entschieden den Hauptbestandtheil ausmachten. Der Eine nach dem Anderen drängte uns seine unangenehmen Gesichtszüge auf, in denen man nur rohe Sinnlichkeit und eklen Eigennutz ausgeprägt sieht. Es liegt etwas Seelenloses, etwas Kaltes in den Augen dieses Volkes, sie grinzen vor Vergnügen und Gier bei dem Anblicke eines Piasters, aber kein Funke des edlen Prometheus Feuers leuchtet aus ihnen hervor. Außerdem dampft um ihre Aufenthaltsorte ein eigenthümlicher, erstickender Gestank. Hier in der alten Stadt kann man sich wohl eine Weile seinen Betrachtungen überlassen, ohne in jedem Augenblicke getreten oder gestoßen zu werden, ohne daß einen widerwärtige Dinge, die sich mit Gewalt den Simen aufdrängen, überall stören.

Der Hauptpnnkt der Stadt ist der Markt, auf dessen Mittelpunkte sich eine Statue Karl III. erhebt, welche ihm von den Bewohnern der philippinischen Inseln errichtet ist. Die Ausführung derselben ist sehr schön und sorgfältig gearbeitet, aber etwas Edeles und Erhabenes in Hinsicht auf den Styl kann man natürlich nicht von dem Zeitalter dieses Monarchen erwarten. Die eine Seite des Marktes wird durch den Palast des General-Gouverneurs gebildet; es ist ein großes Gebäude in einem einfachen und großartigen Style; demselben gerade gegenüber befindet sich das Rathhaus; von den übrigen Seiten ist eine von öffentlichen Gebäuden eingenommen, die andere von der Cathedrale, welche in demselben Style ausgeführt ist, den man durch die meisten Kirchen sowohl hier, als in der Mehrzahl der spanisch-amerikanischen Städte durchgehen sieht. Das Innere derselben ist imponirend, obschon der Effect etwas zersplittert erscheint. Die hohen, halbkreisförmigen Gewölbe werden von höchst massiven Pfeilern getragen, die mit corinthischen Capitälern geschmückt sind. Eine Spur von gothischem Style bemerkt zu haben, können wir uns nicht entsinnen, weder hier im Inneren dieser Kirche, noch in dem der anderen, oder auch in ihrem Aeußeren. Die übrigen vier Kirchen innerhalb der Wälle sind ziemlich unansehnlich, aber ihr Inneres ist nicht ohne Anmuth, wenn schon man überall mehr Flitter und Schein, als Kunst findet. Von verschiedenen Gemälden, die wir dort antrafen, erhob sich auch nicht ein einziges über die entschiedenste Mittelmäßigkeit, und die meisten blieben unter deren Niveau und entzogen sich mitunter jeder Critik. Eine der Kirchen — wir besinnen uns nicht mehr auf den Namen derselben — war vor noch nicht sehr langer Zeit bei einem der Menge Erdbeben, denen Luzon ausgesetzt ist, zerstört worden. Der Schutt war

noch nicht hinweg geräumt, aber schon wuchsen üppige Pflanzen auf den Ruinen. Das Erdbeben begann, während der Messe oder dem Abendgebete, und daher sollen auch einige Menschen erschlagen und unter dem Schutte begraben sein. Einer der den heiligen Dienst verrichtenden Priester hatte die Pforte nicht mehr erreichen können, ehe dieselbe von dem Schutte und den Steinen des bereits einstürzenden Daches versperrt war. Der Mann hatte sich darauf in eine Nische geflüchtet, welche dadurch leer geworden war, daß eine in derselben aufgestellt gewesene Statue des Heiligen Peters oder Pauls von der Erschütterung umgestürzt war, und er entkam unbeschädigt aus der ihm drohenden Todesgefahr, da dieser Theil der Mauer stehen blieb. Natürlicher Weise wurde dieser Umstand, als ein großes sichtbares Wunder, als ein Beweis von der Macht der Heiligen dargestellt. Die Kirche der Jesuiten hat eine bedeutende Ausdehnung, und gleicht, ihrem Aeußeren nach, mehr einem Gefängnisse, als einem Gotteshause. Ihre massiven grauen Mauern scheinen die Absicht zu verrathen Jahrhunderten zu trotzen. Die Privathäuser in der Stadt gleichen in ihrer Bauart gänzlich denen in Binondo.

Das Glacis der Festungswerke nach der Seeseite zu wird zu Promenaden angewendet; einige schützende Bäume finden sich zwar nicht auf demselben, zuweilen säuselt aber dort ein schützender Seewind. Auf der Landseite läuft auch ein breiter Fahrweg längs der äußeren Grenze des Glacis; dieser — „la calzada" genannt — ist mit Bäumen bepflanzt, aber ihr staubiges und welkes Aussehen erfreut das Auge nur wenig, und sticht grell gegen das üppige Wachsthum ab, welches man in einer nur geringen Entfernung davon sich freudig zum Himmel erheben sieht. Kurz vor dem Untergange der Sonne fährt die schöne Welt Manilas hier heraus, um nach eingenommenen Mittagsmahle das Wehen der Abendkühlung zu genießen, deren unübertreffliche Anmuth man erst nach einiger Zeit Aufenthalt in einem heißen Klima so recht schätzen lernt. Das Spazierenfahren geschieht in kleinen, niedrigen, leichten Wagen, die mit ein Paar von den kleinen, aber starken und lebhaften Pferden des Landes bespannt sind, die einen Mittelschlag zwischen dem norwegischen und öländischen Pferde abgeben, und wird bis etwa eine Stunde, nachdem es dunkel geworden, ausgedehnt. Man hält sich immer auf der linken Seite des Weges, und der in der Mitte unbefahren gelassene weite Raum ist für den General-Gouverneur bestimmt, den man auch fast an jedem Abende dort sah. Er wird stets von einer kleinen Abtheilung Lanziers begleitet, die mit luzonischen Pferden beritten gemacht ist, von etwas größerem Wuchse, als die man gewöhnlich zu Wagenpferden benutzt. Ein Paar Mal in der Woche wird auch auf einem kleinen ebenen Fleck, an dem der Brücke zunächst gelegenen Ende, der Calpada von einer Regimentsmusik

gespielt. Die Zahl der Spaziergehenden und Fahrenden pflegt dann etwas bedeutender zu sein, als sonst, und Schwärme von Eingeborenen drängen sich um die Spielenden. Die Musikcorps bestehen zu einem bedeutenden Theile aus Eingeborenen, aber die Directoren derselben sind meist geborene Deutsche, denen es sehr gut glückte ihre Untergebenen einzuüben, wenn schon die Mehrzahl der Stücke, die wir aufführen hörten, etwas lärmender Natur und sogar mitunter unangenehm gellend waren. Gemeiniglich sieht man auf dieser Promenade die Herren und die Damen getrennt fahren, wenn schon auch Ausnahmen von dieser Regel oft vorkommen. Die Damen sind gut gekleidet, und man sieht nicht selten auch hübsche Gesichter unter ihnen. Hüten ist es noch nicht geglückt, sich hier heimisch machen zu können, sondern diejenigen, welche sich nicht der spanischen Mantilla bedienen, schmücken ihre glänzenden Haare nur mit einer Bandrosette oder einer Blume, gewöhnlich von einer möglichst lebhaften Farbe. Der so gut zur Zeichensprache zu benutzende Fächer fehlt natürlich auch nirgends. Ohnerachtet die Mehrzahl der Fahrenden aus Spaniern besteht, die entweder aus dem Mutterlande hierher gezogen, oder auch zum Theile schon auf der Insel geboren sind, sieht man doch auch nicht selten, besonders an den Festtagen der Heiligen, die eingeborenen Herrschaften an dem Vergnügen Theil nehmen. Die Damen der Letzteren sind oft bis zur Lächerlichkeit mit allen Arten buntem Zierrathe ausgestattet, und die Wagen, deren sie sich bedienen, so vollgepfropft, daß man wirklich Grund hat das ziehende Vieh zu beklagen. Wie fast alle Nachahmungen, in Sonderheit, wenn sie sich um Kleidung und Schick drehen, nehmen sich diese erwähnten Herrschaften, besonders an der Seite ihrer Originale sehr schlecht aus.

Gute Fahrwege führen nach mehreren Richtungen hin durch die flachen Umgebungen Manilas, dehnen sich aber nicht weit bis in's Innere der Insel aus. Aber das Wenige, was sich davon vorfindet, kommt dem Fremden doch sehr zu Gute, da es ihm gestattet sich mit aller Bequemlichkeit in der Umgebung der Stadt umzusehen, und die vielen in der Nachbarschaft gelegenen Dörfer sind wirklich der Mühe werth gesehen zu werden, obschon man auch hierin bald genug durch die herrschende Einförmigkeit ermüdet, da sich dieselben Anordnungen in ewig gleicher Form wiederholen. Diese Dörfer sind fast gänzlich von Tagalen, den Eingeborenen der Insel, bevölkert; nur ein oder der andere Chinese hat einen mehr oder weniger anspruchslosen Verkauf von Speisewaaren und kleineren Kramgütern, oder auch eine — wir brauchen wohl kaum noch hinzuzufügen für unsere Begriffe wenig einladende — Restauration eröffnet. Eine überraschende Menge kleiner Kinder, mannigfach abwechselnd in allen erdenklichen Mischungen zwischen braun und gelb, spielten in einem Zu-

ſtande völliger Nacktheit und Wunterkeit um und unter den Häuſern herum. Wir ſagen mit klarem Bewußtſein unter den Häuſern, denn ſie ſtehen alle auf Stützen, ſo daß ihre Diele von mindeſtens einer Elle bis zur Höhe von ein Paar Faden über den Erdboden erhöht iſt. Das Innere der meiſten Häuſer bietet ein Bild der Dürftigkeit dar, und nicht immer der Reinlichkeit, aber die der vermögenderen Perſonen ſind eben ſowohl geräumig, als ſauber und bequem, und erhalten ſich auch bei der großen Hitze hübſch kühl, weil das weit herausſpringende Dach die Sonnenſtrahlen völlig am Eindringen verhindert, während dahingegen der Wind durch die dünnen und undichten Wände ungehinderten Eintritt findet. Das Bamburohr macht den Hauptbeſtandtheil dieſer Häuſer aus, und ungeheuere Gebüſche dieſes ſchönen und nützlichen Gewächſes bilden herrliche Alleen längs großen Strecken der Wege. Zwiſchen den Häuſern gedeihen üppige Cocos- und Areca-Palmen, Brodfrucht- und Apfelſinenbäume, Mango und Bananen; zwiſchen dieſen wachſen blühende Gebüſche und fadenhohe Kräuter in der unbeſchreiblichſten Ueppigkeit. Mehrere Stadtbewohner haben hier Landſitze, und die ſauberen, wohlunterhaltenen Kirchen tragen nicht unbedeutend dazu bei dieſe Landſchaft zu verſchönen. Auf dem Felde zwiſchen den Dörfern befinden ſich Anpflanzungen von Reis und Zuckerrohr. In den ſeichten Kanälen, von denen ſie durchſchnitten werden, wälzen feiſte Büffel ihre haarloſen Körper. Die Haut derſelben hat in ihrer Nacktheit dieſelbe graublaue, lehmartige Färbung, wie die der italieniſchen Büffel, aber die Geſtalt und Form des Körpers iſt von dieſen verſchieden. Der ganze Bau iſt kürzer, und ſie ſind im Verhältniſſe zu ihrer Höhe dicker, dahingegen ſind die aufwärts gerichteten Hörner weit länger, und ihre Spitzen ſind nur ſo weit nach hinten übergebogen, daß die von denſelben heruntergezogene Linie mit der Grundlinie der Stirn zuſammenfällt. Der große Kopf hat eine etwas ſpitze Schnauze, das Kinn iſt mit einem dünnen Barte umgeben, der Blick drückt Dummheit und Bosheit aus. Man ſieht, wie ſie ſich vor Freuden und Wolluſt ſtönend, wie das Schwein in dem dicken Schlamme wälzen. Im Uebrigen ſind ſie höchſt nützliche Thiere, werden zu allen Arten Arbeiten verwendet und mit der größten Leichtigkeit von den Eingeborenen geleitet, obſchon ſie, nach einer allgemein verbreiteten Sage, durchaus nicht unter dem Befehle eines Weißen ſtehen wollen. Zum Schlachten wird meiſtens anderes Hornvieh verwendet: Der größere Theil derſelben iſt eine Abart von dem in Oſtindien einheimiſchen Stamme, dem auf dem oberen dicken Halstheile mit einer Krauſe verſehenen Schlage. An Ziegen herrſcht in den Dörfern kein Mangel, und die Anzahl an Federvieh iſt ſehr bedeutend. Es geſchieht nicht allein des Nutzens willen, daß die Hühnerzucht mit Vorliebe betrieben wird. Die Hauptleidenſchaft des Tagals iſt Hahnenkampf,

ein in diesen Ländern allgemeines Vergnügen, auf welches wir bald noch einmal zurückkommen werden.

Die spanische Bevölkerung Luzons hat dieselben Sitten und Lebensart, welche man überall bei diesem Volke antrifft, natürlicher Weise mit einigen von dem Klima bedingten Veränderungen. So ist der Umgang hier mehr abgeschlossen, als in Süd-Amerika. Die Wärme ist zu groß, so daß das Machen und Empfangen von Besuchen zu einer Anstrengung wird, und der größte Theil des Tages damit hingebracht wird in der ungenirtesten Tracht Nichts zu thun. Mindestens dürfte dieses von den Damen gelten, bei denen man auf den Glauben kommt, daß ihnen die Lebendigkeit und Gesprächigkeit, die andere Frauen spanischer Herkunft so auszeichnet, gänzlich fehlt. Die Zeit der Männer wird gewiß nicht besser angewendet. Nach eingenommener Mittagsmahlzeit wird auf dem Calzadan promenirt, und an dem Abende werden Besuche abgestattet. Das Schließen der Festungsthore ist ein bedeutendes Hinderniß für den Umgang und das gesellschaftliche Zusammenleben, weil an jedem Abende alle Gemeinschaft unterbrochen wird, und zwar, wie so etwas immer geschieht, gerade zu der Zeit, in welcher der Tanz eben in Gang zu kommen scheint, und also erst die rechte Munterkeit beginnt, ungefähr um 11 Uhr in der Nacht.

Die eigentlichen Ureinwohner der Insel, die Tagalen, gehören zwar zur malaiischen Raçe, man bemerkt aber deutlich einen Unterschied zwischen ihnen und den Bewohnern der übrigen Inseln, und ihre Sprache soll gleichfalls bedeutend von den mannigfachen Dialecten der malaiischen Grundsprache abweichen. Des Tagalen Nase scheint weniger platt, aber mehr hervorstechend, als die anderer Malaien, und die Hautfarbe weniger in's Röthliche gezogen, als wie man sie gemeiniglich in Sinkapoor sah. Wie weit diese Verschiedenheit ein Eigenthum der ganzen Raçe oder durch Vermischung mit anderen fremden Elementen entstanden ist, vermögen wir nicht zu entscheiden. Der Körperbau ist im Allgemeinen von kleinem und zartem Verhältnisse; wir können uns nicht entsinnen unter ihnen auch nur ein ein einziges großgewachsenes Individuum gesehen zu haben, obschon ein oder das andere alte Weib dafür ziemliche Dimensionen im Umfange erreicht hatte. Hände und Füße sind klein und wohl gebildet, und bei jungen Weibern finden sich auch anmuthige Formeu, welche jedoch in der Regel bald genug spurlos verschwinden und meist einer entsetzlichen Magerkeit mit faltiger Haut Platz machen. Gutmüthigkeit, ein weiches, mitleidiges Wesen, und grenzenlose Ergebung in eine Vergnügungssucht sollen die hervorragenden Züge des Charakters dieses Völkchens sein. Außer einem papua-artigen Stamme im Inneren der Insel sind die Bewohner derselben sämmtlich Christen. Dieser letzterwähnte Stamm, Negritos genannt, bewohnt die Berggegenden im Mittelpunkte der

Insel und ist noch nicht unterworfen. Junge Individuen desselben sollen einige Male nach Manila gebracht, aber meist in kurzer Zeit wieder entronnen oder dem Tode zum Opfer gefallen sein. Man soll bei denselben schon Eisenwaffen antreffen, die von ihnen selbst aus einem fast im gediegenen Zustande gefundenen Erze geschmiedet werden. Die Lage der Gruben oder Landstriche, aus welchen dieses Eisenerz geholt wird, ist noch nicht recht bekannt.

In der Stadt beläuft sich die gemischte Raçe, oder die der Mestizen, auf eine nicht geringe Anzahl. Man trifft Individuen derselben als untergeordnete Beamte eben sowohl, wie als Detailhändler, Ladendiener, in häuslichen Diensten und anderen Verhältnissen. Mehrere derselben gewannen durch Fleiß und Geschicklichkeit im Handel ein nicht unbedeutendes Vermögen. Nach der größeren oder kleineren dabei in das Verhältniß tretenden Masse weißen oder gefärbten Blutes nähert sich das Aussehen der Mestize natürlich der ersteren oder letzteren Raçe. Mit Ausnahme einiger der Vermögendsten kleiden sie sich wie die Tagalen. Die von diesen gebrauchte Tracht ist höchst eigenthümlich und zu einem bedeutenden Theile von einheimischer Zubereitung. Die Männer pflegen weite Hosen zu tragen, gewöhnlich in Weiß und Roth gestreift, und dann über denselben noch ein Hemd von dem dünnsten, meistentheils durchsichtigen Zeuge, ebenfalls gestreift, jedoch zuweilen in anderer Farbe, als die Beinkleider. Zum Alltagsanzuge, und namentlich bei der Arbeit, wird jedoch dieses leicht zerreißende und auch etwas kostbare Kleidungsstück gegen ein gleichartiges von etwas gröberem Stoffe vertauscht. Die Kopfbekleidung besteht aus einem schüsselförmigen Hute, der inwendig noch mit einer gerade dem Kopfe angepaßten Mütze versehen ist. Der Rand desselben ist auf seiner Außenseite mit Messing oder Silber beschlagen, und nach oben zu ist der Hut auch noch mit einem Knopfe oder einer Spitze von demselben Materiale geschmückt. Die innere Seite ist mit Zinnober gefärbt. Die Weibertracht besteht aus einem unmittelbar um den Körper gewundenen Rocke von baumwollenem Zeuge und bunter Farbe, meist roth und gelb, über dem dann noch ein fest um den Leib zusammengezogener Ueberwurf getragen wird. Oft fehlt dieser jedoch auch. Dies Kleidungsstück — welches im Allgemeinen von der ganzen malaiischen Raçe unter dem Namen „Sarong" getragen zu werden pflegt — hindert die freie Bewegung der Beine und giebt dem ganzen Körper in seiner Haltung eine eigene Gradheit und Steifheit, so wie dem Gange einen gewissen trippelnden Tact. Brust und Schultern werden mit einer kurzen Blouse bedeckt, welche in ihrer Form der früher von den griechischen und römischen Frauen getragenen gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß sie oft lange und weite Aermel hat. Sie ist von derselben Art dünnem Zeuge, wie die Hemden

der Männer angefertigt. Die Farbe der Haut scheint stark durch dasselbe durch. Kleine Halstücher und Shawls, über die Schultern geworfen und nach vorn zugesteckt, wie sie von den Dienstmädchen und Landbewohnerinnen verschiedener Gegenden Deutschlands noch getragen werden, sind allgemein im Gebrauche. Das Haar wird hinaufgestrichen und im Nacken zusammengedreht, die Männer haben das ihrige rund geschnitten bis auf die Schultern hängen. Die Fußbekleidung besteht, auch bei den Vermögenderen, nur aus Pantoffeln, mindestens zum alltäglichen Anzuge; vielleicht kommen aber seidene Strümpfe bei sehr feierlichen Anlassen hinzu. Die Oberleder der Pantoffeln sind nach vorn zu ganz kurz, und ein Hinterstück fehlt natürlich gänzlich. Die Sohle ist so schmal, daß der kleine Zehen immer außerhalb des Leders gelassen wird, und ist inwendig roth gefärbt. Viel Luxus wird gerade auf diesen Theil der Toilette verwendet; die Reichen haben ihre Pantoffeln mit Gold und Silber oder sogar mit Perlen gestickt, wenn schon solche kostbare Kleidungsstücke natürlicher Weise nicht im täglichen Gebrauche sind. Beide Geschlechter kauen bis zum äußersten Grade Betel, und sieht es daher in ihrem Munde nach der scheußlichsten Verwüstung aus. Man muß diesen widerwärtigen Gebrauch in seinen Folgen gesehen haben, um sich eine Vorstellung von der Ekelhaftigkeit desselben machen zu können.

Unter der Volksmenge der Stadt befindet sich auch eine bedeutende Anzahl Chinesen, von denen auch verschiedene in den Dörfern ansässig gefunden werden. Thätig und sparsam haben sie hier, wie auch auf den meisten anderen Orten, in dem indischen Archipelagus die Ausübung der Professionen und den Betrieb des Kleinhandels in ihre Hände genommen. Die Söhne des himmlischen Reiches bleiben sich überall und jederzeit gleich, und ihre Tracht ist auch unverändert, wie im Mutterlande, den langen Haarzopf mit eingerechnet. Sonderbar genug fällt es jedoch auf, solche darunter zu treffen, die nicht einmal die chinesische Sprache reden können, ein, bei denen die auf der Insel geboren sind, sehr häufig eintretender Fall. Sie reden nur tagalskisch und ein wenig spanisch. Die chinesische Bevölkerung auf Luzon steht im Genusse derselben Rechte, wie die übrigen Einwohner der Insel, ist aber einer besonderen Polizeiaufsicht unterworfen und darf keine ihrer Götzentempel errichten. Ein Theil derselben ist getauft, von dem Reste vermuthen wir, daß er ohne anerkannte Religion ist, etwas was, nach den Aussagen aller darin Bewanderten, dem Chinesen gewöhnlich ziemlich nahe liegt. Außer in den oben erwähnten Beschäftigungen findet man viele von ihnen als Dienstleute in vermögenderen Häusern, in welchen Aemtern ihre Geschicklichkeit, Gelehrigkeit und ihr Ordnungssinn ihnen einen entschiedenen Vorzug vor dem fauleren und leichtsinnigeren Tagal sichert. Wie weit die Ehrlichkeit zu ihren Tugenden

gehört, lassen wir jedoch ungesagt und müssen aufrichtig bekennen, daß dies Geschlecht uns hier noch weit ekelhafter erschien, als in China selbst.

Manila leidet durchaus keinen Mangel an Vergnügungen. Auf zwei Theatern werden Lustspiele und Possen aufgeführt, theils in spanischer, theils in tagalskischer Sprache. Sie werden aber hauptsächlich doch nur von den niederen Klassen besucht. Eine aus Bamburöhren und Matten hergestellte Thierkampfbahn befindet sich in der Nähe der Calzada, aber die dort veranstalteten Gefechte sollen von der allerelendesten Art sein, sowohl was die Thiere, als die Kämpfer betrifft. Nationelle Vergnügen unter den Eingeborenen sind die Hahnenkämpfe. Ein guter und schöner Kampfhahn ist aber auch der Augapfel des Besitzers. Man sieht diesen auf den Spaziergängen seinen Hahn beständig auf dem Arme tragen, ihn schmeicheln und streicheln. Die Gerechtigkeit dergleichen Kämpfe zu veranstalten, ist ein Eigenthum der Krone, welche sie districtsweise verpachtet. Für den District von Manila werden jetzt zwanzigtausend Piaster im Jahre gezahlt. Der Kampf geht auf einer dazu eingerichteten Bahn außerhalb der Stadt vor sich, woselbst ein Jeder gegen eine nur geringe Abgabe seinen Hahn kämpfen lassen darf. Bedeutende Wetten werden auf die kämpfenden Thiere abgeschlossen, und da sie mit langen, wie eine Rasirmesserklinge scharfen Stahlsporen bewaffnet sind, wird der Ausgang gemeinlich ein tödtlicher für einen der beiden Theile, und nicht selten sogar für beide. Alle Arten Kämpfe auf irgend einer anderen Stelle zu veranstalten, ist bei Strafe verboten, aber man sieht sehr oft in den Dörfern die Hähne sich auf eigene Hand in dieser Kunst üben.

An den Abenden bietet der dem Hafen zunächst gelegene Theil von Binondo ein höchst eigenthümliches Schauspiel dar. Die Straßen sind dann sehr gut erleuchtet, doch weder mit Gas, noch mit Oellampen, denn die officielle Erleuchtung ist so gut wie keine; aber von den vielen dort befindlichen Waaren und Trödelständen verbreitet sich zuweilen ein blendender Lichtschein, der von den darüber aufgehängten Lampen, Kronenleuchter, einfachen Lichtern oder Fackeln von dürrem Holze ausgeht. In den Quergassen, wo keine solche Etablissements sind, herrscht dafür die tiefste Dunkelheit, die der Contrast noch vermehrt. Die vielen schwarzgekleideten und bunten Figuren, die man in dem rothen Fackelscheine durcheinander wimmeln sieht, geben ein sonderbares phantastisches Gemälde ab. Auf einer Straße, nahe dem Landungsorte, wird zuweilen beim Fackelschein ein ordentlicher Markt abgehalten, wobei sich hunderte, ja tausende von Menschen um Haufen Reis, Fische, zerrissenes Fleisch, Eingeweide und andere Sachen von dem unappetitlichsten Aeußeren und einem Geruche, der mindestens nicht für die Frische der Waaren spricht, geschäftig herumdrängen. Das Gemälde war jedoch so merkwürdig, so reich an

TAGALSK QVINNA

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Effect, Leben und Bewegung, daß wir, ungeachtet dieses Unbehagens, mit großem Vergnügen dort lange Stunden umher wandelten. Allgemeine Munterkeit herrschte unter der Volksmasse, die schwatzte und lachte, und dennoch sah man keinen einzigen Betrunkenen darunter, vernahm keinen Lärm und sah kein Anzeichen von Gezänk und Zwist. Im Allgemeinen scheinen die Sitten und die Umgangsweise einen Anstrich von der spanischen Höflichkeit erhalten zu haben, und hier ansässige Ausländer rühmen die Fügsamkeit der niederen Klassen, und die gute Ordnung, die sie immer selbst unter sich aufrecht haben. Die Polizei soll gut und aufmerksam sein, und schwerere Verbrechen kommen höchst selten einmal vor.

Es giebt sehr gute Hôtels hierselbst, in denen man gegen den nicht unbilligen Preis von anderthalb Piaster täglich Wohnung und Essen erhalten kann, beides von tadellosester Beschaffenheit. Auch Equipagen sind daselbst zu jeder Stunde zu bekommen und zwar für den Preis von zwei und einem halben Piaster für den Tag, und für kürzere Zeit in diesem Verhältnisse. Natürlicher Weise vereinigen sich immer gern zwei Personen zur Benutzung einer solchen. Nichts desto weniger wird der Aufenthalt in diesem Lande für Jemand, dessen Einkommen nicht auf dergleichen Ausgaben berechnet ist, doch sehr bald kostspielig. Geräth man noch dazu in Gesellschaft anderer besser besoldeter Offiziere, zum Beispiel der amerikanischen*), so wird man bald die Nothwendigkeit einsehen, sich in solchen Häfen, von denen es die Lage nicht gestattet mit Leichtigkeit an's Land und zurück an Bord zu kommen, und also täglich die Fahrt ein Paar Mal zu machen, bescheiden auf seinem Fahrzeuge zu halten. In Manila muß man einen Piaster bezahlen, um an Bord gebracht zu werden. Landboote sind nicht immer zur Hand, wenn man beabsichtigt dorthin zu gehen, und die weite Entfernung macht es, daß man auch die Boote des Fahrzeuges nicht so oft, wie man gern möchte, dorthin senden kann. Im Uebrigen ist es nur am Morgen und Abende, daß man mit einigem Vergnügen draußen sein kann; mitten am Tage ist die Hitze gewöhnlich zu drückend.

Während unseres Aufenthaltes hierselbst im Monat Januar, welcher der kühlste sein dürfte, stieg die Wärme im Schatten täglich über 30 Grad, und die Sonne war brennend heiß. Am Morgen zwischen 5 und 6 Uhr war dagegen das Thermometer auf dem Lande bis auf 24 oder gar nur 22 Grad herabgegangen, und die Luft war dann höchst angenehm, aber

---

*) Ein Lieutenant von der Flotte der vereinigten Staaten hat während des Commandos auf der See über 1500 Dollars Sold, und auf dem Lande in der Heimath 1200 Dollars. Nichts desto weniger haben wir verschiedene derselben über niedrigen Sold klagen hören.

schon um 9 oder 10 Uhr war man damit zufrieden unter Dach zu kommen und sich, fast ganz entkleidet, hinzulegen, um der Ruhe zu pflegen. Der Himmel war im Allgemeinen klar, aber die Luft nebelig; unbedeutende Regenschauer kamen ein Paar Mal vor. Der Wind hielt sich schwach und wechselte zwischen Osten und Norden, einige Male nach beiden Richtungen hin diese Grenzen überschreitend. Einige Tage herrschte fast vollkommene Stille; frische Briesen kamen nur ausnahmsweise und für sehr kurze Zeit vor. Das Barometer stand hier bedeutend niedriger (ohngefähr 5‴), als in China. Nach der Aussage von Personen, welche längere Zeit auf der Insel zugebracht haben, soll während der Zeit, daß die Sonne im Zenith ist, die Wärme wenig oder gar nicht größer sein, als wenn sie am entferntesten von demselben steht.

Unter einem solchen Luftstriche gelegen, und in Folge seiner topographischen Beschaffenheit wohl bewässert, mußte Luzon natürlich zu den fruchtbarsten Ländern der Welt gehören. Wir haben es schon gesehen, daß man es nicht nöthig hat weit zu reisen, um sich durch den Augenschein hiervon zu überzeugen. Außer einer ganzen Menge Dinge zum unmittelbaren Verbrauche, erzeugt die Insel Reis, Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo und andere Färbestoffe und vortrefflichen Kaffee. Das Hauptproduct bleibt jedoch immer der Tabak, der in ungeheueren Quantitäten gebaut und von der Regierung als Monopol erhalten wird; sie verwendet auf die Cultur desselben zwanzigtausend Arbeiter und außerdem noch einige tausend Weiber von allen Altern, die in den Cigarrenfabriken arbeiten. Dies Tabaksmonopol bringt dem Staate über zwei Millionen Piaster ein. Auch Cacao wurde hierher versetzt, und er lieferte ein Product, welches dem von Guayaquil nichts nachgiebt. Die Waldungen geben vortreffliches Bauholz von mehreren Arten. Die großen Boote, die man aus einem Stamme ausgehauen sieht, und die ellenbreiten zwanzig bis dreißig Fuß langen Bodendielen, die man zuweilen in den Häusern antrifft, beweisen es, daß Bäume von einer ungeheueren Größe leicht zu erreichen sein müssen, ja man findet sogar welche, die hinreichend groß und schwer sind, um ganze Masten für eine Fregatte von funfzig Kanonen zu liefern; und auf der Werfte von Cavite, ein Paar Meilen südwestlich von Manila, wurde sogar der Großmast eines solchen Fahrzeuges aus einem einzigen Baume angefertigt. Der sogenannte Manila-Hanf ist auch ein nicht unwesentlicher Exportartikel. Er wird von einer Art Bananenpalme gewonnen, auf spanisch „abaca" genannt, und theilweise roh, theilweise auch geschlagen und zu Tauwerk, welches sich durch seine Geschmeidigkeit und Leichtigkeit auszeichnet, verarbeitet, verschifft. Die größte Menge dieser Waare geht in die vereinigten Staaten von Nordamerika Von hier etablirten ausländischen Handelshäusern sind die englischen und ame-

rikaniſchen die bedeutendſten, und man kann mit Fug und Recht von ihnen behaupten, daß ſie den Markt beherrſchen. Es heißt, daß die amerikaniſchen von Seiten der Regierung begünſtigt worden ſeien, während die engliſchen dagegen aus politiſchen Gründen mit Mißtrauen betrachtet würden. Uebrigens ſcheint man unter den gegenwärtigen Verhältniſſen dieſes Verfahren nicht beibehalten zu müſſen. Die Waaren des Landes werden gewöhnlich von den Producenten aufgekauft, und zwar durch ſpaniſche oder Meſtizen-Unterhändler, welche ſie dann ihrerſeits wieder den Exporteuren veräußern. Die ausländiſchen Häuſer befaſſen ſich auch nicht gern mit einem Detailverkaufe, ſondern geben dieſen gleichfalls in die Hände von eingeborenen Zwiſchenhändlern. Unter den beſuchenden Fahrzeugen ſind die engliſchen die zahlreichſten, und erreichen faſt die Hälfte der ganzen ankommenden Zahl, ſelbſt wenn man auch die ſpaniſchen Fahrzeuge — die kleinen Küſtenfahrer allerdings nicht mitgerechnet — darin aufnimmt. Für ſchwediſche Fahrzeuge iſt natürlich nur ausnahmsweiſe hier auf eine Fracht zu rechnen, und eine Ladung ſchwediſcher Producte wird nicht leicht Abſatz finden. An Eiſen werden nicht ſehr bedeutende Quantitäten verbraucht, und das meiſte davon kommt aus England; doch iſt immer noch mit Gewißheit auf eine Nachfrage nach ſchwediſchem Eiſen zu rechnen, wenn auch der Belauf derſelben geringe bleibt, und wir haben in einem Lager in Manila mit vieler Freude unſere heimathlichen Grubenſtempel gefunden. Der hauptſächliche Import bleiben Manufactur- und Fabrikwaaren, und, wie an den meiſten anderen Orten, hat England ſchon den Markt von dergleichen Dingen in ſeiner Hand, wenn ſchon Frankreich, Deutſchland und die vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Königin des Handels wetteifern. Ein Paar deutſche Häuſer ſind jetzt auch ſchon in Manila etablirt.

Eine nicht ganz unbedeutende Induſtrie hat ſich allmählich auf Luzon ausgebildet, wenn ſchon die Erzeugniſſe derſelben keinen eigentlichen Handelszweig ausmachen, ſondern entweder an Ort und Stelle verwendet, oder doch nur als Curioſitäten nach Europa geführt werden. Sattel- und Riemzeug, ſo wie auch alle anderen feineren Lederarbeiten werden von eben ſo zierlicher, als guter Beſchaffenheit verfertigt. Aus dem feineren Manilahanf werden leichte Kleiderſtoffe gewebt, die gewöhnlich mit Rändern oder Quareaus von Seide in hellen Farben verziert ſind. Dieſe Zeuge werden zu ziemlich billigen Preiſen verkauft und ſind oft ausgezeichnet ſchön. Das ſchon vorhin erwähnte dünne Kleidungsſtück der Eingeborenen iſt meiſt aus ſolchem Zeuge gefertigt, und mehr oder weniger mit Stickereien verziert. Die Reicheren derſelben bedienen ſich auch zuweilen der aus den Faſern der Ananasſtiele verfertigten Zeuge, die viel koſtbarer ſind und zu außerordentlich feinen und ſchönen Stickereien verwendet

werden. Diese Industrie ist ganz und gar in den Händen der Tagalen, Chinesen befassen sich nicht mit derselben. Die kostbarsten Stickereien sind so theuer, daß nur sehr reiche Personen sie zu kaufen vermögen, doch trifft man auch zu mäßigen Preisen noch sehr schöne darunter. Das Einzige, was man gegen dieselben bemerken muß, ist, daß die Farbe des Stoffes im Allgemeinen nicht weiß genug ist, sondern in's Gelblich-graue hinüberspielt. Als einen Beweis für die Höhe der Preise der kostbareren Sorten, wollen wir Hemden zu funfzig Piaster anführen, Schnupftücher zu dreißig und darüber, Ballkleider zu zwei- oder dreihundert, Longshawls bis zu hundert hinauf und dergleichen mehr. Der feinste Rohstoff wächst übrigens nicht auf Luzon selbst, sondern auf der dicht dabei gelegenen Insel Panay. Man muß der herrlichen Ananas also doppelt dankbar sein, da sie eben sowohl das Auge durch ihre Schönheit, die Nase durch ihren süß berauschenden Duft, den Gaumen durch ihren unvergleichlich lieblichen Geschmack erfreut, als auch endlich in ihrem Stiele das Mittel darbietet mit geringen Veränderungen Stoff zu den kostbarsten und feinsten Toilettengegenständen für das schöne Geschlecht zu liefern. Außer den erwähnten Zeugen werden in Manila noch verschiedene geflochtene Sachen, wie Hüte, Cigarrenfutterale und andere ähnliche Kleinigkeiten gefertigt. Die Hüte sind äußerst leicht und auch schön, so lange sie neu sind, verlieren aber bald und erreichen weder in Stärke, noch in Dauerhaftigkeit lange nicht die um Guayaquil gefertigten. Diese Letzteren kosten aber auch allerdings fast doppelt so viel. Dasselbe gilt auch von den Cigarrenetuis. Der Fremde darf es nicht vergessen stets tüchtig zu handeln, ehe er zahlt, besonders wenn er von einem Chinesen kauft, auf welchen man nie das geringste Zutrauen setzen darf. Schande und Schaam sind für ihn völlig unbekannte Dinge, und man muß sich nicht geniren nur die Hälfte seines ersten Preises zu bieten, und wenn er nicht gleich darauf eingeht sein Gebot höchstens auf das Drittel zu erhöhen, worauf man möglicherweise daran denken kann sich mit ihm zu einigen. Die erwähnten Zeuge und Stickereien werden gewöhnlich von den Tagalen-Frauen ausgeboten, welche ziemlich bestimmte Preise festhalten, von denen man denn natürlich keine weiteren beträchtlichen Abhandlungen durchführen kann, selbst wenn man gleich größere Partieen derselben kauft. Sie zeigen stets mit der größten Bereitwilligkeit ihre Waaren, auch wenn das Geschäft nur gering ist, und man muß die Geduld und Sorgfalt bewundern, mit welcher sie die unnütz auseinander gerissenen Gegenstände wieder zusammenlegen. Kann man spanisch reden, so sind sie jederzeit bereit sich in ein nicht zum Handel gehöriges Gespräch einzulassen, und bald hat man Rechenschaft über alle Familienverhältnisse des betreffenden Individuums und eines guten Theiles seiner Nachbarschaft noch in den Kauf bekommen.

Frische Lebensmittel werden in Manila zu mäßigen Preisen erlangt, und an Früchten mancherlei Arten giebt es zu gewissen Zeitpunkten großen Ueberfluß. Während der Dauer unseres Aufenthaltes herrschte leider Mangel daran. Auf eigentliche Proviantartikel in größerer Menge darf nicht gerechnet werden, und man muß sie überdies sehr theuer bezahlen. Eine Einrichtung, die Fahrzeuge mit Wasser zu versehen, giebt es nicht, vielmehr muß man dies mit eigenen oder erheuerten Booten ein gutes Stück stromaufwärts holen. Das Wasser ist trübe und aufgerührt, wenn es geschöpft wird, aber recht gut, wenn die Unreinlichkeit erst wieder zu Boden sinken konnte.

Das General-Capitainat der Philippinischen Inseln, zu welchen auch die Ladronen mitgerechnet werden, wird von einem Gouverneur und General-Capitain regiert, der in seiner Person die höchste Civilmacht mit dem Militairoberbefehl vereinigt. Der gegenwärtige Inhaber dieses hohen Amtes ist der General-Lieutenant Don Antonio Urbistondo, Marquis von La Solana. Er genießt an jährlichem Gehalte, außer einer Menge Abgaben in natura, 28,000 Piaster. Die Zahl der Bevölkerung in seinem Regierungsbezirke ist schwer mit Bestimmtheit anzugeben, weil auf verschiedenen Inseln, zum Beispiel Mindanao, die Spanier nur unbedeutende Landstriche inne haben, und die in den geographischen Werken vorkommenden Abschätzungen sich nicht recht deutlich darüber ausdrücken, in wie weit die unabhängigen Volksstämme mit in ihren Berechnungen aufgenommen worden sind. Eine detaillirte Angabe für das Jahr 1837 nimmt beinahe drei Millionen dreimalhunderttausend Personen an, aber die Volksmenge ist seitdem noch bedeutend vermehrt, und stieg 1850 sogar bis über 3,800,000 Seelen. Die Einkünfte des Staates werden hauptsächlich aus dem Tabaksmonopol gezogen, welches netto über zwei Millionen Piaster liefert; die übrigen Einkünfte, wie Zölle, die Monopole des Verkaufes der Spirituosen, der Veranstaltung der Hahnenkämpfe und dergleichen mehr ergeben ohngefähr eine Million im Nettobehalte, so daß das Mutterland jährlich drei Millionen Piaster Gewinn aus dieser Colonie zieht. Manila ist der einzige dem ausländischen Handel geöffnete Hafen, aber die Fahrzeuge dürfen auch noch die Bachi-Inseln anlaufen, um sich mit Proviant oder Wasser zu versehen.

Die auf die Philippinen verlegte Truppenstärke besteht dem unvergleichlich größten Theile nach aus Eingeborenen, der Befehl liegt aber ausschließlich in den Händen geborener Spanier. Die regulaire Stärke zählt jetzt fünf Regimenter Infanterie, jedes aus tausend Mann bestehend, ferner acht Compagnieen Artillerie, einer Compagnie Ingenieuren und fünf Schwadronen Cavallerie. Außerdem giebt es daselbst eine Provinzial-Miliz, aus sechs Infanterie-Regimentern bestehend, von denen jedoch

gewöhnlich nur eins unter den Waffen ist. Für den Fall eines Krieges kann noch außerdem eine Stärke von fünf- bis sechstausend Mann aller Waffengattungen aufgeboten werden. Die um Manila verlegten Truppen waren ausgezeichnet gut gehalten. Ihre geräumigen und sauberen Kasernen liegen ein Stück außerhalb der Stadt. Die Bekleidung ist weiß und dem Klima sehr gut angepaßt, die Gewehre, nach französischem Modelle, schienen gut zu sein, und das Exercitium ging nicht nur tadellos, sondern sogar vortrefflich von Statten; die Flotte der Colonie hat ihre Station bei der Stadt Cavite, ein Paar Meilen westwärts von Manila. Die Localität ist ausgezeichnet für die Anlage von Werften und anderen Marinebauten geeignet, aber Alles, was man davon vorhanden findet, ist in höchst verfallenem Zustande. Mit Ausnahme einiger Dampfboote und Schooner, besteht die Flotte nur aus ungefähr sechzig Kanonenschaluppen von verschiedenen Arten mit 25 bis 40 Mann Besatzungen. Die größeren führen schwere Kanonen, die kleineren nur leichte Artillerie. Ihre Bestimmung ist nur die Küsten gegen Angriffe und Verheerungen der malaiischen Seeräuber, welche oft in großer Anzahl diese Fahrwasser beunruhigen, zu schützen. Diese modernen Vikinger haben ihre Hauptschlupfwinkel auf den Sulu-Inseln, werden aber überall auf den Küsten von Borneo, Celebes, Mindanao und der anderen Inseln gefunden. In den letzteren Zeiten sind sie jedoch etwas weniger keck geworden, nachdem sie verschiedene Male ernsthafte Züchtigungen von Seiten der Engländer und Spanier erduldet haben. Die Dampfboote sind dabei von besonders großem Nutzen gewesen, weil sie die Räuber bis tief in ihre Zufluchtsorte verfolgen konnten. Aus Veranlassung ihrer muhamedanischen Religion nennen die Spanier diese malaiischen Bevölkerungen Mohren (moros), eine gewiß ganz unrichtige Benennung. Die Kanonenschaluppen sind auf verschiedene Stationen längs der Küste vertheilt. Nach dem zu urtheilen, was wir Gelegenheit hatten zu sehen, sind sie sehr wohl erhalten und bemannnt, eine Bemerkung, die auch d'Urville schon vor uns über die nach Samboangan (auf Mindanao) verlegte Abtheilung gemacht hat.

Manila ist der Sitz eines Erzbischofes, der die Bischöfe von Nueva-Segovia, Caceres und Zebu unter sich hat. Daß mindestens die niedere Priesterschaft auf keinem zu hohen Bildungsgrade stehen kann und nur geringe Kenntnisse besitzt, kann man wohl im Voraus schließen, und die Schilderung derselben, welche der Magister Andersson liefert, ist gerade nicht sehr empfehlend. Außer der secularen Priesterschaft giebt es auch noch eine Anzahl Mönche, die jedoch nicht bedeutend ist. In der Stadt sieht man oft dieselben mit feierlicher Miene ihre Hände den Vorübergehenden zum Kusse reichen. Das üppige Aussehen der meisten und ihre fröhlichen Mienen weissagen mehr eine angenehme und selbst schwelgerische Lebens-

art, als ſie von ſtrengen Faſten und Bußübungen reden. Eine Verordnung verpflichtet die Gouverneure der Provinzen darauf zu ſehen, daß die Geiſtlichkeit ſich nicht in den Umfang der weltlichen Macht eindränge oder derſelben Mißachtung beweiſe. Demungeachtet ſoll der Einfluß der Prieſterſchaft ſehr groß ſein und beſonders in den entfernteren Provinzen.

Seit langen Zeiten hat man ſich daran gewöhnt, das Verfahren der Spanier in ihren Colonieen, als auf der Höhe der Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit anzuſehen. Ohne die Gräulichkeiten abzuleugnen oder zu entſchuldigen zu verſuchen, die bei der Eroberung Amerikas begangen wurden, wagen wir doch den Glauben zu hegen, daß die hiſtoriſchen Darſtellungen derſelben der Uebertreibungen nicht entbehren, und wenn die damaligen Bevölkerungen verſchwunden ſind, dürfte die Urſache hiervon weit mehr in den durch die Vermiſchung mit der weißen Raçe neu entſtandenen und hierher verpflanzten Krankheiten, wie Pocken und dergleichen mehr geſucht werden, als in einer eigentlichen, beabſichtigten, handgreiflichen Ausrottung. Man mag ſich deſſen erinnern, daß mehrere von den im Anfange von Spanien nach Amerika abgegangenen Expeditionen Unternehmungen von Privatperſonen waren, denen die Regierung nur ihre Bewilligung gegeben. Daß in einem entfernten Lande, wo Regierung und Geſetze kaum noch exiſtirten, ſolche Abentheurer unter dem doppelten Einfluß der Habgier und des religiöſen Fanatismus eine Menge Grauſamkeiten begingen, darf nicht überraſchen oder Bewunderung erregen. Wenn wir aber ein Wenig unterſuchen, wie andere Nationen zuweilen verfuhren, ſo muß man bekennen, daß die Spanier in der Ausübung von Grauſamkeiten gegen beſiegte Völker keinesweges allein daſtehen. Englands Verfahren gegen Indien hat auch im eigenen Vaterlande lauttönenden Tadel hervorgerufen, und verſchiedene citirte Facta ſind nicht beſonders erbaulich. Die aufgeklärten Bürger der vereinigten Staaten haben die Urbewohner Nord-Amerikas auf eine dann und wann harte und hier und dort hinterliſtige Weiſe behandelt, und die Annalen des Krieges in Algier liefern mehr als eine Probe von ſchreckenerregenden Grauſamkeiten, die von einer Nation, die ſich gern vor allen übrigen vorzugsweiſe civiliſirt nennt, noch ganz in unſeren Tagen ausgeführt ſind, und daher um ſo viel mehr tadelnswerth erſcheinen, als ſich die Anſichten und Sitten ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert gemildert haben. Das mehr oder weniger glänzende Reſultat, welches dadurch gewonnen wurde, entſchuldigt wohl die Handlungen nicht gänzlich, und der Zweck, den zu erreichen es glückte, darf wohl auch nicht ſo völlig unbedingt den Ehrenplatz vor dem, was man mit dem Unternehmen beabſichtigte, beanſpruchen, und um das Jahr Funfzehnhundert wurde es für mindeſtens eben ſo verdienſtvoll angeſehen, die Heiden zum Chriſtenthume zu bekehren, wie man jetzt die ziemlich

unbestimmte Procedur ansieht, die man sie civilisiren nennt. Man bekehrte sie damals mit Feuer und Schwerdt, jetzt aber civilisirt man sie mit Kanonen und Minié-Gewehren, und die Franzosen sind vielleicht in ihrer Selbstliebe verblendet genug es so zu betrachten, als hätten sie den Arabern einen eben so großen Dienst durch den gräßlichen Auftritt in der Dahara-Grotte geleistet, wie die Spanier den Bewohnern Amerikas durch das blutige Bekehrungswerk. Daß im Uebrigen die spanisch-amerikanischen Colonieen ein großes Resultat geliefert haben, kann uns natürlicher Weise nicht zu behaupten einfallen, aber wir erinnern daran, daß die Gesetze der Sclaverei in denselben bei weitem menschlicher waren und noch sind, als in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika. In welchem Falle es auch immer sei, gewiß kann wegen ihrer Härte kein gerechter Tadel die Regierungsweise treffen, unter welcher die Bevölkerung der Philippinen seit lange gelebt hat. Diese Inseln würden ohne Zweifel in anderen, zum Beispiel der Holländer Händen schon weit größere Strecken bebauten Landes besitzen, weit mehr Ertrag abwerfen, aber wir sind überzeugt, daß dadurch die Lage der Eingeborenen keinesweges verbessert sein würde. Während der Javanese für die Rechnung seines Herrn mehr als jeden fünften Arbeitstag des ganzen Jahres tagewerken muß, ist der Tagal auf Luzon höchst unbedeutend mit Steuern belastet. Eine mäßige Arbeit ist hinreichend, um seine beschränkten Bedürfnisse zu erfüllen, und ihn sogar mit einem Theile überflüssiger Artikel zu versehen, und die freie Zeit verbringt er in Freude und Munterkeit. Auch in intellectueller Hinsicht ist ihm ein besseres Loos gefallen, als seinen Stammverwandten auf Java, für welche in dieser Beziehung von ihren fremden Herrschern nichts geschehen ist. Die Bevölkerung der Philippinen, nämlich der unter Spaniens Oberhoheit stehenden, ist zum Christenthume bekehrt, schon ein nicht unbedeutender Schritt auf der Bahn der Civilisation, und man gewahrt im Aussehen und Geschicke des Volkes die Wirkungen desselben. Die innere Regierungsart des Landes stützt sich auf eine Art Communalverfassung, über deren Beschaffenheit wir einige Worte erwähnen wollen.

Die Regierung jeder Provinz wird von einem Landeshauptmanne (alcalde mayor) geleitet, der gleichfalls mit der Civil-Macht den Oberbefehl über die in seiner Provinz liegenden Truppen vereinigt. Jede Provinz wird in eine größere oder kleinere Anzahl Communen (pueblos) getheilt, der dann wieder „gobernadorcillos" vorstehen. Jedem derselben stehen in der Ausübung seiner Macht ein Polizei-Commissair (teniente de justitia) und unter diesem eine Anzahl untergeordneter Beamten (alguaziles) bei. Der Gobernadorcillo urtheilt über alle Polizei-Angelegenheiten ab, schlichtet Civilprozesse von geringerer Bedeutung und veranstaltet die Voruntersuchung in dergleichen größeren und bei allen Verbrechen, die

dem Alcalde mayor zugewiesen werden. Jeder Pueblo ist wieder in kleinere Abtheilungen (barangas) getheilt, die vierzig bis funfzig Familien umfassen, innerhalb welcher ein Haupt- oder Ordnungsmann ansässig gefunden wird, der für Ordnung und Schicklichkeit verantwortlich ist, die Steuern aufbringt und der Schiedsrichter in den Angelegenheiten der ihm Untergebenen ist. Die zwölf ältesten Cabezas in einem jeden Pueblo treten im Anfange eines neuen Jahres zusammen, um mit dem Gobernadorcillo in Gemeinschaft demselben einen Nachfolger zu erwählen. Die drei Candidaten, welche die meisten Stimmen erhalten haben, werden auf eine Liste gebracht, und die oberste Regierung, oder in den entfernteren Provinzen der Alcalde mayor, ernennen Einen unter den Dreien, welcher dann gemeinsam mit dem zurücktretenden die untergeordneten Beamten erwählt, deren Wahl jedoch von dem Alcalden bewilligt werden muß. Ein Gobernadorcillo muß die spanische Sprache lesen und schreiben können und natürlicher Weise von gutem Rufe und einigem persönlichen Ansehen sein. Dieselben Rechte, wie sie hier oben angegeben wurden, sind auch den Chinesen zuerkannt, jedoch mit einigen geringen Einschränkungen, wie zum Beispiel die, daß sie unter ihren Stammverwandten auch nur solche zum Gobernadorcillo wählen, die sich zum Christenthume bekennen.

Nach alter Sitte pflegt der neu erwählte Gobernadorcillo der Chinesen in Manila ein Paar Wochen nach seiner Ernennung, an gewissen Tagen, offenes Haus für alle Diejenigen zu halten, die ihn besuchen wollen. Der jüngste Erwählte war ein sehr vermögender Mann, und am Sonntage nach dem dreizehnten Tage der Wahl war bei ihm großer Empfang, welchen ein in Manila wohl bekannter amerikanischer Kaufmann uns mitzumachen vorschlug. In seiner Gesellschaft begaben wir uns erst zu einem Mestizen-Handelsmanne, mit welchem von seinem Hause bedeutende Geschäfte gemacht wurden, und der, wie man sagt, über hunderttausend Piaster im Besitze haben sollte. In Folge der Festlichkeit war eine ungeheuere Volksmasse in Bewegung, überall wurden Processionen unter Musik vorgenommen, und die Straßen waren durch eine Menge Lichter und Fackeln erleuchtet. Das Gedränge wurde bald so groß, daß wir unsere Wagen verlassen und zu Fuße gehen mußten. So kamen wir zu der ziemlich entfernten Wohnung des Mestizen, deren äußeres Ansehen höchst dürftig war, und die sich sehr wenig von den gewöhnlichen Malaienhäusern unterschied. Inwendig war dieselbe dagegen ganz angenehm und gefällig. Wir wurden von dem Wirthe sehr freundlich empfangen, es war ein alter zusammengeschrumpfter Mann, mit ein Paar großen Betelstücken in dem Munde, und ganz wie ein Mann aus dem Volke gekleidet, mit dem Hemde außen über den Beinkleidern hängend. Die munter gelaunte Frau vom Hause war auch auf vollkommen einheimische Art

gekleidet. Eine Anzahl Gäste war schon angelangt, darunter einige Figuren, welche an einer Prozession theilgenommen hatten und noch in glänzende Trachten von Silber oder Goldpapier gekleidet waren. Sie erholten sich nun nach den gehabten Anstrengungen an einem sowohl was Speise, als auch was Trank betrifft, reich besetzten Tische. Uns wurden Erfrischungen in Gestalt von Champagner angeboten, Bier, Cognac, Zuckerwasser und dergleichen mehr vorgesetzt, wie auch alle Ingredienzien, um Betelstücke zum Kauen einzurichten, umhergereicht wurden. Es bestehen dieselben aus zierlich geschnittenen Stücken Betelblättern, zerklopften Areca-Nüssen und Kalk, welche beide letzteren Ingredienzien in das Blatt gewickelt werden, um sodann zum Kauen in den Mund zu wandern. An Stelle der Areca-Nüsse bedient man sich auch zuweilen hier und dort der sogenannten Gambier*). Wir ließen natürlich diesen Leckerbissen an uns vorübergehen und besahen uns die Merkwürdigkeiten des Hauses, die in vier prächtig ausgeschmückten Heiligenbildern von anderthalb Ellen Höhe bestanden. Ihre Kleider waren überreich mit ächten Goldstickereien benäht, und bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sie in Prozession umhergetragen werden, behängt man sie mit Schmuck bis zu mehreren tausend Piastern an Werth. Die Zeit erlaubte keinen weiteren Aufenthalt, und wir nahmen deßhalb von unseren Wirthsleuten Abschied, suchten unsere Wagen auf und eilten in die Wohnung des chinesischen Gobernadorcillo.

Dort war das Haus schon voll, und man mußte sich durch Schaaren von chinesischen Plebejern vordrängen, die sich in dem Vorhause und auf den Treppen angehäuft hatten. Auch die ganze Wohnung war mit Menschen vollgepfropft, besonders der Tanzsaal, der mit einem Portrait der Königin Isabella geschmückt war. Die Sammlung von Physiognomieen, die man hier vor Augen hatte, war höchst merkwürdig anzusehen. Spanische und fremde Offiziere drängten sich unter Mestizen von allen möglichen Farbenmischungen zwischen rothbraun und weiß, schöne spanische Damen in prächtigen Toiletten schimmerten zwischen Tagalenweibern und Töchtern hervor, und europäisirte Chinesinnen zeigten sich neben ihnen in ihrer Eigenthümlichkeit; in der rund um das Haus laufenden Gallerie saßen kleine braune Jungen bis unter die Dachstützen geklettert und hatten Wachsfackeln in den Händen, gleichsam eine Reihe lebendiger Kariatyden, und eine Menge plattnasiger, chinesischer Arbeits-

---

*) Gambier werden durch Auskochen der Blätter von Uncara gambier gewonnen. Man kocht sie so lange, bis sie einen starken Decoct geben, der in der Sonne verdunsten muß, bis ein fester Kuchen übrig bleibt. Es wird meistens in Singapoor gefertigt und als Gärbestoff nach Europa geführt. Nach Liljevalch.

leute begaffte mit scheußlichen, weit aufstehenden Mäulern nnd stierenden, glasähnlichen Augen die Herrlichkeit, die sich vor ihnen entfaltet hatte. Bald fing der Tanz an, aber das Gedränge war zu groß, als daß es hätte in der Gesellschaft lebendig werden können. Sehr unterhaltend war es, eine schmaläugige, chinesische Schönheit sich in einer Polka oder einem Galoppe bewegen zu sehen, und wir nehmen dieses Schauspiel als einen entschiedenen Beweis der steigenden Civilisation unter den Kindern des himmlischen Reiches an. Unter den weißen Damen sahen wir verschiedene hübsche Gesichter, doch nicht in einem so großen Verhältnisse, wie es in Südamerika der Fall ist. Die Hitze war erstickend, ohnerachtet alle Fenster und Thüren bis zum Giebel offen standen. Gegen Mitternacht wurde ein Souper servirt und zwar auf einem halben Dutzend Tischen, an denen sich die Gäste je nach ihrer Farbe vertheilten, die Weißen an dem Einen, die Hellbraunen an einem Zweiten, die Gelben an einem Dritten und so weiter. Alle Tische waren überreich mit Schüsseln besetzt, die Hühner, Kalekuten, Schinken, Braten und Fische, Pasteten und Kuchen in reicher Menge und Abwechslung enthielten, und die Gäste beiderlei Geschlechtes schienen im Allgemeinen mit einer überraschen Eßlust versehen zu sein. An Getränken, nämlich Champagner, englischem Biere, Ale und Porter, war auch kein Mangel, und wir sahen einen Jüngling von neun oder zehn Jahren, ein wirkliches „enfant terrible" mit der größten Leichtigkeit sein großes Kelchglas schäumenden Nectars in sich schlürfen, bis durch die wohl zu oft gewagte Wiederholung dieses Manövers sein Schwerpunkt etwas verrückt wurde, der Kopf das Uebergewicht bekam und er unter dem Tische verschwand. Dieses frühreife Product der Tropen hatte sich vorher damit belustigt durch seine, auf dem Ende eines höchst eleganten Spazierstockes angebrachten Augengläser mit Kennerblick die vorbeischwebenden Damen zu mustern. Die Leichtigkeit und sichere Gewandtheit, mit der er seinen Blick von Kopf bis zu Fuß über die ganze Figur schweifen ließ, bewies eine gewisse Uebung in dieser ohne allen Widerspruch höchst angenehmen Beschäftigung. Wir sehen also, daß die vortreffliche Raçe jetziger Jünglinge nicht auf Europa beschränkt ist. Das ganze Fest hatte etwas Seltsames, wir möchten sagen Phantastisches, von der Art, daß man es nie vergißt, und wir können nur bedauern, daß wir uns nicht im Stande fühlen, es lebendig und malend genug zu beschreiben.

Mr. Sturgis, der Chef des bedeutenden amerikanischen Handelshauses Russel und Sturgis, welcher eine Zeit lang dem schwedischen Consulate in Manila vorgestanden, hatte jetzt in Beziehung auf seine bevorstehende Rückkehr in seine Heimath dasselbe aufzugeben beabsichtigt,

versprach jedoch bis auf Weiteres sich mit dem Dienste zu befassen, damit erst irgend ein Nachfolger für ihn ernannt werden könne. Der Commandeur-Capitain Virgin hat als solchen einen Herrn Jenner, einen Schweizer von Geburt, vorgeschlagen. Herr Sturgis unterließ demnach nicht, während des hiesigen Aufenthaltes der Fregatte, uns alle nur mögliche Gastfreiheit und großes Wohlwollen zu beweisen. Unser Besuch in Manila wurde am 14. mit einer Einladung zu einem „déjeûner dansant" an Bord der Dampffregatte Susquehannah, zu welchem auch ein Theil der Notabilitäten der Stadt gebeten war, geschlossen. Unter denselben bemerkte man den nächsten Beamten nach dem General-Gouverneur, einen älteren Herren von freundlichem Aussehen, der ohne Unterbrechung Cigarren rauchte. Das Fest begann mit einem Frühstücke an Bord der Corvette Plymouth, darauf wurde auf der Susquehannah getanzt, woselbst dann auch ein Mittagsmahl eingenommen wurde. Die Eugenie befand sich schon unter Segel, als wir die muntere und gegen das Ende sogar etwas lärmende Gesellschaft verließen.

XV.

Sinkapoor und Batavia.

1853. Januar 14. bis Februar 12.

Die Uhr zeigte die fünfte Stunde des Nachmittags, als die Fregatte ihre Ankerstelle verließ. Der Wind war nordöstlich; er frischte sich bedeutend auf, als wir in die Bucht hinauskamen, und bei Sonnenuntergang blies eine gute Bramsegelbriese. Wir steuerten auf der Bahn nördlich von der Insel Corregidor, aber in der Finsterniß wurde zu nahe nordwärts von dem Lande gehalten, und die Fregatte blieb um $8\frac{3}{4}$ Uhr Nachts, bei ziemlich guter Fahrt, mit einem Male ganz bescheiden auf einer von dem Strande einige hundert Ellen herausschießenden Lehmbank sitzen. Das Aufstoßen geschah so leise, daß kein Ruck gespürt wurde, und die unter Deck Befindlichen erst durch das Commandowort, das die Bergung der Segel befahl, darauf aufmerksam gemacht wurden, daß etwas passirt sein mußte. Backbords wurden die Anker ausgeworfen, und sobald die Segel beschlagen, waren die Boote ausgesetzt, ein Warp wurde vom Backbord aus nach hinten herausgeführt, der Kabel desselben durch eine Kanonenpforte geleitet und an die Spille gelegt. Bald zeigte sich jedoch, daß die Fregatte zu dauerhaft festgekeilt stand, um bei diesem Hülfsmittel Erfolge zu erzielen, das Wasser war im Fallen, und nachdem das Warp nur so steif gewunden war, daß es die Fregatte verhinderte höher auf die Bank hinauf zu treiben, beschloß der Chef das hohe Wasser des nächsten Abends abzuwarten.

Der Wind wehte während der Nacht ganz frisch aus Nordosten her, und bewirkte eine hinreichend starke Bewegung, um die Fregatte zuweilen etwas mit dem Hintertheile aufzuhauen. Am Morgen des 15. wurden nach derselben Richtung, wie das Warp, die Anker des Steuerbords mit eingeklammerten Pflichtankern, die auf die Spille des oberen Deckes gelegt

wurden, hinausgeführt, aber unerachtet sich die Kräfte aller Mann gemeinschaftlich rührten, bewegte sich die Fregatte gar nicht. Um 7 Uhr Vormittags langten von Corregidor zwei Kanonenschaluppen unter dem Befehle des dort postirten Offiziers, des Lieutenants der Flotte Munnoz, an, der uns seinen Beistand bereitwilligst anbot und uns mittheilte, daß er sogleich bei Tagesanbruch nach der Stadt telegraphirt habe, um ein Dampfboot zu erhalten. Die Arbeit ging dennoch ununterbrochen fort sich; neun Batteriekanonen wurden losgemacht und in die Schaluppe gelegt, sechshundert Kugeln in die Barkasse, und zweiundzwanzig Wassercisternen wurden geleert und ausgepumpt, um das Fahrzeug zu erleichtern, welches dennoch bei erneuerter Windung auf den Pflichtanker sich nicht im mindesten rührte. Am Nachmittage langte ein Dampfboot von 360 Pferdekraft an, und ankerte ein Stückchen von der Fregatte entfernt. Ungefähr gegen 10 Uhr des Abends war Hochwasser eingetreten, und durch Aufwindung auf das Pflichttau wurde die Fregatte wieder flott, worauf das Dampfboot uns zu bugsiren begann, nachdem aber die Taue von den gefällten Ankern ausgestochen waren, mußte das Dampfboot wieder stoppen, weil die längs der Seite liegenden, hart belasteten Kanonenschaluppen Gefahr liefen durch die Bewegung der See zum Sinken gebracht zu werden, bei welcher Gelegenheit dann das Hinterschiff wieder auf den Grund kam. Zwei Kanonen wurden nun von jeder Schaluppe an Bord gehißt, worauf sie beide von der Fregatte abstießen und etwas näher am Lande Anker auswarfen. Um 2 Uhr in der Nacht begann uns das Dampfboot von Neuem zu bugsiren, und die Fregatte kam nun mit Leichtigkeit vom Grunde ab und warf einige hundert Ellen weiter wieder Anker aus. Der 16. und 17. vergingen damit die beiden Anker mit ihren Verkettungen und Tauen zu erleichtern und andere nothwendige Arbeiten zu verrichten. Die Kanonenschaluppen und ein Loringsboot wurden in die nahe gelegene Marivelsbucht abgesendet, um Wasser zu füllen. Am letzterwähnten Tage lichtete die Fregatte bei Sonnenuntergang und ankerte eine Stunde später in derselben Bucht. Eine der Schaluppen zeigte uns mittelst Laternen den rechten Ankerplatz, wo die Tiefe 15 bis 20 Faden war und der Boden aus Lehm bestand. Die Mariveles-Bucht bietet während des Nordost-Mussons einen guten Ankerplatz dar, und Wasser kann dort am bequemsten aus einem Bache geschöpft werden, der am weitesten in der Bucht hinein liegt. Die Strande bestehen aus mit Wald bewachsenen Höhen, und Holz kann dort überall mit größter Leichtigkeit genommen werden. Von unserem Ankerplatze aus wurde die Klippe Nonne (la monja) im Süden zum Westen und die kleinen zunächst dem Strande gelegenen Felsen Cochinos (Ziegen) im West-Süd-West gepeilt."

Der Lieutenant Munnoz und seine Schaluppenbesatzungen hatten uns die ganze Zeit über mit der größten Bereitwilligkeit Beistand geleistet, und die Besatzung der Eugenie verdient das höchste Lob wegen ihrer Raschheit, Willigkeit und Ausdauer bei der schwierigen und langweiligen Arbeit in einer Hitze, welche am Tage auf 29 bis 30 Grad im Schatten stieg. Die Schilderung, welche uns Herr Munnoz von dem Leben gab, welches die spanischen Seeoffiziere auf den kleinen Stationen in dieser Gegend führen, war keinesweges besonders lockend. In elenden Hütten einquartiert, oft lange Zeit unter Entbehrung jeder anderen Kost, als die unter den Tagalen gebräuchliche, und jeder Möglichkeit des geistigen Genusses einer Gesellschaft oder Umganges beraubt, muß ihnen die Zeit lang werden; der nach Corregidor verlegte kann mindestens einmal zwischendurch Neuigkeiten aus der Stadt erhalten. In den Waldstrecken auf der Insel, so wie in den zunächstliegenden Theilen Luzons selbst, werden eine Menge Rehe gefunden, die eine höchst belustigende Jagd darbieten. Die Tagalen tödten diese mit verschlungenen Bogen, die an Bambu-Gestellen angebracht sind, welche auf den schmalen Waldstegen in den dichten Gebüschen, die zu den Wasserläufen führen, wohin die Thiere zum Trinken gehen, aufgestellt werden. Wilde Büffel werden auf dieselbe Weise getödtet. Die Spitzen der Pfeile, welcher man sich bei diesen Bogenmaschinen bedient, werden auch aus Bambussplittern verfertigt, die, im Feuer gehärtet, hinreichend angeschliffen werden können, um die dicken, starkhäutigen Büffel von einer Seite zur anderen zu durchbohren. Die Rehe werden mitunter auch mit Handbogen geschossen, welche die Eingeborenen mit vieler Fertigkeit zu führen verstehen, wenn schon mit Sicherheit auf eine größere Entfernung, als vierzig bis funfzig Schritt, kein Erfolg erwartet werden kann.

Am Morgen des 18. segelte die Eugenie von Mariveles wieder ab, und die Kanonenboote kehrten nach Corregidor zurück. Der Wind war den ganzen Vormittag über sehr schwach und vermochte nicht einmal die Segel zu füllen, welche unaufhörlich während des starken Rollens des Fahrzeuges, das von einer heftigen, aus Norden herkommenden Deining verursacht wurde, gegen die Masten schlugen. Gegen 4 Uhr des Nachmittags war das Land noch in Sicht. Der Wind war jetzt frischer, sprang aber beim Sonnenuntergange gerade von Osten quer über nach Norden, aus welcher Richtung er dann bis Mitternacht anhielt. Am folgenden Tage war die Deining eben so stark, und beim Sonnenuntergange kam wieder dasselbe Umspringen des Windes vor. Auch am 20. blieb die Deining noch bei, hörte aber am 21. auf sich fühlbar zu machen. Am letzterwähnten Tage wehte der Wind steif aus Nordnordosten her, und die dicken Wolken, mit welchen der Himmel zuweilen überzogen war,

bewiesen es, daß wir uns wieder dem Bezirke des aequatorialen Klimas naheten. Die außerhalb der Küste von Cochinchina liegende Insel Pulo Japata, die gewöhnlich angesegelt wird, passirten wir während der Nacht vom 21. zum 22. Bisher war keine bemerkbare Strömung beobachtet worden. Der Wind fuhr fort aus Nordosten zu wehen, mit abwechselnd bewölktem und klarem Wetter, und am Vormittage des 24. bekamen wir Pulo Aor, eine klippige Insel, ungefähr sechs schwedische Meilen von der südöstlichen Küste Malakkas, zu sehen. Ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang wurde vom Decke aus das Feuer von Pedra Branca, einer Insel außerhalb des östlichen Einlaufes in den Sinkapoor-Sund, bemerkt. Das Feuer ist ein umhergehendes. Der Wind wurde gegen Mitternacht, als diese Insel passirt wurde, flau und unbeständig aus der Richtung von Nord und Nordwest. Während der Fahrt von Pulo Japata bis hierher hatte uns die Strömung in vierundzwanzig Stunden vierzehn, oder zwei und eine halbe schwedische Meile nach Westen zum Süden versetzt. Die Temperatur der Luft hatte sich während der Fahrt von Manila am Tage auf 26 bis 28 Grad und in der Nacht auf 22 bis 25 Grad gehalten, die des Wassers zwischen 25 und 27 Grad gezeigt.

Ein Paar Stunden, nachdem wir Pedra Branca passirt hatten, wurde die Fregatte von einem Fischerboote angerufen, von welchem uns ein Lootse angeboten wurde, und als der wachthabende Offizier, nachdem er bei dem Chef angefragt hatte, eine bejahende Antwort ertheilte, kamen zwei Figuren aus demselben an Bord, welche, wie es sich bald herausstellte, Hindu's von der Koromandelküste, der Religion nach Muselmänner und der englischen Sprache fast vollkommen unkundig waren. Die Einfahrt nach Sinkapoor ist äußerst leicht, und der einzige Vortheil, den ein Lootse gewähren kann, ist Kenntniß über die Stromversetzung an den verschiedenen Punkten; aber auch diese ist auf den vortrefflichen Specialkarten, die über diesen Sund existiren, schon sehr genau bemerkt. Die Fluth versetzt westwärts, die Ebbe ostwärts, aber wenn der Musson hart weht, tritt die Fluth unregelmäßig ein. Wir fuhren fort uns gegen den schwachen Nordwest in den Sund hineinzukreuzen. Die Strande desselben werden nach Norden zu theils von der südlichen Spitze der Malakka-Halbinsel, theils durch die Sinkapoor-Insel nach Süden zu von den Inseln Bintang und Battam gebildet. Auf den ersteren sind ziemlich hohe Bergrücken zu bemerken, aber die letzteren sind ganz niedrig, und alle sind mit dichter Waldung überwachsen, welche bis in's Meer hinausreicht. Weiter in den Vormittag hinein starb der Wind ganz ab, aber unter Hülfe der Fluth und eines und des anderen flüchtigen Windstoßes, erreichten wir um $10\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags die Rhede von Sinkapoor, woselbst wir mit dreizehn Faden Tiefe im Moderboden ankerten. Gleich

darauf kam ein Boot von der hier liegenden englischen Orlogsbrigg Contest zu uns an Bord, und der gewöhnliche Salut geschah mit einundzwanzig Schuß, welche von der Batterie bei der Stadt beantwortet wurden.

Es dauerte gar nicht lange, so war auch die Fregatte schon von einer Menge von Booten umgeben, deren Form stark gegen die zuletzt gesehenen chinesischen Küstenfahrzeuge und den in Manila gebräuchlichen, klumpigen, aus einem dicken Baumstamme ausgehohlten Pirogen, oder sogenannten „bancas" contrastirte. Einige von denen, die sich hier zeigten, waren von der schärfsten Form und zierlichsten Bauart, und flogen leicht, wie die Schwalben, über die Oberfläche des Wassers hin. Die meisten derselben wurden von Hindus gerudert, bald von Koromandel, bald von der Malabar-Küste, und man kann gegen mäßige Bezahlung, einen Piaster für den Tag, ein solches Boot mit vier Ruderern und einem Steuermanne zu seiner Disposition erhalten. Man reist in denselben ganz bequem, gegen Regen und Sonne durch ein aus Blättern und Matten geflochtenes Dach geschützt. Andere größere Boote waren mit allerlei unter den Seeleuten absetzbaren Waaren belastet, unter denen an erster Stelle Haufen von Ananas, einer Frucht, die man nirgends in solcher Vollkommenheit, als hier, bekommt, bemerkt werden müssen. Sie wachsen wild auf verschiedenen kleinen Inseln, und für ein Paar Schillinge bekommt man eine von der Größe einer tüchtigen Melone, deren prächtiges Aussehen nur noch von ihrem verführerischen Geschmacke übertroffen wird. Man muß jedoch diese lockende Frucht nur mit Vorsicht genießen, da sie in zu großer Menge eine recht bösartige rothe Ruhr herbeiführt. Kleine Malaienkanots stellten sich auch bei uns an Bord ein, und führten Muscheln und Corallen, Papageien und Meerkatzen mit sich, mit welchen Waaren sehr bald ein lebhafter Handel entstand. Eine Art Personen, mit denen man hier Bekanntschaft machen muß, sind die sogenannten „Dubaschen," welche den Compradoren in China entsprechen. Sie sind sämmtlich Hindus und gehören oft einer hohen Kaste an, wobei sie aber doch die größten Schelme bleiben, die man sich denken kann. In einem der Romane von Marryat kommt die Verdienstliste eines solchen Herren vor, die ganz sicher aus einer Sammlung von Attesten entlehnt ist, wie sie dieselben gewöhnlich mit sich führen, und deren Inhalt zu kennen sie durch ihre Unkenntniß der englischen Sprache meist außer Stande gesetzt werden. Einer der Ankommenden war mit einer Recommandation unseres Consules am hiesigen Orte, des Herrn Reid (Mitglied des Hauses Johnston u. Comp.) versehen, uud wurde von uns auf diesen Grund hin angenommen, wir fanden aber bald, daß auch er ein mit allen Hunden gehetzter Schelm ist. Er war ein in mittlerem Alter stehender Mann von gutem Aussehen, sorgfältig in weiße Kleider und einen weißen Turban gekleidet,

und hatte einen hellgelben Strich auf seine Stirn gemalt von dem Haarwuchse ab, bis auf die Nasenwurzel gehend, ein Zeichen seiner Kaste. Er redete die englische Sprache ohne Schwierigkeit, war höchst beredt in Versicherung seiner Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, und affectirte eine gewisse frohsinnige Gutmüthigkeit, durch welche sich Niemand täuschen ließ. Nicht damit zufrieden, für seine eigene Rechnung alle auf die beste Art zu betrügen, lieh er auch zu demselben ehrenwerthen Zwecke seinen Beistand verschiedenen seiner Landsleute, auf deren industriellen Unternehmungen an Bord wir bald noch einmal zurückkommen werden. Ein Ruderboot wurde für die Bedürfnisse der Fregatte gemiethet, um in der Hitze die für alle Fälle ziemlich anhaltend beschäftigten, eigenen Bootsbesatzungen zu schonen.

Der lebhafte Handel, den Sinkapoor mit allen Häfen in den Indochinesischen Fahrwassern treibt, versammelt natürlich auf der Rhede eine Menge Fahrzeuge des verschiedensten Schlages. Ueber die Beschaffenheit des Handels selbst wollen wir bald in Kürze Rechenschaft ablegen, und begnügen uns für den Augenblick damit, zu erwähnen, daß Sinkapoor ein Freihafen in der allerumfassendsten Bedeutung des Wortes ist, weil von keinerlei Hafenabgaben oder Zöllen die Rede ist, und die Fracht des Fahrzeuges nicht einmal angegeben zu werden braucht. Man kommt und geht, wenn und wie es Einem beliebt, ohne jede Formalität. Neben dem Opium-Klipper, welcher im Vorübergehen hineinguckt, um Neuigkeiten über den Markt zu erfahren, sieht man die chinesische Junke, welche mit dem Nordostmusson hierher gekommen ist, und nun den entgegengesetzten Wind abwartet, um wieder zurückzugehen. Der Erstere hat nicht einmal seine Segel beschlagen, die Letztere aber dagegen den größten Theil ihrer einfachen Takelage herabgenommen, ein Dach über das ganze Deck gebaut und ihre Besatzung verabschiedet, die sich dann bis zur Zeit der Abreise Arbeit am Lande verschafft. Nahe einem Klippenschiffe der neumodischsten Construction liegt eins der Handel treibenden Orlogsfahrzeuge des Königs von Cochinchina, ein treues Abbild der noch vor einem Jahrhunderte in Europa benutzten Fregatten. Sie sollen alle nach einem französischen Modelle gebaut sein, und sind ungeachtet ihres altmodischen Aussehens keinesweges häßlich, und stehen in dem Rufe gute Segler zu sein. Die Flaggen aller Handel treibenden Nationen werden neben einander gesehen, aber ein Theil Fahrzeuge, die sich hier finden, können kaum als einer Nation angehörend bezeichnet werden. Dies sind die kleinen Schuten, womit die sogenannten Bugis-Händler ihre abentheuerlichen Reisen unternehmen, um auf Borneo, den Sulu-Inseln und unter den unabhängigen Stämmen auf Celebes und anderen in diesen Gegenden liegenden Inseln die dort erzeugten Waaren aufzukaufen. Die Fahrzeuge wechseln ihre

Flaggen eben so oft, wie die Eigenthümer derselben ihre Nationalität; diese Letzteren sind jedoch gemeiniglich von mehr oder weniger gemischter chinesischer Raçe. Sonderbar hohe und schmale Fahrzeuge, den vor mehreren Jahrhunderten in Europa benutzten, und den arabischen sogenannten „Gorabbern" gleichend, mit einem stark herausspringenden Vordersteven und quer abgehauenen Achtersteven, geben ein dem Auge ungewöhnlich erscheinendes Ziel ab. Zwischen den vor Anker liegenden Fahrzeugen bewegen sich eine Menge Boote, große und kleine, bald segelnd, bald rudernd, Lastprahmen und Malaien-Kanots. Die Geschäfte, welche diese Letzteren hierher führen, sind nicht gerade immer von der ehrlichsten Art. Die Bevölkerung der Strande des Malakka-Sundes betreiben nämlich zuweilen auch Seeräuberei, und auch von den entlegenen Inseln kommen Vikingerschuten an, um sich in Sinkapoor mit Waffen und Munition zu versehen, welche Waaren nicht überall zu erhalten sind, da jeder Handel mit solchen sowohl in den spanischen, als in den holländischen Besitzungen verboten ist, sogar in Makassar, das bis auf diese Ausnahme schon vor einigen Jahren zum Freihafen erklärt wurde. Die Bewohner Malakkas und Sumatras unternehmen jedoch keine eigentlichen Räuberzüge, sondern beschränken sich damit Fahrzeuge anzugreifen, welche in der Nähe ihrer Küste von der Windstille überfallen sind, und die sie durch vorausgesendete Späher, welche sich mit dem vorgegebenen Ausbieten von Hühnern, Früchten und anderen Kleinigkeiten an Bord einstellen, als zu schwach erkannt haben, um ihnen ernsten Widerstand zu leisten, oder deren Besatzungen sich als nicht recht auf ihrer Hut gezeigt haben. Auch die Chinesen betreiben hier das Seeräubergeschäft, beschränken sich jedoch gemeiniglich darauf, es gegen ihre eigenen Landsleute auszuüben, wobei sie sich zuweilen in ein Complott mit einem größeren oder kleineren Theile der Besatzung ihrer Prise einlassen. Die Leichtigkeit, mit welcher sich ein Fremder, ohne bekannt zu werden, wenn auch vielleicht nicht in der Stadt Sinkapoor, doch mindestens auf der Insel aufhalten kann, kommt natürlicher Weise diesen Banditen sehr zu passe, und wir haben es von glaubwürdigen Personen erzählen hören, daß eine chinesische Junke am Tage nach ihrer Abreise, dicht außerhalb der Mündung des Sundes von Räubern genommen wurde, die unmittelbar darauf mit ihrer Prise nach Sinkapoor zurückkehrten, die Ladung an einige ihrer Landsleute verkauften und darauf spurlos verschwanden.

Die Stadt wird von einem kleinen Strome durchschnitten, an dessen Mündung eine unbedeutende Batterie liegt. Diese kleine Befestigung ist für die Vertheidigung von keiner Bedeutung und dient vielmehr nur zur Beantwortung der Salutschüsse und der Abweisung irgend eines allzunaseweisen Räuberboots, Etwas, von dem jedoch nunmehr nicht gut die

Rede sein kann, seitdem die Thätigkeit der Dampfboote die Räuberei so bedeutend gehemmt hat. Man hat jedoch Klagen darüber aussprechen hören, daß solches nicht stets mit dem gehörigen Nachdruck geschieht, von der anderen Seite sind aber wieder viele Personen nur zu geneigt, bei allen etwas ernsthafteren Maaßregeln über Grausamkeit und Barbarei zu schrein. Der Malaie übt einen Tag Fischerei und Handel, am anderen aber bedient er sich der dabei erhaltenen Nachrichten, um in Genossenschaft eines Haufens seiner Landsleute zu rauben und zu morden, Thaten, die er als ganz gehörig ansieht. Daß es unter solchen Verhältnissen oft für die Befehlshaber der Orlogsfahrzeuge ganz unmöglich sein muß zwischen Schuldigen und Unschuldigen, oder richtiger, die, welche an dem einzelnen, gerade in Rede stehenden Falle nicht Schuldigen zu unterscheiden, versteht sich am Ende von selbst, und die Behandlung, welche die Malaien gegen ihre Gefangenen ausüben, ist nicht besonders dazu geeignet die Wiedervergeltung milde zu machen. Vielleicht würde man jedoch wünschen können, daß die zufälligen Bestrafungen, welche bald vergessen werden, gegen eine geregeltere, gleichmäßigere Bewachung vertauscht werden möchten, wodurch zugleich den Veranlassungen zuvorgekommen würde aber die Schwierigkeiten und Kosten, auf welche eine solche stößt, dürften auch mit in die Berechnung gezogen werden müssen. Nach Allem, was wir darüber erfahren konnten, ist der Charakter der Malaien im Allgemeinen eher wild, als grausam, wenn nicht zufälligerweise seine Leidenschaften gereizt werden; sogar die so oft gefürchteten Räuberstämme auf Borneo und Celebes sollen in ihrem täglichen Zusammenleben keineswegs eine blutdürstige Gemüthsart beweisen. Aber die Seeräuberei ist ihnen nach ihren Begriffen eine ehrenhafte Beschäftigung, wie es auch bei den Altvätern des europäischen Norden der Fall war, und raubgierige Fürsten haben fortwährend diese Ansicht unterhalten. Vielleicht sind die Räubereien auch oft nur eine eigenmächtige Art und Weise gewesen, mit gewiß das gewöhnliche Maaß übersteigenden Zinsen, gewaltsam das wieder zurückzunehmen, dessen man sich durch List beraubt sah. Wir haben schon einmal, in dem zwölften Kapitel dieses Werkes, diesen Stoff berührt, mußten uns aber aus Mangel an genauer und ausgedehnter Kenntniß der factischen Details darauf beschränken, dies Verhältniß nur anzudeuten*).

Der westwärts von dem oben erwähnten Strome gelegene Theil der Stadt ist der Hauptsitz des Handels und der Geschäfte. Die Kaufleute haben dort ihre Comptoire und Magazine, die Handwerker ihre Werkstätten und Läden. Zunächst der Mündung des Stromes ist die Stadt

*) Siehe zum Beispiel Liljevalchs Arbeit über den Handel von China, S. 290, über den Handel auf Sumatra und die dabei vorkommenden Unehrlichkeiten.

wohlgebaut und hat große Häuser, deren Erdgeschosse oft von Arkaden umgeben sind, eine gute Sache in diesem Klima, wo man sich an jedem Tage des Jahres gegen eine brennende Sonne zu schützen hat und nur wenige Nachmittage ohne einen oder den anderen heftigen Regenschauer, welcher die an dem Strome befindlichen Landungstreppen in ebensoviele Betten schäumender Wasserfälle verwandelt, vorübergehen. Der Fluß ist gemeiniglich mit Booten und Prahmen vollgepackt, und da die Fluth acht oder neun Fuß steigt, ist die Breite und Tiefe seines Gerinnes zu ungleichen Zeiten auch sehr verschieden. Ganz danach, wie man sich den äußeren Theilen der Stadt nähert, werden die Wohnungen dünner gesäet und schlechter, und es sind besonders die Chinesen, die sich dort ansäßig gemacht haben. Die Beamten und die vornehmeren Kaufleute wohnen entweder auf dem Lande oder in dem östlich von dem Flusse liegenden Theile der Stadt. Da eine Brücke zwischen den beiden Ufern in der Nähe des Hafens für die Menge der stündlich hin- und herpassirenden getakelten Boote hinderlich sein würde, wird die Kommunikation mit kleinen Fähren erhalten und am Lande sind Schuppen erbaut, um die Wartenden gegen Sonne und Regen zu schützen. Weiter aufwärts führt eine Brücke über den Strom. Der Wohnsitz des Gouverneurs liegt auf einem sanft abschüssigen Berge, der sich in einer nur kurzen Entfernung vom Strande erhebt; man genießt von dort aus eine schöne Aussicht über die ganze Stadt nebst der sie umgebenden Gegend, die Rhede und die Inseln auf der anderen Seite des Sundes. Zwischen dem Berge und dem Ufer ist ein großer offner Platz, der nur von einer Kirche und einigen öffentlichen Gebäuden eingenommen wird. Dicht an dem Strande ist ein Monument zu sehen, welches die Einwohner von Sinkapoore dem jetzigen General-Gouverneur von Indien, den Marquis Dalhousie*), errichtet haben. Sinkapoor ist nämlich ein Besitzthum der ostindischen Compagnie und der Gouverneur desselben ist gleichzeitig Regent über die Colonieen Penang und Malakka. Ostwärts von dem genannten offnen Platze sind einige wohlgebaute Straßen, aber bald kommt man hinaus unter eine schmutzige Bevölkerung von Chinesen, mit aller dieser Nation anklebenden Unbehaglichkeit, und noch weiter nach Osten stößt man auf die Malaienstadt. Auf Stützen in einem Sumpfe erbaut, in dem allein der Manglebaum gedeiht und die Lücken zwischen den Häusern ausfüllt, kommt dieselbe dem Beschauer wie ein Treibhaus für alle Arten von Krankheiten vor, und ein nächtlicher Aufenthalt daselbst würde unzweifelhaft für den Europäer tödtlich sein. Auf die Malaien scheinen die Ausdünstungen der

*) Seit dem Jahre 1848 General-Gouverneur.

Der Uebersetzer.

Sümpfe eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen, und man sieht hier eine zahlreiche Schaar dunkler, rothbrauner Kinder mit größtem Vergnügen in dem seichten, schlammigen Wasser umherplätschern. Ein nicht geringer Theil der Bevölkerung besitzt nicht einmal feste Wohnsitze, sondern lebt auf seinen Kanoten, den einen Tag hier und den anderen auf Sumatra und den darauf folgenden wieder auf irgend einer anderen Insel. Diese herumstreifenden Menschen, Nomaden des Meeres, die von Fischen und zufälligem Arbeitsverdienste leben, sind stets bereit an Seeräubereien Theil zu nehmen, wenn nur mit einiger Sicherheit dabei auf Erfolg zu rechnen ist, und beschränken auf der anderen Seite lieber ihre Bedürfnisse auf das äußerste, als daß sie sich einer fortdauernden beständigen Arbeit unterziehen; man nennt sie hier Seemenschen — „orang-laut." —

Die Anlage der Stadt Sinkapoor datirt sich aus dem allgemeinen Frieden des Jahres 1815, wo die Engländer den Holländern das während des Krieges eroberte Java wieder zurückgeben mußten. Der Zweck, der sich hinter ihrer Anlegung und Erklärung zum Freihafen verbarg, war der, einen vorgeschobenen Posten zu bekommen, von welchem aus die Vortheile des englischen Handels in diesen Fahrwassern mit Leichtigkeit bewacht und befördert werden könnten, wenn auch nicht durch die Gewalt der Waffen, — Sinkapoor ist in militairischer Hinsicht im gegenwärtigen Augenblick kaum für den eigenen Hausbedarf ausgerüstet, — sondern durch Unternehmungsgeist und Kapitalien. Es war der englische Gouverneur während der Okkupation von Java, Sir Stamford Raffles, der diesen Platz auserwählte, und unter Beipflichtung zu dieser nur friedlichen Bestimmung, wurde die Insel durch Kauf von dem Sultan von Djohore, auf dem südlichen Ende der Halbinsel Malakka liegend, gewonnen. Die Insel hat ungefähr die Gestalt eines Rhombus, dessen größte Diagonale von Osten nach Westen läuft, und deren Umkreis ungefähr neun schwedische Meilen beträgt. Sie war bei dem Abschlusse des Kaufs nur von einigen „Orang-laut's" bewohnt, nicht eine Quadratelle war angebaut und nur dichte Waldung und Bambugebüsche boten sich den Blicken der ersten Ansiedler dar. Es war die geographische Lage und die Güte der Rhede, welche die Wahl entschied, und der Erfolg, womit sie gekrönt wurde, hat es bewiesen, daß Sir Stamfort ein Mann war, der seine Sache sehr wohl verstand. Ursprünglich nur zu einem Marktplatze für die Waaren anderer Orte ausersehen, hat die Insel außerdem schon eine nicht unbedeutende einheimische Produktion, um davon abzulassen, und noch finden sich bedeutende Strecken der fruchtbarsten Erde, um sie abzuräumen und auszubeuten. Zu der Beschaffenheit ihrer Produkte werden wir bald kommen.

Die wachsende Bewegung bedurfte natürlich der Arme, und sie zöger-

ten nicht, ſich einzufinden. Von zwei Seiten ſtrömten Menſchen herzu, die den beiden älteſten bekannten Civiliſationen, der hinduſchen und der chineſiſchen, angehörten, während das zunächſt wohnende malaiſche Volk ſich damit begnügte fröhlich zuzuſehen, und auch noch heutigen Tages nur ausnahmsweiſe zur Vermehrung der materiellen Arbeitskraft Sinkapoores zubeiträgt. Die unumſchränkte perſönliche Freiheit, ganz nach Belieben zu kommen und zu gehen, keinerlei Steuer oder Abgabe unterworfen zu ſein, keine Beſchränkung in Hinſicht auf Religion erdulden zu müſſen, keiner Unterſuchung vergangener Lebensverhältniſſe zu gewärtigen, das Alles wirkte natürlicherweiſe in Hinſicht auf den Zweck höchſt vortheilhaft, wenn man auch bemerken muß, daß die auf eine ſolche Weiſe gebildete Bevölkerung nicht gerade aus beſonders achtungswerthen Elementen beſtehen kann. Die Erfahrung hat jedoch auch hierin ein beſſeres Reſultat gezeigt, als man hätte vermuthen ſollen, und eigentlich grobe Verbrechen ſind in dem Umkreiſe der Inſel keineswegs gewöhnlich. Die meiſten kommen noch unter den Chineſen vor und beſtehen aus Räubereien und Meuchelmorden oder Betrügereien, worunter Falſchmünzerei eine vornehme Stelle einnimmt. Die Hindus werden wegen ihres ſtillen und ordentlichen Lebens gerühmt, und gröbere Verbrechen kommen höchſt ſelten unter ihnen vor. Unter den Malaien ereignen ſich zuweilen Mordthaten aus Eiferſucht oder Rachgier, ſowie kleinere Spitzbübereien; die Triebfeder zu ihren Vergehungen iſt immer die Leidenſchaft oder der augenblickliche Reiz; eine im Voraus berechnete, vom Eigennutz vorbuchſtabirte Miſſethat wird ſehr ſelten dieſem Theile der Bevölkerung zur Laſt gelegt werden können. Wir wollen nun in anderer Beziehung einige Worte über die verſchiedenen in Sinkapoor anſäſſigen Nationen erwähnen.

Die Weißen machen natürlicherweiſe einen der Zahl nach unbedeutenden, aber durch Intelligenz und Kapitalien ſehr überwiegenden Theil des Ganzen aus. Man trifft unter ihnen Repräſentanten der meiſten größeren handelnden Nationen, aber es iſt klar, daß die Engländer die Mehrzahl bilden müſſen, auch wenn man die Beamten nicht mit in die Berechnung ziehen wollte, deren Anzahl übrigens höchſt beſchränkt iſt. Die hierher verlegten Truppen ſind gemeiniglich Sipahis (Sepoys) und ſogar die kleine Artilleriеſtärke gehörte zu der Madras-Artillerie. Der Befehl beſteht jedoch, wie es bekannt iſt, aus lauter Engländern. Dieſe hindu'ſchen Truppen werden meiſt aus Muhamedanern zuſammengeſtellt, und können an Tüchtigkeit und Ausſehen mit den allerbeſten europäiſchen Truppen verglichen werden, ſind aber natürlich in dieſem heißen Klima weit dienlicher, als dieſe letzteren, unter denen Krankheiten gewöhnlich bedeutende Verwüſtungen anrichten, und dies ſelbſt auf ſolchen Stellen, auf denen das Klima eigentlich nicht ungeſund iſt. Anſteckende epidemiſche Krank-

heiten kommen in Sinkapoor nicht vor, und auch die in den heißen Klimaten gewöhnlichen Fieber werden daselbst als Seltenheiten angesehen, man muß jedoch natürlich in Betracht ziehen, daß die weiße Bevölkerung fast ausschließlich solchen Gesellschaftsklassen angehört, welche ihre Lebensweise auf die der Gesundheit zuträglichste Art einrichten können. Es ist der Thau, sowie die nächtliche Ausdünstung der Sümpfe und des feuchten Bodens, die der Gesundheit so gefährlich sind, und die auf Posten stehenden Soldaten sollen sehr bald den vereinten Einfluß dieser und der brennenden Mittagssonne empfinden; wenn er sich auch nicht immer in bestimmten Krankheiten zeigt, so untergräbt er demnach sehr bald auch die stärkste europäische Konstitution.

Die Chinesen machen sicherlich die zahlreichste Abtheilung unter den Bewohnern der Insel aus. Sie haben ihre Thätigkeit auf alle die friedlichen Beschäftigungen ausgedehnt, die wir schon anderswo, als in ihren Händen befindlich, erwähnt haben, und wir haben auch ferner schon dessen gedacht, daß sie nicht verschmähen, sich den weniger ehrlichen Gewerben hinzugeben, wozu wir auch die Seeräuberei rechnen, in Beziehung auf die unkriegerische Weise, in welcher sie von dieser Nation betrieben wird. Man trifft hier reiche chinesische Händler und Bankiers, während die Handwerke und der Detailhandel fast ausschließlich von den weniger Vermögenden betrieben werden, und endlich die große Masse ihr Brodt als Tagelöhner in der Stadt und auf dem Laude verdient, denn auch den Ackerbau versteht der Chinese gut zu betreiben. Köche und Dienstboten im Allgemeinen, Schankwirthe und Spielhausbankhalter, Kuppler und Diebeshehler gehören alle zu dieser Volksraçe. Die meisten der hier lebenden Individuen sind aus der Provinz Foh-Kien, und kommen auf Junken oder europäischen Fahrzeugen hierher. Amoy ist der Verschiffungsort, und diejenigen, welche ihre Reise nicht im Voraus bezahlen können, bekommen von den in der Regel in Sinkapoor ansäßigen chinesischen Rhedern oder Befrachtern Kredit auf die Weise, daß sie nach ihrer Ankunft für ihre Rechnung und nach ihrer Angabe arbeiten, bis ihre Schuld bezahlt ist. Sie sind immer für die Reise mit eignen Proviant versehen, und die gewöhnliche Abgabe beträgt nach Liljevalch zehn bis zwölf Piaster für jeden. Es ist klar, daß der größte Theil dieser Auswanderer der schlechtesten Menschenklasse unter den Bewohnern des himmlischen Reiches angehört, und frei von dem äußeren Zwange, durch den sie in ihrem Heimathlande doch noch im Zaume gehalten wurden, und von Natur aus voller Eigenliebe und wenn sie sich für den Stärksten halten können auch übermüthig, und ohne alle die Bande, die anderen Nationen Sitte, Ehre und Moral anlegen, bilden sie eine sehr gefährliche Bevölkerung, welche schon mehr als einmal der Regierung Anlaß zu großen Sorgen gegeben hat.

Die meisten unter ihnen, oder Alle gehören irgend einer geheimen Gesellschaft an, und die Uneinigkeit zwischen diesen trägt wesentlich zu der Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung jeder Ordnung bei. Gemäß dem, was uns aus Gesprächen mit hier auf der Insel ansäßigen Personen zu scheinen dünkte, sollen unter der Masse von den in Sinkapoor sich aufhaltenden — man kann kaum sagen ansässigen — Chinesen, nur wenige Individuen zu finden sein, die nicht im Stande wären ein jedes Verbrechen zu begehen, von der kaltblütigsten Grausamkeit, bis zur der gemeinsten und niedrigsten Betrügerei, wenn nur die daraus zu erzielenden Vortheile die drohende Gefahr der Entdeckung und die Furcht vor der Bestrafung aufwiegen. Die philantropischen Lehren dürften also hier keine passende Anwendung finden. Für grobe Verbrechen werden die Strafbestimmungen des englischen Gesetzes angewendet, und die Deportation geschieht zu Zwangsarbeiten auf der indischen Halbinsel. Diese Strafe wird übrigens von den Chinesen für schlimmer als der Tod angesehen, und oft sollen sich die dazu Verurtheilten den Strick als eine Gnade ausbitten, welches Verlangen jedoch, selbstverständlich, niemals bewilligt wird. Unser hier oben gefälltes Urtheil wollen wir keineswegs auf die ganze zahlreiche Bevölkerung Chinas ausdehnen, und müssen im Uebrigen bekennen, daß es auf keinem recht sicheren Grunde ruht; aber obschon ursprünglich auf den subjektiven Widerwillen gestützt, den wir gegen die ganze Gesellschaft empfanden, war es doch in der Hauptsache durch Aeußerungen von Personen bekräftigt, die wir, als mit guten Kenntnissen dieser Verhältnisse ausgerüstet ansehen mußten, oder von denen wir mindestens wußten, daß sie im Stande waren, solche zu erhalten. Eigennutz und unmittelbarer Gewinn sind für den Chinesen der einzige Sporn zur Handlung und vor diesem weichen alle Konsiderationen, wenn überhaupt gesagt werden darf, daß solche in seinem Sinne gefunden werden können. Man darf beinahe ängstlich werden, wenn man hört, daß diese Volksraçe um sich greift.

Nächst den Chinesen kommen der Zahl nach die Hindus, die meisten derselben sind Muselmänner, theils von der malabarischen, theils von der Koromandelküste, besonders aus der Gegend von Madras. Einige wenige derselben sind „Dubaschen" oder Kleinkrämer, die übrigen Bootsleute, Tagarbeiter („Kuulis"), Kutscher oder Stallknechte, in welcher letzteren Stellung man kaum einen einzigen Chinesen findet, und Ackerknechte. Sie sind gute und schnelle Arbeiter und werden ihres stillen und ordentlichen Betragens halber gerühmt. Sehr wenige darunter machen sich hier bleibend ansäßig, kehren vielmehr, sobald sie sich etwas Geld gesammelt haben, in ihre Heimath zurück. Ihre hohen, schmächtigen, wohlgebildeten Gestalten, sowie die regelmäßigen und sogar edlen Gesichtszüge contrastiren mächtig und um so angenehmer mit den chinesischen Pöbelfiguren, als sie

noch ein anmuthiges Benehmen haben. Ihre Kleidung ist gewöhnlich eine sehr leichte, der Arbeiter bedient sich nur ein Paar kurzer Kalsongen oder weiter türkischer Beinkleider, und auf dem rasirten Kopfe wird ein Turban oder eine weiße Mütze getragen. Schnurrbärte und Spitzbart fehlen ihnen nur selten. Die Vermögenderen bedienen sich langer weißer Röcke und des weißen Turbans. Es war wirklich belustigend in einem der hier gebräuchlichen leichten Boote von vier Hindus gerudert, eine Reise zu unternehmen, und während dessen die geschmeidigen und sehnigen Gestalten in ihrer Bewegung zu sehen, wobei ihre lebendigen Mienen leuchteten und heftige Geberden ihre Gespräche begleiteten, die zuweilen unterbrochen wurden, um Gelegenheit zu einer Art eintönigen, aber höchst anmuthigen und behaglichen Gesang zu geben. Es war derselbe in einzelne Stimmen und Wiederholungen getheilt, die sich einander ablösen, und zuweilen fielen sie dann alle mit einem Male ein, immer in vortrefflichem Takte mit den schnellen Bewegungen der Ruder. Es geschah einem jedesmal, daß man zu früh an das Ziel seiner Fahrt kam.

Wir erwähnen nur in größter Kürze die verschiedenen Volksstämme, von denen sich eine beschränktere Zahl Individuen hier findet; wie zum Beispiel Cingalesen, Siamesen, Cochinchinesen, Tagalen, Araber, Parsen und noch viele andere, und wollen nun zu den Malaien übergehen, Luzons malaiische Bevölkerung ist bedeutend gehoben, durch die, wenn auch immerhin unvollkommene Civilisation von ein Paar Jahrhunderten, und es schien uns, als ob wir hier den halbwilden Malaien in ziemlich unverfälschtem Zustande sehen, während wir im Aussehen des Javanesen den Ausdruck der Knechtschaft zu erkennen glaubten. Er ist fast ohne Ausnahme klein und von zartem Wuchse, entbehrt aber deshalb nicht der Muskelkraft, wie auch der Mangel derselben zum Theil durch seine sehr bedeutende Geschmeidigkeit und Weichheit ersetzt werden würde. Da er sich sehr wenig mit Arbeit bemüht, sind seine Hände ganz besonders fein und klein. Das gelbliche Weiß in seinen Augen, die platte Nase und der breite Mund, der gemeiniglich arg mit Betel besudelt ist, bilden ein durchaus nicht einnehmendes Ganze und es liegt etwas heimtückisches und düsteres in seinem scheuen Blicke. Die Weiber sind fast ohne Ausnahme verabscheuenswerth. Leichtsinn und Sorglosigkeit sind die Hauptzüge in dem Charakter des Malaien: er entbehrt lieber, als daß er durch Arbeit seine Bedürfnisse befriedigt, und gedeiht besser auf dem Meere, und in dessen unmittelbarer Nähe, als mitten im Lande. Er ist dem Spiele und Vergnügungen sehr ergeben, wie zum Beispiel Hahnenkämpfe und dergleichen zu seinen Leidenschaften gehören, auch theilt er die Neigung des Chinesen für den Opium, der jedoch auf ihn eine ganz andere Wirkung, als auf den letzteren ausüben soll. Während derselbe nämlich aus einem

Zustande von angenehmer Lebhaftigkeit zur Betäubung und ohnmachtgleichen Dämmerung übergeht, wird der Malaie wild, und geräth zuweilen in eine förmliche Berserker-Raserei. Er greift dann ohne Unterschied jeden an, und man benutzte früher eine eigenthümliche Art Geräth, was den uralten Scheeren der Strandwächter glich, um sich solcher wahnsinniger Menschen zu bemächtigen. Jetzt sollen aber nur noch sehr selten dergleichen in Sinkapoor angetroffen werden. Die Opiumschenken werden fortwährend daselbst in großer Zahl angefunden, und sind von den arbeitenden Klassen immer fleißig besucht. Gemeiniglich werden dort gleichzeitig Spielbanken gehalten und der Abschaum von dem im Allgemeinen in Sinkapoor übel berüchtigten weiblichen Gesellschaft trägt zu dem Vergnügen und der Munterkeit dieser unbehaglichen Orte bei, an denen man Gelegenheit hat, die Wirkung des Opiumrauchens in allen seinen Stadien zu studieren.

Diese sämmtlichen verschiedenen Volksstämme, welche unter sich ihre eigene Sprache reden, haben zur gemeinsamen Benutzung das Malaiische angenommen, weil sie dies als am leichtesten ihrem täglichen Bedürfniß entsprechend erkannten. Die Dienstboten kennen jedoch gewöhnlich die englischen Benennungen der im Haushalte und am Tische nothwendigen Gegenstände, woher sich der Fremde während seines Aufenthaltes in einem Hôtel der Stadt schwerlich in wirklicher Verlegenheit befinden würde. Ein Paar dergleichen, von ziemlich guter Beschaffenheit, sind hier schon anzutreffen, und für einen Piaster täglich kann man sich einen kleinen bedeckten Wagen miethen, über den man dann die Disposition von Sonnenaufgang bis um 11 Uhr des Abends hat, jedoch ist die Bezahlung für jede viel kürzere Zeit eine gleich hohe. Der Kutscher empfängt mit auffallender Dankbarkeit auch die geringste Kleinigkeit als Trinkgeld und ist immer höflich und aufmerksam. Die Pferde sind aus Java oder Celebes eingeführt, von kleiner Gestalt, aber wohlgebildet, schnell und lebendig. Die Wagen haben oft keinen Kutscherbock und der Fahrknecht springt dann die ganze Zeit neben den Pferden her oder nimmt einen halsbrechenden Platz auf dem Fuhrwerke ein, von wo er mit Anrufen und Zureden die Pferde ermuntert. Wenn man im Finstern außerhalb der Stadt fährt, nimmt man in der Regel eine Fackel mit, theils um den Weg zu beleuchten, theils um die Raubthiere zu verscheuchen, die sich möglicherweise in der Nähe befinden könnten.

Am Bord der Eugenie war die ganze Zeit hindurch ein Marktplatz für die verschiedenen Waaren. Außer Früchten und Eßwaaren boten die Malaien ganze Bootsladungen von Muscheln und Korallen, Papagaien und anderen Vögeln, Affen und Bootsmodellen aus; die Chinesen ihre gewöhnlichen Schränke, Elfenbeinarbeiten und Perlmuttergeräthe, oder

Kleider und Schuhzeug, und die Hindus versuchten ihr Glück mit Ambra und Benzoe, Perlen und edlen Steinen, Macassaröl und anderen orientalischen Parfüms und verschiedenen Kram von europäischer Kunst. Diese letzteren Herren scheinen ein wunderbares elastisches Gewissen zu haben. Der größere Theil ihrer Waaren war verfälscht und ihre Rührigkeit und Gabe des Beschwatzens übertraf Alles, was man sogar von gewissen Handelsetablissements europäischer Juden erzählen hört. Es war ganz besonders ein langer Kerl, mit einem gemeinen, aber schlauen Gesichte, der bis an die äußersten Grenzen der Unverschämtheit ging; er betheuerte ebenso leicht bei seinem Kopfe, als bei dem Barte des Propheten, — er war Muhamedaner, — daß seine bunten Glasstückchen Rubinen und Smaragden seien, aber er fand dennoch keinen Einzigen, der seinen Versicherungen Glauben schenken wollte. Von seinen übrigen Waaren wurde ein Theil erstanden, aber zu weniger als dem zehnten Theile von dem zuerst dafür begehrten Preise, und an der Miene des Schelms, als er die Gelder in seinen Beutel strich, sah man deutlich, daß er dennoch guten Gewinnst dabei gemacht hatte. Eines Tages geriethen wir in große Ueberraschung, als uns ein Hindu plötzlich in ganz gutem Dänisch anredete. Es war derselbe von Tranquebar hierhergekommen, wo er als Knabe die Sprache erlernt, und bis jetzt wenig oder gar Nichts davon vergessen hatte, obschon er seit vielen Jahren nur höchst selten Gelegenheit fand es zu reden. Er war Dubasche auf dem Schiffe Präciosa gewesen und erinnerte sich sehr gut der befehlenden Offiziere desselben. Wir hatten auch Besuch von einem Taschenspieler, der uns für eine ganz mäßige Bezahlung eine Darstellung seiner Künste gab, und sie dabei mit viel Geschicklichkeit und zur großen Belustigung der zuschauenden Besatzung aufführte. Eine seiner Kraftäußerungen bestand darin, eine Degenklinge durch den Hals bis zur Tiefe von nahezu einer Elle abwärts in seinen Körper dringen zu lassen, und wir können versichern, daß der Stahl wirklich den ganzen Weg von seinem Mund herunter zurückgelegt hatte. Schließlich müssen wir auch noch eines vornehmen Besuches gedenken, durch den die Fregatte geehrt wurde. Dem malaiischen Sultan von Lingin*) behagte es nämlich dieselbe in Augenschein zu nehmen. Es ist ein Mann in den mittleren Jahren seines Alters, von vollkommen malaiischem Aeußeren und sehr lebhaftem Wesen, und er hatte die Güte die Offiziere der Fregatte zu einem kostümirten Balle einzuladen, den zu besuchen uns jedoch unsere nahe Abreise verhinderte. Der Sultan zieht aus seinem Lande das nicht unbedeutende

*) Die Insel Lingin liegt dreizehn schwedische Meilen südwärts von Singapoor, und wird fast mittendurch vom Aequator geschnitten. Unter die Botmäßigkeit dieses Sultans gehören auch noch einige der umliegenden Inseln.

Einkommen von funfzigtausend Piaster jährlich, die er in aller Gemächlichkeit in Sinkapoor verzehrt, woselbst es ihm vermuthlich besser gefällt, als in seinem eigenen Reiche unter seinen treuen Unterthanen, für die er eine ziemlich unbekannte Größe sein dürfte.

Ganz nahe dem Aequator gelegen und man kann sagen auf der Grenze zwischen den verschiedenen Mussonsystemen, die in der chinesischen See und in der bengalischen Bucht, sowie in der javanischen See herrschen, hat Sinkapoor ein Klima, welches das ganze Jahr hindurch fast ohne alle periodischen Veränderungen, ohne Jahreszeiten ist. Wenn schon es heiß ist, so ist das Klima doch eigentlich nicht ungesund. Während unseres Aufenthaltes hierselbst war die Temperatur am Tage 27 bis 30 Grad, in der Nacht 23 bis 25 Grad; der Himmel war öfterer bewölkt, als klar, besonders an den Nachmittagen. Der Wind hielt sich meist zwischen Norden und Nordosten, zwischen Stille und mäßiger Briese wechselnd, ging aber zuweilen nach Nordwesten, und führte dann reißende Regenschauer mit sich, die sich am häufigsten zwischen zwei und fünf Uhr Nachmittags einstellten. Ein solches Klima wird aber dadurch zu einem unangenehmen, daß man nur mit der größten Unbequemlichkeit irgendwo hingehen kann, weil die Regenschauer einen beständigen Schmutz auf den Wegen und Stegen erhalten, wenn auch die Straßen der Stadt bald genug trocknen. Dahingegen ist es klar, daß es das stärkste Wachsthum befördern muß, und man darf nur die Stadt auf wenige Schritte verlassen, um hinreichende Proben davon zu sehen zu bekommen. Die Wege sind gut angelegt, aber meist ganz schmutzig, weil das Wasser von dem lockeren Erdboden nicht abrinnt. Auf beiden Seiten ist man von dicken Gebüschen, von Bäumen und Sträuchern, Bambuhecken, oder mit Rohr und Binsen bewachsenen Sümpfen umgeben, nur hier und dort blickt ein Landhaus durch eine künstlich erzeugte Lichtung heraus, um welches man Anpflanzungen von Muskatbäumen und Gewürznelken üppig gedeihen sieht. Diese Gewürze werden zwar hier erst seit mehreren Jahren gebaut, bilden aber schon einen bedeutenden Exportartikel. Der Anbau von Zuckerrohr hat sich auch bedeutend ausgebreitet, aber der des Kaffeebusches begegnet einer ihm entgegenstehenden Schwierigkeit, welche jedoch nicht im Mangel an Gedeihen des Gewächses, oder in der untergeordneten Güte des Ertrages liegt, sondern lediglich in dem Einerndten selbst. Die Abwesenheit von bestimmten Jahreszeiten macht es nämlich, daß die Beeren nicht alle mit einem Male zu einem gewissen Zeitpunkte reifen, sondern einige jetzt, die anderen später, und dadurch werden die Kosten für die Einsammlung und Abwartung der Erndte so hoch, daß der Kaffee in seinem Preise nicht mit den übrigen Kräutern concurriren kann. Das Gambierkraut, dessen Gebrauch wir schon einmal besprochen haben, nimmt hier große Felder ein,

und sein Anbau wird als recht lohnend betrachtet. Die Wälder liefern mehrere Arten nützliches und schönes Bauholz, sowohl zu Zimmermanns- als Tischlerarbeit.

In den Wäldern und auf den Feldern findet sich ein üppiger Zugang an Vögeln des mannigfaltigsten Schlages, aber das Jagdvergnügen hat das Unbehagen, daß man niemals ganz sicher sein kann, daß man nicht dabei auf einen Tiger der ächten gestreiften Art stößt, einer im Allgemeinen etwas unbequemen Begegnung und noch mehr, wenn man seine Flinte nur mit Vogelschrot geladen hat. Diese Unthiere sind zuweilen selbst der Stadt äußerst nahe gekommen, und es ist fast unmöglich sie ganz auszurotten, weil immer wieder andere aus dem Malakka-Lande seewärts über den schmalen Sund zwischen dieser Halbinsel und der Singapoor-Insel ankommen. Selten soll ein Monat verfließen, ohne daß ein oder der andere Arbeiter auf den Plantagen sein Leben zur Befriedigung der Eßlust eines Tigers dahingeben muß, da derselbe hier weder Reh noch Rindvieh findet, um sich damit zufriedenstellen zu können. Bis alles Buschwerk ausgerodet oder mindestens hinreichend gelichtet ist, und die Raubthiere in dieser Weise ihrer sicheren Schlupfwinkel beraubt sind, dürfte dies Verhältniß ein dauerndes sein und man findet sogar seine Rechnung dabei. Der Malaie läßt den Tiger ganz in Frieden, bis etwa irgend einer seiner Verwandten von einem solchen Thiere zerrissen ist, in welchem Falle er es für seine Schuldigkeit hält, den Tod desselben an ihm zu rächen, ungeachtet er natürlicherweise nicht sicher sein kann das verbrecherische Individuum anzutreffen. Die Regierung setzte einmal hohe Schußprämien zu dem Zwecke aus die Tiger auszurotten, und durch den Eifer, mit welchem die Chinesen sich damals aus Gewinnlust auf den Tigerfang mittelst Gruben warfen, wurde auch wirklich bald die Zahl der Raubthiere vermindert, wenn schon, wie erwähnt wurde, unaufhörlich andere von dem festen Lande anlangten. Die Regierung merkte es jedoch bald, daß die Gegenwart der Tiger auch ihre Vortheile habe, und fand sich veranlaßt, die Schußgelder herabzusetzen, wodurch ihre Anzahl auch wieder zugenommen hat. Wo die Wälder und Gebüsche so ziemlich sicher wurden, daß man sich ohne bedeutende Gefahr in denselben aufhalten konnte, bildeten sich nämlich daselbst ganze Colonieen von dem gemeinsten Gesindel, wirkliche Räuberbanden, welche dort fast einen unentdeckbaren Schutzort fanden, und der Regierung ernste Befürchtungen einflößten. Die wieder zunehmende Anzahl der Tiger soll hauptsächlich dazu beigetragen haben, diese Nester zu sprengen, und kein Verbrecher wagt es noch eine Zuflucht in dem Dickicht zu suchen, dessen Polizeibewachung, wenn man so sagen darf, jetzt von dem Unthiere bestritten wird. Der Fang eines Tigers bleibt jedoch immer noch eine recht schöne Sache, auch wenn man gar kein

Schußgeld dafür bekäme. Dies Fell wird ziemlich hoch bezahlt, die Chinesen essen das Fleisch mit besonderer Gier, so daß es sogar von hier aus eingesalzen in das himmlische Reich selbst geschickt wird, wohin auch die Knochen, die pulverisirt werden, und neben dem Gehirne in der chinesischen Pharmacie eine bedeutende Rolle spielen, gehen. Ein Tigerknochenpulver wird bei allen Gelegenheiten eingenommen, zu denen Muth und Entschlossenheit erforderlich sind, wohingegen eins von Rehknochen dann gegeben wird, wenn man es nöthig hat, schnell und flüchtig im Laufe zu sein. Während des Krieges gegen die Engländer müssen die möglicherweise eingenommenen Tigerknochen von schlechter Beschaffenheit gewesen sein, vielleicht durch irgend eine Niedrigkeit von der Seite des Feindes, der sie durch Intriguen verfälschen ließ, oder sie gar gegen die andere Sorte austauschte. In d'Urvilles letzter Reise (VII. 95.) wird angegeben, daß ein Chinese, durch den Detailverkauf aller brauchbaren einzelnen Theile eines Tigers, denselben mit 350 Piaster bezahlt bekommen habe.

Es ist bei alle dem Erwähnten nicht die Eigenschaft als Productionsort, welche Sinkapoor seine eigentliche Bedeutung verleiht, sondern die eines Niederlags- und Marktplatzes, als eine Zwischenstation für den Handel zwischen Europa, China und den vielen unabhängigen Inseln im indischen Archipelagus. Die Junken können kaum ihre Reisen weiter als bis hierher ausdehnen. Sie können wohl nach Batavia oder anderen javanischen Häfen gehen, aber der Handel ist dort mit zu vielen Formalitäten und Abgaben belastet, um mit dem freien in Sinkapoor wetteifern zu können. Als Zwischenstation für die Dampfbootslinien zwischen Suez und China und zwischen Bengalen und China hat diese Stadt immer die frischesten Nachrichten über den Standpunkt des Marktes auf allen wichtigeren Handelsplätzen darzubieten. Die vielen kleinen Häfen auf den verschiedenen Inseln können nicht von anderen, als nur kleinen Fahrzeugen besucht werden, die theilweise für die Seefahrt zwischen Indien und Europa nicht ausreichend stark sind, theilweise aber Chinesen und dergleichen Besitzern angehören, die sich nicht mit so weiten Seereisen befassen. Mit diesen Fahrzeugen machen die sogenannten Bugishändler ihre Rundtouren um die Küsten von Borneo, Celebes und andere Küsten, kaufen dort die Waaren auf und führen sie nach Sinkapoor, wo sie von größeren Handelshäusern übernommen und zur weiteren Versendung in passendere Ballen oder Fässer verpackt werden. Diese Waaren sind zu einem großen Theile sehr kostbare, wie Trepang, Schwalbennester, Perlmutter und Perlen, Gewürze, Caffee und dergleichen mehr, und werden theilweise mit Piastern baar bezahlt, theilweise aber gegen europäische oder chinesische Manufacturwaaren, Waffen und Munition oder Opium vertauscht. Von einem Theile weniger kostbarer Waaren, wie Reis, Areca-Nüsse, Rotang

und dergleichen mehr, werden oft in Sinkapoor höchst bedeutende Niederlagen vorgefunden, die bereit sind nach China abgesendet zu werden, sobald von dort eingegangene Nachrichten Veranlassung geben auf einigermaaßen guten Gewinnst rechnen zu können. Fahrzeuge finden daher hier oft gute Fracht; auch verschiedene schwedische Schiffe sind dabei benutzt worden und sind ebenso gut angesehen, wie die irgend einer anderen Nation. Der gegenwärtige schwedische und norwegische Consul, Herr Reid, ist Mitglied des englischen Hauses Johnston u. Comp., eines der am besten angesehenen Firmen hiesigen Ortes. Die Fahrzeuge können stets darauf rechnen in Sinkapoor alle etwaigen Bedürfnisse an Proviant und Ausrüstungsgegenständen zu bekommen, und Reparaturen können auch leicht bewerkstelligt werden. Dagegen ist der Zufluß an Erfrischungen nicht gut. Hühner und Früchte werden zwar im Ueberflusse gefunden und zu mäßigen Preisen verkauft, aber Ochsenfleisch ist ganz schlecht, und Schaaffleisch kostet einen Reichsthaler Banco das Pfund. Wasser wird von den Wasserschuten erhalten und ist von guter Beschaffenheit, mindestens fanden wir, daß es nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Besatzung hatte, die fortfuhr gut zu sein, wenn man einige wenige Patienten ausnimmt, die an der rothen Ruhr litten, von welcher sie während oder unmittelbar nach unserem Aufenthalte in China befallen waren. Für Rechnung unseres Fahrzeuges wurde hier Brod, Grütze, Gemüse und einige kleinere Proviantartikel eingekauft. Man sagte uns, daß in Batavia auf Fleisch und Speck sowohl zu billigeren Preisen, als auch in besserer Beschaffenheit zu rechnen sei, weßhalb die Anschaffung dieser Artikel bis zu unserer Ankunft daselbst aufgeschoben wurde.

Sinkapoor ist der Mittelpunkt für die in Siam und Cochinchina und auf den hier herumliegenden Inseln arbeitenden Missionen, und ein katholischer Bischof dieses zu erwartenden Bisthumes, ein Franzose seiner Nationalität nach, ist hier seit mehreren Jahren ansässig. Früher befand sich auch ein Portugiese hier, welcher Ansprüche auf dieselbe Würde machte, und diese beiden Prälaten, von denen es jedoch hieß, daß Beide im Uebrigen vollkommen achtbare Leute wären, geriethen in einen so heftigen Zwist, daß sie sich aus dem Grunde ihres Herzens verketzerten und mit dem Bannstrahle*) belegten, natürlicher Weise stets unter gegen alle Protestanten gerichtete Anklagen über Unverträglichkeit. Der Erfolg der Missionen ist nicht sehr bedeutend gewesen; die Malaien sind, wie alle Muselmänner, sehr wenig dazu geneigt ihren Glauben zu verlassen, und die materialistischen, mit den Chinesen befreundeten und verwandten Völker auf der östlichen indischen Halbinsel dürften wenig oder keine Sym-

*) d'Urville, Voyage au Pole Sud. etc. VII, 90.

pathie für die Lehren des Christenthumes haben. Die innerhalb der Stadt sich bewegende Volksmasse hat keine Zeit an geistliche Dinge zu denken, sie ist hierher gekommen, um sich Geld zu verdienen, aber nicht um sich in die Geheimnisse einer fremden Religion einweihen zu lassen.

Für die Fahrt durch den Rhio- und Banca-Sund hatten wir uns einen Lootsen angeschafft; am 30. Januar des Nachmittags verließen wir die Rhede von Sinkapoor. da wir aber vor Einbruch der Dunkelheit die Einfahrt des Rhio-Sundes nicht erreichten, mußten wir um 7 Uhr Nachmittags die Anker auswerfen. Am folgenden Morgen lichteten wir in der ersten Dämmerung wieder und zwar mit einer kleinen Briese aus Nordwest, und zwischen Battam und der mitten im Wege liegenden Pan-Untiefe, liefen wir um 8 Uhr Vormittags in den Sund ein. Das Wetter war bewölkt, mit Regenschauer vermischt, die jedoch wenig oder gar keinen Wind mit sich führten. Die Strande des Sundes werden nach Osten zu von Bintang und nach Westen zu von Battam gebildet, mitten in dem Wasserlaufe liegen einige kleine Inselchen. Die beiden erwähnten Inseln sind niedrig und mit dichten Wäldern bestanden, die sich bis in das Meer hinab erstrecken, so daß man nur mit Schwierigkeit Landungsplätze auf den Küsten finden kann. Die holländischen Colonieen in dieser Gegend, Rhio oder Riouw (auf Bintang) und Durion oder Dryon (auf Battam) haben kein Glück gehabt und vermochten den Handel nicht auf sich zu ziehen, und vegetiren nur noch im stillen schwächlichen Leben, haben aber ihre Besitzer veranlaßt hydrographische Vermessungen und Untersuchungen in dem Sunde zu unternehmen, und danach entworfene gute Karten im großen Maaßstabe sind schon jetzt dem seefahrenden Publikum zugänglich, nachdem der ehemals von den Holländern befolgte Grundsatz, keine Karten über die Fahrwasser ihrer ostindischen Besitzungen zu veröffentlichen, aufgegeben wurde. Mit Hülfe dieser Karten ist die Fahrt in dem Sunde ganz leicht, besonders da man fast überall, wo man es gerade will, vor Anker gehen kann. Zur Mittagszeit lagen wir eine Stunde in Windstille, bald aber sprang eine kleine Briese auf, und um 4 Uhr Nachmittags verließen wir den Sund. Zur Mittagsstunde wurde, seitdem wir unser Heimathland verlassen hatten, die Linie zum siebenten Male geschnitten. In der Tagesdämmerung zum 1. Januar waren Lingin und die kleine unbewohnte Gruppe Pälo Taya in Sicht. Wir passirten die Letztere in nur kurzer Entfernung; sie besteht aus zwei hohen und einer niedrigen Insel, alle mit üppigen Bäumen und Kräutern bedeckt. Der Tag war ausgezeichnet schön, der Wind mäßig aus Nordosten, und das Meer ohne Zeichen von Seegang oder Deining. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang bekamen wir den auf dem nordwestlichen Vorgebirge Bancas liegenden Monopin-Hügel in Sicht. Der Himmel war jetzt mit dickem

Gewölke bedeckt, das im Westen stufenartig um die wildbewachsenen Höhen von Sumatra aufgeschichtet stand, über welcher Insel beständig Blitze flammten. Ein und der andere dumpfe Donnerschlag ließen sich auch vernehmen. Langsam mit einer leichten nördlichen Briese verschreitend, passirten wir westwärts von der gefährlichen Prinz Fredrik Henriks-Untiefe außerhalb der nördlichen Mündung des Banca-Sundes und ankerten um 11 Uhr westwärts von dem Monopin-Hügel mit einundzwanzig Faden Tiefe. Die Nacht war zwischen Blitzen außerordentlich dunkel, und strömende Regenschauer fielen von Zeit zu Zeit.

In der Morgendämmerung des 2. lichteten wir wieder die Anker mit einer frischen, aber ungleichen nördlichen Briese innerhalb des Sundes, der sich ungefähr in seiner Mitte in einen Winkel biegt, so daß der Sumatra-Strand einen ausgehenden Winkel bildet, der genau in den eingehenden des vom Bancasstrande geformten paßt. Die verschiedenen Vorgebirge des ersteren haben keine eigentlichen, besonderen Namen, sondern werden nach der Nummerordnung bezeichnet, wobei das Zählsystem von Süden ausgeht. Banca hat verschiedene, ziemlich leicht erkennbare Höhen, welche gute Wegzeichen für die Segelung bilden, aber das Sumatraland ist niedrig und eben, als wäre es nach dem Lineale geschnitten, denn die im Inneren der Insel liegenden Höhen sind gemeiniglich von dicken Wolken verhüllt, welche fast unaufhörlich die Atmosphäre in dieser Gegend erfüllen. Beide Ufer sind beinahe unzugänglich, in Folge der weit in das Meer hinausgehenden Mangrovagehölze, zwischen denen man nur mit Schwierigkeit die Mündungen der Flüsse wahrnehmen kann. Am Vormittage passirten wir vor der Mündung des Palembang-Flusses, an welchem die Holländer eine Factorei haben, die jedoch höchst unbedeutend ist. Diese Nation nennt sich Herr über Sumatra, von dessen ganzer Ausdehnung es jedoch nur einen höchst unbedeutenden Theil besitzt, und dessen Bevölkerung zum größten Theile unter dem Befehle vollkommen unabhängiger, einheimischer Fürsten steht. Die Insel gehört gewiß zu den furchtbarsten und reichsten der Erde, aber ihr Klima ist ein ganz abscheuliches, und sie liegt fast in völlig unangebautem Zustande. Keine Spur von Menschen gewahrten wir daselbst während unserer ganzen Fahrt durch den Sund. Auf Banca haben die Holländer eine große Factorei gerade in dem eingehenden Winkel angelegt, den das Ufer des Sundes dort bildet; wir konnten daselbst die holländische Flagge unterscheiden. Die Insel ist wenig oder gar nicht bebaut, aber ihre reichen Zinngruben liefern bedeutenden Ertrag. Ein Paar Stunden nach Mittag passirten wir Tredje Pynte (die dritte Spitze), den am weitesten hervorspringenden Theil des Strandes von Sumatra, die ungefähr auf halbem Wege zwischen den beiden Ausläufen liegt. Der Wind wurde nun unbeständig und warf sich

mit Regenschauern zwischen Nordost und Nordwest herum. Wir begegneten im Laufe des Tages einem englischen und einem französischen Schiffe, beide nordwärts gehend; um 5 Uhr Nachmittags wurde die zweite Pynte und um 7 Uhr die erste von uns passirt. Jetzt wurde südwärts längs dem Sumatra-Lande gesteuert, und das Loth gab eine lange Zeit hindurch zehn bis vierzehn Faden und darüber an, plötzlich wurde es aber seichter bis auf sieben, sechs, fünf und drei und einen halben Faden. Die Segel liefen Gefahr und Backbords wurde ein Anker ausgeworfen, worauf sich die Fregatte mit etwas weniger, als vier Faden Tiefe feststellte. Der Lootse schien nicht recht sicher zu wissen, auf welchem Punkte wir uns befanden. Es wurden Boote ausgesendet um Lothmessungen vorzunehmen, und nur eine Kabellänge weiter zum Lande hin wurde die Tiefe weniger als drei Faden gefunden, weßhalb wir den Anker wieder lichteten, und die Fregatte hielt nun unter Klüver und Vormarssegel südostwärts vom Lande ab, und ankerte um 9 Uhr mit sieben Faden Tiefe in einem Grunde von losem Schlamme.

Die Nacht war ziemlich klar und schön mit Landbriese von Sumatra, worüber dicke Wolkenmassen sich treppenartig aufthürmten und unaufhörlich Blitze flammten. Wir lichteten in der Morgendämmerung zum 3. die Anker wieder. Die Luft war jetzt sehr durchsichtig; im Nordosten wurden die auf der östlichen Küste Banca liegenden Brecat-Berge ganz deutlich sichtbar, unerachtet die Entfernung bis zu ihnen zwanzig, das heißt sieben schwedische Meilen betrug. St. Pauls- oder der Pojangberg muß ein guter Leiter bei der Ansegelung des Sundes von Süden aus sein; er zeigt sich von hier aus als ein abgesonderter Haufen und wurde in der Entfernung von siebenundzwanzig, beinahe fünf schwedische Meilen sichtbar. Der ebenfalls isolirt stehende Toboi-Hügel auf der Südwestspitze Bancas ist auch ein gutes Merkzeichen. Wir hielten nun südwärts, um zwischen Sumatra und der von Untiefen umgebenen Insel Lusepara durchzugehen. Die Tiefe wurde bald von sieben bis auf vier Faden vermindert; mit der Insel in Südwesten machten wir einige Schläge zu drei und dreiviertel, aber wir hielten dann etwa näher auf Sumatra zu und bekamen nun gleich über vier. Wie auch in dem La-Plata-Strome hat man Schlammboden in der Rinne, aber mit Sand gemischt, sobald man sich der mitten in der Mündung des Sundes liegenden, mit Lusepara zusammenhängenden Bank nähert. Das beste Fahrwasser liegt hier zunächst Sumatra, und man muß die erste Pynte nicht westlicher, als Norden zum Westen peilen. Als wir uns Lusepara näherten, ging der Lootse ab, um in seinem uns nachfolgenden Segelboote nach Sinkapoor zurückzukehren, und ungefähr in der Mitte zwischen der Insel und dem Strande durchgehend, nahmen wir unseren Cours auf Batavia. Am Nachmittage wur-

den wir im Südwesten die Maste eines gesunkenen kleineren Fahrzeuges gewahr. Das Wetter war bewölkt, mit kleinen Regenschauern vermischt, der Wind schwach aus der Nordwestecke her; die Temperatur des Meeres hatte sich schon seit der Abfahrt von Sinkapoor auf 27 bis 29 Grad gehalten, die der Luft zeigte zwischen 24 und 30 Graden, welche Temperatur jedoch durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre sehr drückend wurde. Am Vormittage des 4. bekamen wir die nördliche von den kleinen Inselchen, die vor der Küste Javas liegen, in Sicht, und gleich darauf, am Nachmittage, zeigten sich die hohen Berge im Inneren der Insel, und um $3\frac{3}{4}$ Uhr ankerte die Eugenie auf der Rhede von Batavia in sechs Faden Tiefe und Schlammboden. Auf der Rhede lagen verschiedene holländische kleinere Orlogsfahrzeuge, und die Flagge des Befehlshabers über das Geschwader des Contre-Admirals van der Plaat wehte von einer kleinen Fregatte.

Weit hinein in die Insel sieht man hohe Berge aufsteigen, aber das Küstenland ist ganz niedrig und so ohne hervorstechende Gegenstände, daß man kaum eine Spur von etwas findet, was zur Ankerpeilung dienen könnte, da Wolken und Regenschauer beständig die fernen Gebirge verhüllen, ein Verhältniß, welches während des Nordwestmussons ein ganz Gewöhnliches ist. Seit langen Zeiten ist Batavia seines ungesunden Klimas halber bekannt, und das im Voraus gefaßte Vorurtheil wird nicht durch die Beschaffenheit der Gegenstände vermindert, die bei der Annäherung zuerst den Augen der Kommenden begegnen. Der kleine Fluß, welcher durch die Stadt fließt, ist mittelst ihn umgebender Mauern eine Strecke weit in's Meer hinausgeleitet; die Mauern haben ein unangenehmes, hier und da zerlöchertes, verfallenes Aeußere, und sind so niedrig, daß die Brandung von beiden Seiten über sie hinweg in die Rinne einrollt, und darin eine unbehagliche Bewegung verursacht. Auf dem einen Ende der Mauer steht ein kleines Signalhaus, dessen Einwohner von wahrhafter Amphibien-Natur sein müssen, weil die See beim geringsten Wehen über den größten Theil desselben hinwegspült. Auf der Bank, außerhalb der Mündung der Rinne, geht zuweilen ein starker Seegang, der auch die besten Boote in Gefahr bringt. Eine blaue Flagge, auf dem Wachtschiffe oder dem Observatorium aufgehißt, giebt zu erkennen, daß es gefährlich ist zu landen, aber die Boote der Eugenie gingen mehrere Male sowohl aus als ein, wenn auch die Flagge wehte, und das sogar ohne eine einzige See zu schöpfen. In die Rinne hineingekommen, hat man ein Paar tausend Ellen zwischen den von Seegras mit dickem Schleime überzogenen Mauern zu fahren, außerhalb welcher sich kothige Sümpfe ausbreiten, in denen Mangrovebüsche und Schmutzpfühle auf eine unangenehme Weise abwechseln. Ein und der andere Malaie war damit beschäftigt in den

Untiefen, der von dem Meere aus einschneidenden Buchten zu fischen, oder auf den trockneren Stellen Krabben zu fangen. In der Rinne kommt man bei einer Menge Lastboote vorüber und wohl auch bei einem oder dem anderen kleinen malaiischen Schiffe aus Sumatra, dessen Bauart in Europa gewiß dazu gelangen würde für eine seltene Antiquität aus dem Anfange des Mittelalters angesehen zu werden. Das Wasser des Flusses ist über alle Beschreibung schmutzig, und ein erstickender Qualm dampft sowohl aus demselben, als aus dem Schlamme der es umgebenden Sümpfe. Nachdem man das Land glücklich erreicht hat, muß man, um hinauf nach der Stadt zu fahren, die Ankunft eines Gefährtes erwarten, denn die Straßen sind, mindestens in der Jahreszeit unseres Besuches (Februar), in einer Verfassung, welche jede Fußwanderung für denjenigen, der nicht mit hochschäftigen, wasserdichten Schmierlederstiefeln versehen ist, oder auch barfuß geht, schlechterdings verbietet. Glücklicher Weise befindet sich an der Landungsstelle ein Schuppen, unter welchem man mindestens gegen Sonne und Regen Schutz findet, und ein kleines, ganz gutes Wirthshaus, von wo aus auch Bestellungen auf Fuhrwerk abgesendet werden. Nach dem Warten von einiger Zeit kommt dann ein solches an, bespannt mit zwei munteren, lebhaften Pferden und geführt von einem malaiischen Kutscher mit schüsselförmigem Hute von derselben Art, wie die auf Luzon gebräuchlichen. Der Mann redet gewöhnlich einige Worte holländisch, welche ihm die colossalen Betelstücke, die er im Munde führt, jedoch kaum deutlich auszusprechen erlauben. Die Fahrt geht nun erst einen schmutzigen Weg ein Stück aufwärts, und darauf durch den niederen Theil der Stadt, der im alten holländischen Style erbaut ist, über einen großen offenen Platz hinweg und weiter hinein in die neue Stadt, die von Kanälen durchschnitten wird, welche laubreiche Bäume beschatten, und in denen ein Wasser von dem allersumpfigsten Aussehen fließt. Die Straßen sind nicht gepflastert und waren gegenwärtig bis zum äußersten denkbaren Grade schmutzig. Aber auf den Seiten derselben leuchten durch Gruppen der üppigsten Bäume und Gebüsche, zwischen ungeheueren, riesenhaft aufgewachsenen Bouquetts der schönsten Blumen, die Wohnsitze der reichen Holländer hervor, zwar wenig einnehmend und prächtig für das Auge, aber dafür desto besser dem Klima anpassend erbaut. Das Mutterland ist ja schon seit uralten Zeiten das Land der raffinirtesten Blumenzucht, und die ausgewanderten Söhne desselben hatten hier ein dankbares Feld gefunden, um ihre Experimente darin anzustellen. Vielleicht dürfte kein Ort auf der ganzen Erde in dieser Beziehung mit Batavia verglichen werden können. Auch in der sorgfältigen Unterhaltung und gewissenhaften Säuberung der Häuser verräth sich die sprüchwörtlich gewordene Reinlichkeit der Holländer und der systematische Ordnungssinn. Der Anblick von

diesen hübschen Wohnsitzen verwischt zu einem Theile den unbehaglichen Eindruck, welchen die Ankunft und die unsauberen Wege verursacht haben.

Ehemals war das Recht Hôtels zu halten oder Wirthshäuser zu etabliren ein Monopol der ostindischen Kompagnie, welche dasselbe zu hohen Preisen an einzelne Personen verpachtete. Jetzt aber giebt es verschiedene gute Hôtels, die jedoch die für den Fremden empfindliche Unbequemlichkeit haben, etwas gar zu theuer zu sein. Es ist wahr, daß man auf eine glänzende Art bedient wird, und daß die Malaienjungens im dichten Gedränge um einen herumspringen, um zu serviren und ihre Dienste zu leisten, auch sich im Eifer um den geringsten Befehl nachzukommen einander überlaufen. Dies Verhältniß fanden wir mindestens in dem größten, dem Hôtel de Provence, herrschend. Viele sind aber zufriedener mit weniger und bescheideneren Gerichten und verlangen weniger Aufwartung, dafür aber auch einen in Folge dessen etwas herabgesetzten Preis. Sc etwas existirt aber im Oriente nicht, dort muß einmal jeder Weiße gleich einem Nabob leben, was auch für die an diesen Orten ansäßigen Personen recht gut möglich ist, da dieselben in dem gleichen oder noch größeren Maaßstabe Geld verdienen, als sie es ausgeben. Erheiternd ist die Genauigkeit, mit der man sich über die Lebensverhältnisse der Ankommenden unterrichtet, die derselbe in einen ihm vorgelegten Folianten nach bestimmten Rubriken eintragen muß. Ein etwas scherzhaftes Mitglied der Besatzung der „Eugenie" hatte sich damit belustigt, sogar die Straße und Nummer des Hauses, in welchem er das Licht der Welt erblickt hatte, einzutragen und sein Alter bis auf die Stunde zu berechnen. Dem General-Gouverneur steht übrigens das Recht zu, aus der Kolonie die Personen zu entfernen, die es ihm gefällt, und der Aufenthalt der Fremden in derselben beruht immer auf von Zeit zu Zeit erneute Erlaubnißscheine, die lediglich von dem Gutdünken des Gouverneurs abhängen. Natürlicherweise wird diese unumschränkte Gewalt bei keinen anderen Veranlassungen angewendet, als wenn es die Nothwendigkeit erfordert und verschiedene englische und französische Handelshäuser sind sogar in Batavia etablirt, ohne anderen Unbequemlichkeiten, als den durch die Verfassung allem fremden Handel auferlegten Hindernissen ausgesetzt zu sein. Noch vor einem Paar Jahrzehnten soll ein französisches Haus ein nicht unbedeutendes Geschäft im Wege des Schmuggelhandels betrieben haben, und zwar auf die Weise, daß eine Menge Kisten mit Mode-Waaren auf dem Zollamte als Wein enthaltend angegeben wurden, wofür im Vergleich mit den ersterwähnten Artikeln nur ein sehr niedriger Zoll zu erlegen ist. Schließlich fanden sich doch die Beamten veranlaßt eine und die andere Kiste zu eröffnen, und der Besitzer derselben mußte sich diesesmal zur Erlegung von ungefähr 40,000 Florins (etwa eben so viel Reichsthaler Banko)

Strafe bequemen, wodurch der ihm früher daraus erwachsene Gewinn zum größten Theile wieder darauf ging.

Es beruht natürlich lediglich auf die Verschiedenheit des Geschmacks und auf Gutdünken, ob man den Aufenthalt in Batavia angenehm findet oder nicht. Für unsere eigene Person gehören wir zur Zahl derer, denen es das Letztere dünkt. Das eben so angenehme, wie für den Fremden lehrreiche und nützliche Vergnügen, auf eigenen Beinen unabhängig in allen Theilen der Stadt umherzustreifen, und mit Uebergehung von dem, was er nicht versteht, oder wofür er sich nicht interessirt, etwas mehr Aufmerksamkeit auf das Uebrige zu legen, bietet sich hier kaum dar. Die Beschaffenheit der Straßen ist ein Hinderniß, ein anderes ist aber die gräßliche Hitze, die Jedermann zwingt, den Tag in einer schläfrigen Betäubung im inneren Hause zu verbringen, und schließlich der Gebrauch, über welchen man sich zwar hinwegsetzen kann, der aber doch in diesem Falle möglicher Weise ein Unbehagen verursacht. Ein Weißer, der sich zu Fuße zeigt, wird nämlich wie ein Wunderthier angestaunt, und man fordert sogar, daß ein Offizier auf der Promenade nur in großer Parade, mit einem dreieckigen Hute und zugeknöpftem Rocke erscheine; dies Alles bei dreißig Grad Wärme. Die Damen zeigen sich daselbst in Ball-Toilette, und es wird behauptet, daß der Wetteifer hierin Dasjenige sein soll, was ihre Gedanken am meisten beschäftigt. Wir entschuldigen gern ein solches Verhältniß und würden es sogar mit Wohlwollen als sehr ehrend für die Damen Batavias ansehen, welche dadurch beweisen, daß ihre Denkkraft nicht unter der glühenden Sonne Javas ganz verdunstet. Ueberdies haben sie den Vortheil, daß ihr Parade-Anzug, der Hals und Arme nackt läßt, für dieses Klima weit passender ist, als die zugeknöpften Fracks und eng anschließenden Halstücher der Herren. Eine Spazierfahrt im Wagen nach Sonnenuntergang ist hier unleugbar sehr angenehm; die stark erleuchteten Häuser schimmern so einnehmend unter den reichen Laubmassen von hunderten von verschiedenen Gewächsen hervor, zwischen denen die Feuerkäfer glänzen, und im Halbdunkel oder der ungewissen Fackelbeleuchtung ist natürlicherweise die Einbildungskraft nur zu geneigt, die vielen fahrenden Damen mit aller Anmuth zu schmücken, selbst wenn sie sich möglicherweise beim Tageslichte nicht völlig so lieblich ausnehmen sollten. Wir sagen möglicherweise, denn wir können uns dessen nicht rühmen, daß wir bei natürlicher Beleuchtung nur eine einzige vom schönen Geschlechte Batavias gesehen hätten, mit Ausnahme von Malaiinnen, die vielleicht doch irgend Jemand sollte dazu rechnen wollen, eine Sache, die uns selbst nicht einfällt, so daß sie sich begnügen müssen, von uns zu dem Unschönen gezählt zu werden. Ausgenommen am Abende, ist es nur ganz früh am Morgen, daß man hier sagen kann, man lebe, doch hörten wir die Be-

hauptung, daß man sich schon um sechs Uhr des Morgens in großer Uniform zeigen müßte, wenn man sich nicht dem aussetzen will, des Mangels an Lebensart angeklagt zu werden. Wir können zwar die Angabe, die wir in Beziehung auf die Etikette und die thörichte Rangsucht, die in Batavia herrscht, aussprechen hörten, weder bestärken, noch ihr widersprechen, sind aber doch geneigt, sie für etwas übertrieben anzusehn. Ein französischer Offizier schreibt darüber: *)

„Le lendemain, des cinq heures du matin, nous étions debout. Cette fois nous laissâmes tout décorum de côté, et nous nous mimes en route en redingotes et chapeaux de paille. Nous croyons notre costume très convenable, il était à peine six heures du matin; hèlas! sans nous en douter, nous commettions une grave inconvenance, et nous en verrons plus tard les fâcheuses conséquences. Dans ce pays de luxe et de vanité, il faut, sous peine de passer pour un vilain, paraitre en public sanglé, sabré, botté, comme pour une revue de l'amiral."

Außerdem dürfte die sonderbare Stellung zu den Eingeborenen, welche die Holländer inne haben, bis zu einem gewissen Grade einen Nimbus von Vornehmheit zur Nothwendigkeit erheben, und vielleicht trägt die zur Schau getragene Ehrfurcht für das Vornehme nicht unbedeutend zur Aufrechterhaltung der Gewalt Hollands hierselbst zu bei. Der Gouverneur erhält von den einheimischen Fürsten den Titel „Großvater" und nennt sie seinerseits „mein Kindeskind" und es ist gewiß eine Sache von Wichtigkeit, alle diese kleinen Fürsten in dem Glauben an die Unmöglichkeit zu erhalten, sich seinem Willen zu widersetzen. Wir werden bald dazu kommen, einige Worte über die Art zu erwähnen, in welcher die Regierung von Java eingerichtet ist. Indessen müssen wir doch bekennen, daß wir wenig oder gar keine Sympathien für die ganze Insel fühlen, woselbst ein fortwährender Aufenthalt höchst traurig sein muß, und gewiß eine ebenso unvortheilhafte Einwirkung auf die körperliche Gesundheit, wie auf die Denkkraft der Seele und ihre Entwicklung ausübt.

Der General-Gouverneur, Herr Duymaer von Twist, hielt sich gegenwärtig in der Stadt auf, hatte aber die Artigkeit, den Chef der „Eugenie" gleichzeitig mit einigen der Offiziere zu einer Ausflucht nach seinem, sechs schwedische Meilen von der Stadt entfernten, Lustschlosse Buytenzoorp einzuladen, auf welchem er den größten Theil des Jahres zuzubringen pflegt, das aber gegenwärtig gerade einer größeren Reparatur unterlag. Zwei Wagen, jeder für vier Personen, wurden zur Verfügung

*) Man vergleiche auch die Reise Sten Bille's und Anderer hiermit.
Der Uebersetzer.

des Kommandeur-Kapitain Virgins gestellt, und einer von den Adjutanten des Gouverneurs hatte den Auftrag erhalten ihn zu begleiten. Am Tage vor der Abreise waren die am Lande anwesenden Offiziere von dem Gouverneur zu einem sehr glänzenden Mittagsmahle eingeladen, von welchem man sich in das Schauspiel begab, woselbst die Oper „Maria de Rohan" von einer ziemlich mittelmäßigen Truppe aufgeführt wurde. Man hatte das Gefühl, daß es sich nicht gut verbergen ließe, wie diese ganze Spielerei nur als ein nothwendiger Anhang zu der ganzen Herrlichkeit, mittelst welcher die Regierung den Eingeborenen imponirt, zu betrachten sei. Das Haus war nur unbedeutend besetzt und die blassen und angegriffenen Gesichter der europäischen Damen machten einen ängstlichen Eindruck. Wir bemerkten auch eine oder die andere Dame von gemischter Raçe, und nach den Plätzen, die sie inne hatten, muß diese Klasse nicht ganz von dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen sein. In Beziehung auf das Aeußere, war die Mischung übrigens gänzlich mißglückt, und wir möchten beinahe behaupten, daß sie noch häßlicher waren, als das gewöhnliche unvermischte malaiische Weib, welches sich gewiß vor keiner bestimmten Färbung vortheilhaft auszeichnet. Die Beamten und Dienstleute genießen für ihre Plätze eine bedeutende Preisherabsetzung gegen die von anderen Personen erlegten Preise.

Früh am folgenden Morgen begaben wir uns auf dem Wege nach Buytenzoorp. Jeder der Wagen war mit sechs kleinen Pferden bespannt, und sobald wir zur Stadt hinausgekommen waren, ging es im fliegenden Galopp davon. Der malaiische Kutscher, mit einer ungeheuren Peitsche versehen, klatschte und knallte so, daß man eine ganze Tirailleurlinie im vollsten Feuer zu hören glaubte, und ein Paar halbnackte Postjungen standen hinten auf dem Wagen oder sprangen neben den Pferden her, ihrerseits versuchend, mit den eignen Peitschen das durchdringendste und wiederhallendste Geklatsch hervorzulocken, um ihrem hohen Vorbilde auf dem Kutschbocke zu gleichen. Die wehende Morgenluft lag noch über dem Lande ausgebreitet, und auch noch, nachdem die Sonne ein gutes Stück am Himmel heraufgekommen war, wurde die Hitze von dem durch die schnelle Fahrt entstandenen Zug etwas gemildert. Bald hatten wir die erste Poststation erreicht, woselbst zwölf andere Pferde bereits ordnungsmäßig gesattelt und gezäumt unter einem am Wege errichteten Schuppen dastanden. In einem Augenblicke war das Umspannen geschehen und es ging wieder im Galopp davon. Mit ferneren vier, eben so schnell geschehenem Pferdewechseln, kamen wir ungefähr um zehn Uhr Vormittags in dem stattlichen Buytenzoorp an und wurden in einem dicht neben demselben liegenden Wirthshause, „Belle-vue" genannt, einquartiert. Sechsunddreißig Pferde waren von jedem Wagen zu dieser kleinen Fahrt benutzt

worden, aber dennoch war die Anspannung nicht stärker, als daß die wenigen und kleinen Hügel, welche unterwegs vorkamen, ihre Kräfte bis auf's Aeußerste in Anspruch zu nehmen schienen. Der Weg ist sehr gut war aber durch den gestrigen starken Regen in der Nähe der Stadt äußerst schmutzig. Für Lastfuhren läuft ein anderer, schlechter Weg zur Seite des eigentlichen, und man sieht dort ganze Reihen von Karren jeder von einem Büffel gezogen, im langsamen Marsch vorwärtsschreiten.

Das Land hatte längs dem ganzen Wege fast ununterbrochen dasselbe Aussehen, obschon man bei Buytenzoorg die größten Berge schon von näherer Entfernung aus sieht. Ihre Höhe wird auf zehntausend Fuß angegeben und der Burghof des Schlosses soll achthundert Fuß über der Meeresfläche liegen. Das Land besteht aus sanft abschüssigen Hügeln, die mit Ebenen abwechseln und schien uns, wenn schon fruchtbar, weniger schön zu sein, als wir es erwartet hatten, eine Folge davon, daß wenig oder gar keine großen Bäume oder Gruppen derselben in der Nähe des Weges zu sehen waren. Es kommt Einem so vor, als fehle das erwartete Aussehen der tropischen Ueppigkeit, und nur wenige Menschenwohnungen werden sichtbar. Die Felder werden hauptsächlich zum Reisbau verwendet und zu diesem Zwecke durch Leitungen von Bamburohr bewässert. In der Anlage solcher sollen die Javanesen eine förmliche instinktartige Fertigkeit besitzen, die sogar der der geschicktesten europäischen Ingenieure Schande machen dürfte. Der Reis ist von mehreren verschiedenen Arten, von welchen einige auf feuchten, niedrigen Stellen, andere wieder auf dem höher liegenden Lande gedeihen. Nach dem Reisbau gebührt dem des Indigo und Zucker die vornehmste Stelle.

Das Schloß Buytenzoorg nimmt zugleich mit dem dicht daneben liegenden, von Malaien und Chinesen bewohnten Dorfe, ein über das nächst herumliegende Land etwas erhöhtes Plateau ein, von welchem man nach mehreren Richtungen hin eine schöne Aussicht hat, worin es jedoch an Wasser fehlt. Der Fluß, der sich bei Batavia in's Meer ergießt, fließt zwar in reißendem Laufe nahe vorbei, aber er ist zu unbedeutend und das Bett desselben liegt zu tief eingeschnitten, zwischen den ihn umgebenden Hügeln, um einen Effekt zu machen, oder auch nur gesehen zu werden. Das jetzige Schloß datirt seine Entstehung erst aus dem Jahre 1826, wo das ältere, welches auf demselben Platze stand, bei einem von den auf Java so oft vorkommenden Erdbeben ganz zusammenstürzte. Das neue besteht nur aus einem Geschosse und ist besser darauf berechnet, den Erschütterungen zu widerstehen, welche jedoch erst ganz vor Kurzem einigen Schaden an den Stuckaturdecken in den Zimmern angerichtet hatten, auf welche sich eben die jetzige Reparatur erstreckte. Das Dach des Schlosses hat eine bedeutende Auslagerung, welche von leichten Pfeilern getragen

wird und bildet also um den größeren Theil des ganzen Gebäudes einen bedeckten Gang, woselbst man in aller Ruhe während der starken Regenschauer promeniren kann, die hier oben in der Nähe der hohen Berge fast das ganze Jahr hindurch täglich fallen. Die Anordnung und Meublirung im Innern des Schlosses hatten wir keine Gelegenheit zu sehen, aber es enthält außer der Wohnung des General-Gouverneurs zahlreiche Zimmer für die Beamten, deren Gegenwart hierselbst durch den Dienst erfordert wird und ferner noch hinreichende für die besuchende Gäste. Vor der Façade breitet sich ein schöner Grasplatz aus, der in weiterer Entfernung in einen Park übergeht und von einer großen Zahl Rehe und Hirsche belebt ist, deren schöne Formen und leichten Bewegungen zu betrachten ein großes Vergnügen war. Ein Mitglied unserer Gesellschaft äußerte, daß er die Hoffnung hege, bei seiner Ankunft irgend ein angenehm zubereitetes Gericht von einem dieser Thiere vorzufinden, aber er sah sich bald in dieser süßen Vorspiegelung getäuscht, und wir mußten uns nur damit begnügen sie anzusehen. Verschiedene andere Thiere waren auch zur Betrachtung da, aber ihre Zahl war in diesem Augenblicke gerade geringer, als gewöhnlich, da ein bedeutender Theil derselben kürzlich in's Mutterland abgesendet war. Das seltenste unter den noch vorhandenen war ein Babyrussa-Schwein; die langen, weit zurückgebogenen Borsten, welche auf dem Haupte gleichsam zwei Handhaben bilden, geben diesem Thiere ein höchst sonderbares Aussehen. Ein kleiner Leoparde war bewundernswürdig schön; es war besonders interessant ihn zu reizen, um seine geschmeidigen und schnellen Bewegungen zu sehen, wobei das glatte Fell in den lebhaftesten Farben glänzte, wie das eines wohl geputzten Pferdes. Besonders wurde er sehr wüthend, wenn ihn Jemand in den langen Schwanz kniff, den er zuweilen weit aus dem eisernen Gitter seines Käfiges heraushängen ließ. Ein Paar sehr große Voliéren enthielten Sammlungen von schönen Tauben aus Borneo und den Molukken. Auf einer anderen Seite wird das Schloß von einem botanischen Garten umgeben, der mit parkähnlichen Anpflanzungen hoher Bäume abwechselt. Den wissenschaftlichen Werth desselben können wir natürlicher Weise nicht beurtheilen, aber ein Spaziergang auf seinen geschlängelten Gängen war sehr angenehm. Die kostbarsten Seltenheiten bestanden aus einigen kleinen unansehnlichen Gewächsen in Töpfen; eins derselben wurde auf zweihundert Gulden geschätzt, was jedoch dasselbe in unseren Augen nicht höher stellte. Wir zogen weniger kostbare, aber deßhalb unleugbar schönere Pflanzen vor. Neben dem Parke liegt ein kleiner Begräbnißplatz, auf welchem verschiedene hierorts gestorbene Beamten begraben sind. Die auf ihren Gräbern sich erhebenden Denkmäler werden von üppigen Bambubüschen beschattet.

Auf einer in der umliegenden Gegend unternommenen Promenade zu Wagen suchten wir eine von Banianbäumen beschattete Stelle, welche in älteren Zeiten, in denen sich die Javanesen noch zu der Lehre Brahmas bekannten, zu heiligen Zusammenkünften gedient hatte, und eine andere, auf welcher ein frommer Brahmine so lange auf einem Steine stand, daß seine Fußsohlen tiefe Löcher darin zurückgelassen hatten. Daß sich diese Spuren wirklich darin finden, ist ganz unleugbar, aber über die Art und Weise, wie sie da hinein gekommen sind, wollen wir uns nicht äußern, diejenigen, denen es angenehm ist einen Glauben in solche Dinge zu setzen, mögen denselben unangetastet behalten. — Es würde ohne Zweifel sehr interessant sein einige weitere Ausflüchte vorzunehmen und dabei das alltägliche Leben der Eingeborenen in näheren Augenschein zu nehmen, wir waren aber nicht dazu ausgerüstet durch den Schmutz und Sumpf, auf welchen man überall stößt, wohin man sich auch wendet, zu waten. Wir trafen in Belle Vue zwei unserer Schiffskameraden wieder, die sich schon ein Paar Tage vor uns in wissenschaftlichen Zwecken dorthin gewendet hatten. Dieselben hatten nur einen kleinen Ersatz für ihren Zeitverlust und ihre gehabten Unkosten gefunden. Die Wälder waren so unzugänglich, so mit Dickichten und Sümpfen angefüllt, daß man kaum von der Stelle kommen konnte, und das viele Wasser, mit dem die Bäume und Gebüsche belastet waren, stürzte bei jedem Schritte auf die Wandernden herab, daß sie bald bis zu dem Grade durchnäßt waren, daß es ihnen unmöglich wurde einen Schuß abzugeben. Außerdem hat das Wandern durch das Dickicht auch seine Gefahren, denn es fehlt in demselben weder an Tigern, noch an anderen Raubthieren, und der Mensch hat überdies noch ein Paar persönliche arge Feinde, die nicht nur der Hunger zu Angriffen treibt, im Nashorn und wilden Büffel. Die einzige Art hier zu irgend einem Resultate seiner Jagd zu kommen, ist die, durch einen Haufen Eingeborener mit Hunden die Thiere aus dem Dickichte hervorzutreiben, und sie, sobald sie auf die mehr offenen Plätze hervortreten, nieder zu strecken, aber eine solche Veranstaltung erfordert natürlich viel Vorbereitungen, und wird auch etwas zu kostspielig für eine einzelne Privatperson.

In der Nähe von Buytenzoorp wohnen ein Paar einheimische Fürsten, und ein jugendlicher Genosse unserer Gesellschaft stellte die Möglichkeit in Frage von einem derselben einige der von ihnen unterhaltenen Bajaderen zu leihen, um einmal den von verschiedenen Reisenden so poetisch beschriebenen Tanz, in dem Andere wieder nur Geschmacklosigkeiten sahen, zu betrachten. Unser holländischer Freund stellte in dieser Beziehung Nachforschungen an, aber alle Schönheiten waren zu unserem großen Aerger bereits von Chinesen in Anspruch genommen, die gerade an diesem Tage damit beschäftigt waren ihr Neujahr zu feiern, bei welchem Feste

ihrem Geschmacke nach Schwärmer und andere kleine Feuerwerkspieçen eine Hauptrolle zu spielen schienen, denn solche sprühten und knallten in jedem Winkel. Bei allen diesen Beschäftigungen und Belustigungen versäumten wir keinesweges die Wohlfahrt und Pflege unseres Körpers, vielmehr nahm man in dem Gasthause ein vorzügliches Mahl ein, bei welchem vortreffliche Kartoffeln und ganz tadellose Butter, beide Artikel auf Java hervorgebracht, uns auf das Lebhafteste an unser fernes Vaterland erinnerten, und den meisten unter uns besser, als irgend etwas Anderes schmeckten. Wir fühlten während der Verzehrung dieses so lange entbehrten Gerichtes unsere Achtung vor der Insel bedeutend steigen. Nach dem erheiternden Aufenthalte von zweimal vierundzwanzig Stunden an diesem herrlichen Orte traten wir früh am Nachmittage unsere Rückreise wieder an, welche in Folge der nicht unbedeutenden, nnd dabei doch fast nirgends steilen Abhänge noch viel schneller, als die Herreise von Statten ging, und aus Anlaß von zweiundsiebzig Pferden für das Bedürfniß der beiden Wagen befanden wir uns hinreichend früh in Batavia, um an demselben Abende wieder an Bord zurückzukehren, wo während unserer Gegenwart Alles seinen gewöhnlichen Weg ging.

Die Volksmenge Batavias soll sich der Annahme zu Folge bis auf ungefähr siebzigtausend Personen belaufen, von denen die Hälfte aus Chinesen besteht. Die Anzahl der Europäer ist, die Garnison nicht mit eingerechnet, etwa viertausend. Der Rest besteht aus Javanesen, mit einer kleinen Beimischung von Arabern und Individuen von den Molukken und anderen holländischen Besitzungen. Die Chinesen nehmen einen Theil der Stadt für sich ein, die Malaien einen anderen. Die nächste Aufsicht über die ersteren wird von einem durch den Gouverneur eingesetzten Polizeimeister ausgeübt, der aus den reichsten und angesehensten Männern unter ihnen erwählt ward. Unter anderen Abgaben bezahlen die Chinesen eine besondere Steuer für das Recht, die sie auszeichnenden Haarzöpfe zu tragen, und ungeachtet aller ihrer Liebe zum Gelde, soll selten ein einziges Individuum sich dazu bequemen, durch Abschneidung des Zopfes sich von dieser gewiß sehr lästigen Auflage zu befreien. Der Zopf ist sein ganzer Stolz, das Unterscheidungszeichen von dem von ihm verachteten Malaien, und dieser Unterschied muß durch äußere Abzeichen um so deutlicher hervorgehoben werden, als die natürliche Ungleichheit im Aussehen durch häufige Vermischung schon etwas verwischt ist. Die Chinesen üben hier dieselben Beschäftigungen aus, die wir schon ein Paar Mal erwähnt haben; die Europäer sollen sie sehr gern ganz los sein wollen, sie haben sich aber einmal so fest eingenistet, daß man durchaus nicht weiß, wie man ihrer ledig werden kann, obschon sogar bereits mehrere Male der Regierung ernste Gefahren durch sie bereitet sind. Sowohl ihre Stadttheile, wie die der

Malaien, sollen der Betrachtung der Fremden viele sonderbare Dinge darbieten, so daß wir es beklagen mußten, daß wir keine Gelegenheit hatten, sie in Augenschein zu nehmen. Schauspiele, Spielhäuser, Opiumschenken und andere Zufluchtsörter für die gröbsten Orgien müssen höchst eigenthümlich und merkwürdig anzusehen sein, *) wenn auch der Eindruck eher widerwärtig, als angenehm ist. Ungeachtet aller Wachsamkeit wird Opium in nicht unbedeutenden Quantitäten in Java eingeschmuggelt, zwei Klipper von Bombai machten wahrscheinlich zu solchem Zwecke während unseres Aufenthaltes in Batavia ihre Besuche daselbst. Die Manoeuvres des einen erregten ganz besonders einen starken Verdacht. Wenn eine Waare sehr begehrt wird, und die ganze Bevölkerung eines Landes bei der Einschmuggelung derselben helfend eintritt, dann schützt keine Bewachung, mag dieselbe auch so zahlreich, aufmerksam und thätig sein, als sie es wolle.

Ueber den Handel auf Java haben wir keine näheren Angaben erhalten können, und sie sind überdieß von geringem Interesse, so lange sich die Dinge in ihrer gegenwärtigen Gestalt erhalten. Die Waaren, die Schweden von dort bezieht, sind alle zu gut bekannt, um hier noch besonders erwähnt zu werden. Fremde Konsule werden in keiner der holländischen Besitzungen in Ostindien zugelassen. Die Rhede von Batavia ist sicher, wenn schon so offen, daß die Belastung oder Bergung der Schiffe oft mehrere Tage hintereinander nicht vorgenommen werden kann. Solche Hindernisse treten meist während des Nordwestmussons oder zu der Zeit ein, in welcher die Sonne südwärts vom Aequator steht. Verschiedene beschwerliche Fesseln sind der freien Bewegung der Fahrzeuge aller fremden Stationen auferlegt, wie sie unter Anderem einen drückenden, doppelt so hohen Zoll, als die Holländer selbst für ihre Waaren erlegen müssen. Reparaturen der Schiffe können in Batavia bewerkstelligt werden, jedoch nur mit vielen Unbequemlichkeiten und unter bedeutenden Kosten. Auf Erlangung von Proviant in größeren Quantitäten ist nicht immer mit Sicherheit zu rechnen. An Erfrischungen sind Hühner und Früchte die Hauptartikel, Ochsenfleisch ist schlecht und dabei theuer. Unter den Früchten müssen vor Allem die lieblichen Mangustanen, mit denen wir hier die erste Bekanntschaft machten, bemerkt werden. Sie sind von der Größe eines Apfels, ihre Schale ist dick, dunkelroth und von einem stark zusammenziehenden Geschmack; der eßbare Theile ist weiß, wie eine Apfelsine in Schnitte zertheilt, und von ganz unbeschreiblich lieblichem Geschmacke. Außerdem können sie ohne Gefahr in großer Menge genossen werden,

---

*) Man sehe hierüber d'Urvilles Voyage au Pole Sud etc. VII. Er hat manche Stellen hierüber seinem Texte eingeflochten und auch Noten am Schlusse seines Theiles angehängt.

was mit ihren einzigen Nebenbuhlern den Ananaſſen, die uns übrigens an Güte nicht vollkommen das Maaß zu erreichen ſchienen, welches wir in Sinkapoor gefunden hatten, — nicht der Fall iſt.

Während unſeres Aufenthaltes in Batavia lag dort nur ein ſchwediſches Fahrzeug, das Schiff „Prinz Oskar" von Stockholm. Der Befehlshaber deſſelben, Kapitain Lagerkloo, hatte die Güte, uns eine Menge von aus Hamburg mitgebrachten ſchwediſchen Zeitungen zu überlaſſen, die natürlicherweiſe mit Intereſſe von einem Jeden unter uns geleſen wurden, und es gereicht uns zur Genugthuung, ihm öffentlich für dieſes Vergnügen zu danken.

Wir wollen Java nicht verlaſſen, ohne einige Worte über die gegenwärtige Regierungsweiſe deſſelben zu ſagen, wenn ſchon wir fürchten müſſen, damit nur Dinge zu wiederholen, die der Mehrzahl unſerer Leſer ſchon bekannt ſind. Ueberdies müſſen wir im Voraus zu erkennen geben, daß unſere Angaben im Allgemeinen nicht aus erſter Hand kommen, ſondern von Anderen entlehnt ſind. Möglicherweiſe kann doch ein oder der andere im Allgemeinen weniger bekannte Umſtand darin vorkommen, und unſere Anführungen haben nur die Abſicht, eine allgemeine Charakteriſtik der hieſigen Verhältniſſe zu geben, und nicht eine vollkommene Kenntniß ihrer Details.

Die Portugieſen hatten ſchon ſeit einer langen Zeit den Handel nach Oſtindien allein betrieben, als gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die Engländer und Holländer anfingen, ihnen denſelben ſtreitig zu machen. Das erſte Auftreten der Letzteren geſchah im Jahre 1595 unter dem Befehle von Cornelius Houtman. Ungeachtet ihre beiden Nebenbuhler Nichts unterließen, um ſie aus der vortheilhaften Stellung, die ſie ſich zu erwerben verſtanden hatten, zu vertreiben, glückte es ihnen doch bald, ihre Macht noch ferner zu erweitern und zu ſtärken. Die Uneinigkeit zwiſchen den Fürſten, welche ſich um die Oberherrſchaft auf der ganzen Inſel ſtritten, kam ihnen dabei gut zu Statten, und nach verſchiedenen, glücklich beendeten Kriegen hatten die Holländer um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts einen zu feſten Fuß gefaßt, um nun noch von der eigenen Bevölkerung der Inſel vertrieben werden zu können. Auf den Molukken war es ihnen noch ſchneller geglückt, Herr zu werden. Es war die holländiſche oſtindiſche Compagnie, welche dieſe reichen Beſitzungen beſaß, aber in der Länge der Zeit vermochte ſie nicht die ihren Ausgaben hinreichend entſprechenden Einkünfte daraus zu ziehen, und als der Staat im Jahre 1795 alle ihre Beſitzungen übernahm, hatte die Compagnie eine Schuld von über hundert Millionen in unſerem Gelde. Seitdem wurde Java mit den dazu gehörenden Inſeln gänzlich auf Koſten des Staates verwaltet, und die 1819 errichtete oſtindiſche Compagnie, die den

Namen „Haandels-Maatschappy“ führt, ist nur eine Handels- und Rhederei-Gesellschaft, welche, laut Contract mit der Regierung, bis zu einem gewissen Grade das ausschließliche Recht auf den Handel mit den Producten der Insel hat. Alle Verschiffung der Waaren nach dem Mutterlande wird auf den Fahrzeugen der Compagnie bewerkstelligt.

Ueber alle holländischen Besitzungen in Ostindien führt der General-Gouverneur von Java die höchste Leitung in seiner Hand, allerdings in gewissen Beziehungen dem Mutterlande untergeordnet, aber in vieler Hinsicht mit einer Macht ausgestattet, die nur mit der, der allerunumschränktesten Regenten verglichen werden kann, und in deren Ausübung er kaum von der Regierung controlirt wird, so lange nicht der Bestand der Colonie dadurch auf's Spiel gesetzt ist. Der von der Regierung des Mutterlandes eingesetzte indische Rath kann nur abrathen oder beipflichten, aber der Gouverneur kann gegen dessen einstimmiges Gutachten dennoch vornehmen und unterlassen, was ihm gerade gefällt. Alle anderen Beamten der Colonieen können von ihm ein- und abgesetzt werden. Die Beförderung in der Armee, welche in keiner Gemeinschaft mit der des Mutterlandes steht, beruht sogar bis zum Grade des Obersten einschließlich nur auf ihn; sie geht zwar gemeiniglich nach der Tour und dem Dienstalter, doch kann der Gouverneur ohne Weiteres den übergehen, den er zur Beförderung für ungeeignet hält. Die verschiedenen Districte werden von Residenten regiert, welche in ihrem Bezirke gleichfalls eine ganz ausgedehnte Macht besitzen; die dorthin verlegten Truppen stehen unter dem Befehle derselben. Die ganze Truppenstärke in den Colonieen beläuft sich bis auf ungefähr fünfundzwanzigtausend Mann, von denen der dritte Theil aus Europäern besteht. Zur See repräsentiren die Kriegsmacht im gegenwärtigen Augenblick zweiundzwanzig Fahrzeuge, unter denen zwei kleine Fregatten und die übrigen Briggs Dampfboote und dergleichen sind. Ehemals hatte die Colonie ihre eigene Flotte, welche jedoch jetzt mit der des Mutterlandes vereinigt ist. Die Orlogswerften befinden sich auf ein Paar kleinen Inseln außerhalb Batavias, man beabsichtigt sie aber nach Surabaya zu versetzen, welches einen besseren Hafen und ein gesunderes Klima darbietet. Eine Dampfmaschinenwerkstatt ist dort schon angelegt, und ein daselbst erbautes eisernes Fahrzeug lag jetzt auf der Rhede von Batavia.

Geringere Verbrechen unter den Eingeborenen werden von einem Gerichtshofe abgeurtheilt, der aus dem Residenten, dem Secretair desselben, den eingeborenen, sogenannten, regierenden Fürsten und einiger der angesehensten Priester aus der Provinz gebildet ist. Die Javanesen sind noch immer Muhamedaner geblieben, obschon sie die Vorschriften des Korans wenig gewissenhaft beobachten. Der erwähnte Gerichtshof stellt auch die

Unterſuchungen über alle ſchweren Verbrechen an, die von einem höheren abgeurtheilt werden, von welchem wiederum noch auf einen höchſten Gerichtshof zurückgegangen werden kann. Die Holländer können dann ſogar noch weiter gehen und an den höchſten Gerichtshof des Mutterlandes appelliren, aber die durch ein ſolches Verfahren erwachſenden, unerhörten Koſten ſollen es bewirken, daß ſolches ſo gut, wie niemals, geſchieht. Für Europäer gelten die holländiſchen Geſetze, in Beziehung auf die Eingeborenen werden die oben erwähnten, einheimiſchen Gewalten um Rath gefragt, deren Auslaſſungen auch gemeiniglich befolgt werden, falls ſie nicht gar zu ſehr gegen die europäiſchen Rechtsbegriffe ſtreiten. Die äußerſt grauſamen Strafen, welche ehemals gebräuchlich waren, ſind jetzt ſchon ſeit lange abgeſchafft, und gewöhnlicher Mord, aus Rachgier oder Eiferſucht, wird nur mit gelinder Zwangsarbeit geſtraft. Es ſind überhaupt nur die gegen die holländiſche Obergewalt gerichteten Vergehungen, welche auf keine Nachſicht rechnen können. Gröbere Verbrechen ſollen übrigens auf Java äußerſt ſelten vorkommen. Der Malaie iſt wenig im Stande einen zuſammenhängenden oder gar Zeit erfordernden Plan anzulegen, geſchweige denn auszuführen, aber er unterliegt um ſo leichter der Verſuchung des erſten Augenblickes. Kleine Diebereien kommen daher ſehr oft vor, wenn aber größere Niederträchtigkeiten begangen werden, muß man eher die Urheber derſelben unter den Chineſen, als unter den Malaien ſuchen.

In ihrem Verhältniſſe zu den Eingeborenen hat die holländiſche Regierung mit ausgezeichneter Conſequenz den Grundſatz beobachtet, in der Sache ſelbſt mit großer Kraft, in der Form aber mit Milde ihren Weg zu gehen. Sie hat ſich nicht im mindeſten in die Religion und Sitten des Volkes gemiſcht, und immer die einheimiſchen Fürſten, welchen mit unbeſchränkter Unterwerfung zu gehorchen das Volk ſeit uralten Zeiten gewöhnt war, als ein Mittel für ihre Wirkſamkeit verwendet. Bei dem Eintreiben der harten Auflagen haben ſie auf eine ſolche Art und Weiſe zu Wege zu gehen gewußt, daß es ihnen vollkommen glückte, allen ernſteren Verwickelungen zu entgehen. Die Beſchaffenheit dieſer Auflagen ſoll bald erwähnt werden. Bis auf die geringſten Kleinigkeiten von der holländiſchen Regierung abhängig, haben die Fürſten dem Namen nach eine bedeutende Macht über ihre ſogenannten Unterthanen behalten, auch bezeigt ihnen die Regierung dem äußeren Anſcheine nach, große Achtung und bezahlt ihnen ehrlich die Summen zu ihrem Unterhalte aus. Seit längerer Zeit ſchon hat ſie auch das Recht, unter den Geſchlechtern der eingeborenen Fürſten ſich den Nachfolger derſelben zu erwählen, in dem Umkreiſe ihrer Beſitzungen alle Punkte, die es ihr gut dünkte, militairiſch zu beſetzen und ihnen eine ſogenannte Ehrenwache zu geben, deren wirkliche Beſtimmung der Perſon

der Fürsten gegenüber jedoch nicht schwer zu errathen ist. Natürlicherweise hat es die Regierung nie unterlassen den einfältigsten und unschädlichsten des Geschlechtes auf den Thron zu erheben, und auf allen Seiten von Spionen umgeben, hat keiner der Fürsten je einen Schritt thun können, ohne daß eine Nachricht darüber sogleich zu dem Gouverneur drang. Nichts desto weniger erhob sich im Jahre 1826 der regierende Sultan von Solo, aber sein Unternehmen mißglückte und die Holländer bedienten sich ganz geschickt des Ereignisses, um ihre Herrschaft über die ganze Insel noch besonders zu befestigen. An die Stelle des abgesetzten Sultans von Solo wurde ein junger Verwandter von ihm auf den Thron gesetzt, jedoch theilte auch er nach ein Paar Jahren das Geschick seines Vorgängers und wurde nach Amboina verwiesen, lediglich, weil er gegen ein Verbot des General-Gouverneurs sein Schloß verlassen hatte, ohne den holländischen Gesandten zuvor davon zu benachrichtigen. Unerachtet seine Absicht erwiesener Maaßen nur dahin gegangen ist, zur Nachtzeit auf den Gräbern seiner Väter zu beten und kein anderes Vergehen gegen die Masse der harten Verordnungen ihm zur Last gelegt werden konnte, er vielmehr im Gegentheil während des vorhergegangenen Krieges sich ganz fern gehalten hatte, blieb die Regierung doch gegen die vielen Fürbitten, die für ihn eingelegt wurden, völlig taub. Es ist jedoch anzunehmen, daß er wahrscheinlicher Weise auf irgend eine andere Art, vielleicht durch die mannigfachen Kenntnisse, die er sich erworben, und die persönliche Ergebenheit, die er bei seinen sogenannten Unterthanen gewonnen hatte, sich den Unwillen der Regierung zugezogen, und daß man deshalb nur auf eine Gelegenheit wartete, um ohne eine Verletzung der gewöhnlichen Gebräuche sich von seiner Person befreien zu können. Wenn schon das Urtheil, welches ihn getroffen hatte, ein sehr hartes war, muß man doch eingestehen, daß die Regierung bei dieser Gelegenheit sehr klug handelte, denn eine Macht von der Art, wie sie die Holländer in ihren ostindischen Colonien ausüben, muß sich unerbittlich gegen Alles zeigen, was in den Augen einer unwissenden Bevölkerung die Auffassung oder Deutung von Schwäche hervorrufen kann. Ein einziges ungeahndetes Vergehen erzeugt bald andere und vieler bedarf es am Ende nicht, um das ganze, ehrlich gestanden, auf ziemlich gebrechlichem Grunde ruhende Gebäude über den Haufen zu stürzen.

Unter der Obermacht ihrer eigenen Herrscher lebten die Javanesen ehemals in einer vollkommenen Sklaverei. Der Grund und Boden gehörte dem Regenten und der ganze Ertrag desselben wurde ihm abgeliefert, der nur jedem das für seinen eigenen Unterhalt ganz Unentbehrliche zurückbehalten lassen mußte. Doch soll dieses Recht auch häufig mit vieler Milde gehandhabt worden sein und ein gutes Einverständniß zwischen den Regierenden und Regenten bestanden haben. Nachdem die Holländer die Herren

geworden waren, ſetzten ſie ſich an die Stelle der Fürſten, ſahen ſich jedoch bald außer Stande auf dieſe Weiſe einen Gewinnſt aus dem Boden zu ziehen, weil die Bevölkerung nicht mehr arbeitete, als gerade zu ihrem eigenen Bedürfniß nothwendig hinreichte, und es nicht rathſam ſchien die Anwendung eines Zwanges zu verſuchen. Das uralte Syſtem wurde deshalb gegen eine Steuer ausgetauſcht, die bis zu einem Drittel von jeder Art Ertrag hinaufgeht, aber ohne daß hierdurch die erwünſchte Wirkung erzielt ſei, und im Jahre 1837 wurde ein anderes Syſtem eingeführt, welches ſich als ein paſſenderes zeigte. Nach dieſem iſt es jedem Eingeborenen auferlegt, auf Rechnung der Regierung in jedem Jahre ſechsundſechzig Tage zu arbeiten, und zwar je nach der Aufforderung des betreffenden Diſtriktvorſtehers, in welchem er anſäſſig iſt. Die Arbeiten beſtehen theils in Allem zum Ackerbau Gehörigem, theils in der Anlage von Wegen, Transportirung von Waaren und dergleichen mehr; bei allen dieſen Verrichtungen ſtehen die beſonderen Arbeitsabtheilungen unter der nächſten Aufſicht ihrer eigenen Vorgeſetzten, und die Holländer weichen ſehr gern der Nothwendigkeit aus, perſönlich an der Leitung der Arbeit in allem Anderen, als was die Entwerfung des Planes betrifft, Theil zu nehmen. Der Javaneſe darf nicht übereilt werden, ſondern man muß ihn ſeinen eigenen gewohnten Gang gehen laſſen. Die Verwendung und richtige Vertheilung der zahlreichen Arbeitstage der Bevölkerung bei den ſo verſchiedenen Arten von Arbeiten, und die Controle darüber, daß ſie von jedem einzelnen Individuum auch richtig geleiſtet und wiederum andererſeits demſelben auch nicht zu viel gethan wird, erfordert natürlicher Weiſe eine höchſt weitläufige Arbeit, jedoch wird ſie durch den Beiſtand der einheimiſchen Vorgeſetzten bedeutend erleichtert. Die Zeit, welche noch übrig bleibt, wenn die ſechsundſechzig Arbeitstage überſtanden ſind, kann ein Jeder nach ſeinem eigenen Behagen anwenden, und die Reſidenten ſind ſtrenge verpflichtet, ſcharf darüber zu wachen, daß Niemand zu einer Ueberarbeitung, unter welchem Vorwande es auch immer ſei, gezwungen werde. Alle auf der Inſel hervorgebrachten Waaren werden der Regierung abgeliefert, welche ſich ſodann nach Gutbefinden ihrer entäußert. Auch die Waaren, welche von Privatleuten auf den ihnen überlaſſenen Boden hervorgebracht werden, müſſen zu einem im Voraus beſtimmten Preiſe abgeliefert werden.

Die Volksmenge von Java iſt nicht recht ſicher bekannt, weil man fürchtet, durch die Einführung einer ordentlichen Volkszählung ein religiöſes Vorurtheil der eingeborenen Bevölkerung zu beleidigen. Eine ältere Abſchätzung hat angegeben, daß ſie ſich auf ſieben bis acht Millionen beliefe, vor zehn Jahren war man jedoch der Meinung, daß ſie ſchon neun überſteigen ſollte, und dann dürfte ſie jetzt wohl auf zehn Millionen ange-

nommen werden, worunter die Chinesen bis zu einer Anzahl von 300,000 hinaufgehen, seitdem sie besonders in den letzten Jahren durch Einwanderungen bedeutend vermehrt wurde. Die Production ist auch in gleichem Maasstabe zunehmend gewesen, und die Insel soll jetzt ungefähr vierzig Millionen Gulden jährlich einbringen, wovon nur der vierte Theil auf Verwaltungskosten aufgeht, unerachtet die Beamten sehr gut bezahlt sind. Der Generalgouverneur genießt zum Beispiel nicht weniger als 150,000 Gulden Sold und außerdem eine Menge Abgaben in natura, wie den ganzen bedeutenden Besitz von Buytenzoorp, freie Pferde auf allen seinen Reisen, freie Bedienung 2c. 2c.

Wenn angenommen wird, daß der Zweck der Colonisirung lediglich dahin ging, Geld in die Kassen des Mutterlandes fließen zu lassen, so kann man es nicht leugnen, daß die Kolonisirung von Java ein glänzendes Resultat geliefert hat. Nimmt man aber dahingegen wieder an, daß die Civilisation des Mutterlandes die Hauptsache sei, für die der Handel nur ein Mittel ist, so dürfte im Gegentheil kaum noch eine Colonisirung aufzufinden sein, die im Grunde so bedeutungslos ist. Ohne behaupten zu wollen, daß die Javanesen unter unabhängigen Fürsten glücklicher sein würden, als jetzt, und ohne daß irgend eine Beschuldigung der Grausamkeit und selbst nur der Härte mit Recht der gegenwärtigen Regierungsweise der Holländer gemacht werden kann, wenigstens in Beziehung auf die Volksmasse, so vermögen wir doch dem Systeme selbst ein Gefühl der Mißbilligung nicht zu versagen. Wenn die Regierung des brittischen Indiens nichts Anderes für die geistige Erhebung ihrer Unterthanen gethan hat, so hat sie doch keine Privatunternehmungen in dieser Richtung verhindert, und in den meisten der größeren Städte Hindostans sind Schulen im großen Maaßstabe angelegt, in denen ohne Rücksicht auf die Religion der Schüler Unterricht in allen Gegenständen, die zu einer guten Volksbildung gehören, ertheilt wird. Die Spanier haben den Bewohnern der philippinischen Inseln ihre Religion mitgetheilt und sie auf einen vergleichungsweise ganz hohen Standpunkt gebracht. Wenn auch jeder Spanier von denselben vertrieben werden sollte, würde doch die Erinnerung an die Herrschaft Spaniens ewig in dem Gedächtnisse des Volkes leben bleiben, und jedes religiöse Fest würde ihm zu einer Erinnerung an dieselbe werden. Die Regierung von Holland hat in ihren Besitzungen weder selbst den Versuch zur Erhebung des geistigen Standpunktes der unterworfenen Völker gemacht, noch Privatpersonen gestattet, sich damit zu befassen. In die Berechnung derselben, sowohl für die Gegenwart, als für die Zukunft, ist nur ein einziges Element leitend eingeführt, der Gedanke an den unmittelbaren Ertrag. Vielleicht hat die Nothwendigkeit sie dazu gezwungen, und sie ist eine Feindin, die schwer zu bekämpfen ist,

aber auch manchmal zu einer ſehr bequemen Freundin gemacht wurde, da man auf ihre Schultern die Schuld und Laſt des Haſſenswerthen in allen begangenen Mißgriffen wälzen konnte. Sollte ſich einmal die Bevölkerung von Java erheben und es ihr gelingen, alle fremden Einwanderer zu verjagen, die nun ſeit bald zwei und ein halbes Jahrhundert ihre Inſel beſitzen, ſo werden dieſelben kaum eine bleibende Spur ihrer ſo lange dort geführten Herrſchaft hinterlaſſen. Sie haben dem unterjochten Volke weder ihre Religion, noch ihre Geſetze, weder ihre Sitten, noch ihre Sprache mitgetheilt, ſie haben ſtets ganz außerhalb und neben demſelben geſtanden, und wenn die letzten Reſte ihrer zurückgelaſſenen Wohnſitze in dem ſchnell zerſtörenden Klima verrotten konnten und die Generation, welche ſie geſehen hat, ausſterben mußte, dann wird der ankommende Fremde vergebens nach einem Zeichen, einem Herkommen oder einer Gewohnheit forſchen, die ihn daran erinnern könnte, daß einſt eine europäiſche Nation hier geherrſcht und mit unumſchränkter Gewalt regiert hat.

XVI.

Die Kokos-Inseln; Mauritius und das Kap.

1853. Februar 13. bis April 19.

Früh am Morgen des 13. Februar verließ die „Eugenie“ ihren Ankerplatz außen vor Batavia, und wir konnten von diesem Augenblicke an sagen, daß wir uns auf dem Heimwege befanden. Der Admiral von der Plaat hatte das Dampfboot „Ardjoeno“ zur Verfügung unsres Chefs gestellt, worauf wir dann auch von ihm ins Schlepptau genommen wurden. Der Wind wehte ganz frisch aus Nordwesten, starb aber bald ab. Bei den vielen kleinen Inseln, von welchen die nördliche Küste Javas umgeben wird, vorüberkommend, erreichten wir noch vor Sonnen-Untergang das Kap St. Niklas und traten in den Sunda-Sund ein. Das Dampfboot machte sich nun von uns los, ein Offizier wurde an Bord desselben gesendet, um für die uns geleistete gute Hülfe Dank abzustatten, und nach seiner Rückkehr hielt die „Eugenie“ mit einer sanften nordöstlichen Briese in den Sund hinein, während das Dampfboot sich auf den Rückweg nach Batavia begab. Der Wind starb jedoch bald ganz ab, und um nicht während der Nacht liegen zu müssen und vor der Strömung zu treiben, deren Versetzung hier eine ganz veränderliche ist, ankerten wir um $10\frac{3}{4}$ Uhr außerhalb der Stadt Merak auf Java, im Sudosten von der kleinen hohen Insel „Button Island“ oder „Toppers Hödje.“ Die Tiefe betrug hier sechsundzwanzig Faden und der Boden war Sand. Die Stille hielt die ganze Nacht an und dichte Blitze beleuchteten die wolkenumhüllten Berge auf Java und Sumatra. Wir lichteten am folgenden Tage des Morgens um 8 Uhr die Anker, aber der schwache und uns entgegenkommende Wind, oft durch Stillen unterbrochen, erlaubte uns nur ganz langsam vorzuschreiten; zur Mittagszeit waren wir noch nicht weiter gekommen, als

bis gegenüber der vierten Pynte, auf welcher seit ein Paar Jahren ein Feuerthurm aufgeführt worden.

Während der Nacht frischte sich der Wind aus der Westecke her auf, mit bewölktem und von Regenschauern begleiteten Wetter, und da wir in der Tagesdämmerung des 15ten sahen, daß wir uns noch immer nicht über das westliche Vorgebirge der im Westen von Java liegenden Prinzen-Insel hinausgebracht, wurde abgehalten, um durch die Rinne zwischen dieser und Java hindurch zu gehen, worin das Fahrwasser allerdings enger, aber weniger durch die starke Deining beschwert ist, welche gerade in dieser Jahreszeit von Südwesten aus in den Sund eindringt. Wir hatten uns jedoch kaum in diese Rinne hineingebracht, als auch schon der Wind ganz umwarf und uns nun direkt entgegen kam, in frischen Stößen mit starkem Regen wehend. Das Kreuzen wurde dennoch gleichmäßig und mit allen den Segeln, welche die Fregatte nur tragen konnte, fortgesetzt, das Bramsegel wurde gegeit und mehrere Male wieder beigesetzt, aber um 9 Uhr Vormittags kam ein weit härterer Stoß und Schauer, als die vorhergehenden, der uns dann auch zwang das Marssegel fahren zu lassen. Das Großsegel und der Besan waren schon gegeit, aber gerade in demselben Augenblicke, als das Fockgeitau gestreckt wurde, riß das etwas schadhafte Segel längs der unteren Reffbändsel durch den Wind entzwei und zwar ganz durch von Saum zu Saum; wir hielten darauf zurück, wieder in den Sunda-Sund hinaus, woselbst wir den ganzen Tag gegen die im Innern der Java-See umsetzende Strömung kreuzten und eine Deinung zu bekämpfen hatten, die das Vorschreiten der Fregatte fast ganz hemmte und sie so auf das eine Bug legte, daß die Segel mitunter gegen die Masten schlugen, wenn schon die Briese ziemlich frisch war. So blieb es die ganze Nacht bei und wir mußten anhaltend arbeiten, umgeben von einigen Leidensgefährten, die unter derselben Verwünschung zu leiden hatten. Am folgenden Morgen glückte es uns jedoch über die Prinzen-Insel hinaus zu legen, und wir konnten darauf leichter halten, so daß wir ein Paar Stunden später aus dem eigentlichen Sund heraus waren und zur Mittagszeit Java-Haupt im Ost-Süd-Osten peilten. Der Wind beruhigte sich sehr schnell, nachdem wir erst einmal gut in die offene See hinausgekommen waren, woselbst die Fregatte den übrig bleibenden Rest des Tages unbarmherzig von der hohen Deining aus Südwesten hin und her geworfen wurde.

Wir boten nun dem Fahrwasser des ostindischen Archipelagus und seinen vielen Inseln, welche von verschiedenen neueren Schriftstellern, besonders französischen „Malesien," nach dem auf denselben fast ausschließlich vorkommenden einheimischen Volksstämmen, genannt wurden, ein herzliches Lebewohl. Unser Aufenthalt im Inneren desselben hatte nicht sehr lange

gedauert — nur sechs Wochen — jedoch war es für dieses Mal hinreichend genug. Daß diese Inseln dem Ackerbaue und Handel noch ein weites Feld darbieten, ist ganz unzweifelhaft, der Zoolog und der Botaniker finden daselbst mannigfaltige neue und interessante Gegenstände zum Untersuchen und Einsammeln. Für den profanen Besucher wird jedoch der Aufenthalt daselbst bald unerträglich, wenn schon es möglicher Weise in anderen Jahreszeiten angenehmer, als in der jetzigen, sein kann. Uns kam es sämmtlich so vor, als läge in dem Klima etwas Erschlaffendes, was wir auf anderen Orten nicht gefühlt hatten, obschon die Temperatur dort nur wenig erträglicher war. Die übergroße Feuchtigkeit der Atmosphäre dürfte wohl die Ursache hiervon sein. Man verliert alle Lust, ja alles Vermögen zum Denken und zur Arbeit, und sogar der Genuß und das Vergnügen wird zur Anstrengung. Ein gesellschaftliches Leben giebt es nicht, die meisten Europäer sind am Tage ganz von ihren Angelegenheiten und Geschäftsverrichtungen in Anspruch genommen und suchen am Abende nur Stille und Ruhe; man kann sich in der Zeit der vierundzwanzig täglichen Stunden, in der nach der Ordnung der Natur der Mensch eigentlich leben soll, nicht lange im Freien aufhalten, und wenn der Reiz der ersten Neuheit verschwunden ist, liegt auf Allem, was man bei seinem eigenen Geschlechte erblickt, eine ermüdende Einförmigkeit und eine abstoßende Häßlichkeit. Man kann nicht einen Schritt von den einmal gebahnten und betretenen Wegen abweichen, ohne in den Schlamm der Reisfelder zu versinken oder im Dickicht und Morast stecken zu bleiben. Eine angenehme Beschäftigung heißt hier so viel, als in einem Rohrstuhle bequem hingestreckt zu liegen, die Füße auf einen anderen oder einen Tisch gelegt, und seine Zeit im halben Schlummer und träumerischen Dämmern zu verbringen, höchstens entzückt durch den Dampf der Cigarren, wenn man Geschmack an diesem mindestens zweifelhaften Genuß findet. Das kann uns wohl von Zeit zu Zeit gefallen, aber nur nicht auf die Länge! — Es ist wahr, daß Ananas und Manguſtanen und andere schöne Producte, die man hier im Ueberfluß hat, auch recht gute Dinge sind, denen wir gern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gewillt sind, aber man darf es ja kaum wagen, sich ein ordentliches Mahl von diesen verführerischen Leckerbissen zu gönnen, und muß sich schon glücklich schätzen, wenn man, ungeachtet aller Enthaltsamkeit und Vorsicht, dem entgehen kann, seinen Körper den Landkrabben zur Nahrung zu bieten, welches Wort hier nicht in der bildlichen Bedeutung, worin es von uns Seeleuten mitunter benutzt zu werden pflegt, sondern in Wahrheit genommen werden muß. An Bord der „Eugenie" hatten wir das große und seltene Glück, daß weder in Batavia, noch nach der Abfahrt von dort die Zahl unserer Kranken vermehrt wurde, sondern sich, mehrere kleine, nicht der Erwähnung

werthe, Gebrechlichkeiten abgerechnet, auf die bei der Abfahrt von China ſchon Erkrankten beſchränkt hielt.

Die drei folgenden Tage, vom 17. bis 19., wehte der Muſſon ganz friſch und zog ſich allmählig nach Südweſt, mit dicht auf einander folgenden, wenn auch nicht harten Regenſchauern. Am 17. des Vormittags wurden einige Nebenſonnen beobachtet, und der Mond war an einem Paar Abende von einem Hofe umgeben *). Die Deining von Südweſten her war fortwährend eine ſehr gewaltige. Am 20. wurde von uns nordweſtwärts gewendet und der Cours auf die Kokos- oder Keelings-Inſeln genommen, welche der Chef um der Bereicherung unſerer naturhiſtoriſchen Sammlungen halber zu beſuchen beſchloſſen hatte. Der Wind hielt ſich beſtändig um Südweſt herum und das Wetter war ausgezeichnet ſchön. Am Vormittage des 23. bekamen wir die ſüdliche der erwähnten Inſeln in Sicht. Während der ſieben Mal vierundzwanzig Stunden, die wir jetzt in der See gelegen hatten, waren wir von der Strömung, mit Ausnahme des erſten Tages, in einmal vierundzwanzig Stunden neun (anderthalb ſchwediſche) Meilen nach Nordweſten verſetzt worden. In der Temperatur der Luft wurde noch keine Veränderung bemerkt, vielmehr erhielt ſie ſich zwiſchen 25 und 29 Grad; die des Meeres war auch nur von 28 bis auf 27 Grad geſunken.

Von unbeſtändigen ſüdlichen Windſtößen ſacht vorwärts getrieben, nahte ſich die Eugenie allmählig einer Inſel, von der anfangs kein Land, ſondern nur eine gleichmäßig hohe Reihe von Palmen geſehen wurde, unterhalb welcher ſich dann ſpäter ein Strand von blendender Weiße zeigte. Als wir uns dem nördlichen Ende der Inſel nahten, auf welchem der Ankerplatz liegt, ſaheu wir ein Walfiſchfängerboot uns entgegen rudern, und bald hatten wir aus demſelben einen guten Lootſen an Bord, deſſen Farbe auf eine etwas gemiſchte Raçe hindeutete, deſſen Sprache und Mundbewegung aber vollkommen engliſch war. Von Windſtille und Strömungen aufgehalten, erreichten wir erſt bei Sonnenuntergang den Ankerplatz, woſelbſt wir uns mit ſechs Faden Tiefe und in einem Grunde von Corallenſand feſtlegten. Am folgenden Morgen warpten wir uns weiter in den kleinen Hafen hinein, der den Namen Port Refuge oder Port Albion bekommen hat. Nachdem man über einen Corallenſtock hinweggekommen iſt, den nur drei und ein halb bis vier Faden Waſſer bedecken, kommt man in ein tieferes Becken, woſelbſt man bis zu zwölf Faden findet, aber in welchem doch auch hier und da große Corallenklumpen aus dem

*) Mehrere Male auf unſerer Reiſe, wenn ſich ein ſolcher zeigte, wurde der Diameter beobachtet und immer auf 43 bis 45 Grad befunden. Die Form des Hofes iſt ſtets kreisrund geweſen.

Grunde emporstehen, der zwischen ihnen aus einem scharfen Sande oder zermalmten Corallen besteht. Nach der Ankerung eilte ein Jeder unter uns nach seinen besten Kräften die Insel in Augenschein zu nehmen.

Die kleine Kokosgruppe, welche auch nach ihrem Entdecker, dem Engländer Keeling, benannt wird, besteht nur aus zwei Inseln, von denen die nördliche ganz klein ist. Sie liegt ungefähr zwei und eine halbe schwedische Meile gerade nordwärts von der südlichen, welche aus einer Reihe größerer und kleinerer zusammenhängender Holme besteht, die eine Lagune unvollkommen umschließen, von der bei niedrigem Wasserstande ein Theil ganz trocken liegt, ein anderer aber wieder einen geräumigen Hafen bildet, dessen Tiefe zwischen zwei und acht Faden wechselt, wenn schon hier und da kleinere Corallenstumpen fast bis zur Oberfläche des Wassers aufstehen. Nur flach gehende Fahrzeuge können daher weiter in denselben hineingehen, größere müssen in Port Refuge landen, woselbst man jedoch eben so gut gegen alle Winde, ausgenommen die von Nordosten bis zu Nordwesten kommenden, geschützt liegt. Da jedoch der Passatwind hier fast das ganze Jahr hindurch beständig und gleichmäßig weht, hat man nichts zu befürchten, besonders da wohl niemals der Aufenthalt an diesem Orte von einer längeren Dauer werden kann. Man ist wenig oder gar nicht von der Deinung beschwert, die sich auf der östlichen Seite der Inseln in schäumenden Massen hoch über die umgebenden Riffe hinwegrollt. Die hier angefügte Zeichnung wird besser als jede Beschreibung einen Begriff von ihrer Bildung und Gestalt geben. Das Weiße stellt die Inseln, das am hellsten Schattirte den seichteren und das Dunkle den tieferen Theil der Lagune dar, das ganz Schwarze die Gruppe umgebende ist das Meer. Die äußeren Abhänge der Seiten sind sehr steil, so daß man auf weniger als eine Viertelmeile Abstand von dem südöstlichen Ende mit einer Lothleine von 1200 Faden noch keinen Grund gefunden hat. Keine von den kleinen Holmen soll sich mehr als 30 Fuß über die Meeresoberfläche erheben. Die Fluth steigt 5 bis 6 Fuß, und die Hafenzeit ist 5′ 30″. Nach einer uns durch den Lootsen mitgetheilten Angabe soll die Fluth nur in einem Theile des Jahres, wenn die Declination der Sonne fast die gleiche mit der Breite der Insel ist*), regelmäßig sein, den übrigen Theil des Jahres hat man aber nur einmal während der vierundzwanzig Stunden hohes Wasser. Erdbeben haben sich ein Paar Mal auf der Insel spüren lassen.

---

*) Das westliche Vorgebirge der nordöstlichen Insel liegt unter 92° 5′ 22″ südlicher Breite und 96° 51′ 44″ östlicher Länge.

Die Kokos-Inſel.

Die Inſeln ſind nur die hervorragendſten Theile des Riffes, welches die Lagune bildet, und bei niedrigem Waſſer kann man von Holm zu Holm über zwei Drittheile der ganzen Ausdehnung waten. Der Erdboden beſteht theils aus zu Sand zermalmten Corallen- und Muſchelſchaalen, theils aus größeren und kleineren Corallenblöcken, und ein wenig Staub-erde hat ſich hier und dort darauf gebildet. Wie mager aber dieſer Erdboden auch iſt, giebt er doch einer unzähligen Anzahl Kokospalmen Nahrung, die bis zur Oberfläche des Meeres hinab alle Strande bedecken, und deren üppiges Ausſehen ein Zeugniß dafür ablegt, daß ſie nicht ver-kommen. Es war ein höchſt ſonderbares Gefühl im Schatten des grünen Daches, welches ihre Kronen bilden, und das ſo dicht iſt, daß kaum ein Sonnenſtrahl durchzudringen vermag, ſpazieren zu gehen. Eigentliches Gebüſch giebt es in dieſen Hainen nicht, ſondern man hatte eine ziemlich freie Ausſicht zwiſchen den runden, platten Stämmen hindurch. Der Boden war tief und dicht bedeckt mit abgefallenen Blättern und Zwei-

gen, und unter ihnen lagen Nüsse in hinreichender Menge umher, um manche Schiffsbesatzungen zu sättigen. Oben in den Kronen hatten Meerschwalben, Möwen und Tropikvögel ihre Nester und begrüßten die seltenen Wanderer mit heiserem Geschrei. Bei näherer Betrachtung fand man neben den Palmen noch ein Paar andere Baumarten, von denen eine ein Holz von ganz dunkelbrauner Farbe und ausgezeichneter Härte darbot, und längs dem Strande wuchsen große Büsche, deren Blumen weit und breit umher die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Die geringe Menge von Grasarten und Kräutern, die hier gefunden wird, ist entweder von den Menschen oder Vögeln und dem Meere hierher geführt. Magister Andersson fand einige Gewächse darunter, welche von Darwin, der im Jahre 1836 die Insel besuchte, noch nicht gefunden waren. Außer den erwähnten Seevögeln giebt es nur ein Paar Arten Sumpfvögel, und sogar Insecten kommen nur in geringer Anzahl vor, sowohl in Hinsicht auf Individuen, als auch auf Arten.

Die Lagune bietet dahingegen dem Naturforscher ein reiches Feld dar. Auf ihrem Grunde wachsen wirkliche Wälder von Corallen, die durch das äußerst klare Wasser deutlich sichtbar werden, und zwischen denen Schaaren von Fischen schwimmen, deren lichte Seiten in den zartesten Tönen zwischen Blau und Grün durch das Wasser schimmern. Einige waren von der Länge einer Elle, während andere noch nicht einmal die eines Zolles erreichten. In den kleinen Pfützen, welche die Fluth nach ihrem Zurücktreten auf dem Riffe zurückließ, wurde lebhafte Jagd nach ihnen angestellt. Zwischen den Corallen werden Muscheln von verschiedenen Arten gefunden, aber um sich ihrer zu bemächtigen, bedarf man des Beistandes eines geübten Tauchers; bei niedrigem Wasserstande kann man indessen doch eine oder die andere aus den Löchern zwischen den Corallenblöcken bekommen. In dem seichten Wasser längs dem Strande bewegen sich Weichthiere von einem höchst unappetitlichen Aussehen, sie sind denen ähnlich, welche wir unter dem Namen Trepang, als einen der Leckerbissen der chinesischen Tische erwähnten, die hier befindlichen sollen jedoch nicht von recht besonderer Art sein, was für die Thiere selbst den entschiedensten Vortheil hat, da sie in ungestörter Ruhe in dem lieblichen Wasser umherkriechen können, statt getrocknet nach China gesendet zu werden. Wenn man auf dem Riffe watet, muß man sich vor einer Coralle in Acht nehmen, deren Berührung einen stechenden Schmerz hervorruft, der dem von Nesseln verursachten gleicht, jedoch weit stärker ist, und ferner davor hüten die Zehen oder Finger in den geöffneten Schlund irgend einer Riesenmuschel (Tridacna gigas) zu stecken. Größere Individuen dieser Thiere haben hinreichende Stärke dem Fuße ernsten Schaden zuzufügen, und auch schon die kleineren können sehr unbehagliche Wunden

herbeiführen Man sieht eins dieser Thiere neben dem anderen, wie einen dunkelblauen sich krümmenden Wu[redacted] aus der halb geöffneten Schale, die bei der mindesten Berührung sogleich geschlossen wird, hervorkommen. Ehedem wimmelte die Lagune von Schildkröten von einer ganz vorzüglichen Beschaffenheit, aber jetzt werden dergleichen nur höchst selten angetroffen, da die hier anwesende Bevölkerung in einer Reihe von Jahren unbesonnener Weise einen Ausrottungskrieg gegen diese Lieblingsthiere der Gastronomen geführt hat.

Die Kokos-Inseln wurden 1608 von dem Engländer Keeling entdeckt, blieben aber noch mehr als zwei Jahrhunderte hindurch unbewohnt. Im Jahre 1823 begab sich erst ein Engländer mit Namen Hare mit einer Anzahl malaiischer Weiber und einigen Sklaven dorthin, die er sich zu diesem Zwecke in Batavia gekauft hatte*). Hier zwang er diese letzteren für seinen Vortheil zu arbeiten, und hielt die Weiber auf einem der kleinen Holme verwahrt, den Niemand, außer er selbst, betreten durfte. Einer seiner Landsleute, mit Namen Roß, hatte schon vor ihm die Absicht gehabt, sich auf der Insel ansäßig zu machen, um Kokosnußöl zu pressen und langte im Jahre 1826 daselbst mit seiner Familie an. Die Malaien gesellten sich zu ihm und Hare verließ die Insel, wohin er mit einer neuen Auflage zurückzukehren gedachte, aber bei der Vorbereitung zu diesem Schritte in Batavia starb er. Seit jener Zeit haben Roß und ein Paar in Gemeinschaft mit ihm arbeitende Landsleute desselben die Insel bewohnt, aber er war jetzt gerade verreist, um in Sinkapoor eine Ladung Oel, das einzige Erzeugniß der Insel, zu verkaufen. Die Zahl der Bewohner der Kokos-Inseln betrug jetzt gegen vierhundert, worunter nur einige wenige Weiße und Neger befindlich waren, die Uebrigen aber zu dem malaiischen Stamme und Mischraçen desselben und der ersteren gehörten. Die Lage der Colonie ist auf der Karte bemerkt. Die Männer beschäftigen sich damit, die Kokosnüsse von den verschiedenen kleinen Holmen herbeizuholen, von denen dann die Weiber die äußere Schale und das Flockichte abmachen, worauf eine andere Abtheilung der Männer die Auspressung des Oeles besorgt. Zwanzig bis fünfundzwanzig großer Nüsse sind dazu nöthig, um eine Kanne Oel zu geben. Einige kleine Versuche zum Ackerbau sind gemacht worden, aber es will, mit Ausnahme der Bananen, in Hinsicht auf die Magerkeit des Erdreichs Nichts so recht gedeihen. Wenn der kleine Schooner dieser Kolonie aus Indien zurückkehrt, bringt er allerdings jedesmal eine ganze Last fruchtbarer Erde mit, aber man kann leicht einsehen, daß dies nicht viel verschlägt. Doch findet man jetzt schon einige Feigenbäume und

*) Nach Fitz Roy. Die Angabe kommt uns etwas sonderbar vor, und wir bezweifeln beinahe, daß es 1823 Sclaven in Batavia zum Verkaufe gab.

etwas Zuckerrohr hier vor. Außer Hühnern sind Schweine und Schafe eingeführt worden, aber die ersteren gedeihen nicht recht gut, sondern werden oft von Krankheiten heimgesucht, und diese sind klein und mager. Wir kauften ein Paar der Letzteren für drei Piaster das Stück, welcher Preis auch für ein Dutzend Hühner bezahlt wurde. Wasser giebt es nur in unbedeutender Menge und von schlechter Qualität, wie auch das Herbeischaffen desselben gefährlich ist. Auch Holz kann nur in geringer Quantität erhalten werden. Das Klima ist natürlicherweise heiß, und auf dem Lande wird die Hitze oft unerträglich, durch die von dem weißen Korallensande wieder zurückgeworfenen Sonnenstrahlen. Wir hatten noch im Schatten bis zu 36 Grad, obschon der Thermometer gegen die zurückgeworfene Wärme geschützt war.

Unser Lootse war für seine Stellung hier in der Welt ein ganz gebildeter und studierter Mann. Unter Anderem besaß er eine Kenntniß der schwedischen Geschichte, wie man sie sonst selten bei den selbst hochgebildeten Ausländern antrifft, etwas, was um so wunderlicher war, als es sich deutlich zeigte, daß er dieselbe aus verschiedenen Werken zusammengeholt, die der schlichte Mann mit gesundem Urtheile auf das Genaueste mit einander verglichen hatte. Er gab Geijers Geschichte als Hauptquelle an, aber er hatte auch ganz hinreichende Kenntniß der Begebenheiten, die nach dem Zeitpunkte fallen, mit welchem dieser sein Werk schließt. Die Augen des Mannes funkelten vor Vergnügen, wenn er von Gustav Adolph sprach, den er für den größten König erklärte, den es je in einem Lande gegeben habe. Die Begebenheiten des Jahres 1809 und die dabei wirkenden Männer kannte er sehr gut, und konnte sogar die Namen derselben so aussprechen, daß man sie danach wiederzuerkennen im Stande war. Georg Adlerfparre schien besonders bei ihm angeschlagen zu haben. Sonderbar war es, auf dieser kleinen einsamen Insel im indischen Ozean eine Person mit solcher Kenntniß von und solchem Interesse für unser fernes Vaterland zu finden, und noch sonderbarer, wenn man es bedenkt, daß diese Person, von englischen Aeltern in Ostindien geboren, niemals Europa besucht hatte, nie in irgend einer Schule gewesen ist, sondern nur durch Studien, die er in ledigen Stunden auf seine eigene Hand, und ohne einen jeglichen Impuls von außen her, vorgenommen hatte, sich die Kenntnisse erwarb, die er besaß.

Die Besatzung wurde an das Land geschickt, um auf den zunächst gelegenen Holmen ihre Kleidungsstücke einmal recht gründlich zu lüften und auszuklopfen, welches Geschäft unter schallender Munterkeit vor sich ging. Mancher Augen wurden von dem starken Wiederscheine, der von dem weißen Sande ausging, angegriffen, und nach ein Paar Tagen waren gegen dreißig Mann nachtblind, so daß sie zwar am Tage so gut wie ge-

öhnlich sahen, aber bei der heranbrechenden Dämmerung keinen Gegen-
tand zu erkennen vermochten. Wir hatten schon seit längerer Zeit ein
aar solcher Patienten gehabt, und die jetzt groß gewordene Zahl vermin-
erte sich bald, als wir das tropische Klima verlassen hatten. Einige
Wenige blieben jedoch bis zu unserer Rückkehr in das Vaterland fortwäh-
end untauglich zur nächtlichen Dienstverrichtung.

Am Morgen des 26. segelten wir von der Insel ab und hielten
üdwestwärts. Der Passat wehte eine Paar Tage schwach und unbestän-
ig mit einzelnen Stößen und Regenschauern aus Südwesten, so daß wir
ur geringe Fortschritte machten, nachdem wir aber die Parallele des
reizehnten Grades geschnitten hatten, wurde die Briese frisch und beständig.
Das Wetter war während dieser Zeit gewöhnlich schön, aber kleinere
Schauer kamen oft vor. Bis zum 5. März, wo wir unter dem 76°
stlicher Länge den südlichen Wendekreis schnitten, hatte uns die Strömung
n der Mittelzahl neunzehn (drei und eine halbe schwedische) Meilen in
ier und zwanzig Stunden beinahe gerade nach Norden versetzt. Die
Temperatur der Luft war merklich kühler, und die des Meeres war von
28 bis auf 25 Grad gesunken. Am letzterwähnten Tage wurde um die
Mittagszeit der Kurs auf Mauritius genommen. Am folgenden Tage
ing der Barometer an zu sinken, und bei Sonnenuntergang schienen im
Norden dicke Wolken um den Horizont gehäuft. Am 7. fiel der Baro-
meter wieder ein Wenig, und das Gewölk häufte sich immer mehr und
mehr. Am 8. wurde das Fallen des Barometers bedeutender und der
Wind wehte mitunter in ziemlich harten Stößen. Unerachtet das Aussehen
es Himmels jetzt noch nicht das Kommen eines starken Wehens verkün-
ete, wurde die Fregatte doch klar gemacht, einen härteren Sturm aufzu-
ehmen, so wie man sie in diesem Fahrwasser zuweilen zu bekämpfen hat,
nd über die wir, bevor wir Mauritius verlassen, noch einige weitere
Worte erwähnen werden. Die Verschnürungen der Kanonen wurden un-
ersucht, die Boote außerhalb des Bordes gut geborgen, und die auf dem
Deck stehenden mit guten Verschnürungen gesichert. Von sechs Uhr bis
eun Uhr Abends stieg jedoch der Barometer wieder, und fuhr dann auch
päter fort zu steigen, so wie auch der Wind allmählig nachließ, so daß
r am folgenden Tage, dem 9., ganz schwach wurde. Während der Nacht
urden drei ausgezeichnet schöne schwarze und aschgraue Seeschwalben
efangen, ein Zeichen, daß das Land nicht allzufern war. Wahrschein-
icherweise waren sie von der Insel Rodriguez herübergekommen. Wäh-
end der vier Tage vom 5. bis 9., versetzte uns die Strömung nach Osten
um Norden nicht weniger als siebenundzwanzig, beinahe fünf schwedische
Meilen in vierundzwanzig Stunden. Diese Versetzung ist zu groß um
inen Fehler in der Messung der Geschwindigkeit zugeschrieben werden zu

können, besonders da während derselben das Sekundenglas mehrere Mal und genau untersucht wurde; man muß also annehmen, daß ein ungewöhnliches Verhältniß dieselbe verursacht hat, da die gewöhnliche Stromversetzung in dieser Gegend mit dem Passatwinde ungefähr nach Westnordwesten ist. Nach der Ankunft auf Mauritius bekamen wir auch eine Bestätigung, daß man daselbst während dieser Tage so große Abweichungen von den gewöhnlichen atmosphärischen Verhältnissen bemerkt hatte, daß man der Meinung war, es müsse ein kleiner Orkan im Herannahen sein, und es möchte wohl auch möglich gewesen sein, daß ein solcher etwas weiter nach Norden hinaus in Thätigkeit gewesen ist. Am 10. bemerkten wir nur eine ganz unbedeutende Strömung, ebenso am 11., als wir eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang die Insel Mauritius oder Isle de France, und eine der gerade nordwärts von derselben liegenden, kleinen klippigen Inseln in Sicht bekamen. Die Temperatur des Meeres war nun auf 27° Grad gestiegen. Nach Sonnenuntergang minderten wir die Segel und legten für die Nacht bei.

Den ganzen 12. hindurch kreuzten wir gegen einen schwachen und unbeständigen südlichen Wind außerhalb des nördlichen Theiles der Insel und passirten zur Mittagszeit zwischen den Holmen Flat Island und Gunners Quoin hindurch. Die Strömung schlägt hier in starken Wirbeln und wir wurden um 2 Uhr Nachmittags genöthigt, Anker auszuwerfen, worauf dann das Fahrzeug in Beziehung auf die Windstille ganz unbeweglich liegen blieb, aber wir lichteten dieselben doch bald wieder. Wir hatten im Laufe dieses Tages hinreichende Zeit, die malerische Insel in Augenschein zu nehmen. Vom Strande aus streckt sich eine sanft abschüssige Ebene, der die Zuckeranpflanzungen im großartigsten Maaßstabe ein saftiges Grün verleihen, gegen welches die dunklen Baumgruppen und die weißen Häuser lebhaft abstechen, weit hinauf. Hier und dort ragt der hohe Schornstein des Dampfmaschinenhauses von einer Zuckerfabrik hoch empor, eine Andeutung, wie sich hier im Schooße der reichen Natur der Fabrikfleiß niedergelassen hat. Im Innern der Insel erheben sich erst sonnenverbrannte Hügel, und näher ihrem Mittelpunkt steigt in kecken Formen die basaltische Bergkette, welche die Grundlage der Insel bildet. An dem nördlichen Ende derselben erhebt sich die sonderbare Klippe, Peter Both, die das Aussehen eines ungeheuren Zuckerhutes trägt, auf dessen Spitze man einen ebenso ungeheuren Apfel gesteckt hat. Sie hat ihren Namen nach einen berühmten holländischen Seefahrer, aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bekommen. Westwärts von derselben erheben sich mehrere etwas niedrigere, aber fast ebenso keck geformte Spitzen, und weiter nach Südwesten hin steigt der höchste Berg der Insel auf, dessen Gestalt durch seinen Namen: „la Pouce" (der Daumen) bezeichnet

ist. Er ist nahe an 2700 Fuß hoch. Peter Both ist etwas niedriger. Vor etwa zwanzig Jahren nahmen sich drei übermüthige Gesellen vor, ihn zu besteigen, eine That, die bereits 1790 einmal von einem Franzosen, mit Namen Peuthé ausgeführt worden war. Es waren der Direktor der Landvermessung von der Insel Lloyd, der Lieutenant von der Flotte Keppel und der Lieutenant von der Armee Philpott, in ihrer Begleitung hatten sie einen Neger. Das Vorhaben wurde glücklich von ihnen durchgeführt, und sie brachten sämmtlich die Nacht auf der Spitze der Klippe zu. Philpott war ein Nachtwandler und wurde allnächtlich festgebunden, um nicht im Schlafe gefährliche Wanderungen unternehmen zu können.

Die Abwechselung von Wald und offener Gegend auf den steilen Abhängen und den quer durchgeschnitten erscheinenden Brüchen in den ausspringenden und eingehenden Winkeln der Bergkette verleihen dem ganzen Gemälde eine außerordentliche Mannigfaltigkeit an Farbentönen, an Licht und Schatten, die besonders noch durch die von Zeit zu Zeit vorüberziehenden Wolkenmassen vermehrt werden, die, wenn sie eine Weile von den Berggipfeln in ihrem flüchtigen Zuge aufgehalten sind, durch das fernere Andringen des Passatwindes sich mit erneueter Geschwindigkeit auf ihren Weg begeben, und sich in flimmernden Regenschauern auf die Ebene herabstürzen, deren übrige Theile von einer flammenden Sonne erleuchtet werden. Man ermüdet nicht leicht dies Gemälde mit den unaufhörlich wechselnden Lichtmassen und reichen Details zu betrachten, da der eine schöne Effect immer von dem anderen abgelöst wird, ohne daß man sagen kann, welchem man den Vorzug geben möchte.

Am Abende befanden wir uns außen vor dem Distrikte Pamplemousses, der den nordwestlichen Theil der Insel bildet. Port Louis schimmerte schon weiter nach Süden hervor, aber der uns entgegen kommende und schwache Wind erlaubte uns nicht demselben schnell zu nahen, und beim Anbruch des Abends mußten wir uns etwas vom Lande entfernen, um nicht in der Finsterniß von den in dieser Nähe starken und unbeständigen Strömungswirbeln umhergetrieben zu werden. Auch am folgenden Tage fuhr der Wind noch fort uns zu necken, aber um 3 Uhr Nachmittags kam der Lootse an Bord, worauf alle Boote ausgesetzt und vorausgesendet wurden, um uns zu bugsiren; es glückte uns also gleich nach Sonnenuntergang den Ankerplatz bei der Einfahrt des Hafens zu erreichen, wo dann die Anker mit sechzehn Faden Tiefe und einem Boden von zermalmten Korallen niedergelassen wurden. Früh am folgenden Morgen wurde die Fregatte durch ein Dampfboot, welches zu diesem Zwecke hier unterhalten wird, in den Hafen bugsirt. Die schmale Rinne, welche in denselben hineinführt ist durch Bojen kenntlich gemacht, in die man seine Warps befestigen muß. Die Fregatte wurde zwischen Coopers Island und dem

Begräbnißplatze mit Ankern in den Bojen vertaut. Der Vorsteven wurde ganz nach Osten gelegt, von welcher Richtung aus man bei Orkanen das heftigste Stürmen zu erwarten hat, und auf Ansagung des Hafenmeisters ist man verpflichtet, die Stangen und Raaen zu streichen, seine Vertauungen zu verstärken und die übrigen nöthigen Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen, die das Fahrzeug daran verhindern können, vorwärts zu treiben, wodurch immer die übrigen Schiffe im Hafen der Gefahr ausgesetzt sind, beschädigt zu werden. Innerhalb des äußeren Hafens befindet sich noch ein zweiter, worin kleinere Schiffe in vollkommener Sicherheit liegen können. Sowohl Docks, als Werften sind hier zu finden, und werden häufig und gern von Fahrzeugen in Anspruch genommen, welche auf der Reise von und nach Ostindien, während der oft eintreffenden Orkane Schaden gelitten haben. Die Kosten für Reparaturen werden sehr groß, weil der hohe Preis der Lebensmittel auch alle Tagelöhne theuer macht. Wir werden bald ein Beispiel über die von den Orkanen verursachten Verwüstungen anführen. Die nahe liegende Insel Bourbon*) entbehrt gänzlich der tauglichen Häfen, so daß auch französische Fahrzeuge auf Mauritius ihre nöthigen Reparaturen vornehmen müssen.

Port Louis liegt an dem nördlichen Fuße auf einem von der Bergkette in der Mitte der Insel hervorspringenden Hügelzuge. La Pouce erhebt sich hinter der Stadt bis in die Wolken. Bequeme Landungsstellen und schöne Kais sind mit der gewöhnlichen englischen Sorgfalt auch hier angelegt. Die Stadt selbst bietet wenig für das Auge dar, und die Straßen sind den größten Theil des Tages über ganz leer. Nur unten am Hafen rührt sich ein Haufe Arbeitsleute, fast ausschließlich aus Negern oder mindestens Mischungen mit der schwarzen Raçe bestehend. Die Häuser machen keine Ansprüche auf Pracht und Eleganz, und scheinen nicht einmal dem Klima, welches ganz heiß ist, gut angepaßt zu sein. Jedoch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die für tropische Klimaten so gut berechneten Häuser in Manila und dem spanischen Amerika wahrscheinlicherweise hier der Gewalt der Orkane nicht würden widerstehen können. Eine Promenade giebt es in der Stadt nicht, aber hinter derselben, im Innern der Insel, befindet sich eine weitläuftige grüne Ebene, die von Wegen umgeben und durchschnitten ist, welche mit Bäumen bepflanzt sind, und auf welcher sich mitunter die schöne Welt zeigt. Dieser Ort hat den Na-

*) Bourbon wurde unter dem Kaiserreiche Ile Réunion genannt, welcher Name jetzt wieder aufgenommen ist. Die Ankerplätze werden oft durch sogenannte Raz-de-marées oder große rollende Wogen, die zuweilen bei völliger Windstille eintreten, beschwert, und sie richten die Fahrzeuge, die nicht unter Segel gehen konnten, um ihnen auszuweichen, meist übel zu.

men Champ de Mars erhalten. In der Mitte deſſelben iſt dem Andenken des Generals Grafen de Malartie, der während der ſo mißlichen Jahre 1792 bis 1800 ſich durch Kraft und ſtreng ausgeübte Gerechtigkeit die ungetheilte Achtung des ganzen Volkes erworben hat, ein Denkmal errichtet. Lange blieb das Monument jedoch in unvollendeter Geſtalt, bis es etwa vor zehn Jahren durch die Gattin des damaligen Gouverneurs Sir William Goënns durch in „fancy fair" geſammelte Mittel zu ſeiner Vollendung gebracht iſt.

Gute macadamiſirte Wege führen um die ganze Inſel herum. Nach Norden zu gelangt man in die Diſtricte Süd- und Nord-Pamplemouſſes, in denen man in einer etwas mehr als eine Meile betragenden Entfernung von der Stadt auf die Kirche und das Dorf gleichen Namens trifft. Der Weg iſt ſchön, man fährt zwiſchen Waldſtrecken und Zuckerrohrfeldern hin, aus der Entfernung ſchimmern prächtige Villen hervor, und die Ausſicht wird durch manche Wanderer belebt, unter denen man oft die ſchmächtigen und anmuthigen Figuren der Hindus bemerken kann. An ihrer Seite ſchreiten auch zuweilen ihre Gattinnen mit den Kindern auf dem Arme einher. Die lebhaften Farben ihrer leichten Tracht erfreuen das Auge, aber das Antlitz der Frauen wird durch einen von der Naſe bis zu dem Kinne herabhängenden flachen Ring entſtellt. Die Hindus werden hier hauptſächlich zum Baue des Zuckerrohres verwendet. Die Kirche von Pamplemouſſes hat eine ſchöne Lage und iſt ſehr prächtig, der dazu gehörende Kirchhof iſt dicht mit Denkmälern beſäet, und die auf denſelben ſtehenden Namen erinnern uns an viele hiſtoriſche Geſchlechter und berühmte Perſonen. Etwas weiter entfernt, auf der entgegengeſetzten Seite des Weges, werden die Gräber Pauls und Virginias gezeigt, die auf beiden Seiten eines kleinen Teiches, oder richtiger geſagt, einer mit Waſſer gefüllten Grube liegen. Vielleicht ſoll dies eine Anſpielung darauf ſein, daß es das naſſe Element war, welches die beiden Liebenden verhinderte ihr Schickſal bei Zeiten zu vereinigen. Die Grabſteine ſind ganz einfach, ohne jegliche Zierde oder Inſchrift, und die Gräber nicht einmal gut und mit gehöriger Sorgfalt erhalten. Einige kleine Sträucher Dornroſen waren innerhalb der engen Schranken, von welcher ſie umgeben gepflanzt, aber an ihnen allen befand ſich nur eine einzige Blüthe, ſo daß ſich faſt alle Mitglieder unſerer Geſellſchaft damit begnügen mußten, einige Blätter als Andenken an dieſe Stelle mitzunehmen, um ſie nach unſerer Heimkehr den Bewunderern der allgemein gekannten Novelle Bernardin de St. Pierres zu verehren. Wie weit übrigens die ſterblichen Reſte des Helden und der Heldin in dieſen Gräbern exiſtiren, laſſen wir ungeſagt ſein.

Dicht neben der Kirche befindet ſich ein botaniſcher Garten, ſchon

um das Jahr 1770 angelegt. Der ursprüngliche Zweck desselben war, als Pflanzschule für den Anbau von Kräutern zu dienen, welche damals als außerordentlich lohnend angesehen wurden. Die Person, welche besonders an der Einführung derselben arbeitete, hatte den bezeichnenden Namen „Poivre." Jetzt hat dieser Anbau sehr abgenommen und ist beinahe ganz eingestellt. Die regelmäßige Anlage des Gartens legt ein Zeugniß für das Alter desselben ab, und er soll, nach dem Urtheile von Kennern, sehr viel von großem Werthe enthalten. Die schattenreichen, feuchten Gänge, auf denen moosbedeckte Steinbänke standen, schienen nicht gerade sehr fleißig von Menschenfüßen betreten zu sein, und erzeugten einen Eindruck der Stille und „tendre mélancolie," wie er sich auch in dem Werke „Paul und Virginie" ausspricht.

Südwärts von der Stadt hat die Insel ein ganz anderes Aussehen. Der Streifen Landes, der den Strand bildet, ist hier ganz schmal, von der Bergkette in der Mitte der Insel springen Hügelzüge hervor und reichen fast bis zum Meere, und in die tiefen Klüfte zwischen denselben stürzen brausende Ströme hinab. Wir verbrachten einige Stunden auf einer in dieser Gegend gelegenen Villa, einem Herrn Carter, zeitigen Vorsteher des bedeutenden Handelshauses Blyth Brothers u. Comp. gehörig, an welches die Fregatte wegen ihrer Geldbedürfnisse adressirt war. Diese Villa liegt dem „Grande Rivière," welcher an diesem Punkte einen Fall von über hundert Fuß Höhe bildet, ganz nahe. Sein schäumendes Wasser zwischen den reichen Laubmassen, von welchem die steilen Abhänge verborgen werden, bildet ein unbeschreiblich schönes Gemälde, welches wir jedoch leider unter unvortheilhaften Umständen zu sehen bekamen, weil der Himmel wolkenbedeckt, und ein starker Regen, der kurz zuvor gefallen war, das Gehen unter Bäumen und zwischen Gebüschen etwas unbehaglich machte, besonders da der zähe Lehm des aufgeweichten Erdbodens sich in großen Klumpen an den Füßen festsetzte. Die Seiten des Thales, oder richtiger der Schlucht, in welcher der Fluß fließt, sind so steil, daß man nur mit Lebensgefahr dieselben hinauf- oder hinunterklettern kann, und eine Brücke führt nicht darüber hinweg, so daß Herr Carter genöthigt ist bis in die Stadt zu fahren, wenn er zu dem Landhause seines Compagnons, welches auf der anderen Seite des Flusses liegt, gelangen will, was so viel heißt, daß er drei schwedische Meilen fahren muß, um eine Entfernung zurückzulegen, welche, in gerader Linie gemessen, noch nicht einmal eine Viertelmeile beträgt. Das Wachsthum ist überall üppig, wir wanderten unter ganzen Alleen von Mango, Advocatenbirnen und anderen Fruchtbäumen, welche, wie alle anderen Pflanzungen, durch Rinnen bewässert werden, die unmittelbar aus überall herabrinnenden Bächen abgeleitet sind, und auch den

nöthigen Wasservorrath in die Häuser führen. Zu diesem Bedürfnisse kann man so viel nehmen, als es Einem beliebt, aber für die Pflanzungen wird der Wasserzugang nach einer festgesetzten Ordnung vertheilt, und es wird scharf darauf gesehen, daß Wäsche und Kleidungen nicht in diesen Rinnen gereinigt werden. Es müßte besonders befriedigend sein, sich ein Paar Tage in dieser schönen Gegend aufzuhalten, aber die der Fregatte nur noch kurz zugemessene Zeit erlaubte uns dies leider nicht.

Die ohne Zweifel angenehmste, aber auch beschwerlichste Wanderung, die wir unternahmen, war die zu der Spitze La Pouce. An und für sich selbst ist sie zwar nicht sehr mühsam, aber sie wurde es, wie schon gesagt, durch den, die vorhergehenden Tage gefallenen Regen, der die Berge ganz glatt und schlüpfrig gemacht hatte und große Massen von Wasser in den dichten Büschen, durch die man sich bis fast an den Gipfel durchzuwinden hat, zurückgelassen hatte. Man verläßt die Stadt auf der Seite des Champ de Mars, überschreitet dieses und kömmt dicht bei einigen hübschen, von Gebüschen und Blumen umgebenen Häusern vorbei, über ein Paar kleine Hügel, auf denen Cactushecken ihre verrätherischen Früchte darbieten, und gelangt so auf einen sanft abschießenden Weg, welcher jedoch bald steiler wird und für Fuhrwerk zugänglich zu sein aufhört. Zur Linken hat man einen tiefen waldbewachsenen Thalgang, zur Rechten einen steilen Bergweg, zwischen welchem und dem Wege eine Waldstrecke von üppigen, wenn schon nicht hohen Bäumen sichtbar wird. Man stößt hier oft auf Meerkatzen, welche beim Anblick des Wanderers mit unglaublichster Geschwindigkeit die Abhänge hinaufklettern und sich mit munteren Sprüngen aus einem Gebüsche in das andere werfen. Auch dem in der Botanik ganz Unkundigen zeigt es sich, daß man hier von einer Vegetation umgeben wird, die sich wesentlich von der des Flachlandes unterscheidet. Wir hatten kurz zuvor in einer Reisebeschreibung gelesen, daß Mauritius seiner Natur nach ein Mittelglied zwischen Tahiti und der Galapagos-Inseln sei, aber nicht zu viel Aufmerksamkeit auf diesen Ausdruck gerichtet; hier war es jedoch unmöglich, nicht durch die Aehnlichkeit der uns zunächst umgebenden Gegenstände mit den auf den fruchtbaren Theilen von Floriana gesehenen, überrascht zu werden, und daß diese Aehnlichkeit nicht eine blos äußerliche und scheinbare ist, wird dadurch bewiesen, daß Magister Anderssson hier verschiedene, auf den erwähnten Inseln auch vorgefundene Gewächse fand, und zwar mehr als an jedem anderen Orte, den wir schon besucht hatten. Die scharfen Kämme der Berge erinnerten dahingegen an Tahiti, waren aber nicht so in Grün gehüllt, wie dort. Nur wenige Vögel wurden sichtbar, aber eine Art großer Schnecken kroch in Menge auf dem feuchten Boden umher. Ganz in dem Maaße, wie man weiter aufwärts gelangt, wird der Weg steiler, bis man auf den Schultern des Hügelzuges, von

welchem La Pouce aufsteigt, auf einen ebenen Weg gelangt, welcher jedoch bald wieder steil auf die weitausgedehnte Ebene in der Mitte der Insel hinaufführt, um welche herum die Bergzüge einen natürlichen Wall bilden, und dem Ganzen das Aussehen eines einzigen ungeheuren Krater verleihen, welcher jedoch schon seit Jahrhunderten oder wahrscheinlicher Weise seit Jahrtausenden nicht mehr in Thätigkeit gewesen sein kann. Man weicht nun von dem Wege ab und tritt in eine dichte Waldstrecke aus Gebüsch und niedrigen Bäumen bestehend, die durch Rankengewächse und Schlangengras zusammengewachsen und so verbunden sind, daß nur ein schmaler Fußsteig in sich windenden Krümmungen durch dieselbe führt. Je höher man steigt, je verworrener und verwickelter wird die Baummasse, wenn man sich aber endlich dem herausstreckenden Kegel selbst naht, zeigt sich der Wald ganz plötzlich wieder lichter. Man klettert nun auf den Steinen der steilen Abhänge hinauf, zwischen denen kleine Kräuter und Gräser von ganz nordischem Aussehen wachsen, und man befindet sich endlich auf der engen und schmalen Fläche, welche die Spitze bildet und die gerade nicht für eine allzu zahlreiche Gesellschaft Raum bietet. Der Passatwind wehete hier oben herum ganz frisch und die Temperatur war so angenehm, wie nur immer möglich.

Die Aussicht, die der La Pouce von seiner Spitze darbietet, wird wohl nicht leicht von einer anderen an Schönheit und Reichthum übertroffen werden. Das noch nicht eine halbe Meile entfernte Port Louis scheint unter den Füßen des Beschauers zu liegen, und nach der entgegengesetzten Richtung, nach Osten hin, breitet sich die eben erwähnte Ebene in dem herrlichsten Grün aus, in der Entfernung von Bergen begränzt, zwischen deren Zwischenräumen man das Meer hervorschimmern sieht. Nach Norden zu erhebt der Peter Both trotzig seinen kahlen Scheitel aus einem wogenden Meere von wechselnden grünen Laubmassen, und die daneben liegenden Klippen scheinen darnach zu streben ihn in Keckheit der Form zu erreichen. Nach Süden hin dehnt sich ein langer Bergzug aus, dessen kahler Kamm so dünn ist, daß man glaubt, rittlings auf ihm sitzen zu können. Naht man sich der Nordwestecke der kleinen Fläche, auf der man sich befindet, und beugt das Haupt über dieselbe hinab, so erblickt man nach unten einen hohen schroffen Felsen von einigen hundert Fuß Höhe, der unseren nordischen Altvorderen, die sich nach dem Eingange in Walhalla sehnten, wahrscheinlich ein eben so bequemer Weg dazu gewesen sein würde, wie die Attestupen unserer Heimath, von denen sie sich so gern hinabstürzten. Am Fuße desselben liegen große Steinblöcke bunt übereinander geworfen, halb unter Gebüschen und Kräutern begraben. Wir hielten uns etwa eine Stunde auf La Pouce auf und traten dann unsere Rückkehr an. Die ganze Ausflucht hatte nicht länger gedauert, als von sechs

Uhr Morgens bis eilf Uhr Mittags, während welcher fünf Stunden wir uns keineswegs beeilt, sondern vielmehr in guter Ruhe die uns umgebenden Gegenstände betrachtet hatten, und obschon wir unseren Einzug in Port Louis in einem jämmerlich durchnäßten und beschmutzten Aufzuge hielten, waren wir mit dem Unternehmen äußerst zufrieden und beklagten diejenigen aufrichtig, welche sich aus Furcht vor der Länge und Beschwerlichkeit des Weges davon abhalten ließen, uns Gesellschaft zu leisten.

Mauritius hat auf einer Oberfläche von sechzehn schwedischen Quadratmeilen eine Bevölkerung von 180,000 Menschen, wovon etwas über ein Viertel aus Weißen besteht *), ein anderes Viertel aus freigelassenen Negersclaven und deren Abkommen, und nicht die ganze Hälfte aus Hindus, meist von der malabarischen Küste. Von den Weißen ist unvergleichlich der größte Theil ein hiergebliebener Rest französischer Kreolen, der sich trotz des Regierungswechsels völlig seine Nationolität erhalten hat. Die französische Sprache ist noch allgemein gangbar, und man findet auch unter den gebildeten Klassen viele Individuen, die nicht ein Wort englisch reden oder verstehen. Besonders gilt dies von den Damen. Bis in den letzten Jahren ist die vor Gericht gebrauchte Sprache die französische gewesen und alle Verhandlungen wurden in derselben geführt, aber dies Verhältniß ist jetzt geändert worden, gewiß zum bittern Verdruß der zahlreichen Advokaten von französischer Herkunft, mit welchen die Insel überschwemmt ist und deren Raubgier zum Sprüchwort geworden ist. Ungeachtet die Kreolen anerkennen, daß sie keinerlei Gründe haben, sich über die englische Regierung zu beschweren und das Verfahren derselben nicht anzugreifen ist, herrscht doch unter ihnen wenig Sympathie für die neuen Herren, und die beiden Nationen haben auch sehr wenig Umgang miteinander. Nur bei größeren öffentlichen Veranlassungen sieht man sie beisammen. Bei den Engländern findet man hier dieselbe offene und ungenirte Gastfreiheit, die im Allgemeinen in allen ihren Colonieen herrschend ist. Die französische Bevölkerung hat sehr viel von der uralten Artigkeit ihrer Nation festgehalten und mit der Offenheit vereinigt, die den Kreolen auszeichnet. Anfangs herrschte unter ihnen eine unbegrenzte und äußerst freigebige Gastfreiheit, und wenn sie jetzt eine dürftigere Gestalt angenommen hat, soll die Schuld davon mehr in der Veränderung der Umstände, als in der Gesinnungsart zu suchen sein. Wie die meisten Plantagen-Besitzer der französischen Colonieen, waren nämlich die zur Zeit der Abtretung der Insel Mauritius an England sie bewohnenden Franzosen tief verschuldet,

*) Die Zahl der Engländer beläuft sich auf ungefähr 5000, die Garnison nicht mit eingerechnet. — Eine kleine Anzahl Chinesen giebt es sogar auch hier; und wie überall stehen sie nicht gerade in dem Genusse eines guten Rufes.

theils in Folge des Krieges, theils aber auch durch eine verschwenderische und unbedachte Lebensart in Beziehung auf Geschäftsangelegenheiten. Bald begann dann die Anpflanzung des Zuckerrohrs eine bedeutende Ausdehnung zu gewinnen und der Wohlstand stieg, aber die meisten Plantagen fuhren doch fort, arg darin zu stecken. Dann kam die Sclavenemancipation*) hinzu, auf welche man jedoch schon lange vorbereitet worden war. Ansehnliche baare Summen gingen zwar ein, als ein Ersatz für die Freigebung derselben und brachten eine regere Bewegung in das Kapital der Insel, aber statt zur Verbesserung des Grundbesitzes und der Abtragung der Schuldenlast benutzt zu werden, sollen sie zum größten Theile auf Vergnügungen und Wohlleben verschleudert sein, und als das letzte Pfund sorglos ausgegeben war, befand man sich in einer ganz betrübten Stellung. Sie ist zwar seit jener Zeit wieder bedeutend gebessert, und sogar die vor einigen Jahren eingetretenen großen Handelskrisen vergingen ohne Ungelegenheiten bedeutenderer Beschaffenheit. Aber inzwischen hatte sich auch ein ernsteres Bestreben geltend gemacht und die ehemalige Verschwendung und Vergnügungssucht wurde gegen Sparsamkeit und Arbeitsamkeit ausgetauscht. Daß wir im Uebrigen während unseres kurzen Aufenthaltes an Ort und Stelle nicht dazu kommen konnten einige nähere Bekanntschaften zu machen, ist leicht einzusehen, aber nach ein Paar kleinen Gesellschaften zu urtheilen, welche die Fregatte besuchten, dürfte die Insel ein sehr angenehmes gesellschaftliches Leben darzubieten haben, oder wenigstens eins der nothwendigsten Elemente zu einem solchen, einnehmender Mitglieder des zarten Geschlechtes nicht entbehren.

Seitdem die Engländer Herren von Mauritius geworden sind, hat der Kräuter- und Spezereibau ganz der Erzielung des Zuckerrohrs weichen müssen, die in einem Erstaunen erregenden Grad zugenommen hat, wobei man jedoch bedenken muß, daß der Mangel an Absatz in Folge des Krieges die Production lange auf einem sehr niedrigen Standpunkte erhalten hatte. Im Jahre 1812 war der Ertrag wenig über eine Million Schiffspfund, während der Jahre 1815—1820 betrug er in der Durchschnittszahl jährlich ungefähr sechs Millionen, ist aber nun auf einhundertundsechzig gestiegen**), was hinreicht, um zweihundert mittelgroße Fahrzeuge zu belasten. Von dieser ganzen Zuckermasse gehen etwa fünf Siebentel nach England, der Rest nach dem Cap und Australien. Der Bau und die Pflege des Rohrs wird mit der größten Sorgfalt betrieben und Guano als Dungstoff benutzt. Der peruanische wird hier für den kräftigsten

---

*) Am 1. Februar 1835.

Der Uebersetzer.

**) 140 Millionen französische Livres.

gehalten. Die Arbeiter sind zum größten Theile Hindu's, die fleißiger, anstelliger und weniger kostspielig als die Neger sind. Durch eine ältere Erfahrung gewarnt, geht man sehr vorsichtig mit der Ausrodung der Wälder zu Werke, und haut nicht mehr aus, als was man gerade zum fruchttragenden Lande verwandeln kann. Kaffee wird auch auf den Hügeln und Höhen gebaut. Er ist von vorzüglicher Beschaffenheit, aber die Verschiffung desselben unbedeutend. Eigentlichen Ackerbau findet man nur im geringen Maaße und für die ganze Arbeitsklasse müssen die Lebensmittel (Reis ist der Hauptbestandtheil derselben), aus Indien und von anderen Orten geholt werden. Einige weit ausgedehnte Viehweiden finden sich natürlicher Weise auch nicht vor, und obschon man schöne Heerden sieht, liefern dieselben doch nicht einmal hinreichendes Schlachtvieh für den Bedarf der Insel, sondern es muß dasselbe aus Madagaskar geholt werden. Viele arabische Fahrzeuge, sogenannte Gurabs und Daos, werden mit dem Transporte des Viehes beschäftigt, aber diese Seefahrt stockt während der Zeit der Stürme und Orkane im bedeutenden Maaße, das heißt, zwischen November und März oder auch April. Die Lebensmittel sind in Folge dessen theuer, für ein Pfund Ochsenfleisch muß man sechsunddreißig Schillinge bezahlen. Von eßbarem Wild giebt es Rehe, Repphühner und Wachteln, welche jedoch nicht auf der Insel selbst heimisch sind, sondern erst hierher verpflanzt wurden. Die Wälder liefern mehrere schöne und anwendbare Holzarten zu Nutz- und Brennmaterial, worunter das Ebenholz, als die beste Art angeführt werden muß. Kleinere Schiffe werden hier größtentheils ganz aus auf der Insel gewachsenem Holze gebaut.

Mauritius hat eine Versicherungsgesellschaft gegen Seeschaden, mit einem Kapitale von 50,000 Pfund Sterling und zwei Banken und eine Sparbank, die Letzterwähnte von der Regierung eingerichtet. In wissenschaftlicher Hinsicht besitzt es eine „Society of Arts and Sciences," einen literarischen Verein und eine meteorologische Gesellschaft. Die enge Gemeinschaft der Insel mit der ganz in ihrer Nähe liegenden Madagaskar und den in unweiter Nachbarschaft befindlichen Seychellen, Rodrigues und Chagos, sämmtlich jetzt englische Besitzungen, im Uebrigen aber wenig besuchte Oerter, machen sie zu einem Niederlagsort für die Naturalien dieser Orte, womit ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Namentlich für meteorologische Beobachtungen ist die Insel vortrefflich gelegen, besonders für Studierende der großen Orkanphänomene, zu welchem Zwecke auch die oben erwähnte Gesellschaft hauptsächlich gestiftet wurde. Der gegenwärtige Wortführer derselben ist Dr. Thom, welcher sich schon seit langer Zeit mit Forschungen in diesem Stoffe beschäftigt und ein Paar kleinere Schriften in demselben herausgegeben hat. Der Secretair, Mr. Bousquet, hat auch seit längerer Zeit Materialien zu einer genaueren

Kenntniß der Orkane gesammelt, und da jetzt alle hier vorüberkommende Fahrzeuge, oder mindestens die Mehrzahl derselben, Auszüge aus ihren Loggbüchern geben, muß die Sammlung der Angaben bald der Zahl nach sehr bedeutend und dadurch werthvoll werden.

Eine Darstellung der Natur der Orkane, soweit man dieselbe schon mit Sicherheit kennt, kann hier nicht in Frage kommen, und sie würde überdies kaum für den Leser im Allgemeinen faßlich gegeben werden können, ohne gar zu weitläufig zu werden, während derjenige, welcher aus der Kenntniß dieser Phänomen einen Nutzen zu ziehen erwartet, sich doch in allen Fällen aus den eigens darüber herausgegebenen Werken eine vollständigere verschaffen muß, als wir uns im Stande glauben, sie ihm verschaffen zu können. Eine solche Kenntniß über die Beschaffenheit der Orkane und ihre Bewegungen ist ohne Zweifel für den Seemann, welcher die Fahrwasser, in denen sie vorkommen, besegelt, von Nutzen, und selbst auch dann noch, wenn man diesen Nutzen in Frage stellen sollte, dürfte die auf Erlangung derselben verwendete Zeit nicht so groß sein, daß sie nicht leicht nach einer anderen Seite hin zu ersparen sein würde. Wir sind davon überzeugt, daß die im Folgenden angegebenen Regeln, um auf der See diesen Orkanen zu entgehen, bei der strengsten Einhaltung unmöglicher Weise eine Unbequemlichkeit herbeiführen werden, auch wenn sie nicht immer unfehlbar das Schiff retten können, welches sich vielleicht schon in einer solchen Lage befindet, daß es nicht wieder herauskommen kann, sondern sich auf die beste Art, zu versuchen dem Orkane Trotz zu bieten, beschränken muß, welcher gewöhnlich die unter seinen vollen Einfluß gerathenen Fahrzeuge übel zurichtet. Als Beispiel wollen wir den außerordentlich heftigen erwähnen, welcher im Jahre 1781 die von Rodney in Westindien genommenen Priesen so fürchterlich zurichtete und England einen Verlust von 3000 Seeleuten zufügte, außer den in seinen Colonieen angestellten Verheerungeu, welche auf Millionen Pfund Sterlinge hinaufgingen; und um wieder nach Mauritius zurückzukommen, führen wir die von 1807 und 1808 an, von denen der eine das Linienschiff „Blenheim“ und die Fregatte „Java“ versenkte, der andere ein unter dem Befehle des Sir Edward Pellew's*) heimgehendes Konvoy anfiel, von welchem drei große Ostindien-

*) Sir Edward Pellew ist der spätere Lord Exmouth. — Der Blenheim führte die Flagge des Admiral Sir Thomas Troubridge. Er war der Freund Nelsons gewesen, sein Waffenbruder und einer der ausgezeichnetsten Offiziere Englands. Eine Brigg, Harrier, welche etwas von den anderen beiden Fahrzeugen abgekommen war, kam dadurch glücklich an den Ort ihrer Bestimmung, Ostindien, aber gleichsam als ob ein unheilvolles Geschick auf dem ganzen Geschwader geruht hätte, sank auch sie im folgenden Jahre, während eines Orkanes im ostindischen Fahrwasser.

fahrer verſanken, und die meiſten übrigen Fahrzeuge nur mit Verluſt von größeren oder kleineren Theilen ihrer Takelage ſich glücklich ſchätzen mußten, die zerbrochenen Rumpfe zu retten. Vor ungefähr jetzt zehn Jahren geriethen die franzöſiſche Fregatte „La belle poule" und die Korvette „Le berceau" auf dem Wege von Isle de Bourbon nach Madagaskar in einen ſolchen Orkan, der die Korvette verſenkte und die Fregatte in ein hülfloſes Wrack verwandelte, und während eines zweiten, im November des Jahres 1851, wurden nicht weniger als funfzehn Fahrzeuge entmaſtet oder beſchädigt, von denen ſpäter vierzehn nach Mauritius kamen, um ſich dort repariren zu laſſen*).

Die Jahreszeit der Orkane iſt der Hochſommer und der Herbſt. Es kommen dergleichen in Weſtindien und der chineſiſchen See vor (wo ſie Typhone genannt werden), dort in den Monaten Juli bis November, im ſüdlichen, indiſchen Meere aber zwiſchen dem November und dem April, welche Zeitgrenzen ſelten überſchritten werden, und zwiſchen denen ſich das Phänomen am häufigſten wiederholt, wenn gleich auch nicht immer auf eine ſo gewaltſame Weiſe. Das oben erwähnte bei Weſtindien trat im November ein. In den bengaliſchen und arabiſchen Buchten iſt es auf keine gewiſſe Jahreszeit beſchränkt, aber es gruppirt ſich auch dort am häufigſten auf gewiſſe Monate. Selten verfließen zwei oder drei Jahre hintereinander, ohne daß man auf Mauritius die Spuren von einem ſolchen Orkane erkennen kann, aber alle ſind natürlich nicht in ſich ſelbſt gleich kräftig, und auch von den gewaltigſten ſchreitet nicht immer der gefährliche Mittelpunkt der wirbelnden Bewegung über denſelben Punkt vor. Man hat bemerkt, daß die heftigen oft genug ein Paar Jahre hintereinander eintreffen, ohne daß jedoch eine eigentliche periodiſche Wiederkehr beobachtet werden konnte. Die, welche auf der Inſel die größten Verwüſtungen angeſtellt haben, trafen in folgenden Jahren ein: 1730, 1731, 1746, 1754, 1760, 1772, 1773, 1788, 1807, 1808, 1818, 1819, 1824, 1836 und endlich 1850, wenn ſchon auch noch bei manchen anderen Gelegenheiten kleinere Schaden herbeigeführt ſind. Der Orkan von 1773 raſte am 9. und 10. April, zerſtörte alle Saaten und die meiſten Fruchtbäume, warf im Port Louis eine Kirche über den Haufen, ſtürzte über dreihundert Häuſer ein und trieb zweiunddreißig in dem Hafen liegende Fahrzeuge

*) Das Kentern der ſchwediſchen Corvette „Carlskrona" vor Havanna wurde nicht durch einen ſolchen Orkan, ſondern durch einen plötzlichen und ſchnell vorübergehenden Stoßwind herbeigeführt. Dieſe beiden Phänomene ſind weit verſchieden und dürfen nicht mit einander verwechſelt oder vermiſcht werden; außerdem dauert der Orkan zuweilen mehrere Tage, wenn auch ſelbſtverſtändlich nicht dieſe ganze Zeit mit immerwährend gleicher Heftigkeit.

auf das Land. Die beiden von 1818 im März und 1819 im Januar richteten auch sehr bedeutenden Schaden an. Wir müssen nun diesen Stoff verlassen und führen nur noch an, daß die eigentlichen Aequatorial-Gegenden von Heimsuchungen durch Orkane befreit sind, welche dahin gegen sich bis weit in die Tropen hinaus ausdehnen, in denen sie entstehen und sich entwickeln, so daß ein und der andere, nachdem er über das ganze atlantische Meer hinweggefahren, sich doch noch leicht auf den Küsten Europa's, mitunter auf eine höchst unbehagliche Art, wie z. B. am 21. December 1821, erkennen läßt.

Sowohl Mauritius, wie Bourbon, wurden zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von dem Portugiesen Pedro de Mascarenhas entdeckt, welcher dem ersteren den Namen Cerné gab und die letztere nach sich selbst benannte. Beide Inseln waren damals unbewohnt. Die Portugiesen besuchten seitdem mehrere Male dieselben, besonders Mauritius, dessen Häfen besser sind, als die Bourbons, und brachten Ziegen und Rehe, Meerkatzen und Schweine dorthin. Gegen Ende desselben Jahrhunderts wurde die Insel von einem holländischen Geschwader besucht, dessen Befehlshaber derselben den Namen verlieh, den sie jetzt noch trägt *). Eine Colonisirung wurde jedoch nicht eher begonnen, als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und auch da hatte sie erst eine geringe Dauer. Der Gouverneur hatte von den französischen Colonisten auf Madagaskar einen Haufen Sklaven beiderlei Geschlechts gekauft, aber diese entliefen in den Wäldern und beunruhigten späterhin stets die Kolonisten. Nach einem neuen Versuche, einigen Vortheil aus der Insel zu ziehen, trat sie die holländisch-ostindische Compagnie im Jahre 1715 an die französische ab, welche schon seit 1664 auch ganz Bourbon inne hatte. Sie erhielt nun den Namen Isle de France. Es erhielt sich aber Alles in einem betrübenden Zustande bis zum Jahre 1734, wo die Colonie unter Mahé de la Bourdonnais kräftiger und kluger Regierung aufzublühen begann. Das Zuckerrohr, die Quelle des gegenwärtigen Reichthums derselben, wurde von ihm eingeführt, und fast alle allgemein nützlichen Anlagen schreiben sich aus seiner Verwaltungszeit her, unter welcher auch die Colonie von einer ihrer schlimmsten Plageruthen, den Waldnegern oder sogenannten Maronen, befreit wurde **). Für alle seine Dienste wurde der auch als Krieger ausgezeichnete Mann mit drei Jahren Gefängniß in der Bastille und darauf folgender Vergessenheit und Armuth belohnt. Frankreichs ostindische Compagnie hat

*) Nach Moritz von Oranien.

Der Uebersetzer.

**) Diese Benennung für die in die Wälder entsprungenen Neger ist auch in ganz Westindien allgemein.

auf dieſelbe Art und Weiſe die meiſten ihrer ausgezeichnetſten Beamten behandelt, worunter wir nur Lally erwähnen wollen, der ſeine Tage auf dem Richtblocke beſchließen mußte. Es iſt daher nicht wunderbar, daß die Geſellſchaft keinen langen Beſtand hatte, im Jahre 1767 wurden die Beſitzungen derſelben gänzlich vom Staate übernommen. Der gegenwärtige Gouverneur auf Mauritius, Mr. Higginſon, hat ſich kürzlich an die Spitze einer Subſcription geſtellt, um la Bourdonnais eine Statue zu errichten.

Frankreich konnte bald aus der guten Verfaſſung, in welche dieſer Mann Isle de France gebracht, die Vortheile erndten. Als während des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges die oſtindiſchen Fahrwaſſer ein Tummelplatz für die engliſchen und franzöſiſchen Geſchwader wurden, kam letzteren die Inſel wohl zu Paſſe und machte es für de Suffren möglich, ſeine Fahrzeuge lange daſelbſt in gutem Zuſtande zu erhalten. Während der Revolution blieb die Inſel nicht frei von Unruhen, aber der Partei der Ordnung, mit dem oben erwähnten Gouverneur de Malartie an der Spitze, glückte es dennoch, das Obergewicht zu behalten, und als das Dekret des Convents über die Freigebung der Sklaven ankam, erklärte ſich die Colonie bis zu einem gewiſſen Grade von dem Mutterlande unabhängig. Mit Anerkennung der Richtigkeit des Dekrets in der Sache ſelbſt, läßt es ſich wohl nicht bezweifeln, daß die anbefohlene Freilaſſung, ohne einige Vorbereitungen und ohne den Sklavenbeſitzern eine Art Entſchädigung zuzuerkennen, der Colonie den vollkommenen Untergang gebracht haben würde. Die Gemeinſchaft mit dem Mutterlande war jedoch deshalb noch nicht gänzlich gebrochen, und das frühere Verhältniß wurde wieder hergeſtellt, ſobald Napoleon ſeine Regierung hatte befeſtigen können. Während der folgenden Kriege leiſtete die Inſel dem Admiral Linois dieſelben Dienſte, wie ſie es früher de Suffren gethan, und außerdem wurden von dort eine Menge Caper ausgerüſtet, deren ebenſo kecke, als geſchickte Befehlshaber die franzöſiſche Flotte, bei deren in dieſen Fahrwaſſern gegen den engliſchen Handel nach Oſtindien geführten Ausrottungskrieg, gute Hülfe leiſteten. Unter dieſen Caper-Capitainen hat beſonders Surcouf ſich berühmt gemacht. Schon bei dem Ausbruche des Krieges war die Einnahme der Inſel von dem damaligen General-Gouverneur von Indien, dem Marquis von Wellesley, beabſichtigt worden, wurde aber dann von einer Zeit zur anderen aufgeſchoben. Endlich aber wurden die dem engliſchen Handel zugefügten Verluſte ſo bedeutend, daß das Vorhaben gegen Isle de France etwas ernſter beſchloſſen wurde, und als vorbereitende That beſetzte man die Inſel Rodrigues, ſo wie gleichzeitig eine Anzahl Fregatten ausgeſendet wurden, um die Häfen von Isle de France ſtreng blokirt zu halten. Isle Bourbon fiel in die Hände der Engländer. Zur

See war das Kriegsglück jedoch mehr wechselnd, als auf irgend einem anderen Punkte der Erde, und blutige Kämpfe wurden rings um die Strande der Inseln ausgefochten. Verschiedene Kämpfer der beiden Nationen haben hier ihren Ruf begründet; wir erwähnen nur Rowley, Willoughby, Duperré, Hamelin, Bouvet und mehrere andere. Der 24. August 1810 wurde ein für die Engländer unheilvoller Tag, da eine ihrer Fregatten in Grandport gezwungen wurde die Flagge zu streichen, zwei von ihren eigenen Besatzungen verbrannt werden mußten, die sich an Bord einer vierten retteten, welche aber ein Paar Tage nachher auch die Flagge streichen mußte. Dasselbe Geschick wurde auch noch von einer fünften getheilt, welche jedoch am Tage darauf wieder genommen wurde*). Endlich griffen die Engländer im November die Insel mit einer Flotte von siebenundzwanzig Orlogsschiffen, unter Befehl des Admiral Bertis, und in Begleitung von funfzig Transportschiffen, welche 15,000 Mann Landungstruppen an Bord führten, an, und am 3. December capitulirte der französische Befehlshaber, die Insel sowohl, wie das dorthin verlegte Geschwader von vier Fregatten und ein Paar kleineren Fahrzeugen und alle bisher von den Engländern genommenen Priesen überliefernd. Im Frieden zu Paris erhielt Frankreich die Insel Bourbon wieder zurück, aber Isle de France wurde an England abgetreten. Der alte Name derselben wurde auch damals wieder aufgenommen und ist seit jener Zeit beibehalten worden.

Unser kurzer Aufenthalt auf Mauritius war ein sehr angenehmer, und wurde durch ein glänzendes Mittagsmahl bei dem Offizierkorps des hierher verlegten 5. Füselier-Regiments beendet. Zur Mittagszeit des 17. März segelten wir von Port Louis ab, und passirten am folgenden Tage in Sicht von der hohen Isle Bourbon. Der Nordostpassat hielt an bis wir uns am 23. unter dem 30. Grad südlicher Breite und dem 47. Grad östlicher Länge befanden. In den vier Mal vierundzwanzig Stunden vom 18. bis zum 22. hatte die Strömung uns in der Mittelzahl von zwanzig (drei und eine halbe schwedische Meilen) in vierundzwanzig Stunden nach Nordnordost versetzt. Am Nachmittage des letzterwähnten Tages gab sich die Annäherung an die Region der veränderlichen Winde durch einzelne Stöße aus der Westecke her zu erkennen, die viel Regen mit sich brachten. Der 23. und 24. wurde unter unaufhörlich herumspringenden Winden verbracht, die von starkem Regen und Donnerschlägen begleitet waren. Diese Winde hielten den Monat hindurch aus, doch überwiegend aus der Südwestecke herkommend, und das im Allge-

*) Die Namen derselben waren der Reihe nach: Nereide, Magicienne, Sirius, Iphigenia und Africaine.

meinen schöne Wetter wurde ein Paar Mal durch Regen und Donnerschläge unterbrochen. Am Morgen des ersten April frischte sich der Wind von Südwesten aus auf, und wehte zur Mittagszeit als völliger Sturm, so daß die Fregatte unter ganz gerefftem Fock und Besanstagsegel lag. Die afrikanische Küste um Point-Hood herum war jetzt in Sicht. Der Sturm legte sich schnell, und schon am Nachmittage des 2. war der Seegang vollkommen verschwunden. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte uns der Strom sechsundachtzig (funfzehn schwedische) Meilen nach Süd-Westen zum Westen, oder gerade gegen Wind und See versetzt, etwas, was hier um das südliche Vorgebirge Afrikas herum oft geschieht; wenn schon die allgemeine Richtung der Strömung gerade die entgegengesetzte, oder nach Osten hin ist. Das Land um die Alga-Bucht war in Sicht und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags, während welcher Zeit die Fregatte keine bedeutende Entfernung durchlaufen hatte, sank die Temperatur des Meeres 2,7 Grad. Die folgenden fünf Tage hatten wir ziemlich wechselnde Winde, bald schwach, bald frisch wehend, aber im Allgemeinen klares und schönes Wetter, jedoch mit starker Deining aus Südwesten. Die Strömung setzte unterdessen ein wenig nach Osten um, und die Temperatur des Meeres wechselte zwischen 18 und 22 Grad. Zur Mittagszeit des 7. kam das Land um Cap Lagulhas und False Bai in Sicht, und gegen Abend das Vorgebirge der guten Hoffnung. In der Dämmerung legten wir südwestwärts bei, und wendeten uns ein Paar Stunden nach Mitternacht wieder nordostwärts. Das Vorgebirge der guten Hoffnung kam weiter am Morgen abermals in Sicht, und der Cours wurde auf die Table-Bai genommen. Der Wind wehte hart von Ostsüdost herüber, beruhigte sich aber bald beinahe gänzlich, als wir erst in See des Landes gekommen waren, dessen sonderbare Formen wir gute Zeit zu betrachten hatten. Es war fast schummrig bevor wir Green-Point, das Vorgebirge, welches nach Westen hin die Tafelbucht bildet, passirten. Der Südost stellte sich nun wieder frisch vom Tafelberge herabwehend ein; gegen denselben aufkreuzend nahten wir uns allmählig der Stadt, und ankerten um halb 9 Uhr Nachmittags. Am folgenden Morgen zogen wir uns weiter in die Bucht hinein, bis auf acht Faden Tiefe und mit Sandboden; die Spitze des Teufelsberges wurde von hier aus im Südsüdwesten gepeilt und der Löwenkopf wurde gerade genau nach Osten über der Signalstation auf dem Abhange desselben gesehen. Die Temperatur des Meeres, welche am 7. ostwärts des Vorgebirges der guten Hoffnung noch 19 Grad hatte, war nun bis auf 14 herabgesunken.

Der Hafen der Capstadt, die Tafel-Bucht, ist nur eine offene Rhede, woselbst man den nördlichen und westlichen Winden völlig bloßgestellt ist, und der Ankergrund ist nicht besonders gut. Während der Sommer-

monate Oktober bis März hat man diese Winde wohl nicht zu befürchten, der Südost weht dann mit der Beständigkeit des Passatwindes, sendet aber heulende Stöße aus den Bergen heraus, so daß man sich bei dem Ein kreuzen davor hüten muß, zu viele Segel zu führen. Besonders an den Nachmittagen sind diese Stöße sehr heftig. Während des Winters, April bis zum September, wehen dahingegen oft genug harte nördliche Winde, die im Vereine mit der hohen See schon manches Fahrzeug auf's Land getrieben haben. Wir hatten am 15. und 16. einigermaßen einen Anfall von einem solchen auszuhalten, der von Regen und dicker Luft begleitet war. Ein amerikanisches Schiff sprengte während desselben seine einzige Ankerkette, und gerieth ins Treiben, erhielt aber Beihülfe und Ersatz vom Lande, wo sich immer Anker und Taue bereit und in Ordnung vorfinden, um auf ein gegebenes Signal in großen Booten hinausgeführt zu werden. Natürlicherweise muß man für eine solche Hülfe eine schwere Bezahlung erlegen; die Kosten für den Anker und die Boote sind bedeutend, und man darf nicht darauf rechnen, solche Dienste für Nichts zu empfangen, besonders da hier selten die Rede davon ist, Menschenleben zu bergen, sondern es sich vielmehr ganz einfach um eine Angelegenheit zwischen den Versicherern der Fahrzeuge und den Hafenbehörden handelt. Während der beiden stürmischen Tage gingen jedoch unsere Boote glücklich sowohl ans Land, als auch wieder zurück an Bord. Auf Green-Point stranden jährlich mehrere Fahrzeuge, und wir sahen eins, welches von Australien zurückkehrte dort seine Reise schließen. Es fuhr in einer Nacht im Nebel auf und wurde Wrack, aber die Besatzung und selbst ein Theil der Ladung wurde geborgen. Die letztere wurde drei oder vier Tage darauf mit dem Wrack auf Rechnung der Assecuranz im meistbietenden Wege versteigert.

Die Temperatur war während unseres Aufenthaltes in der Tafel Bucht sehr verschieden, so daß sie an dem einen Tage 31 Grad überstieg und an einem anderen noch nicht einmal 16 erreichte, und in der Nacht sank sie sogar unter 11 Grad. Die des Meeres war auch sehr wechselnd, zwischen 12—15 Grad.

Englischen Kriegsschiffen ist es nur im Sommer gestattet in der Tafel-Bucht zu liegen, und auch dann sieht man sie nur selten daselbst, vielmehr liegen sie gewöhnlich in der zwei schwedische Meilen südwärts der Stadt befindlichen Simons-Bucht, woselbst es eine kleine Werfte giebt und der Stationsbefehlshaber seinen Wohnsitz hat. Außer einem Paar englischer Fahrzeuge lagen dort die russische Fregatte Pallas und ein kleines Dampfboot, beide auf der Reise nach Kamschatka begriffen. Unser alter Bekannter aus Batavia, Ardjoeno, und die amerikanische Dampf-fregatte Powhattan, ein Schwesterschiff der schon früher erwähnten Su-

quehannah, langte ein Paar Tage nach uns in der Tafelbucht an. Die Powhattan war dazu ausersehen das für Java bestimmte Geschwader zu verstärken.

Die drei Berge, welche die Capstadt umgeben, der Tafelberg, der Löwenberg und der Teufelsberg bilden eine Gruppe von höchst sonderbarem Aussehen. Das Gestein ist Sandstein, und der rothbraune Staub desselben ist ein wirklicher Fluch für die Stadt, in deren Straßen er in wirbelnden Wolken von Stoßwinden umhergetrieben wird. Von unserem Ankerplatze aus war der Tafelberg zu sehen, er erhob sich mitten zwischen den beiden anderen; der Gipfel desselben ist ganz flach, woher er eben seinen Namen bekommen hat. Seine Höhe beträgt 3600 Fuß. Der Löwenberg liegt westlich von dem ersteren, seine Ausdehnung geht ungefähr von Nord nach Süd, und von Westen aus gesehen hat er etwas Aehnlichkeit mit einem liegenden Löwen, dessen Haupt nach Süden gewendet ist. Der Teufelsberg ist zerklüftet und spitz. Auf den Abhängen der Berge findet man Meerkatzen und Paviane. Eine von uns beabsichtigte Reise nach dem Gipfel des Tafelberges mußte leider in Rücksicht auf das bewölkte Wetter aufgegeben werden. Man entbehrt nämlich nicht nur bei einem solchen jeden Lohnes für seine Mühe, sondern setzt sich auch dem Uebelstande aus sich auf dem Berge selbst zu verirren, was, außer der damit verknüpften Unannehmlichkeit, oft auch gefährlich ist. Man thut am Besten, wenn man eine Person mit sich nimmt, die die Wege kennt, sonst kann man leicht den ganzen Tag wandern müssen ohne eine Stelle zu finden, wo man die steilen, fast gerade abgeschnittenen Absätze hinaufkommen kann.

Der holländische Ursprung verräth sich noch deutlich im Aeußeren der Stadt. Die Häuser sind ihrer bedeutendsten Zahl nach ganz so, wie man sie auf allen Gemälden aus der Schule dieses Landes sieht, und ganz besonders ist das Rathhaus durchaus keine schlechte Probe der Baukunst Hollands. Auch unter der Bevölkerung macht sich sogleich auf den ersten Anblick ein nicht englisches Element bemerkbar, und das Ohr muß oft die batavische Sprache vernehmen, die namentlich von der arbeitenden Klasse ganz allgemein gesprochen wird. Diese schien uns hier häßlicher zu sein, als an jeder anderen Stelle des Weltenrundes, die wir besucht hatten, eine natürliche Folge von der Vermischung mit dem Hottentotten-Blute. Aechte Hottentotten sieht man aber nicht oft in der Stadt, und die, auf welche man stößt, sind meist vom Lande hineingekommene Knechte oder Fuhrleute, denn die Hottentotten wollen nicht recht im Stadtleben gedeihen. Ein solcher Fuhrmann mit seinem Gespanne gehört zu den charakteristischen Eigenheiten der Capstadt. Man denke sich einen ungeheueren Rüstwagen, mit bis zu einem Dutzend Paar Ochsen bespannt, und der an der

Seite desselben wandernde Kerl mit einer Peitsche von den fabelhaftesten Dimensionen versehen. Der Schaft derselben ist von ein Paar Faden Länge, und die Schnur würde durch ein Mißverständniß für eine Angelleine genommen werden können. Die Peitsche wird mit beiden Händen geführt, und bei ihrer Benutzung faßt der Kerl erst festen Fuß, um mit Beihülfe des ganzen Obertheiles des Körpers die Kraft in die Schnur zu bringen, mittelst welcher er in geschwinden Schwingungen die lärmendsten Knalle hervorruft. Die Ochsen sind mager, hochbeinig und mit außerordentlich langen Hörnern versehen, und das Aussehen derselben verräth mehr Beweglichkeit, als Stärke. Die Dressur zu ihrem Zwecke ist vortrefflich, auf nur mündlichen Befehl manoeuvriren sie mit Genauigkeit, die mit der der best-exercirten Artillerie wetteifern kann, und es erregt Erstaunen, wie gut sie sich in einem ganz tüchtigen Trabe um die Straßenecken zu wenden wissen.

Das zunächst um die Stadt herumliegende Land ist sehr häßlich; Sand und riesige Kräuter machen die Hauptzüge seines Charakters aus. Im Allgemeinen bietet das Ganze für jeden Anderen, als den Naturkundigen, nichts von Interesse, weder eine schöne Natur, noch gut gepflegten Ackerbau oder sonst etwas das Auge fesselnde, und obschon man in einiger Entfernung auch wohl schöne Stellen findet, macht es die Kostspieligkeit jeder Art Fuhrwerk, daß man sich nicht gern ohne einen besonderen Zweck dorthin begiebt. Ungefähr eine Meile von der Stadt besitzt unser geachteter Consul, Herr Letterstedt, eine prächtige Villa Mariedal, woselbst er mit ächter nordischer Gastfreiheit alle Landsleute aufnimmt. Aus Veranlassung der erst ganz kürzlich hier angelangten freudigen Nachricht von der Geburt eines einstigen Erben des schwedischen und norwegischen Königthrones, veranstaltete Herr Letterstedt einen glänzenden Ball, wozu alle Würdenträger und die angesehensten Personen der Stadt gebeten waren. Der Gouverneur, General Cathcart, war durch einen Zufall nicht in der Capstadt, sondern an der Grenze, um dort die Verhältnisse nach dem eben beendeten Caffern-Kriege neu zu regulieren, aber sein Stellvertreter brachte ein Lebehoch auf den neugeborenen Thronfolger aus. Der Commandeur-Capitain Virgin antwortete auf diese Gesundheit mit einem Toast auf das Wohl der Königin von England. Ein am Bord der Eugenie angefertigtes Feuerwerk wurde abgebrannt, und es war nichts unterlassen, um das Fest so fröhlich, als möglich, zu machen. Einige Tage zuvor waren der Chef und die Offiziere der Eugenie zu einem Balle an Bord des Meanders, des Flaggenschiffes des Stations-Befehlshabers Commodore Talbot eingeladen, und am Tage darauf gab der Commandeur-Capitain Virgin an Bord der Eugenie ein „Dejeûner dansant," wozu sich unglücklicherweise nur ein kleiner Theil der eingeladenen Damen einfand;

vermuthlich weil sie sich noch nicht von den Anstrengungen des Tanzes der vorhergehenden Nacht hatten erholen können; oder auch weil sie die noch anhaltende Deining nach dem stürmischen Wetter der letztvergangenen Tage fürchteten. Das Halbdeck der Fregatte war in einem sehr schönen Tanzsaal verwandelt, der mit Ornamenten von Wappen und darum geschlungene Kränze und Festons von Eichenlaub und Haidekraut geziert war, von welchen vaterländischen Gewächsen auch hier ein Ueberfluß vorhanden ist. Die freigebige Gastfreiheit des Consuls Letterstedt beschränkte sich übrigens nicht nur auf das Befehlspersonal der Eugenie, sondern auch der Unterbefehl und die Besatzung wurden von ihm bedacht und mit verschiedenen Erfrischungen reichlich tractirt.

Zwischen der Stadt und Mariedal weicht der Weg zu dem vom Staate unterhaltenen Observatorium ab, dem jetzt der Herr Maclear vorsteht, welcher kürzlich eine sehr ausgedehnte und beschwerliche Gradmessung längs der westlichen Küste der Cap-Colonie geschlossen hat*). Die Resultate desselben sind noch nicht veröffentlicht worden. So wie seine Vorgänger im Dienste, Fallowes und Henderson, hat Herr Maclear sich auch einen ganz angesehenen Namen gemacht. Das Observatorium war jetzt in einem erweiternden Ausbaue begriffen, und man ging gerade damit vor den Grundstein zu einem großen Meridiankreise zu legen, den man aus Troughtons und Simras wohlbekannter Instrumentenwerkstatt in London erwartete. Im Uebrigen enthielt es in Hinsicht auf Instrumente nichts Merkwürdiges. Dicht daneben befindet sich ein magnetisches und meteorologisches Observatorium, welchem ein Herr Morton vorsteht, aber seitdem das eigentliche Gebäude vor mehreren Monaten abgebrannt war, wurden die Instrumente in zufällig dort errichteten Häusern untergebracht. Beide erwähnten Herren Vorsteher erzeigten uns bei unserem Besuche jede nur mögliche Aufmerksamkeit und Wohlwollen.

Für den schwedischen Handel ist die Cap-Colonie ein wenig wichtiger Platz. Der Markt wird natürlicher Weise von England aus versehen, so daß nur Waldproducte abgesetzt werden können, und auch diese nicht einmal in bedeutender Quantität. Gewisse Retourlasten oder Frachten können nicht immer erwartet werden. Eine eigentliche Exportwaare ist nur Wolle. Wein wird nur in kleinen Quantitäten producirt.

Das Cap ist wohl allen unseren Lesern sehr gut bekannt und enthält außerdem so wenig von Interesse, daß wir nur in größester Kürze

---

*) Das durch die Arbeiten des jüngeren Herschels berühmt gewordene Observatorium war sein Privateigenthum. Es lag ungefähr eine Viertelmeile südlich des anderen.

etwas darüber erwähnt haben. Weiter in das Land hinein findet sich aber im Gegentheil viel für den Zoologen oder den Jagdfreund, und verschiedene Personen sind in den letzteren Jahren nur zu dem Zwecke dort umhergestreift, um ihre Lust nach Abentheuern zu befriedigen. Unter diesen Männern trafen wir auch zwei unserer Landsleute, die Herren Wahlberg und Andersson, die beide noch jetzt (1854) sich daselbst befinden.

Während unseres Aufenthaltes am Cap verloren wir wieder einen unserer Schiffskameraden, den Bootsmann Compass, der nach einem langwierigen Fieber am 12. April verschied, und zwei Tag darauf von uns am Lande begraben wurde.

XVII.

Rückreise vom Cap der guten Hoffnung und Abtakelung.

1853. April 20. bis Juli 30.

Am Tage nach dem Tanzfeste, welches wir eben erwähnt haben, hatte sich die Eugenie jeder Spur ihrer Feiertagskleidung entledigt, und lag in ihren Alltagskleidern klar da, um wieder unter Segel zu gehen. Nur der Wind ließ auf sich warten. Unser verehrter Herr Consul besuchte uns noch in der letzten Stunde, um uns Allen ein herzliches Lebewohl zu bieten. Zur Mittagszeit fing ein und das andere leichte Kräuseln an über die bisher spiegelglatte Meeresoberfläche hinzufahren, und bald sprang eine schwache Briese aus Südwesten auf, und um 2 Uhr Nachmittags, am 20. April, fing die Eugenie ihre Wanderung auf dem ihr seit alter Zeit her bekannten atlantischen Meere an. Der Weg zur See wurde zwischen der Küste und Robben eingeschlagen, welche Insel als Deportationsort für die Verbrecher der Colonie benutzt wird. In der Rinne zwischen derselben und dem festen Lande hat man gewöhnlich die Strömung nach Norden, weßhalb sie oft von ausgehenden Schiffen benutzt, aber immer von den kommenden Fahrzeugen vermieden wird. Robben hat ein äußerst unfruchtbares Aussehen; es ist kahl und steinig, und der gerade gegenüberliegende Strand besteht aus widerwärtigen, von dem Winde umhergewirbelten Treibsande, oberhalb welches sich eine öde, unfruchtbare Ebene bis zum Fuße der entfernteren Berge ausdehnt. Schon am folgenden Tage wurde eine starke Veränderung in dem Klima gespürt: das Thermometer sank während der Nacht nicht tiefer, als bis auf 17 Grad, während es am Cap zuweilen bis auf 11 Grad hinuntergeht, und die Temperatur des Meeres war von 13 auf 18 Grad gestiegen. Der südwestliche Wind zog sich allmählig durch Süden bis nach Südost, und wir glaubten schon, daß wir eine Spur von dem Passatwinde empfanden, aber er zog sich

bald wieder zurück, und die Tage vom 25. bis 26. wurden dicht im Süden des Wendekreises mit schwachen und unbeständigen westlichen Winden bei ganz bewölktem Himmel zugebracht. Eine starke Deining von Süden her ließ sich erkennen, und die Strömung versetzte uns etwas nach Südwesten. Als wir den Wendekreis geschnitten, stellte sich der Passat ein, aber nicht sehr frisch, und da er überdies ganz gerade von hinten einstand, machte die Eugenie keinesweges eine sehr bedeutende Fahrt. Der Himmel war den größten Theil der Zeit mit Wolken bedeckt. Kurz vor Mittag, am 1. Mai, wurden die Bergspitzen von St. Helena sichtbar; sie stachen gerade über einen Punkt des Horizontes herauf, an welchem eine dichte Wolkenschicht schon ein Paar Stunden vorher dem Auge die Stelle gezeigt hatte, wo die Insel läge. Später am Abende ankerten wir mit Wurfankern vor dem nordwestlichen Vorgebirge derselben in fünfundvierzig Faden Tiefe. Zwischen dem Wendekreise und der Insel hatte uns die Strömung ungefähr zwanzig (drei und eine halbe schwedische) Meilen nach Süden zu in vierundzwanzig Stunden versetzt. In der Dämmerung des 2. gingen wir wieder unter Segel, der Kabel sprang bei dem Lichten und der Wurfanker, der sich in irgend einen Stein oder Kluft festgesetzt hatte, wurde verloren, nachdem wir ein Paar kleine Schläge gemacht hatten, ankerte die Fregatte um 8 Uhr früh vor Jamestown, der Hauptstadt der Insel.

Die kleine Stadt liegt in einem engen Thale, umschlossen von kahlen, zerklüfteten, steilen Bergrücken, die keinesweges einen vortheilhaften Begriff der übrigen Insel geben. Die Rhede verleiht keinen Schutz gegen das Meer, da aber der Passatwind hier ebenmäßig und beständig weht, und Stürme etwas durchaus Unbekanntes sind, so kann man doch mit dem allergrößesten Sicherheitsgefühle sein Schiff auf dieselbe legen. Das Einzige, was sich möglicher Weise ereignen kann, ist dies, daß man von einem aus den engen Thälern hervorbrechenden Stoßschauern trotz seines Ankers, und mit ihm in die See hinausgetrieben werden kann. Zuweilen ist die Deinung beschwerlich, sie rührt dann von den in ferneren Gegenden wehenden Stürmen her, deren Wogen sich bis hier fortpflanzen. Einige Male sind auch sogenannte „raz de marée" oder „rollers" hier vorgekommen und haben den Fahrzeugen Schaden zugefügt. In den meisten Fällen landet man jedoch ohne Schwierigkeit an der zu diesem Zwecke aufgeführten steinernen Brücke, neben welcher auch Röhrenschnecken zur Wasserfüllung angebracht sind. Dicht neben der Brücke hat man ein Paar Schenken in Höhlen auf den Klippen eingerichtet. Der Weg geht ein Stück längs der Kante des Berges hinauf, worauf man durch eine kleine Befestigung zu einem mit Kanonen umgebenen Hof und von diesem in die Stadt gelangt, die allerdings sehr klein und dürftig ist, aber keines-

weges unschön aussieht. Sie hat nur ein Paar tausend Einwohner, dem größten Theile nach aus gemischter afrikanischer Raçe bestehend. Die ankommenden Fremden sehen sich bald von Personen umgeben, die ihnen Pferde anbieten, und wir zögerten nicht lange, um uns auf den Weg zu begeben, die weltbekannten Merkwürdigkeiten der Insel zu betrachten. So wie überall in ihren Besitzungen haben sich die Engländer beeilt gute Wege anzulegen, wenn schon sie hier den Bergen nicht auszuweichen wußten. Ein solcher führt von der Stadt aus, auf der östlichen Seite des Thales hinauf; man sieht sehr bald „the Briars" unter seinen Füßen, einen kleinen Ort, in welchem Napoleon bei seiner Ankunft bis auf Weiteres einquartiert wurde. Der Name ist sehr bezeichnend, denn das Haus wird auf allen Seiten von Cactushecken von der stachelreichsten Art umgeben. In den Schluchten, auf den Bergabhängen haben kleine dickblättrige Pflanzen feste Wurzel gefaßt, aber ihr in's Graublane hinüberspielende Grün vermag sich in einiger Entfernung nicht mehr so recht gegen das Schwarzgrau oder die bräunliche Färbung der Berge geltend zu machen. Endlich kommt man weiter hinauf auf einen Absatz, wo das Grün wieder etwas lebhafter wird, und in der Mitte der Insel sieht man hier und dort kleine Waldstrecken hervorragen. Der Weg schlängelt sich nun über kleinere Berge hinweg und längs der Kanten von mit gelbblühenden Kräutern bewachsenen, kleinen, runden Hügeln hin. Man weicht links von der Landstraße ab und kommt in ein enges, abgeschlossenes Thal, in welchem sich einige Trauerweiden und Cypressen dem Auge aufdrängen. Auf der grünen Grasfläche zwischen diesen Bäumen hat der Held seines Jahrhundertes so manche Stunde lesend oder in stiller Betrachtung verbracht, und auf dem von ihm selbst dazu auserseheneu Fleck wurden dort seine irdischen Reste niedergesetzt. Ein alter Neger wohnt dicht daneben in einer von Blumen umgebenen Hütte; er erzählt mit einem gewissen Stolze, wie er ehemals dem Kaiser das Gatterthor geöffnet, und ihm von dem vortrefflichen Wasser angeboten habe, welches aus einer kleinen, nahe seiner Hütte liegenden Quelle hervorrieselt. Das Grab ist jetzt offen, und wir stiegen in dasselbe hinab. Der Boden, das Dach und die Seiten sind dauerhaft aus großen Steinquadern gemauert. Die Lage ist unaussprechlich lieblich, von Stille und Frieden redend, und vielleicht ist der starke Contrast in den Aussichten, welche man von der Stelle des Grabes genießt, gerade Das gewesen, was einen solchen Eindruck auf die Sinne des gefallenen Kaisers gemacht hat, daß er dahin gekommen ist diesen Fleck zu seinem Ruhesitze im Leben und im Tode zu erwählen. Die kleine Grasfläche grünt so freundlich und lachend, und wird von Hügeln umschlossen, welche durch die eben erwähnten, gelbblüthigen Kräuter ein eigenthümlich prächtiges Aussehen erhalten. Wenn man die Thäler ent-

lang aufwärts sieht; bemerkt man nur Grün und Ueppigkeit, ganz nachdem sich die Thäler verschmälern, werden sie immer dichter mit Bäumen und Gebüschen erfüllt, und ihr Grün wird immer lebhafter. Wendet man aber dahingegen den Blick nach unten, dann sieht man dieselben sich erweitern und zu einer ungeheueren schwarzen Grube ausbreiten, deren zerklüftete Seitenwände jede Pflanze fortzuweisen scheinen, die den Muth hätte dort Wurzel fassen zu wollen, und in deren Tiefe die vollkommenste Oede herrscht. Die schwarze Lava liegt dort noch in aller ihrer knorrigen, holprigen Nacktheit, aber gerade durch ihren Contrast erscheint das sie umgebende Grün nur noch um so lebendiger zu sein.

Der alte Neger zeigte uns einen Fußsteig über einen waldbestandenen Berg, auf welchem man ganz nahe bei Longwood, Napoleons Wohnsitz, wieder auf die Landstraße hinauskommen sollte. Dieser kleine Weg schlängelte sich mannigfaltig durch Waldstrecken, in denen schottische Tannen die Hauptrolle spielen. Man kommt gerade einem kleinen Wirthshause gegenüber auf die Landstraße hinaus, wo wir für unsere Rückkehr ein Mittagsessen bestellten, und setzten darauf unseren Ritt weiter fort. Die Hochebene auf dem Gipfel der Insel hat ein Aussehen, was man unter den Tropen nicht zu finden erwarten sollte. Von Fichtenwäldern umgeben und mit einer Matte von feinem Grase im lebhaftesten Grün bedeckt, gleicht es völlig einem Stücke aus einer der fruchtbareren Provinzen Schwedens, bevor die Frühlingsfärbung desselben ganz verschwinden konnte. Man befindet sich jetzt ungefähr zweitausend Fuß über dem Meere und das Klima ist sehr hübsch kühl. Die höchste Spitze der Insel, Dianas Pik, schießt zu einer Höhe von noch ferneren tausend Fußen auf. Das nordische Aussehen wird durch den Umstand erklärt, daß der größere Theil der Inselflora aus fremden, hier eingeführten Gewächsen besteht, von denen national-englische den größten Theil ausmachen*). Als die Insel entdeckt wurde, war sie in ihrem bedeutendsten Theile mit Wald bestanden, aber da die von den Portugiesen hierher geschleppten Ziegen und Schweine unaufhörlich die aufkeimenden Baumsprossen abfraßen, und die großen Bäume allmählig an Alter starben, wurde sie schon vor etwas mehr als einem Jahrhunderte fast ganz kahl. Die Folgen dieser Verwüstung des Waldes zögerten nicht, sich bald einzustellen. Sonne und Winde verdorrten die jetzt vollkommen jedes Schutzes entbehrende fruchtbare Erdrinde, die dann in Form eines Staubes hinaus in das Meer flog, und große Strecken Landes, von denen es sich beweisen läßt, daß sie ehemals mit

*) Darwin gab 1836 an, daß von den 746 Arten, aus denen die Flora der Insel besteht, nur 52 einheimische sind, und seitdem ist die Zahl der ausländischen noch bedeutend vermehrt.

Wald beſtanden und fruchtbar waren, ſtehen nun faſt ohne ein einziges grünes Blatt da. Man hat ſpäter verſucht, ſo weit es möglich war, dieſem Uebelſtande abzuhelfen. Die Ziegen dürfen nicht mehr frei in den Wäldern umherlaufen und Tannen ſind in bedeutender Zahl auf allen Höhen angepflanzt worden.

Longwood gehört der engliſchen Krone, welche nach dem Tode Napoleons daſſelbe an Privatperſonen verpachtet hat. Dieſe haben natürlich dabei ganz und gar auf ihren eigenen Vortheil geſehen, und das einſt von dem verbannten Kaiſer bewohnte Haus iſt jetzt vollkommen baufällig. Auch in ſeinen beſſeren Zeiten muß es ziemlich leicht und enge geweſen ſein. In dem Salon des ehemaligen Weltbeherrſchers ſtand eine Saatmaſchine aufgeſtellt, und ſein Schlafzimmer iſt ſchon ſeit mehreren Jahren zum Stall benutzt worden. Der Fußboden iſt ganz gefault, von Tapeten iſt kaum noch eine Spur zu finden. Das neue Haus, welches erſt einige Tage vor dem Tode des Käiſers fertig geworden war, und welches er nie bewohnte, iſt dahingegen eben ſo wohl geräumig, als bequem und ſelbſt prächtig. Es erfüllt alle billigen Anſprüche und iſt dem Klima ſehr wohl angepaßt. Die Tapezierung und dergleichen iſt noch im guten Zuſtande. Die Ställe und übrigen Wirthſchaftsgebäude umgeben einen Hof auf der Hinterſeite des Hauſes, die Vorderſeite wird von einem kleinen Garten mit üppigen Bäumen und Büſchen umſchloſſen, bei deren Anpflanzung man darauf geſehen hat, daß ſie die Kaſerne der engliſchen Beſatzungsſtärke der Ausſicht aus den Fenſtern der von dem Kaiſer gewöhnlich zu benutzenden Zimmer entzöge. Wenn daher Sir Hudſon Lowe's Betragen möglicher Weiſe mitunter kindiſch und des Anſtands ermangelnd geweſen ſein mag, ſo dürfte man doch wohl nicht mit Fug und Recht der engliſchen Regierung eine vorſätzlich böswillige Abſicht ihren gefallenen Feind kleinlich zu plagen vorwerfen, wegen deſſen Bewachung ſie jedoch natürlicher Weiſe zu verſchiedenen, für ihn unbequeme Maaßregeln genöthigt war. Daß auf der anderen Seite er und ſeine Begleiter Alles ſchlecht und unbefriedigend finden würden, iſt ebenſo entſchuldbar, wie erklärlich, und der von der erſten Stunde ab gefaßte Widerwille gegen die unbehagliche Perſon des Gouverneurs war auch nicht dazu geeignet, die Reizbarkeit eines verwundeten Gemüthes zu mildern. Ohne als ein Vertheidiger des Sir Hudſon Lowe auftreten zu wollen, müſſen wir dennoch geſtehen, daß wir ein großes Mitleid für ihn hegen. Als ein Opfer einer unangenehmen Pflicht, wird ſein Name durch den Hohn und die Verwünſchungen des merkwürdigſten Mannes ſeines Jahrhunderts der Nachwelt überliefert, und auch von ſeinen eigenen Zeitgenoſſen und Landsleuten hat er nur Demüthigungen und Schmähungen zu erdulden gehabt. — Wir eilen, ſowohl dieſen Stoff, als auch dieſe Stelle zu verlaſſen, einſehend, daß unſere poetiſchen Ergüſſe in

diesem Buche nicht an ihrem Platze sind, auch selbst, wenn wir gegen Vermuthen etwas Neues in Bezug auf diese so oft von großen und kleinen Poeten und Schriftstellern behandelte Angelegenheit, die nunmehr als abgenutzt zu betrachten ist, vorbringen könnten. Wir begeben uns also auf den Rückweg, uns nur einige Augenblicke bei dem vorerwähnten Wirthshause aufhaltend, um ein dürftiges Mittagsmahl einzunehmen, bei welchem uns aber von zwei rosenwangigen lachenden Mädchen aufgewartet wurde. Der Abend ward von uns bei dem schwedisch-norwegischen Konsul, Mr. Carrol, bei dem sich eine kleine Gesellschaft versammelt fand, zugebracht. Der Chef der „Eugenie" hatte sein Musikkorps ans Land kommen lassen, um die Einwohner zu belustigen, und eine große Zahl derselben versammelte sich bald auf dem nahe gelegenen Markte. Am folgenden Tage, dem Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, wurde ein feierlicher Salut von den Kanonen des Schiffes gegeben, der in mannigfaltigen Echos von dem einen Bergabhange zu dem anderen rollte.

Die Fregatte war während der ganzen Zeit von jungen Weibern mehr oder weniger abgeschwächter afrikanischer Race überlaufen. Eine und die andere derselben sah gar nicht so übel aus, und ihr Betragen war fast immer sehr still und bescheiden. Alle beklagten sich über Armuth und schlechte Zeiten. Ehedem war St. Helena ein Eigenthum der ostindischen Compagnie, und da man es in früheren Zeiten in der Regel nicht so eilig hatte, als jetzt, hielten sich die meisten heimkehrenden Fahrzeuge einen oder den anderen Tag hier auf, wodurch der Bevölkerung ein kleiner Verdienst zufloß. Jetzt segeln die meisten der Insel vorbei, die vermögenderen Bewohner derselben haben sich an andere Stellen gezogen und es giebt daher wenig Gelegenheit zum Arbeitsverdienste. Daneben erzeugt die Insel nur eine unbedeutende Menge Lebensmittel und die ärmere Bevölkerung muß fast lediglich von gesalzenem Fisch und Reis leben. Fleisch kostet hier fast einen Reichsthaler das Pfund und es ist nicht einmal zu jeder Zeit zu bekommen.

Am Abend des letzterwähnten Tages verließen wir St. Helena und setzten unsere Fahrt nordwestwärts fort. In der Tagesdämmerung des 7. sahen wir Ascension im Westen über den Horizont hervortauchen. Der Passatwind wehte mit herrlichem Wetter frisch und beständig, ohne von beschwerlicher Wärme begleitet zu sein. Zwischen St. Helena und dem Parallelkreise des 5. Grades, welcher unter dem 16. Grade westlicher Länge geschnitten wurde, versetzte uns die Strömung in der Mittelzahl in vierundzwanzig Stunden siebenundzwanzig, oder vier und eine halbe schwedische Meile nach Südsüdwest. Unter dem letzterwähnten Parallelkreise wurde die Fregatte von der großen Aequatorial-Strömung erfaßt und während der fünf folgenden vierundzwanzig Stunden, vom 12. bis

13., nicht weniger als hundertunddreiundneunzig, oder vierunddreißig schwedische Meilen, gerade nach Westen versetzt, was beinahe sieben schwedische Meilen für vierundzwanzig Stunden beträgt. Die nördliche Grenze des Stromes wurde zwischen dem 4. und 5. Grad nördlicher Breite gefunden. Keine von den Grenzen derselben wurde mit einiger Bestimmtheit durch den Thermometer angedeutet, welcher innerhalb derselben eine Meerestemperatur von 26 und 27 Grad zeigte. Der Aequator wurde am Morgen des 11. unter 20 Grad westlicher Länge geschnitten. Nur an einem Tage, dem 12., unter 2 Grad nördlicher Breite, war der Wind wesentlich flau und unbeständig und mit ein Paar Regenschauern aus Nordost verknüpft. Am folgenden Tage ließ sich die Deining des Nordostpassats erkennen und der Wind selbst löste sehr schnell den zwar nicht sehr frischen, aber doch noch immer ziemlich ebenmäßig blasenden Südost ab. Während der ganzen Zeit, daß wir uns im Innern der Aequatorial-Strömung befanden, leuchtete das Meer zur Nachtzeit in einer Weise, die wir uns nicht entsinnen können, je zuvor so gesehen zu haben. Man kann kaum nach einer Beschreibung sich einen Begriff von etwas dergleichen machen. Mittelst Fischkescher aufgeholtes Wasser zeigte uns die leuchtenden Thierchen, die wir in der Länge bis zu vier Zoll und ein bis zwei Zoll Dicke fanden*), und man konnte dann den Schein in vielen Brechungen von blau, grün, gelb und violett sehen. Die Thierchen verschwanden immer mit anbrechender Tagesdämmerung, und daß ihr Verschwinden nicht nur ein scheinbares war, zeigte sich dadurch, daß der Kescher auch nicht ein einziges Thier mehr heraufbrachte, ungeachtet er nur zehn Minuten zuvor noch ganz voll geworden war. Wir versuchten es, diese Geschöpfe als Speise zuzubereiten, hatten aber dadurch kein Gericht bekommen, welches dem berühmten Trepang der Chinesen glich. Sie schrumpften bei der Zubereitung zu einer dünnen Haut zusammen, die aber durchaus nicht so übel schmeckte.

Wir befanden uns nun auf dem großen befahrenen Seewege für die aus Süd-Amerika zurückkehrenden und von Norden ausgehenden Fahrzeuge, und am 15. begegneten wir allein fünf von der letzteren Art**). Der Passatwind führte uns bis zum 36. Parallelkreise, zuweilen steif wehend, zuweilen nur mäßig, sich ganz in dem Maaße, in dem wir ostwärts kamen, mehr nach Osten ziehend, und mit schwachem Wehen aus Südosten schließend. Die Strömung versetzte uns während dessen gleichmäßig nach Südwesten und zwar ungefähr zwölf, zwei schwedische Meilen

*) Sie gehörten nach uns gemachter Mittheilung zu dem Geschlechte Pyrosoma.

**) Die Messung zeigte am Mittage 6° 39′ nördlicher Breite und 27° 34′ westlicher Länge.

in vierundzwanzig Stunden. Das Wetter war faſt ununterbrochen ſchön, nur ein oder der andere kleinere Regenſchauer that ihm Abbruch. Die Temperatur der Luft war bis zu dem erwähnten Parallelkreiſe wenig geſunken, die des Meeres dagegen bis gegen 20 Grad heruntergekommen. Die vier Mal vierundzwanzig Stunden vom 20. bis 23. befanden wir uns in der nach dem vielen darin fließenden Seegraſe ſogenannten Sargaſſo-See, deren Grenzen jetzt die 21. und 34. Parallelkreiſe waren, von denen wir den erſten unter 37 Grad und den letzteren unter 41 Grad weſtlicher Länge ſchnitten. Dieſe Grenzen dürfen nicht als definitive angeſehen werden, denn eine derſelben oder beide verändern ſich oft nach der Jahreszeit und anderen zufälligen Umſtänden. Wir wiſſen es nicht, wie weit man in dieſer Beziehung eine recht ſichere, auf Facta geſtützte Kenntniß beſitzt, die jedoch bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Seefahrt nicht ſehr ſchwer zu erlangen ſein dürfte. Die Angaben einiger hundert Loggbücher auf die verſchiedenen Monate des Jahres einigermaaßen gleichmäßig vertheilt, würden wohl in dieſer Beziehung völlig hinreichend ſein. Wo dieſe ungeheueren Maſſen von Gras, welche man auf dieſem großen, über hundert ſchwediſche Meilen breiten Raume ſich ausdehnen ſieht, erzeugt oder gewachſen ſein mögen, darüber wagen wir aus Unkenntniß dieſes Stoffes uns kein Urtheil zu erlauben. So weit das Auge reicht, ſieht man parallele, mehr oder weniger breite Streifen derſelben auf der Meeresoberfläche liegen und mit den Wogen ſteigen oder fallen, und wenn man ein Grasbündel aufholt, findet man in demſelben eine ganze Welt von kleinen Fiſchen, Krabben und Weichthieren lebend und ſich munter darin bewegend*).

Wie gewöhnlich folgten auf das Verlaſſen der Region des Paſſatwindes ein Paar Tage Windſtille und mit leicht anlaufenden Windſtößen, die ſich allmählig von der Weſtecke her feſtſetzten. Ein Menge Weichthiere zeigten ſich während dieſer Tage, und wir ſahen auch täglich mehrere Segler. Am 28. fing der Südweſt wieder an friſch und beſtändig zu werden und ſich mit dem ſchönſten Wetter zu verbinden. Ein großer Theil des Tages wurde in Geſellſchaft mit einigen holländiſchen Schiffen und einer ſchwediſchen Brigg verbracht, welche jedoch mit einer ſich auffriſchenden Briefe bald alle von uns zurückgelaſſen wurden. Um die Mittagszeit des 29. bekamen wir zwei von den azoriſchen Inſeln, Flores und Corvo in Sicht, beim Untergange der Sonne hatten wir ſie aber ſchon wieder hinter uns aus den Augen verloren. Unſer guter Wind

*) In von Dübens Reiſe auf dem Schiffe Prinz Karl findet ſich eine ſchöne Beſchreibung dieſer mikroskopiſchen Welt.

blieb jedoch nicht von langer Dauer, sondern zog sich bald durch Süden nach Südost, und vom 1. bis 3. Juni mußten wir gegen einen ungleichen nordöstlichen Wind mit feuchtem und nebligem Wetter liegen und arbeiten. Dieser Wind ist im Frühjahre und im Anfange des Sommers in diesen Fahrwassern, wie auch in Schweden, höchst hartnäckig. Nach einem Tage Stille bekamen wir auch dieses Mal wieder günstigen Wind mit ausgezeichnetem klaren und schönen Wetter, und am Morgen des 7. befanden wir uns mitten in einer Flotte von Lootsenkuttern, aus deren einem, zu den Scilly-Inseln gehörenden, wir einen Lootsen entnahmen. Weiter am Nachmittage bekamen wir diese Inseln selbst in Sicht, und kurz darauf erst Landsend und später Lizard. Ein Paar Stunden nach Mitternacht fing das Licht des berühmten Eddystone-Feuers an über den Horizont hervorzuschimmern. Der Feuerthurm wurde in der Dämmerung passirt, eine Stunde später kam der Hafenlootse an Bord, und um $6\frac{3}{4}$ Uhr furchte die Eugenie durch den Einlauf westwärts von Breatwater in den Plymouth-Sund, und ankerte nahe dem vor demselben liegenden Dreidrecker Queen. Kaum hatten wir die Anker fallen lassen, als sich auch der Wind nach Südosten herumwarf und mit Regen und dickem Wetter verband, so daß, wenn wir uns nur um eine Stunde verspätet hätten, wir wahrscheinlich wieder hätten umkehren und in die See zurückgehen müssen, da keine Möglichkeit gewesen wäre in dem dichten Nebel die Einfahrt aufzufinden. Dies Wetter hielt zwei Tage lang und einen guten Theil des dritten an, zur großen Freude und zum Nutzen der Ackerbauer dieser Gegend, welche sich seit mehreren Wochen vergeblich nach Niederschlag gesehnt hatten.

Auch standen die den Hafen umgebenden wohlangebauten Hügel und Felder, als die Sonne endlich wieder hervortrat, in einer entzückenden Frühlingsfärbung des lebhaftesten Grüns da, gegen welche die dunkelgrünen Baumgruppen im Parke von Mount Edgecumbs einen prächtigen Contrast bildeten. Dieser Park gilt dafür einer der schönsten in ganz England zu sein, und sein fürstlich reicher Besitzer öffnet ihn mit einer vielleicht wenig gewöhnlichen Liberalität einmal in der Woche dem großen Publikum. — Der bessere Theil der Stadt ist sehr sauber und schön, aber das dem Bootshafen zunächst liegende — Mutton Cove — dafür höchst widerwärtig. Die Straßen waren jetzt in Folge des Regens mit einem dicken Schmutzlager überzogen, von einer eigenthümlich schleimigen und klebrigen Beschaffenheit, und ihr Zustand wurde noch besonders durch die darin herrschende lebendige Beweglichkeit verschlimmert, die hauptsächlich durch eine zufällig gerade vereinigte Ackerbaugesellschaft hervorgerufen wurde. Alle Wirthshäuser waren mit Gästen überfüllt, so daß es nur mit der größten Schwierigkeit möglich war etwas zum Essen zu erlangen.

Ankommende Herren und Damen sollen aus Mangel an Herberge gezwungen gewesen sein die Nacht in ihren Wagen zuzubringen. An allen Ecken wurden die lärmenden Reden und Hurrahrufe vernommen, von denen öffentliche Mittagsessen in England gewöhnlich begleitet werden. Stündlich gingen Omnibusse nach der dicht vor der Stadt veranstalteten Thierschau und Ausstellung von Ackergeräthen, und alle Lohnfuhrwerke waren vom Morgen bis Abend in Anspruch genommen. Die Ausstellung wies Alles auf, was der südwestliche Theil von England Ausgezeichnetes an Hausthieren, Blumen, so wie anderen Erzeugnissen des Feldbaues und den Produkten der Gartenzucht besitzt, wenn schon natürlich die letzteren zu dieser Jahreszeit keine besonders große Rolle spielen konnten. Die meiste Aufmerksamkeit zogen sich einige Hühner von Cochinchinesischer Race zu. Sie übertrafen an Größe eine Pute, kosteten aber auch das Paar tausend Pfund Sterling. Damit verhielt es sich jedoch so, daß, da der Eigenthümer verpflichtet war, sie an Ort und Stelle sogleich für den einmal festgesetzten Preis zu verkaufen, und bei einer früheren Gelegenheit für funfzig Pfund das Paar eine Anzahl weggeben mußte, er zur Verbeugung solcher Gefahr, für dieses eigentlich nicht zu verkaufende Paar, den erwähnten ungeheueren Preis festsetzte, welchen natürlich auch Niemand Miene machte dafür zu zahlen.

Die Orlogswerfte liegt nicht in der Stadt Plymouth selbst, sondern in dem, auf der anderen Seite einer kleinen Bucht liegenden Städtchen Devonport. Sie ist in jeder Hinsicht von weit geringerer Bedeutung, als die von Portsmouth, und es werden auch nur ausnahmsweise Schiffe dort gebaut. Dagegen ist der Hafen in strategischer Hinsicht durch seine Lage von großer Wichtigkeit, als dem atlantischen Meere und Brest näher liegend, wie Portsmouth. Der Hafen, oder Plymouth-Sund, war noch im Anfange dieses Jahrhunderts ein nicht so ganz sicherer Ankerplatz, da er keinen Schutz gegen südliche Winde darzubieten vermochte. Diesem Mangel ist aber jetzt durch die großartigen Wogenbrecher abgeholfen, welche, seitdem sie erst unlängst ganz fertig geworden sind, schon den stärksten Stürmen siegreich getrotzt haben, so wie auch Smeatons vor demselben liegendes Meisterstück, der herrliche, bald hundertjährige Leuchthurm auf der kleinen, arglistigen Klippe von Eddystone ihnen und der Zeit widerstand. Eine kleine Arbeiterzahl ist jedoch stets mit unbedeutenden Reparaturen an den Wogenbrechern beschäftigt, deren kleinsten Sprünge bei der ersten Gelegenheit sorgfältig verstopft werden, um dem Wasser keine Punkte zur Anwendung ihrer Kraft zu bieten. Ein kleinerer Leuchthurm steht auf dem westlichen Ende derselben, und auf dem östlichen ein Seezeichen. Bei stärkerem Seegange entsteht darin, besonders zur Zeit der Ebbe, hinreichende Bewegung um Boote in Gefahr zu setzen, für größere Fahr-

zeuge führt sie aber keine Unbequemlichkeiten herbei. Außer der Queen lag jetzt nur noch die Dampfcorvette Magicienne in dem Sunde. Einladungen zur Mittagstafel kamen sogleich von den Offizieren beider Fahrzeuge an, aber die baldige Abfahrt der Fregatte hinderte uns mehr als eine derselben anzunehmen.

Wir verließen Plymouth des Nachmittags am 12., und von einer kleinen, guten, nordwestlichen Briese unterstützt, waren wir früh am folgenden Morgen in Cherbourg. Dieser Kriegshafen ist ganz unzweifelhaft dazu geeignet in einem möglichen Kriege zwischen den beiden mächtigen Nachbaren eine große Rolle zu spielen. Eigentlich von Napoleon geschaffen und Portsmouth gerade gegenüber liegend, ist er, wie sich ein berühmter englischer Seeoffizier darüber ausdrückte: „ein Auge, um damit zu sehen, und ein Arm, um damit zu schlagen!“ Von der Natur mit einem wenig günstigen Loose ausgestattet, und allein durch seine geographische Lage von Wichtigkeit, ist der Hafen nur durch Kunst zu dem geworden, was er jetzt ist. Seine langen und prächtigen Molen wetteifern mit den Wogenbrechern Plymouths, und übertreffen sie an Weitläuftigkeit und Ausdehnung. Der von ihnen umschlossene Hafen ist gut und sicher, aber der Raum scheint dennoch nicht hinreichend groß genug. Weiter hinein befindet sich noch ein in zwei Bassins getheilter Hafen für Handelsfahrzeuge und Boote. Die Werften sind in Beziehung der Mittel zu Neubauten von Schiffen mit denen von Brest und Toulon nicht zu vergleichen; es standen jetzt gerade nur ein Schiff und zwei Fregatten in Bau, wie man auch eben den Kiel zu einem Schrauben-Dreidecker legen wollte, der dem englischen Duke of Wellington (von 130 Kanonen) gleichkommen sollte. Die Werkstätten, schön und geräumig, waren natürlich gemäß der jetzigen, hohen Ausbildung solcher Bauten eingerichtet. Einige Schwierigkeiten in Bezug auf Bewahrung des Zimmerholzes, welches in Frankreich an Orten vergraben gehalten wird, in denen das Wasser weder süß, noch recht salzig ist, wird als hemmender Grund angegeben, daß Cherbourg nie zu einem Bauwerfte erster Größe erhoben werden kann. Aber es bedarf dessen auch gar nicht einmal. Seine Wichtigkeit hat es hauptsächlich als strategische Position, und Frankreichs jetziger Kaiser hat mit aller Kraft den Plan seines großen Onkels in dieser Hinsicht wieder aufgenommen, wenn schon er denselben in mehreren Details verändert hat, und demselben im Ganzen einen größeren Maaßstab verlieh. Außer den schon früher vorhandenen Bassins oder nassen Docks, in denen eine ansehnliche Anzahl Fahrzeuge getakelt und bereit in die See zu gehen liegen können, ist noch ein neues, von ungeheueren Dimensionen in Arbeit genommen. Es ist dazu geeignet dreißig Linienschiffe aufnehmen zu können, in zwei Reihen liegend, und soll von mehreren kleinen Docks, jedes für

ein Fahrzeug eingerichtet, umgeben werden, um, je nach den Umständen, zur Reparatur, zum Neubau, oder Bewahrungsplatz für fertige, aber nicht ausgerüstete Schiffe verwendet werden zu können. Eine große Menge Arbeiter waren hierbei beschäftigt, und tausend Pferde werden allein zur Wegschaffung von Steinen und Erde verwendet. Einige Jahre dürften jedoch noch darüber vergehen müssen, ehe diese großartige Anlage fertig werden kann. Die Fluth steigt hier so bedeutend, daß schon durch die Ebbe das ganze Dock fast völlig trocken gelegt werden kann.

In einem der alten nassen Docks lag das Schiff „Austerlitz" von hundert Kanonen, um mit einer Schraube versehen zu werden. Diese war vierblättrig, konnte aber zusammengeschlagen werden, so daß sie mit derselben Leichtigkeit, wie eine zweiblättrige, zu heben war. Die Einrichtung zu diesem Zwecke war sehr sinnreich und durchaus nicht verwickelt, doch kam es uns so vor, als sei Alles etwas zu leicht genommen, um die starken Angriffe auszuhalten, von denen ihr gegenüber die Rede sein wird, so daß sie dem Uebelstande ausgesetzt sein möchte, daß sich das Zusammenschlagen nicht mit gehöriger Leichtigkeit bewerkstelligen ließe. Dies ist jedoch nur eine bei dem schnellen Ansehen geschöpfte Vermuthung einer in dem speciellen Stoffe sehr wenig zu Hause seienden Person. Uebrigens hatte das Schiff nichts Besonders aufzuweisen. Eine kleine, mit der Schraube versehene Dampfcorvette war zur Prüfung auf der Rhede und schien ein gutes Resultat zu geben. Sie war für die westindischen Colonieen bestimmt. Etwas Anderes, was die Aufmerksamkeit auf sich zog, war die Lustjacht des Kaisers, „la reine Hortense," auch mit einer Schraube versehen. Die Maschine war von gewöhnlicher Art, mit daran angebrachter Auswechslung und mit Hinsicht auf Vollendung der Arbeit eher den in Motala gefertigten nachstehend, als voraus. Die Salons waren natürlicher Weise mit aller der Pracht ausgestattet, die eben nur die reiche Industrie Frankreichs zu Wege bringen kann, aber uns schien es so, als seien sie ein wenig zu sehr überladen, und besonders machten die vielen Bronzeverzierungen den Eindruck einer durch Absichtlichkeit beleidigenden Pracht; der Chef derselben war der Capitain der Fregatte, Excelmans, ein Sohn des erst kürzlich verstorbenen Marschalls und Adjutant des Kaisers; er empfing uns auf das Artigste. Das Fahrzeug war übrigens noch nicht ganz fertig, vielmehr waren die Tischler und ihr Anhang an Bord.

Alle einzelnen Einrichtungen der Werfte konnten natürlich während der kurzen Promenade in der Dauer von ein Paar Stunden nicht untersucht werden, und sie sind überdies von geringem Interesse für die Menge der Leser. Wir müssen uns also hier auf das am meisten in die Augen fallende beschränken. Man kann dem nicht entgehen die Sorgfältigkeit und

Sauberkeit zu bemerken, mit denen alles Einzelne in den Werkstätten ausgeführt wird, aber es ist sehr die Frage, in wie weit immer etwas damit gewonnen wird. Wir sahen zum Beispiel Blöcke mit einer bis in das Aeußerste gehende Feinheit gearbeitet, die denn natürlicher Weise den Preis in einem bedeutenden Maaße erhöhen mußten, ohne darum einen entsprechenden Nutzen herbeizuführen, und wir haben die Angabe gelesen, daß die Flotte Frankreichs, im Verhältniß zu ihrer Größe, vielmehr als die englische kostet, sowohl beim Baue, als bei der Erhaltung in See, und dem ohnerachtet, daß der englische Matrose besser genährt und besoldet wird.

Zur Versehung der Schiffe mit Wasser giebt es hier eine große, sorgfältig gemauerte Cisterne, wo hinein das Wasser aus einem Strome geleitet wird. Von der Cisterne aus wird es durch Röhren nach mehreren Richtungen hin in Becken geführt, und man braucht nur an einem Krahne zu drehen, um es in die Fässer zu füllen.

In der Modellkammer muß man die verschiedenen Pläne zur Erweiterung der Werften sehen, welche nach einander vorgeschlagen und eingegeben wurden, auch ein Modell der Steinkästen, welche dazu gedient haben, den ersten Grund zu den Molen zu legen. Sie waren von abgestumpfter, konischer Form und fanden sich in dem Unkostenanschlage mit 600,000 Francs das Stück aufgenommen, und an der dazu ausersehenen Stelle versenkt. In der Wirklichkeit sollen sie jedoch, wie dies in der Regel ist, doppelt so viel gekostet haben, und sieben dergleichen sind gelegt worden. In Hinsicht an Fahrzeugen enthielt die Modellkammer fast nichts, denn Alles dergleichen wird im Bureau des Marinedepartements in Paris verwahrt.

Cherbourg ist im Uebrigen eine ziemlich unbedeutende Stadt mit wenig Handel und Bewegung, zieht jedoch einen nicht geringen Verdienst von den vielen englischen Lustjachten, welche hierher kommen, um sich für ihre Sommerreisen mit Weinen und anderen französischen Leckereien zu versehen. Auch sieht man englische Goldmünzen überall im Umlaufe. Einzelne unter den Straßen der Stadt sind sehr sauber und schön, und um dieselbe rund herum findet man schattige Alleen, welche angenehme Promenaden darbieten. Die Kirche, im gothischen Style, verdient bemerkt zu werden. Sie enthält einige mittelmäßige neue Gemälde, deren schreiende Farben eines reiferen Alters zu bedürfen scheinen, um erst zu etwas Harmonischem zu werden. Die Kanzel ist dahingegen ausgezeichnet schön, und prächtig mit reichem Schnitzwerke in Nußbaum- und Eichenholz und im Renaissance-Style ausgeführt, verziert. Auf dem Rathhause sieht man eine kleine, der Stadt angehörende Gallerie, worin sich mehrere Gemälde von großem Verdienste befinden. Die Räume werden von oben her beleuchtet, und wir haben es nicht erwartet in einer kleiner Pro-

vinzialstadt Frankreichs so viel von entschiedenem Werthe und so gut aufgestellt vorzufinden.

Das umherliegende Land ist fruchtbar und gut angebaut, es ist Frankreichs an Viehzucht und Ackerbau reichste und wichtigste Provinz. Das Aussehen der Bevölkerung verräth Wohlbefinden und Vermögen, wenn man aber aus England kommt, kann man sich nicht enthalten die relativ schlechte Beschaffenheit der Zugthiere, der Fuhrwerke und Geräthe zu bemerken, die keineswegs die in der großen Masse der schwedischen Ortschaften gebräuchlichen übertreffen, wenn schon die Pferde allgemein von einer weit größeren Race sind. Im Aussehen und Gehaben des Volkes verräth sich unläugbar die nordische Herkunft; wir fanden uns geneigt, die rothwangigen, blauäugigen, frohsinnigen Bauermädchen in schwedischer Zunge anzureden; nur der höchst sonderbare Kopfputz mit seinen weißen Flügeln erinnerte an etwas Fremdes.

Den letzten Abend in Cherbourg brachten wir bei einem sehr munteren Feste zu, welches die französischen Seeoffiziere veranstaltet und wozu sie das Befehlspersonal und die Gelehrten der Eugenie eingeladen hatten. Die meisten von den in der Stadt garnisonirenden Offiziere der französischen Armee waren auch anwesend. Gesundheiten und das Wohl der Regenten beider Reiche wurden getrunken, eben so auf die französische und schwedische Flotte, und man begab sich erst an Bord zurück, um eine Stunde später wieder in See zu stechen. Gleich nach Mitternacht glitt die Eugenie sacht zum Hafen hinaus, um das nächste Mal seine Anker in einem vaterländischen Hafen fallen zu lassen.

Der Wind war den ganzen 17. Juni über gut, aber doch nicht frisch genug, um uns mit einer genügenden Geschwindigkeit vorwärts zu bringen. Am Abende nebelte es etwas, und wir blieben bis gegen Morgen des 18. in Dämmerung gehüllt: als es sich dann aufklärte, bekamen wir das Dungeness-Feuer in Sicht. Die Briese frischte nun auf, und um 9 Uhr Vormittags hatten wir schon Dover passirt, zur Mittagszeit befanden wir uns North Foreland gerade gegenüber, drei Stunden später hatten wir auch Galoppers Feuerschiff hinter uns, und waren also aller Gefährlichkeiten los und ledig. Der Wind zog sich nun nach Osten zu, und da wir am Morgen des 21. die jütische Küste in Sicht bekamen, wehte er frisch aus Nordosten her, gerade unserem Cours durch das Skaggerrack entgegen. Wir kreuzten den ganzen Tag mit allen nur möglichen Segeln gegen ihn an, und hatten uns bis etwas vor Mitternacht durch Schläge nach Hanstholmen hinaufgebracht. Später am Nachmittage des 22. zog sich der Wind nach Norden, als wir aber um 10 Uhr in der Nacht Skagen in Sicht bekamen, starb er ganz aus, und wir blieben den größten Theil des Mitsommerabendes in Windstille mit dem schönsten Wetter liegen

Bei Sonnenuntergang ſprang eine kleine weſtliche Brieſe auf, und wir zögerten nicht ſogleich die Leeſegel beizuſetzen. Mit Anbrnch des Mitſommertages wurde Skagen paſſirt, und um 3½ Uhr Morgens fing der Feuerthurm von Vinga und die ihn umgebende, vaterländiſche Küſte an durch die graue Morgendämmerung hervorzuſchimmern. Eine Bowle guten Gebräus war zur Feier dieſes herrlichen Momentes im Kanonenraume bereit gehalten. Die Brieſe friſchte ſich ſchnell auf, um 6 Uhr Morgens kam der Lootſe von Vinga aus an Bord, und anderthalb Stunden ſpäter fällte die Eugenie ihre Anker vor der Feſtung Elfsborg, in wenigen Tagen faſt ein Jahr und neun Monate, nachdem ſie den letzten ſchwediſchen Hafen verlaſſen hatte.

Die wenigen Tage, welche wir vor Elfsborg liegen blieben, wurden unter Luſtbarkeiten und Gaſtereien verbracht, zu welcher uns verſchiedene Bewohner von Gothaborg, mit der dem Norden eigenthümlichen Gaſtfreiheit eingeladen hatten. Die Fregatte wurde auch täglich von ganzen Dampfbootladungen von Menſchen beſucht, ein Zeichen, daß die Reiſe derſelben ein allgemein verbreitetes Intereſſe erregt hatte. Bei der Abfahrt wurde die Eugenie wieder von dem Glücke begünſtigt, welches ſie faſt immerwährend auf der ganzen Reiſe begleitet hatte. Der Wind war am vorhergehenden Abend, am 28., ſcharf weſtlich und hart wehend, ſo daß es keine Möglichkeit gab durch das enge Fahrwaſſer zwiſchen Elfsborg und dem Hakefjord hinauszukommen, denn das Dampfſchiff „Götha-Elf“ war zu ſchwach, um die Fregatte gegen den Wind hinauszuziehen, und ein Boot von ſtärkerer Kraft wurde nicht zugänglich gefunden. Es lag indeſſen hinter der Fregatte und klar, um dieſelbe im erſten günſtigen Augenblicke feſtzunehmen. Ein Paar Stunden nach Mitternacht beruhigte ſich plötzlich das vorher harte Wehen, und dieſer günſtige Zufall wurde nicht verſäumt ſogleich in Anſpruch genommen zu werden. Kaum hatte auch die Fregatte, von der Götha-Elf bugſirt, bei der Gefre-Scheere vorüber, hinaus in den Hakefjord kommen können, als ſich auch der Wind ſo bedeutend wieder auffriſchte, daß uns das Dampfboot nicht weiter zu bugſiren vermochte, aber wir hatten jetzt ſchon Raum genug gewonnen, um zu kreuzen, und ein Paar Stunden darauf ging der Lootſe wieder nach Vinga zurück. Der Wind wehte draußen in der See gerade recht auf den Steven, und wir trieben vor Backbords-Halſen bis 10 Uhr Vormittags weſtwärts in die See, wo der Wind ſich quer über nach Südweſten zog, und uns erlaubte den Cours zum Kattegate hinaus anzulegen. Am Nachmittage kam er friſch mit tüchtigen Regenſchauern, und weiter gegen Abend waren wir bis unterhalb Hallands-Väderö, wo wir jedoch nicht hinüberlegen konnten, ſondern die Nacht unter Kreuzen in der Oeffnung der Kullabucht verbringen mußten. Kullen wurde am Morgen des

30. passirt, und gleich darauf erhielten wir einen Lootsen von Helsinger, welcher jedoch in Ansehung der eingegangenen Nachrichten über den Ausbruch der Cholera in Kopenhagen, von uns die Erlaubniß nicht erhielt an Bord zu kommen, sondern die Lootsung von seinem in's Schlepptau hinter uns liegenden Boote unternehmen mußte. Nachdem wir den ganzen Vormittag über gekreuzt hatten, ankerten wir um 2 Uhr Nachmittags auf der Rhede von Kopenhagen.

Am folgenden Tage, den 1. Juli, ging die Fregatte von Kopenhagen aus im Schlepptaue eines Dampfschiffes ab, wodurch jede directe Communication mit dieser inficirten Stadt gänzlich und auf das Sorgfältigste vermieden wurde, damit kein Anlaß gefunden werden möchte uns die Schuld aufzubürden, die Seuche von Kopenhagen aus mitgenommen zu haben, wenn schon wir glauben, daß es auch gewiß noch Einige geben mag, die im vollkommensten Ernste die Gemeinschaft, welche durch das Bugsirtau gebildet war, für hinreichend ansehen, um dieselbe von dem einen Fahrzeuge auf das andere zu verbreiten. Die Bugsirung ging nur langsam von Statten, weil der Wind uns etwas entgegen kam, bald nach der Mittagsstunde wurde das Feuerschiff von Dragö passirt. Der Wind fuhr fort aus der Südwestecke mit mäßiger Briese herzukommen, und zur Mittagszeit des 2. Juli bekamen wir die Außenklippen in Sicht. Einige Stunden später wurde schon das Feuer auf dem südlichen Vorgebirge von Oeland, dem sogenannten langen Jan hinter uns gelassen, und bald nach Mitternacht sahen wir die Karlsinseln durch die Halbdämmerung der nordischen Sommernacht hervorschimmern. Am Vormittage des 3. kam das Feuer von Landsort in Sicht, zur Mittagszeit bekamen wir einen Lootsen an Bord, und da der Wind sich gegen Abend mit Regenschauern nach Norden warf, ankerte die Eugenie um 6 Uhr bei Rotholmen, einer Meile außerhalb „Dalaröe." Früh am folgenden Morgen stellte sich das Dampfsahrzeug Herkules ein, um uns zu bugsiren. Es machte jedoch seinem Namen keine Ehre, da die Bugsirung so langsam ging, daß wir anfingen dem Glauben zu mißtrauen vor Sonnenuntergang noch in den Strom hineinkommen zu können, aber am Nachmittage kam das Dampfschiff Flink uns bis etwa eine Meile vor Waxholm zu Hülfe, und Seiner Majestät des Königs hohen Geburtstag mit zweiunddreißig Schüssen salutirend, ankerte die Eugenie um 7 Uhr Nachmittags zwischen Skeppsholmen und Stadsgärden.

Wie schon in Göthaborg hatten auch hier der Chef und das Offizierpersonal der Eugenie sich eines höchst schmeichelhaften Empfanges zu erfreuen. Die Befehlenden und Gelehrten der Expedition wurden von der Königlichen Akademie der Wissenschaften und von der Societät der Großhändler von Stockholm zu glänzenden Mittagstafeln eingeladen; und

auch der Unterbefehl und die Besatzung wurde nicht vergessen und konnte sich in Tivoli einen frohen Abend machen. Dieser Abend wurde jedoch leider zu einem Unglücksbringenden für einen Bootsmann, welcher bei der Rückkehr an Bord durch eine Luke auf den Zwischenboden hinabstürzte und am folgenden Tage in dem Garnison-Lazarethe seine Reise um die Erde und auf dieser Welt schloß. Vom Morgen bis spät am Abende war die Fregatte mit Besuchern überfüllt.

Auch geruheten Seine Majestät der König, begleitet von Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, die Fregatte in Gnaden mit Ihrem Allerhöchsten Besuche zu beehren. Bei der Rückkehr an's Land gaben Seine Majestät die Absicht zu erkennen zum Andenken an diese Reise der Eugenie eine Medaille prägen zu lassen, von welcher ein Exemplar in Gold dem Chef, in Silber den Offizieren und Unteroffizieren und in Bronze der Besatzung ertheilt werden sollte. Für diese Letztere ließen Seine Majestät auch noch ein Tanzvergnügen an Bord veranstalten, selbstverständlich mit dazu gehöriger reicher Tractirung.

Die Eugenie segelte von Stockholm am 14. Juli wieder ab, und langte am 18. in Karlskrona an. Zwölf Tage später wurde die Besatzung derselben abgelohnt, nachdem sie vorher das Schiff auf die Werfte gelegt hatte.

Beilagen.

1. Statistische Angaben über die La-Plata-Staaten.

Bevölkerung in den La-Plata-Staaten um die Mitte des Jahres 1840 bis 1850.

1.	Buenos Ayres	320,000	
2.	Santa Fé	20,000	
3.	Entre-Rios	30,000	
4.	Corrientes	40,000	
5.	Cordova	90,000	
6.	Santiago del Estero	50,000	
7.	Tucuman	45,000	
8.	Salta und Jujuy	80,000	
9.	Catamarca	30,000	
10.	Rioja	25,000	
11.	San Louis	20,000	
12.	Mendoza	45.000	
13.	San Juan	25,000	
Argentinische Republiken			820,000.
Paraguay		gegen	220,000.
Banda Oriental		„	80,000.
Alle La-Plata-Staaten			1,120,000.

Die in Gran Chaco und südwärts davon umherstreifenden Indianer gehen, nach verschiedenen Angaben, nicht unter die Zahl von 50,000 und nicht über 100,000 Individuen.

Die Staatseinkünfte betrugen 1850 62,266,510 Papier-Pesos, oder nach dem damaligen Cours über 12,000,000 Reichsthaler Banko, von welcher Summe der Zoll den größten Theil eingebracht hatte. Die Ausgaben desselben Jahres beliefen sich auf 56,046,352 derselben Münze, oder ungefähr 11,000,000 Reichsbankthaler. Der Cours der Papiermünze war damals ungefähr 13—14 Pesos Papier gegen einen harten Piaster, während unseres Aufenthaltes an diesen Orten war er 18—19, und ist bei ein Paar Gelegenheiten noch unvortheilhafter gewesen.

Export von Buenos Ayres im Jahre 1851.

Artikel.		Quantität.	Werth. Pf. St.
Gedörrtes Fleisch .	(für 100 Pfd.)	431,873	172,749
Knochen (Schenkel) . . .	Stück	3,538,367	2,654
„	Tonnen	1,274	1,592
Federn	Ballen	107	4,280
Pferdehaar	„	4,623	92,460
Häute, Ochsen- und Kühe	Stück	2,601,140	1,300,570
„ Pferde	„	140,677	26,377
Hörner	„	2,365,720	13,007
Felle, Kalbs	Ballen	193	3,281
„ „	Dutzend	119	178
„ Rehe	Ballen	36	720
„ „	Dutzend	7	2
„ Ziegen	Ballen	185	3,700
„ „	Dutzend	25	8
„ Nutria (Biber) .	Ballen	38	1,900
„ „ „ . .	Dutzend	76	28
„ Schaaf	Ballen	4,320	43,200
Talg	Pipen	19,790	217,690
„	Kisten	7,549	22,647
„	Seronen	185	462
Wolle	Ballen	19,060	190,060
„	Seronen	2,914	29,140
	Summa		2,126,705

Der Import nach Buenos Ayres belief sich auf:

		1825	im letzten Jahre 1851.	
Von England	Pfd. St.	800,000	900,000	Hamburg u. Bremen 85,000
„ Frankreich	„	110,000	500,000	Dänemark, Schweden und Norwegen . 30,000
„ Nord-Europa . .	„	85,000	170,000	Belgien . . . 30,000
„ Länder des Mittelmeeres	„	115,000	120,000	Holland . . . 25,000
„ Vereinigte Staaten .	„	180,000	200,000	
„ Brasilien u. die übrigen	„	275,000	220,000	
	Summa	1,575,000	2,110,000	

Der große Zuwachs im Import von Frankreich her ist theils durch die steigende Ueppigkeit in Kleidung und Gewohnheiten entstanden, theils in Folge der großen Menge Franzosen, Basken und Savoyarden, welche sich daselbst ansässig gemacht haben, und die eine große Menge schlechter französischer Weine consumiren. Vor 1840 sollen nicht mehr als vier oder fünf Lasten desselben jährlich zu verkaufen gewesen sein, jetzt werden vierzig verkauft, und der Abgang soll ungefähr tausend Last im Monat sein.

Als eine Probe der Preise von den Waaren des Landes führen wir folgende Liste an, die zwar nicht von neuem Datum ist, aber doch noch als ziemlich zuverlässig angesehen werden kann. Die Münzen sind zur Vergleichung der Summen auf unseren Fuß reducirt.

Vieh.

Fette Ochsen	pro Stück Bco. Rchsthlr.	14 — bis 15 —
Schöne Ochsen	„ „ „ „	10 — „ 11 —

Fette Kühe	pro Stück	Bco.	Rchsthlr.	12	—	bis	13	—
Schöne Kühe	„	„	„	„	9	—	„	10	—
Magere Ochsen zum Schlachten wegen der Häute	„	„	„	„	7	—	„	—	—
Magere Kühe desgl. . . .	„	„	„	„	4	—	„	—	—
Magere Stiere desgl. . . .	„	„	„	„	6	—	„	—	—
„ „ zweijährig .	„	„	„	„	3	—	„	—	—
„ „ einjährig . .	„	„	„	„	2	—	„	—	—
Fette Hammel	„	„	„	„	1	16	„	—	—
Stuten zum Schlachten . .	„	„	„	„	3	—	„	—	—

Häute und Felle.

Gesalzene Ochsen und Kühe	von 75 Pfd.	Bco.	Rchsthlr.	8	—	bis	9	—
„ Pferde	pro Stück	„	„	3	16	„	—	—
Getrocknete Ochsen (Matadero)	von 40 Pfd.	„	„	7	—	„	—	—
„ Kühe	„	„	„	„	8	24	„	—	—
„ Ochsen und Kühe (vom Lande)		„	„	7	—	„	8	—
„ Pferde (vom Lande)	pro Stück	„	„	2	24	„	—	—
Schaaffelle, reine, gemischte	pro Dutzend	„	„	5	—	„	—	—

2. Die Zeitung Panama Herald theilt Folgendes über die Fischerei im Perlarchipelagus mit:

Diese Fischerei war ehemals ein Eigenthum der spanischen Krone, und sollte in derselben Categorie stehen, wie die Gold- und Silbergruben, und wurde unter Leitung der Regierung betrieben. Die Fischer erhielten die Gerechtigkeit auf eigene Rechnung Perlen zu suchen gegen eine Abgabe von fünf Procent vom Fange. Als sich das Land unabhängig von Spanien erklärte, wurde die Steuer auf den Perlfischfang abgeschafft, weil die Perlen als in dem Meere gehöriges Naturerzeugniß betrachtet wurden, das Jedermann frei sei, wie alle Arten Fische. Ein Jeder hat daher jetzt gleiche Gerechtigkeit zu solcher Fischerei und disponirt ungehindert über den ganzen Ertrag seiner Arbeit. Es existirt keinerlei Beschränkung in Hinsicht auf das Fischwasser, vielmehr kann man untertauchen, wo es Einem beliebt.

Die nächsten und bedeutendsten Fischereien sind um die Perl-Inseln gelegen. Diese sind der Zahl nach sechzig oder siebzig; die größte heißt S. Miguel, auf der eine Stadt gleichen Namens liegt mit ungefähr 1500 Einwohner. Alle diese Inseln sind mehr oder minder bewohnt, und die meisten sind jetzt Privateigenthum.

Gegenwärtig sind 12—1500 Menschen mit der Perlfischerei beschäftigt, und der zusammengezählte jährliche Ertrag pflegt sich zwischen 80,000 und 150,000 Piaster zu halten, meistens jedoch mehr als 100,000, ohne ungefähr 1000 Tonnen (6000 Schffspfd.) Schalen, welche zu 30 bis 40 Piaster pro Tonne verkauft werden. Die Inseln sind gesund und fruchtbar, und die Einwohner, von denen der größte Theil Neger sind, zeigen sich gutmüthig und gastfrei.

Das Tauchen geschieht bis in eine Tiefe von drei bis sieben Faden, und der Taucher pflegt ein halbes oder ein ganzes Dutzend Muscheln mit heraufzubringen. Er arbeitet gewöhnlich zwei und eine halbe, höchstens drei Stunden hintereinander, während welcher Zeit er zwölf bis funfzehn Mal taucht. Die besten Taucher bleiben ungefähr eine Minute unter Wasser, die meisten nur fünfundvierzig Secunden. Daß einer zehn Minuten und darüber unter Wasser bleiben könne, ist ein völliger Irrthum. Wir hörten von einem hierselbst wohnhaften und angesehenen Manne, der sich beinahe dreißig

Jahre hindurch mit dem Perlhandel befaßt hatte, die Versicherung, daß er von keinem Taucher Etwas wisse, der es länger als einundsechzig Secunden unter dem Wasser ausgehalten habe, und daß dieser auch nur durch das Versprechen einer bedeutenden Belohnung dazu vermocht werden konnte.

Die Muscheln werden entweder frisch, als Nahrungsmittel benutzt, oder getrocknet, nachdem sie erst vorher abgesiedet worden. Ihr Geschmack ist vortrefflich, und sie sollen eine sehr gesunde und kräftige Speise sein. Die gedörrten Muscheln werden auf Schnüre gereiht und an einer kühlen, trockenen Stelle aufbewahrt, und später auf verschiedene Weise zubereitet.

Der Preis der Perlen variirt sehr bedeutend, je nach ihrer Größe, Reinheit und Gestalt, von zehn Piaster die Unze bis auf fünftausend. Zwischen fünfhundert und funfzehnhundert Piaster werden oft hier für eine einzige Perle von nur drei sechszehntel Unze Gewicht gezahlt.

3. König Kamehamehas Rede an den Commandeur-Capitain Virgin bei der Audienz am 26. Juni 1852.

„Ihre schöne Fregatte ist das erste schwedische Orlogsschiff, welches mein Königreich besucht, aber ich hoffe, daß ihr bald noch viele andere nachfolgen werden.

Ich biete Ihnen und Ihren Offizieren ein herzliches Willkommen auf meinen Inseln, und ich bin überzeugt, daß Ihr Besuch hierselbst zur Errichtung eines Freundschafts- und Handels-Verhältnisses zwischen den vereinigten Staaten, Schweden und Norwegen und meinen Inseln führen wird, welches Verhältniß für ewig fortdauern wird.

Ich wünsche, daß Sie meinem großen und guten Freunde, Sr. Majestät König Oskar, zu erkennen geben mögen, daß ich mich sehr über die Versicherungen des Wohlwollens freue, die Sie mir in Sr. Majestät Namen gegeben haben, und daß ich feierlichst verlange, mit Sr. Majestät und Seinem Reiche die freundschaftlichsten und freisinnigsten Beziehungen auf einer Grundlage der vollkommensten Gleichheit zu befördern, sowohl in Beziehung auf Sr. Majestät hier anwesenden Unterthanen, wie auch den schwedischen und norwegischen Handel und die Frachtfahrt mit schwedischen und norwegischen Fahrzeugen. Da Sr. Majestät Politik die des freien Handels und der Reciprocität ist, bin ich davon überzeugt, daß dieselben auch mir im Austausche die gleichen Vortheile bewilligen."

4. Statistische Angaben über die hawaiischen Inseln.

a) Bevölkerung.

Kahoolawe ist zu Maui gerechnet. In Hinsicht auf das Alter war im Jahre 1850 die Bevölkerung so vertheilt:

	Männlich.	Weiblich.
Unter 18 Jahren . . .	12,983	10,383
Zwischen 18 u. 31 Jahren	7,995	7,752
Zwischen 31 u. 53 „	11,018	11,047
Ueber 53 Jahr	10,207	9,154
Summa	42.203 +	38,336 = 80,539.

b) Finanzen.

Seit 1842 waren die Einkünfte und Ausgaben des Staates in runder Zahl:

	Einkünfte.	Ausgaben.
1842 . . .	Doll. 41,000	— —

	Einkünfte.	Ausgaben.
1843 . . .	Doll. 69,000	— —
1844 . . .	„ 65,000	— —
1845 . . .	„ 75,000	— —
1846 . . .	„ 127,000	116,000
1847 . . .	„ 155,000	— —
1848 . . .	„ 166,000	166,000
1849 . . .	„ 194,000	177,000
1850 . . .	„ 284,000	251,000;

deren Vertheilung folgende war:

Einkünfte 1846.		1850.		Ausgaben 1850.		
Einfuhrzoll	Doll. 51,144 42	118,901 38		König und Rath	Doll.	19,966 16
Binnenhandel u. Fischereien	„ 12,353 80	26,784 02		Inneres Departem.	„	140,030 52
				Aeußeres „	„	4,730 64
Directe Besteuerung	27,038 42	52,455 26		Finanz- „	„	15,080 08
Geldbußen . . .	8,426 34	14,404 25		Justiz- „	„	28,825 07
Stempelpapier ꝛc.	7,893 34	15,314 72		Unterrichts- „	„	29,841 43
Verkauftes Krongut	20,398 68	56,495 22		Verschied. Ausgaben	„	12,233 26
Summ	Doll. 127,855 00	284.354 85		Summa	Doll.	250,707 56

c) Schulwesen.

	1848.				1850.			
	Protestantisch.		Katholisch.		Protestantisch.		Katholisch.	
	Schulen.	Schüler.	Schulen.	Schüler.	Schulen.	Schüler.	Schulen.	Schüler.
Hawaii . .	150	6,300	28	787	169	5,470	26	651
Maui . .	94	3,851	31	773	101	2,661	40	871
Molokai . .	20	982	2	34	27	810	2	44
Lanai . .	7	184	—	—	7	184	—	—
Oahu . . .	99	3,597	35	936	87	2,619	30	715
Kauai . . .	50	1,352	3	64	43	1,053	2	38
Niihau . .	6	141	2	37	7	162	2	40
Summa	426	16,407	101	2,631	441	12,959	102	2,359

Die ganzen Kosten für diese 543 Schulen betrug 1850 an Doll. 25,892;
Schullehrer-Gehalt . . . . . „ 20,630;
was in der Mittelzahl für jeden Lehrer macht . . . . „ 37,99;
für jede Schule . . . . . „ 47,68.

Privatschulen sind in der obenstehenden Tabelle nicht mit eingerechnet. Eilf solche gab es 1850 im Unterrichts-Departement einregistrirt und sie wurden unterhalten

von der Regierung mit . . . . Doll. 1,929 92
„ Privatpersonen mit . . . „ 11,061 00.

Die Schüler in diesen eilf Schulen bestanden aus:

Weißen	67	
Gemischte Raçe .	61	
Hawaiier . . .	313	441.

5. Der Walfischfang im stillen Meere.

Die Honolulu-Zeitung „Polynesian" für den 15. December 1853 theilt über den Walfischfang Folgendes mit:

Die Zahl der angekommenen Walfischfängerschiffe im verflossenen Herbste ist 359, von denen 210 Honolulu besucht haben, 101 Lahaina und 38 Hilo; da aber verschiedene dieser Fahrzeuge mehr als einen Hafen besucht haben, bleibt die wirkliche Zahl nur 275. Von diesen waren:

Amerikanische . .	258	
Französische . . .	10	
Bremer	4	
Englische	1	
Chilensische . . .	1	
Hawaiische . . .	1	275.

Nach einem Mittelwerthe für jedes Fahrzeug mit Ausrüstung von 40,000 Dollars beläuft sich der Capitalwerth dieser Flotte auf ungefähr 11,000,000 Dollars.

Der Fang bestand aus:

Spermaceti .	17,247 Faß oder	543,280 Gallons	à 80 c. .	Doll. 434,624
Thran . . .	421,585 „ „	13,279,897 „	à 50 c. .	„ 6,639,948
Fischbein . .	5,357.737 Pfund	. . . . .	à 25 c. .	„ 1,339,434
			Summa	Doll. 8,414,006

Ein Fahrzeug hatte während eines dreimonatlichen Fischens eine Last erhalten, welche nach den in Honolulu gangbaren Preisen 123,000 Dollars Werth hatte. Zwischen sechs- und siebenhundert amerikanische Fahrzeuge sind mit Walfischfang in den verschiedenen Theilen des stillen Meeres beschäftigt. Ungefähr die Hälfte des Thranes wird in den vereinigten Staaten abgesetzt, der Rest geht nach Europa, besonders nach Deutschland.

6. San Francisco.

a) Goldverschiffung.

1851. 1852.

34,492,634 Doll. 45.801,321 Doll. oder ein Zuwachs von 11,308,687 Doll.

Von dieser Summen wurden verschifft nach:

		1851.	1852.
New-York	Doll.	30,062,498	39,007,367
New-Orlans . . .	„	403,294	470,783
London	„	3,392,761	6,020,027
Panama	„	151,205	46,000
San Juan	„	— —	43,626
Chile	„	460,322	97,907
China	„	2,554	115,611
Andere Orte . . .	„	20,000	— —
	Summa Doll.	34,492,634	45,801,321

b) Handel und Seefahrt.

Während des Jahres 1852 sind angekommen:

	Anzahl.	Tonnen.
Amerikanische Fahrzeuge aus amerikanischen Häfen	344	196,781
„ „ „ ausländischen „	252	116,944
Andere Fahrzeuge aus aus ausländischen Häfen	407	131,289
Summa	1,003	445,014
Worunter Dampfschiffe	127	118,876

In demselben Jahre sind abgegangen:

	Anzahl.	Tonnen.
Amerikanische Fahrzeuge nach amerikanischen Häfen . . .	705	133,507
„ „ „ ausländischen „	391	219,644
Andere Fahrzeuge nach ausländischen Häfen	405	120,988
Summa	1,501	474,139
Worunter Dampfschiffe	158	127,047

	Männer.	Weiber.	Kinder.	Summa.
Die Zahl von seewärts angekommener Passagiere war 1852	57,316	5,223	1,651	64,190
Die Zahl von seewärts abreisender Passagiere war 1852	22,554	390	2	22,946

7. New-Süd-Wales.

Ackerbau in der Colonie war 1837 . Acker 92,125
„ „ „ „ 1851 . „ 152,057

Der Ertrag desselben belief sich:

	Waizen. Büschel.	Mais.	Korn.	Hafer.	Roggen.	Kartoffeln. Tonnen.	Heu.	Tabak. Ctr.
1837 .	692,620	632,155	51,447	17,119	6,753	2,102	5,627	2,034
1851 .	1,407,463	717,053	133,944	49,069	4,891	13,644	36,605	12,530

Die Anzahl an Vieh war:

	Pferde.	Rindvieh.	Schaafe.	Schweine.	Talg-Production.
1843 . . .	55,739	850,160	3,452,539	54,607	Ctr. 28,901
1851 . . .	116,397	1,375,257	7,396,895	65,510	„ 88,145

Die Aus- und Einfuhr der Ackerbau- und Viehzuchtproducte war:

		Ausführ.	Einfuhr.
Getreide 1837 . . .	Pfd. Sterl.	21,399	56,817
„ 1851 . . .	„	22,856	66,882
Lebendes Vieh 1840 .	„	—	21,213
„ „ 1851 .	„	23,645	510
Butter und Käse 1837	Lbs.	106,755	49,313
„ „ 1851	„	200,789	70,140
Wolle 1837	„	4,273,715	—
„ 1851	„	15,268,474	—
Talg 1837	Ctr.	500	—
„ 1851	„	86,460	—

Die Viehausfuhr bestand 1848 aus 1,181 Pferden, 10,208 Kühen u. Ochsen, 25,331 Schaafen
„ „ „ 1851 „ 1,941 „ 971 „ „ 18,186 „

8. Chinas Thee-Ausfuhr.

a) Nach England.*)

Grüne Theesorten.

Vom 1. Juli 1843 bis 30. Juni 1844		8,974,200
„ 1844	„ 1845	12,196,800

*) Das Gewicht ist überall in englischen Pfunden angegeben.

Vom 1. Juli	1845	bis 30. Juni	1846	12,609,100
„	1846	„	1847	7,864,000
„	1847	„	1848	6,963,700
„	1848	„	1849	8,479,200
„	1849	„	1850	8,120,000
„	1850	„	1851	8,154,300

Schwarze Theesorten.

Vom 1. Juli	1843	bis 30. Juni	1844	41,639,600
„	1844	„	1845	41,373,300
„	1845	„	1846	44,975,500
„	1846	„	1847	45,501,000
„	1847	„	1848	40,730,600
„	1848	„	1849	38,763,500
„	1849	„	1850	46,841,200
„	1850	„	1851	55,865,800

b) Nach den vereinigten Staaten.

Grüne Theesorten.

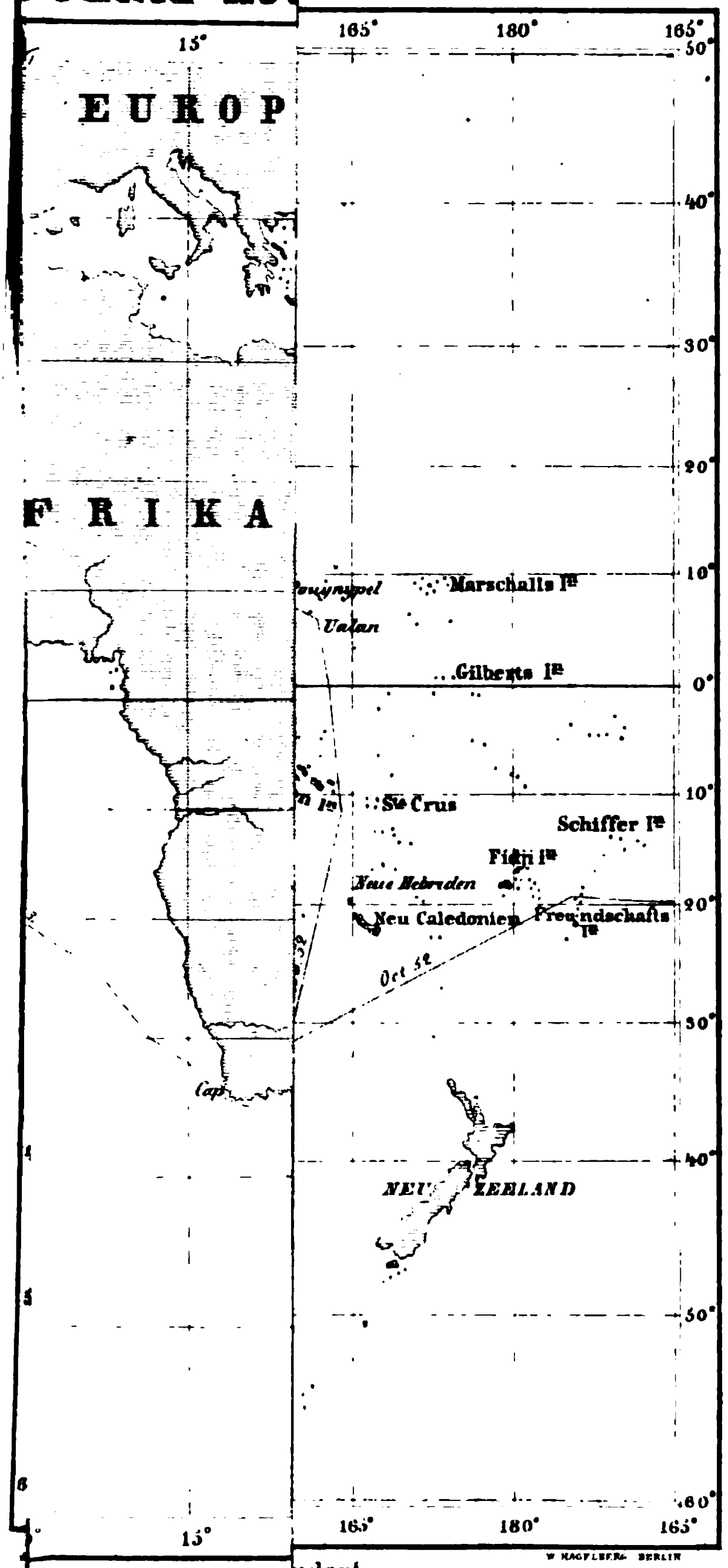
Vom 1. Juli	1844	bis 30. Juni	1845	13,812,099
„	1845	„	1846	14,236,082
„	1846	„	1847	13,853,132
„	1847	„	1848	15,345,030
„	1848	„	1849	13,818,700
„	1849	„	1850	14,396,400
„	1850	„	1851	15,215,700
„	1851	„	1852	20,937,300
„	1852	„	1853	26,489,800

Braune Theesorten.

Vom 1. Juli	1844	bis 30. Juni	1845	6,950,459
„	1845	„	1846	4,266,166
„	1846	„	1847	4,318,496
„	1847	„	1848	3,993,617
„	1848	„	1849	4,853,600
„	1849	„	1850	7,361,400
„	1850	„	1851	13,545,100
„	1851	„	1852	13,396,700
„	1852	„	1853	14,484,700

Druck von Trowitzsch u. Sohn in Berlin.

UGENIE AU



...n Stellen wo dergle...ndert.

FS

THE NEW Y.
PUBLIC LIBRA.
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDAT.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

B'D JUN 15 1915